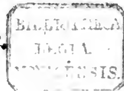


Morgenblatt



Nro. 1.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.



Mittwoch 1814 5. Jäner.

Maximilian, ein baierisches Volkslied.*)

Ihr Brüder jauchzt! ein festes Band
Umschlingt uns, – heißt das Vaterland.
Noch einmal jauchzt, und dankt daneben;
Daß uns Maximilian gegeben.
Gelobet heute auf das Neue
Dem Vaterlande Lieb' und Treue,
Und jeder singe, wie er kann:
Es lebe Maximilian!

Wohl ringsum blüht noch manches Reich,
Und manchem ist dem unsern gleich
Von Gott ein guter Fürst gegeben.
Die guten Fürsten sollen leben! —
Doch unserm König gleichet keiner;
Es kann der Beste seyn nur einer,
Ihr Nachbarn müßt es uns bejah'n,
Es lebt nur ein Maxmilian.

O hört! was so an Ihm uns freut,
Es ist die deutsche Herzlichkeit,
Die sich in seinem Blicke zeiget,
Wenn Er sich freundlich zu uns neiget.
Wir würden, wär' Er unsers gleichen
Zum biedern Druck die Hand ihm reichen.
Wie Kinder sich dem Vater nah'n,
So nah'n wir Maximilian.

Des Lebens Last wird uns so leicht,
Weil Lieb' Er uns zur Stütze reicht,
Und Antheil nimmt an unsern Sorgen.
Ein jeder übt vom frühen Morgen,
Bis sich herab der Abend senket,
Sein Tagwerk williger, und denket;
Den Schweiß, der von der Stirne rann,
Mit Liebe lohnt Maxmilian.

Er ist ein Mensch; nur größer schlägt
Das Herz, das er im Busen trägt,
Vergißt nicht auf dem goldnen Throne,
Daß Unglück auch auf Erden wohne.
Ihm zeiget Seines Herzens Güte
Den Weg zur stillen Armuth-Hütte,
Und keiner flehet fruchtlos an
Den Menschenfreund Maxmilian.

Ja darum lieben wir Ihn so.
Doch Er wird dessen nimmer froh,
Er trägt für uns der Krone Leiden,
Nur sparsam blüh'n Ihm ihre Freuden,
Kaum will Er eine Freude pflücken,
So stürmt der Krieg sie zu zerknicken.

---

*) Dieses für den gegenwärtigen Zeitpunkt passende Volkslied, welches bey seinem ersten Erscheinen zu wenig in die Hände des Publikums gekommen ist, wünschte der Verfasser in der gegenwärtigen Umarbeitung in unsere Blätter aufgenommen zu sehen. Wir glauben durch die Erfüllung dieses Wunsches zugleich auch die Zufriedenheit unserer Leser zu verdienen.

Anmerk. der Redaktion.

Wird einmal Ruhe, saget wann
Beglücken Maximilian?

Schon wieder droht ein Feind, schon brüllt
Der Löwe furchtbar, schüttelt wild
Den frischen Lorbeer auf den Mähnen.
Er färbt sie bald mit Blut und Thränen,
Entquollen tiefen Todeswunden,
Die seinen Zorn dem Feind erkunden.
Er schützt mit einem scharfen Zahn
Sein Baiern und Maximilian.

Auf starke Männer! eu're Hand,
Eu'r Herz bedarf das Vaterland,
Erhebet euch in eurer Jugend,
Und denkt der Väter hehre Tugend!
So hört man ringsum von uns allen
Nur einen stolzen Ruf erschallen.
Wir eilen auf des Ruhmes Bahn,
Uns rufet Maximilian.

Uns ruft zu ihrer HeldenSchaar
Der Prinzen treugeliebtes Paar.
Zwey tapf're KönigsSöhne eilen
Gefahr und Ruhm mit uns zu theilen,
Mit uns zum heil'gen Krieg zu ziehen
Und Ludwig heiß und Karl erglühen.
Der Wittelsbacher ist ihr Ahn,
Ihr Vater ist Maxmilian.

Und uns durchwallt der Väter Blut,
Und uns durchwallt der Väter Muth,
Es spricht ein reuiges Versöhnen
In nassen Augen HermannsSöhnen,
Und jubelnd nennt der Deutsche wieder
Die Deutschen alle seine Brüder.
Verschwunden ist der lange Wahn.
Für Deutschland! ruft Maxmilian.

Wir eilen auf der Ehre Feld,
Dort führt uns Baierns kühnster Held.
Wir folgen unserm Wrede gerne,
Gebannt ist Sieg an seine Sterne.

Und wenn er ruft, hinan und stürmt,
Und stürzt, was sich entgegen thürmet!
So stürmen muthig wir hinan,
Der Schlachtruf ist Maxmilian.

Und mit des Sturmes grauser Macht
Umarmen wir die HeldenSchlacht,
Und halten sie wohl fest umschlungen,
Bis wir des Sieges Kranz errungen.
Da hauchet statt der herben Klagen,
Von denen die dem Sturm erlagen,
Ein Wort noch sterbend mancher Mann —
Das letzte — Maximilian!

Wir weinen dann, und Max auch weint,
Die KönigsThräne rinnt vereint
Mit seines Volkes bittrer Zähre. —
Doch denket, auf dem Feld der Ehre
Ist Sterben ewig neues Leben!
Die Augen laßt uns aufwärts heben,
Getröstet blickt euch Brüder an,
Sie starben für Maxmilian! —

Erfreuen uns in SiegesLust,
Ertönen laßt aus jeder Brust
Des lauten Jubels frohe Klänge!
Erschallet hoch TriumphGesänge,
Verkündet unsers Namens Feyer!
Den Sieg erkämpften tapfre Baier,
Und Großes haben sie gethan
Die Söhne von Maxmilian! —

Und, wenn wir einst am Ziele steh'n,
Und frey Germania wieder seh'n;
Dann kehren wir zur Heimath Hütte,
Dann weilt in unsrer frohen Mitte
Der holde schöne Friede wieder,
Dann tönen unsre JubelLieder.
Wie Leiden jetzt, so theilen dann
Wir Freuden mit Maxmilian.

J. C. Mielach.

Hertha.

Deutsche Mythe. Von Lauer.

Von keinem milden Himmel des schönen Griechenlands, dem Mutterlande der Künste umweht; von keinem Augustischen Zeitalter umblüht; von keinem ägyptischen Weisen genährt, gedieh in Teutona's Eichenhainen eine Mythe, welche an erhabener, religiöser Würde und höherm poetischen Sinne keiner Mythe Aegyptens, Roms und Griechenlands nachsteht; wenn sie vielleicht nicht unter allen den ersten Rang behaupten darf. Wir wollen, indem wir die schöne Blüthe deutscher Phantasie zur allgemeinen Ansicht darstellen, uns zugleich auf die Mythen der oben erwähnten Länder beziehen, welche mit der unsrigen einige Aehnlichkeit haben.

Unser deutsches Götterbild Hertha war keine ägyptische Isis, von welcher ein alter Schriftsteller folgende Schilderung macht: „Schönes, volles Haar senkte sich in Locken auf ihren göttlichen Hals. Sie trug eine besonders geformte, mit Blumen umwundene Krone. Ueber der Stirn erschien eine Art von Globus, fast in Spiegelform, welcher einen brillanten Silberglanz, dem Mondesstrahl ähnlich, von sich warf. Zur Rechten und zur Linken dieses Globus erhoben sich wellenförmig zwey Vipern, ihn gleichsam zu umfangen und zu unterstützen, und an der Grundlinie der Krone ragten Getreideähren hervor. Ein Kleid von feiner Leinwand verhüllte den Körper. Dieses prächtige Kleid war von dem reinsten Weiß, saffrangelb, und einer so lebhaften Feuerfarbe, daß meine Augen davon geblendet wurden. Ein Ueberwurf, bewunderungswerth durch das dunkelste Schwarz, hing von der linken Schulter unter den rechten Arm, und floß in Falten bis an die Füsse. Der Rand dieses Ueberwurfs war mit verketteten Schleifen, und verschiedenen Blumen geziert, und über und über von Sternen durchsäet. In der Mitte dieser Sterne zeigte sich der Mond, schimmernd von Strahlen umglänzt. Diese Göttin hatte ein Sistrum (ägyptisches Instrument, bey dem Gottesdienste gebräuchlich,) in der rechten Hand, welches bewegt, einen lauten, sehr angenehmen Ton von sich gab. In der Linken trug sie eine goldene Vase, deren Henkel von Schlangen gebildet wurden, die drohend den Kopf erhoben. Die Fußbekleidung duftete Ambrosia, und war ein Gewebe von Siegespalmen. Diese große Göttin, deren süßer Hauch alle Wohlgerüche des glücklichen Arabiens übertrifft, würdigte mich, mich in folgenden Worten anzureden: Ich bin die Natur, Mutter der Dinge, Gebieterin der Elemente, der Anfang der Jahrhunderte, Beherrscherin der Götter, Königin der Verstorbenen, die Erste himmlischer Naturen, das ewige einige Bild der Göttlichkeit. — Ich bins, welche die Höhen und den Glanz der Himmel, die einsamen Winde des Meeres, und die düstere Stille der Hölle beherrscht. Einzig nur wird meine Göttlichkeit im ganzen Welt-Theil unter verschiedenen Gebräuchen verehrt. Die erstgebornen Phrygier nennen mich die Pessinuntische Mutter der Götter; die Athener: Cekropische Pallas; die Cyprier: Venus Paphia; die Cretenser: Diana Diktynna; die Sizilier, welche drey Sprachen reden: Proserpina die Stygische; die Eleusiner: die alte Göttin; Andere: Ceres; wieder Andere: Juno, Bellona; Einige: Hekate, und noch Andere: Rhamnusia. Die Aegyptier aber, eingeweiht in meine alte Lehre, ehren mich in den mir geeigneten Gebräuchen, und nennen mich bey meinem wahren Namen, die Königin Isis.“ Man verehrte sie allgemein als die unendliche, fruchtbringende Natur, und als Erfinderin der Kultur des Bodens.

Hertha war auch keine, ihre geliebte Tochter Proserpina suchende Ceres, die nach Einführung des beglückenden Ackerbaues, der wohlthätigen Gesetze, der menschenliebenden Geselligkeit und milder Sitten, ihrem Schüler und erwähltem Sohne Triptolem ihren mit Drachen bespannten Götterwagen mit dem Befehle übergab, alle Völker der Erde den Getreidebau zu lehren, und der man aus Dankbarkeit die Thesmophorien und mystischen Eleusinien weihte.

Auch war Hertha keine Rhea, die das Sinnbild

der Bewohnbarkeit der Erde andeutend, von der bildenden Kunst, majestätisch auf einem mit Löwen bespannten Wagen sitzend, mit einer Mauerkrone auf dem Haupte, und einem Schlüssel in der rechten Hand dargestellt wird; und deren entmannte Priester sie mit rasenden Gebährden verehrten. Eben so wenig eine Concordia, oder Irene, welche in Rom prächtige Tempel hatten; auch keine eigentliche Securitas publica, keine Fecunditas, keine Faustitas, keine Elpis, keine Angerona, keine Veritas oder Aeternitas, sondern ihr Begriff ist, um mich so auszudrücken, das Aggregat aller dieser Begriffe und Personifikationen.

(Der Beschluß folgt.)

Von der Witterung im Monat Jäner.

Die meiste Zeit wird es in diesem Monat kalt, und sogar ganz Anfangs und wohl auch gegen das Ende sehr kalt seyn; nur der nahe Vollmond kann Schnee bringen, oder er temperirt wenigstens auf einige Tage die Kälte. Etwas ähnliches läßt sich auch um die Zeit des Neumonds erwarten. Die Witterungsphänomene auf den großen Körper des gestirnten Himmels (wie sie Herschel und Schröter allgemein dafür erklären) zeigten sich mir in der Sonne vom 17. bis 22. vor. Monats in verschiedener Ansicht einer Phase von hellerm und dunklerm Lichte ihrer Lichtfläche. An der östlichen, hellern Seite waren die Stippen neben den Poren mit Lichtpuncten wie besäet; an der westlichen dunklern Seite waren eben diese Lichtpuncte viel seltener, matter, größer, unbegränzter; im Ganzen sah man seit einiger Zeit wenige Oeffnungen in der Sonne, und nicht viele Fackeln. Höchst wahrscheinlich zeigt die Sonne sich den Bewohnern der Planeten eines andern Fixsterns bald als Stern der ersten, bald als Stern der zweyten, oder gar der dritten Größe, wie dieses letztere sicher am 30. August bey ihrer Lichtarmuth der Fall war. Der Venus-Planet zeigte sich am 29. vor. Monats mit einem Schnee-Fleck, ganz in der Nähe des Südpols, wie der Mars, und bey genauer Untersuchung fand sichs, daß es die von Schröter entdeckten gegen 6 geogr. Meilen hohen Alpen waren (eigentlich 22,252 Toisen = 5,8 geogr. Meilen, unser Chimborasso hat nach Humbold nur 3358 Toisen Höhe.) Der ferne Mars zeigt noch immer seinen südlichen weissen Polarfleck und auf des Jupiters Mittelstreifen zeigen sich, außer den Schatten seiner Monde bey seinen Sonnenfinsternissen, meistens auch noch schwarze Flecken, die sehr oft auf Augenblicke verschwinden. Sie rotiren manchmal geschwinder als der Planet, und Schröter hält sie für sehr verdichtete Wolken, sie können also Gewitter seyn, wo eines allein oft so groß ist, als das europäische Rußland. Da nun nach Schröter der leiseste Zephyr auf dem Jupiter schon so stark ist, wie bey uns ein mäßiger Sturm, so mögen solche Gewitter, wenn sie anders in die Tiefe wirken, immer vielmal stärker wüthen, als der Orkan auf Jamaika 1799, welcher die Dörfer so abrasirte, daß man meist nur die Rümpfe abgebrochener Thürme noch antraf. Unter den sichtbar als Wolken sich darstellenden Mittel-Streifen mag Jupiter also wohl schwerlich bewohnt seyn.

Charaden.

I.

Wenn lechzend die Gefilde rings erbleichen,
Erneute LebensLust in sie ergießt
Mein erstes SilberPaar. Es ist ein Zeichen
Des Lebens, Baiern es als Strom durchfließt.

Es wichen den Kanonen längst die zweyten,
Sie schweben kühn in lustigen Reihen fort,
Nach ihnen nannte sich in alten Zeiten
In Baiern ein Geschlecht, noch heut' ein Ort.

Es strahlt das Ganz' im SilberStaub' der Wogen.
Es strahlet an des Himmels blauem Zelt',
Ein Zeichen einst; daß wieder sey gewogen
Der Himmel seiner schuldbefleckten Welt.

II.

In ungleiche Hälften theilet
Richtig ein dreysilbig Wort.
Zum Gebirg der Hoffnung eilet,
Sucht die erste Hälfte dort.

Dann die zweyte könnt ihr lesen
Vorwärts, rückwärts, wie ihr mögt;
Immer Waaren um zu messen
Sie den schlanken Leib bewegt.

Heut' erbauet euch das Ganze
Durch ein Gnadenbild geehrt,
Morgen lockt es euch zum Tanze,
Und den Chemiker zum Heerd.

J. C. Mielach.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

Sonnabend 1814. 8. Jäner.

Gedichte von Theodor Körner.

Die nachstehenden Gedichte werden den Freunden des Verstorbenen willkommen seyn; sie schildern auf das lebhafteste die Stimmung und die Gesinnung, mit welcher er in den Kampf für das Vaterland ging, für dessen Befreyung auch er als ein rühmliches Opfer fallen sollte. Es erregt nichts mehr Bedauern, als eine unerfüllt gebliebene Hoffnung, ein aufblühendes Talent, welches gleich im ersten Aufblühen wieder hinweggerafft wird.

Theodor Körner, aufgewachsen in einem Hause, welches Schiller's Genie in den frühern Jahren, wo es sich eben so kraftvoll entfaltete, gastfreundlich gepflegt hatte; gebildet durch einen würdigen Vater, den Appellations-Rath Justus Körner in Dresden, dessen freye Muße, die ihm der Staat übrig ließ, ganz der höhern Kunst oder der ernsten Forschung gewidmet blieb, war schon von Jugend an mit den Ideen der Poesie umgeben. Eine neue Epoche in seinem Leben begann mit seiner Ankunft in Wien, wo er sich im Kurzen viele Freunde erwarb. Er war auch mir als der Sohn eines geehrten Freundes willkommen gewesen und oft erfreute mich im Kreise andrer junger Männer seine jugendliche Lebhaftigkeit, so wie seine dichterische Fruchtbarkeit bis zu jener Zeit, wo er uns für die größere Sache verließ. — Sein Talent für das Theater entwickelte sich hier bey uns sehr schnell und ausgezeichnet glücklich; es fand auch die ermunternde Aufnahme, die es verdiente, erwarb ihm entschiedenen Beyfall, ja die allgemeine Liebe. Er war fruchtbar und arbeitete schnell; es würde ungerecht seyn, die Reife der Erfahrung und die Sicherheit des geübten Künstlers von Hervorbringungen zu fodern, welche so ganz der erste Erguß der überströmenden jugendlichen Kraft waren. Feuer und Leben, Leidenschaft und Wirkung ist im reichen Maaße in diesen Werken; eine festere Haltung und reifere strengere Form würde sein Streben im weitern Fortschreiten unfehlbar gewonnen haben.

Den bleibendsten Werth unter Körner's dramatischen Arbeiten, wenigstens als Gedicht, wird vielleicht das Trauerspiel Zriny behalten.

Ein entschiedenes Talent ist unverkennbar in diesen dramatischen Arbeiten, wenn sie gleich noch einige Mängel und Spuren der jugendlichen Flüchtigkeit an sich tragen. Wie sehr aber Theodor Körner wirklich Dichter war, das zeigt sich in einem eben so hohen oder fast noch höherm Grad in seinen lyrischen Gedichten, besonders denen der letzten beyden Jahre. In ihnen spricht er am meisten sich selbst aus, und immer waren sie, was ein lyrisches Gedicht immer seyn sollte, Erzeugniß einer glücklichen Stunde, durchaus der freye Erguß eines begeisterten Moments.

Fr. Schlegel.

Sonett.
Beym Anblick des Gränz-Adlers im Frühjahr 1813.

Sey mir gegrüßt, im Rauschen deiner Flügel;
Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen!

Durch, edler Aar! Die Wolke muß dir weichen,
Fleug rächend auf von deinem Todtenhügel.

Das freye Roß gehorcht dem Sklavenzügel,
Den Glanz der Raute seh ich welk verbleichen,
Der Löwe krümmt sich unter fremden Streichen,
Du nur erhebst mit neuem Muth die Flügel.

Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen,
Bald werd' ich dich im Kampfe wieder sehen,
Du wirst voran zum Sturm, zu Freyheit wehen.

Und was dann immer aus dem Sänger werde,
Heil ihm, erkämpft er auch mit seinem Schwerte,
Nichts, als ein Grab in einer freyen Erde!

Abschied vom Leben, als er bey Kitzen schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag.

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühls an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage.
Gott! wie du willst — dir hab ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben.
Das schöne Traumlied wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben.

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ichs nun Freyheit, ob ichs Liebe nannte,

Als lichten Seraph sah ichs vor mir stehen,
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Auf Körners Tod.

Von J. G. Mielach.

Die Wunde brennt nicht mehr, und nicht mehr beben
Die bleichen Lippen dir, vom letzten Schlage
Gebrochen ruht dein Herz, die goldnen Tage
Des Lebens hast du opfernd hingegeben.

Der Blick des Freundes müsse nach dir schweben,
Und nach dir halle der Geliebten Klage,
Und Jeder treu dein Wort im Herzen trage,
„Zu sterben frey; wenn frey versagt zu leben."

Nicht was für Recht oft die Gewalt erkannte
Und Willkühr, war's, wofür dein Herz entbrannte;
Nicht was der Wahn oft Lieb und Freyheit nannte.

Du sahst vor dir ein heilig Bildniß stehen,
Es winkte dir, entgegen ihm zu gehen,
Hin zu des Todes morgenrothen Höhen.

Hertha.

Deutsche Mythe. Von Lauer.

(Beschluß.)

Tacitus sagt von ihr: „Auf einer Insel ist ein Hain und in demselben ein Wagen, welcher der Hertha geweiht ist. Der Wagen wird mit einem Teppich bedeckt, den der Druide allein berühren darf. Dieser weiß wann die Göttin in das Heiligthum kommt. Wenn sie auf dem bedeckten Wagen, der von Kühen gezogen wird, fährt, so begleitet er sie mit tiefer Verehrung. Es sind überall Feste, jene Gegend ist geschmückt, welche die Göttin ihrer Ankunft und Aufenthalts würdigt. Sie (die Deutschen) kriegen dann nicht, sie berühren keine Waffen, und verschließen sie. Sie kennen dann, sie lieben dann nur die Ruhe, bis der Priester die Göttin, die nun genug mit den Sterblichen umgegangen ist, in den Tempel zurückbegleitet. Hierauf wird der Wagen, nebst dem Teppich, in einem abgesonderten See gereinigt, und Hertha selbst, wenn man es glauben will, badet sich darin. Diejenigen, welche ihr im Bade dienen, verschlingt der See. Daher jenes geheime Grauen, jene heilige Unwissenheit bey der Vorstellung von dem, was keiner sehen kann, ohne zu sterben."

Hertha ist daher jenes heilige Wesen, dessen wohlthätige Götterspuren wir überall, in jeder Schön-

heit und Gabe der Natur erblicken, dessen Gegenwart den alten Deutschen, beym Eintritte in den dunkeln Eichenhain, mit heiliger Ahndung, mit tiefem Schauer und anbetender Ehrfurcht erfüllte, und zugleich auch die Erde selbst.

Hertha, der Göttermutter, entsproß das ganze übrige Göttergeschlecht; so auch ihr Sohn Thuiskon, welcher das Menschengeschlecht fortpflanzte. Sie ist die heilige, unendliche Mutter unsers Lebens. Geheim, wie unser Entstehen ist der hohe Begriff von dieser großen Lebensgöttin; nicht von Stein, oder auf Leinwand gebildet, sondern nur von kindlich dankbarer, glühender Phantasie, in der höchsten Glorie von Schönheit, Güte und Milde voll zarter Weiblichkeit, Mutterliebe und als das höchsten Frauen-Muster gedacht. Tacitus schreibt darüber: „Sie halten es (die Deutschen) unter der Größe himmlischer Wesen, ihre Gottheiten in Wände einzuschließen, oder sie in irgend einer Art von Menschenfigur abzubilden. Haine und Büsche sind ihr Heiligthum, wo sie für das unsichtbare Wesen nur Namen haben, und (dessen Gegenwart) mit heiligem Schauer empfinden.“

Hertha füllt die heilige Dreyzahl des himmlischen Triumvirats. Juno'n gleich, welche Jupiters Thron besteigt, sitzt sie als Odin's Gemalin im hohen Götterrath, als gebietende Königin auf dem erhabenen Herrscherthrone, von wo aus sie und ihr Gemal, Himmel und Erde übersieht. Ihr Wink ist allen Göttern Befehl. Ihre Vertraute ist Fylla die Schöngelockte, mit goldnem Stirnband Geschmückte, und ihre Botschafterin Gna, die Schnelle, alle Elemente Durchwandelnde. — Auf ihrem festlichen Zuge im heiligen Wagen erscheint Hertha als Friedenliebende Mutter der Geselligkeit, der bürgerlichen Ruhe und des Frohsinnes. Sie ist dadurch die höchste heiligste Gesetzgeberin; indem das blutige Schwert des Krieges bey ihrer Ankunft sich friedlich senkt, der rohe Haß sich in Liebe verwandelt, und die holde Eintracht emporblüht. Der öffentlichen Ruhe und Geselligkeit entkeimt die Fruchtbarkeit. Deßhalb singt Münchhausen, in seinen Göttern Thuiskon's:

„Mutter Hertha steigt aus ihrem Bade,
Eingehüllt in Würd' und Götterglanz.
Sanft umstrahlt von Majestät und Milde;
Gibt ihr Odem, Leben der Natur;
Hold herab geschwebt zum Erd-Gefilde,
Strömt sie Segen über Hain und Flur.

Seht, wie reizend Alles wächst und blühet
Unter dieser Göttin milder Hand!
Um der Erde holden Busen ziehet
Sich Allvaters schönes Zauber-Band.“

Durch ihre unumschränkte Herrschergewalt und Majestät, durch ihre allumfassende Unendlichkeit und ihre heilige Verborgenheit gleicht sie der ägyptischen Isis; als Gesetzgeberin und Frucht-bringende Mutter der Ceres, und da Fruchtbarkeit die Schwester der Glückseligkeit ist, so stellt sich uns Hertha auch hier in einem neuen Gesichtspuncte dar, indem sie uns an die römische Faustitas erinnert.

Bey dem Glauben unserer Ahnen an Unsterblichkeit der Seele winkt uns Hertha, die große, ewige Lebensmutter, als tröstende Hoffnung im Leiden; dem Helden als beglückende Belohnerin rühmlicher Thaten, und dem einsamen Freunde als Wiedervereinigerin mit dem Geliebten, entgegen. In dieser Ansicht faßt sie die griechische Elpis in ihrem Bilde auf.

Ein dunkles, heiliges Unbewußtseyn deckt unser Entstehen, und den Zustand vor unserm Eintritt in das Leben; ein mystischer Schleyer verhüllt uns die Zukunft. Der Mensch entschwindet dem frohen Reich des Daseyns, in die Gefilde des Todes wandelnd. Nie hat die Stimme eines Lebenden, nie die Stimme eines Abgeschiedenen uns dieses große Räthsel enthüllt, und Keiner uns den undurchdringlichen Schleyer gelüpft, welchen ewige Mächte über jene Metamorphose warfen; wir können hier nur mit tiefem heiligen Schauer ahnden. — „Hertha kennt alle Schicksale der Menschen, offenbart sie aber niemals.“ (Scheller's Mythologie der nordischen und deutschen

Völker.) In dieser neuen Gestalt zeigt sie sich als Angerona der Römer. Alles liegt vor ihr enthüllt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; allein sie, die Hohe, Allwissende bewahrt ein heiliges, tiefes Schweigen. Die höchste, uns Lebenden ewig verborgene Wahrheit, entfaltet sie uns erst nach dem Tode, und wirft als hellschimmernde Veritas, ein strahlendes Licht über das dunkle Gewebe des menschlichen Schicksals. Nie kann ein Lebender sie erblicken, ohne daß ihn die Nacht des Todes umfinge. — Diese Idee deutet auf den großen Moment, welcher den Uebergang aus diesem Leben in das künftige bildet. Jener Moment allein, kann, indem er uns ewigen Geistern vermählt, uns die höchste Wahrheit, die Erfüllung aller unsrer schönen Hoffnungen und Ahndungen darthun, jener Moment allein kann uns dem unendlich hohen Zweck höchster Vollkommenheit näher bringen. Diese Idee faßte Klopstock, der Unsterbliche, besonders schön auf, indem er in Herrmanns Schlacht singt:

„Die Blum' auf dem Schilde Siegmars
Da auf sie das Blut des Todes traf,
Da ward sie schön wie Hertha
Im Bade des einsamen See's."

Ferner:

„Einst seh' ich geröthet werden, diese Purpurblumen
Von meinem Todesblute!
Dann steh ich an Hertha's geweihtem Wagen,
und sehe die Göttin
Im Bade des einsamen See's."

Als die gütige, liebevolle Lebensmutter, mit welcher der Begriff des Todes schweigend verbunden ist, empfängt Hertha endlich den Leichnam ihres geliebten, irdischen Kindes; indem sie ihn, in ihrem kühlen friedlichen Schooße bewahrend, dem unendlichen All wiedergibt, dem er entnommen war; indeß der Geist nach dem schönern Götterlande wandelt, wo sie als glanzumstrahlte, von Sternen umkränzte Aeternitas, ihn in die Wonnegefilde seines himmlischen glücklichen Daseyns führt.

O pflegen wir diese köstliche Blüthe unsrer alterthümlichen, deutschen Phantasie, die sich an Zartheit und Würde, an philosophischem und poetischem Sinne mit jedem fremden Götterbilde vergleichen darf, und von welchem wir stolz sagen können, daß sie unser Eigenthum sey!

„Warum soll ich nun zum Griechen sagen:
Nachbar, borge mir dein Feyerkleid!
Wenn es mir von seinem Strahlenwagen
Schon so reich der hohe Norden beut?"
v. Münchhausen.

O möchten unsre altdeutschen Mythen am Busen unsrer Barden-Enkel genährt, erwärmt, gebildet, und unsrer eigenthümlichen, vaterländischen Poesie mehr gehuldigt werden.

Nachricht.

Auf gütige Anfrage erwiedert Endesunterzeichneter, daß auch Damen zu den physikalischen Experimenten eingeladen sind. Die weitern Verhältnisse des Abbonnements sind bey Hrn. Buchhändler Lentner zu erfragen.

Dr. Gruithuisen.

Auflösung der Charaden in unserm letzten Blatte:
1. Regenbogen. 2. Kapelle.

Druckfehler.

In Nro. 1 des Gesellschaftsblattes sind nachstehende aus Versehen eingeschlichene Druckfehler zu verbessern. S. 1 statt 1813 lies 1814. Zeile 6 st. Maximilian l. Maximilian. S. 8 Z. 19 st. SilberPaar l. SilbenPaar. Z. 22 st. Reihen l. Reichen. Z. 35 st. Vowärts l. Vorwärts. Z. 36 st. um l. nur.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 15. Jäner.

Conzert.

Den 13. Jänrr.

Gestern hatte das Conzert des Herrn Carl Schneider statt, und zwar im kleinern Saale des Museums. Das erste war ein Quintett für die Oboe von Winter, vorgetragen von Herrn Fladt. Composition und Spiel waren gleich vortrefflich: das Ausdrucksvolle der erstern wurde durch die bezaubernde Kraft des leztern, wie sichs gehörte, erhöht, so daß uns das Ganze als vollendet erschien. Mlle. Emerich und Hr. Beutler spielten zusammen ein Duett: Conzertante für Guittare und Violine. Die junge Künstlerin erregte durch die Geläufigkeit ihres Spieles und ihre Festigkeit im Takte die Bewunderung aller Zuhörer aufs neue; die Composition war äußerst schwer, so daß die Anmuth manchmal darunter zu leiden schien, was es aber um so weniger seyn sollte, als die Guittare im eigentlichen Sinne doch nur als Instrument zur Begleitung des Gesanges, mithin als Etwas, die Anmuth erhöhendes, betrachtet werden muß, woraus die Nothwendigkeit entspringt, daß selbst in Fällen, wo sich dieses Instrument als ein selbstständiges vernehmen lassen will, die für dasselbe componirten Stücke nicht mit zu schwierigen Sätzen überladen seyn dürfen, ausser dessen auch der gröste Meister nicht im Stande seyn würde, durch sein Spiel etwas mehr als blosse mechanische Fertigkeit zu entwickeln, deren Wirkung jedoch auf das Gefühl man sogar zuweilen unangenehm nennen könnte.

Jedes Instrument hat seine Sphäre, und diese vollkommen auszufüllen, ist die Aufgabe der Kunst. So wie ein Instrument einen größern Umfang von aussen hat, so hat ein anderes einen größern nach innen, wie z. B. der Flügel und die Guittare. Alles zu Einfache, bloß auf sanfte Gefühle Beruhende würde auf dem Flügel sehr bald Ermüdung erregen, da hingegen alles zu Lebhafte, sich nach allen Seiten rasch und unaufhörlich Bewegende auf der Guittare gar zu leicht das Unzureichende der zu solchen exzentrischen Zwecken aufgebotenen Mittel fühlbar machen würde.

Wir haben es bey einer andern Gelegenheit an Hrn. Carmelo gesehen, und die Stufe der Kunst, welche Mlle. Emerich bereits auf der Guittare errungen hat, ist hoch genug, um uns dasselbe zu zeigen, wie groß nemlich der Umfang dieses Instruments ist. Der Künstler, welcher sein Instrument kennt, wird als Virtuos auf demselben nicht leicht über die ihm bekannten Gränzen hinaus gehen, und immer das Verhältniß seiner Kräfte zu den möglichen Leistungen seines Instruments im Auge behalten; nicht so der Compositeur: er sezt sich dem Künstler als Argument gegenüber, und verläßt die Richtschnur des Geschmackes sehr oft aus Hang, den exekutirenden Meister auf alle möglichen Punkte zu führen, um ihn zu versuchen und zu erproben. Der Musikverständige kennt diese Schliche, und indem er weiß, was es gilt, leistet er gerne Verzicht auf einen sentimentalen Genuß; er ist mit seinem

Urtheile beschäftigt, das Ganze erscheint ihm als Wettstreit, gleich den Disputationen in der philosophischen und theologischen Sphäre. Dieses ist aber nicht so ausschließlich der Fall, wenn der Virtuos sein eigener Compositeur ist. Wir erinnern uns hiebey an die Variationen des Hrn. Carmelo, von ihm selbst gesetzt und gespielt. Alles, bis auf seinen Einfall, Variationen auf einer Saite zu spielen, war dem Instrumente angemessen, und selbst als er die Variationen auf einer Saite spielte, mußte man doch zum wenigsten gestehen, daß in dieser Hinsicht seine Kräfte die Leistung des Instruments übertroffen. Alles dieses aber spricht die Guittare noch nicht von der Verbindlichkeit frey, sich so sehr wie möglich an ihren innern Umfang, an ihre Haupt-Bestimmung als ein begleitendes Instrument zu halten, und bey jedem freyen Aufsluge so einfach, und dem Ausdrucke sanfter, lieblicher Gefühle so getreu wie möglich zu bleiben.

So wie die Guittare dem Gesang zur Begleitung dient, so muß sie, wenn sie ohne demselben sich hören läßt, selbst wieder von einem andern Instrumente begleitet seyn, wozu sich die Flöte, die Viola, auch das Waldhorn gut eignen. Die Violine schon weniger. Hrn. Bentlers Spiel müssen Kenner das Verdienst einräumen, daß es voll Ausdruck und Kraft ist, aber wer kann für das Instrument? Es darf keine Gleichheit in der Höhe der Töne zwischen zwey Instrumenten herrschen, wovon eines das andere begleitet. Freylich erscheint hier die Violine als conzertirend mit der Guittare und nicht als accompagnirend. Desto schlimmer für letztere. Das begleitende Instrument muß immer leiser, dumpfer seyn, wie die Viola und die Flöte; ein Waldhorn gut geblasen kann diese Dienste gleichfalls leisten. Die Violine ist zu schneidend, zu scharf, zu hell, um in Verbindung mit der Guittare, es sey nun auf was immer für eine Weise, zu tönen.

Was die Begleitung des ganzen Orchesters betrifft, so versteht es sich ohnehin von selbst, daß dieselbe nur ausfüllend, dazwischen tretend und in geringer Stärke nebenhergehend seyn kann, indem sonst die Guittare überstimmt und unhörbar gemacht werden würde. So natürlich aber dieses an und für sich zum verstehen ist, so finden sich doch häufige Verstöße dagegen: was aber bey einer Direktion selten oder gar nie der Fall ist, wie die des hiesigen Hof-Orchesters.

Ein Quartett, vorgetragen von Hrn. Musikdirektor Fränzl, war von der vortrefflichsten Art. Ueber das Spiel dieses großen Meisters auf der Violine hat ganz Deutschland entschieden: er gehört unter die ersten Virtuosen auf diesem Instrumente in Europa.

Herr Schneider spielte zuerst eine Sonate von Schlett, dann Phantasien und Arien, und zuletzt Variationen. Das Instrument eignet sich ganz allein für das Feyerliche und Sanfte; die Empfindung, die es hervorbringt, kann eine geistreiche genannt werden; die Töne desselben sind der reine Ausdruck einer schönen Seele. So wie es anklingt, versinkt der Geist in eine Stille und Weihe, als wiegten ihn Engel in Ruhe; allmählig taucht er sanft und selig empor, und schauert voll Entzücken vor den lieblichen Klängen zusammen, deren melodische Flügel ihn wie emportragen zum Himmel. Jeder Ton dringt ein wie der seelenvolle Blick aus dem Auge eines weiblichen Engels; du fühlst ein Berühren der Geister um dich, und je bebender und schmelzender die Töne sich bilden, desto näher wehen sie dich an, ja desto inniger und wärmer empfindest du den Hauch ihrer Küße. Wenn es eine Sympathie der Geister gibt, so ist ein Harmonika-Konzert so recht das Experiment zu nennen, welches uns von der Existenz derselben überzeugt.

Um aber einen Rapport mit denselben herzustellen, ist freylich ein hoher Grad der Kunst von Seite des Meisters auf der Harmonika, so wie ein für das Tiefe und Geistvolle derselben empfängliches Gemüth, und eine für das Schöne überhaupt reizbare Phantasie vonnöthen, indem es sonst nicht leicht möglich ist, in sich die höhere Wirkung dieses Instruments zu verspüren.

In allem, was uns Herr Schneider vortrug, fanden wir den seltenen Künstler, der mit Gewandtheit des Spieles auch die höchste Anmuth des Vor-

trags verbindet.—Alle Eindrücke durch das Gehör beziehen sich lediglich nur auf das Gefühl; die mechanische Geschicklichkeit wird mehr von aussen wahrgenommen als von innen empfunden; der wahre Künstler ärntet seinen Triumph in den Herzen warmer Kunstliebhaber, während der Künstelnde den seinigen blos dem kalten Urtheil klügelnder Richter verdankt. Der Beyfall, welchen der erstere ärntet, ist oft mehr ein aus tiefer Beseligung geschöpftes gefühlvolles: Bravo! während das Lob, womit man den zweyten erhebt, in einem rauschenden Geklatsche der Hände sich äußert. Herr Schneider ärntete beydes.

Etwas, was uns das allerreinste Entzücken gewährte, war unstreitig Himmels himmlisches Terzett für Sopran und Tenor, mit Begleitung der Harmonika. Es gibt oft Zustände, wo wir von einem schönen paradiesischen Leben träumen, wo wir längstverstorbene Freunde wieder sehen, ferngetrennten Lieben wieder begegnen, und eine Fülle göttlicher Wonne in uns empfinden. Oder es öffnet sich uns eine niegesehene, wunderbar schöne Natur; es streifen Frühlingslüfte um uns so mild und gelinde, daß wir leicht athmen wie selige Geister; das Licht, das uns umspielt, ist sanfter als das des Mondes, und doch freundlicher und heiterer als das der Sonne; jede Farbe ist zarter und doch frischer, jeder Ton weicher und doch belebter: alles, was wir schauen, ist himmlisch verklärt. Und sieh', in des Traumes höchster Beseligung naht dir eine Gestalt, und indem du sie schaust, redest du die begeisterten Worte: Es ist ein Engel! Du breitest die Arme aus, und das überirdische Wesen sinkt an dein Herz; du blickest nicht mehr zum Himmel, du blickst in die leuchtenden Augen des Engels, und nie hast du tiefer in den Himmel gesehen: Das ist die Liebe! sagt dir dein vor Wonne zitterndes Herz; das ist die Liebe, so jauchzt die ganze Natur im Einklang mit deiner Empfindung dir nach. — Du fühlst, daß ein solcher Zustand ein göttlicher seyn muß, und doch gerade ein solcher war es, in den mich Himmels Terzett, der Gesang der Mad. Reger, Mlle Schiett und des Hrn. Weichselbaums und Hrn. Schneiders herrliche Begleitung auf der Harmonika versetzte.

Ich halte mich stets für überzeugt, daß es keinen wahren Genuß in der Kunst gibt, wenn er nicht an Schwärmerey gränzt. So wie kein Gemüth groß genannt werden kann, welches nicht liebt, und keine Seele schön, welche nicht zugleich empfindsam ist, so ist fürwahr mit dem Menschen nicht gut leben, der nicht in eine sanfte Schwärmerey geräth, wenn er eine liebliche Musik vernimmt. Edelmuth des Charakters und Liebe für das Schöne im Leben und in der Kunst beruhen auf gleichen herrlichen Anlagen zu Erreichung jener Vollkommenheit, welche als die höchste Tugend, wonach wir alle streben sollen, anerkannt wird. Die Etikette der Zeit mag es anrathen, seinen Enthusiasmus vor der Welt zu verbergen, und wer sich von ihr beherrschen läßt, mag ihr gehorchen; die meisten sind nach ihr gebildet, und deßwegen keines freyen Ausbruches ihrer Empfindungen fähig; aber wer die Natur höher achtet und ihren ewig waltenden Geist, als alles andere, der öffnet sein Herz dem Schönen, wie die Blume ihren Kelch dem Lichte, und strömt seine Gefühle warm aus, wie diese ihre Düfte.

Herr Schneider spielte auf einer von ihm selbst verfertigten Glasschalen-Harmonika in Zylindergestalt. Ein ausländisches Blatt liefert uns folgende Beschreibung darüber:

„Dieses Instrument hat vor den bisher bekannten allerdings mehrere Vorzüge. Es besteht aus ganz besonders dazu geschmolzenem Glase, von viel weicherer Materie, als das gewöhnliche spröde Glas. Hierdurch wird der Ton viel gefälliger, sanfter, vollkommener, und wirkt also gar nicht auf die Nerven, was bey andern Harmonika's der Fall ist. Dann sind die Glocken weder geschliffen, noch lakirt, ähnlich flachen Schalen, und sind weit leichter in Vibration zu setzen, als die unförmlichen langen Glocken. Ferner ist die Spindel rund, und jede Glas-Schale hat einen mit Pantoffelholz gefütterten Hals, so daß jede leicht herausgenommen und wieder befestigt werden kann. Das ganze Instrument besteht

aus 49 Glasschalen, nämlich vier vollen Oktaven, und wird durch ein horizontallaufendes Schwungrad in Bewegung gesetzt. Der Schalenkegel erhält auf diese Art einen nach Belieben langsamen oder geschwinden, doch immer gleichförmigen, Lauf. Endlich hat es zwey Flügel von Atlasholz, welche genau in die Glocken passen, und gleichsam einen Resonanzboden vorstellen, der aber im Grunde wenig zur Verstärkung des Tones beyträgt, sondern dem Instrumente nur ein gefälligeres Ansehen gibt. Der Kasten ist von Mahagoniholz nach dem Wiener klavierförmigen Pianoforte mit gebrochenen Ecken gebaut.,,

J. S—r.

Nachricht,
die Farbenlehre betreffend.

Unvorhergesehene Hindernisse und Schwierigkeiten sind Ursache, daß ich nicht nach Versprechen zu Ende Novembers v. J. den Herren Subscribenten ihre Exemplare meiner Farbenlehre habe abliefern können.

Das erste Hinderniß war, daß ich nicht nach Versprechen mit der Schriftstecherey in den übrigens ganz vollendeten Steinplatten befördert worden bin. Ungewöhnlich viele Arbeiten der Art von königlichen Bureaux aus bestellt, die in möglichster Eile verfertigt werden mußten, haben meine Platten zurückgesetzt. Ich hoffe aber von jetzt an besser befördert zu werden, und versprechen zu können, daß bis Ende März die Herausgabe statt haben könne.

Auch von meiner Seite ergab sich eine Schwierigkeit, die mich in große Verlegenheit setzte: als ich meine Tab. II., die aus reinunfärbigen Skalen zum Prismatisiren bestehet, unternehmen wollte, fand sich's, daß der Tusch, den ich bisher verfertigt, lange nicht hinreichte, die Skalen in ihrer richtigen Reinheit vorzutragen: nur der chinesische von bester Qualität befriedigte mich in jeder Hinsicht. Die große Quantität, die ich brauchte, war von so hohem Betrag, daß ich in die Nothwendigkeit versetzt wurde, dieses Blatt, das die Einheit der Prismatik und Chromatik erweiset, zu umgehen, oder die Mittel zu entdecken, vermöge welcher ich ein vollständiges Surrogat des bestchinesischen Tusches erhalte. Ich faßte den Entschluß, mir dieß Surrogat zu verschaffen. Nach vielem Aufwande von Zeit und beschwerlicher Handarbeit gelang es mir, einen Tusch zu fabriziren, der in jeder Hinsicht dem bestchinesischen ganz gleich ist.

Ausser diesen Hindernissen erfordert das Verfertigen des einen Blattes mit den unfärbigen Skalen und die dreifärbig gemalten, welche alle von meiner Hand ausgeführt werden müssen, so viel Zeit, daß es für mich ein Glück ist, daß bis Ende August nur auf 20 Exemplare subscribirt ward. Nur diese Exemplare können um 8 fl. abgegeben werden: die übrigen werde ich genöthigt seyn, ums Doppelte zu erhöhen, was zur gehörigen Zeit, so wie die Handlung, die die Kommission davon zu übernehmen die Güte haben wird, öffentlich angezeigt werden soll.

So sehr als in der ersten Zeit diese Tuschangelegenheit mich in Sorgen setzte, so sehr hatte ich Ursache, mich der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten zu freuen. Das Resultat meiner Arbeiten nach diesem Zwecke war nichts geringers als die Fabrikation eines Tusches, der (die äußere Form der Stücke ausgenommen) in der Anwendung nach jeder Hinsicht vom feinsten Kenner dem feinstchinesischen gleich ist.

Ausser dem Vortheil, daß dieser Tusch im Curent-Preise zu dem des chinesischen wie 1 zu 4 sich verhalten wird, fällt auch die Schwierigkeit weg, daß man ihn nicht wie den chinesischen nur in großen Stücken kaufen kann. Mancher Künstler oder Dilletant, der seltener in Tusch zeichnete, mußte, um sich in den Besitz vom chinesischen zu setzen, so viel kaufen, als er in vielen Jahren nichts anwenden konnte.

Ich werde bey Verfertigung der Presse, um diesen Tusch zu formen, dafür sorgen, daß Stücke von drey verschiedenen Größen zu kaufen sind.

München den 8. Jäner 1814.

Mathias Klotz,
k. b. Hofmaler.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 22. Jäner.

Lafontaine.

Bey dem großen Zulauf, dessen sich die Leih- und Lese-Bibliotheken unserer Zeit von Seite der Romanen-Liebhaber erfreuen, dürfte es gerathen seyn, zu Verbreitung eines guten Geschmacks und einer gründlichen Einsicht in die Literatur dieser Gattung von Schriftstellerey einige der Hauptmatadoren derselben bey dem Lichte der Kritik näher zu betrachten. Es ist dem großen Theil der lesenden Welt vielleicht noch wenig bekannt, was für große Beurtheiler unter unsern Schriftstellern wir haben, denn gerade die geistreichsten Schriften kommen oft am wenigsten dem Publikum in die Hände. So mag es sich unter andern mit den Werken der beyden Schlegel verhalten. Diese herrlichen, kraftvollen Männer, deren Ruhm mit der Rettung der deutschen Freyheit in neuem Glanze hervorgeht, zeichnen sich in Genialität vor den Gelehrten ihrer Zeit ganz vorzüglich aus. Gleich bemüht, mit aller Kraft ihres Geistes in das Leben einzugreifen, das durch seine unsterblichen Begebenheiten eine klassische Weihe erhält, sind sie nicht minder eifrig beschäftigt, unsre Literatur durch die Fülle und den Schwung ihrer Gelehrsamkeit und ihres dichterischen Feuers zu läutern und zu erheben. So gibt Friedrich Schlegel, kaiserlich-königlicher Hof-Sekretär in Wien, eine Zeitschrift daselbst heraus, das deutsche Museum, wovon bereits der dritte Jahrgang beginnt, und welche einen Schatz herrlicher Aufsätze über Sprache, Politik, Philosophie, Kunst etc. mit einem steten Hinblick auf Beförderung deutschen Sinnes und deutschen Geistes enthält. Es ist hier nicht der Ort, von den frühen philologischen, philosophischen und poetischen Werken dieses berühmten Schriftstellers zu sprechen. Sein Bruder, Willhelm August Schlegel, befindet sich im Hauptquartier Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen von Schweden. Dieser Gelehrte hat das Leben so recht im Leben kennen gelernt. Er war seit Langem der Begleiter der geistreichsten Schriftstellerin, der Frau von Staël, auf ihren weitschichtigen Reisen in Europa. Welche Verdienste er sich unter andern durch seine Uebersetzung des Shakespears erworben, ist Jedem, der von deutscher Literatur nur einige Kenntnisse hat, hinlänglich bekannt. Beyde Brüder haben vorzüglich in der Poesie Wunder gewirkt. Sie sind es, welche den Boden derselben mit den üppigsten Erzeugnissen der orientalischen, spanischen und italienischen Kunst bereicherten, keineswegs aber von der einseitigen Richtung ausgehend, als ob unsere inländischen Pflanzen nicht Duft und Farbe genug hätten, um der Pflege kunstverständiger Hände zu lehnen, sondern bloß allein aus Begeisterung für das allgemeine Schöne. Sie eröffneten uns ebenso das fabelhafte Reich der nordischen Riesen, und indem sie die Erzeugnisse der Kunst von allen Seiten aufstellten und erfaßten, drangen sie zugleich in die Tiefen der Zeiten und hoben das Große und Göttliche altdeutscher Poesie aus den Ruinen jenes

Zeitalters empor, dessen Kraft und Schwung mehr in einem absprechenden, vom modernen Geiste der Zeit eingeflüsterten Tone verhöhnt, als nach Verdienst gründlich gewürdigt worden ist. Unter andern sieht das herrliche Niebelungen-Lied von der Hand des Hrn. **Wilhelm Schlegel** seiner gereinigten Auferstehung vollends entgegen. Auch auf die Gegenwart sind die scharfsehenden Blicke ihres kritischen Geistes gerichtet. Es kann daher als Probe angeführt werden, wie Hr. **W. Schlegel** z. B. über **Lafontaine**, den gelesensten Romanenschreiber unserer Zeit, sich äußert. Folgendes sind seine gehaltvollen Worte:

Wer Romane fertigen kann, ohne Gespenster zu citiren und die Riesengestalten einer chimärischen Vorzeit aufzurufen, wer sich ohne Geheimnisse mit simpeln Leidenschaften behülft, der hält schon etwas auf sich und sein Publikum. Mache er sich denn auch mit Karakteren nicht viel zu schaffen, wenn ihm nur jene in einer gewissen Fülle zu Gebote stehn, so kann er gewiß seyn, den mittlern Durchschnitt der Lesewelt für sich zu gewinnen, der für das grobe Abentheuerliche schon zu gesittet, für die heitern ruhigen Ansichten ächter Kunst noch nicht empfänglich, starke Bedürfnisse der Sentimentalität hat.

Solch ein Schriftsteller ist Lafontaine. Wundern kann man sich also nicht über das große Glück, das er gemacht hat. Die Vorliebe für Jean Paul ist schon etwas viel ausgezeichneteres; er bewirthet nicht mit so leichten Speisen, da sich Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und in ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, besonders wenn man schon einiges von ihm gelesen hat, und also gewisse Lieblingsschilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeygehen begrüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederholt er die Szenen so reichlich, daß er dem geübteren Leser die Hälfte der Zeit erspart, obwohl dem Verleger nichts an der Bogenzahl. Sicher kommt das diesem aber nicht so theuer zu stehn, da die leeren Bogen immer mit gekauft werden, als dem Verfasser selbst, dem es genügen kann, sie dem Scheine nach angefüllt zu haben. Zwar sollten wir ihn nicht so ernsthaft nehmen. Dem fröhlichen Manne ist es schwerlich um Vortrefflichkeit zu thun; es scheint ihm vielmehr, so oft er auch die Ewigkeit als das große point de vue hinstellt, hauptsächlich an der Zeitlichkeit gelegen zu seyn. Um es dabey noch recht bequem zu haben, macht man sich eine Moral, eine Tugend, eine Unschuld, eine Liebe, die ein für allemal dafür gelten müßen, ein wenig auf den Kauf gemacht, unhaltbar, aber gut in die Augen fallend.

Wenn man ihn indessen auch so jovialisch ansehen will, wie er selbst sein Thun und Treiben, so ist es doch nicht gleichgültig, was er für Begriffe von allen jenen Dingen unter die Leute bringt, und es ist der Mühe werth zu fragen, worin es liegt, daß er mit so viel gutem Willen und Glauben sittlich zu seyn, den schon so mächtigen Hang zur Erschlaffung und Passivität befördert. Es ist gewiß, wenn er sich als Schriftsteller strenger zu betrachten wüßte, so würde er auch die menschliche Natur höher zu halten verstehen. In seinen früheren Sachen schien er einen zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehmen zu wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht ist, nie einen reinen Begriff gehabt haben muß, da er seine **Szenen** Gedichte nennen, ja sie sogar als Annäherungen zur **tragischen** Dichtkunst betrachten konnte. Vermuthlich hatte er schon damals kein höheres Ideal von dieser letzten als den „tragischen Arnaud" (St. Julien) und verwechselte mit Poesie die Art von Feuer, welche die Franzosen mit dem Ausdruck Verve bezeichnen, und die er in vollem Maaße besitzt. Feinere Schattirungen deuteten bey alle dem auf Anlagen, von denen man, vorausgesetzt daß der Schreiber noch ein Jüngling war, eine bedeutende Entwicklung hoffen durfte. Solche Zugaben, wie das Gegenstück zu den Samnitischen Heyrathen, oder **Kunigunde**, ließ man unbeachtet hingehen, wie manche einzelne Flecken an seinen mehr ausgearbeiteten Erzählungen. Die erste auffallende und nicht zu entschuldigende Indelikatesse beging er an Julien in: **Liebe und Redlichkeit auf der Probe**, und daß er den

Rudolf von Werdenberg nicht von solchen Auswüchsen, wie die Begebenheit mit Heloisen rein erhielt, zeigt, wie sehr es ihm an Sinn für die Einheit und organische Bildung eines Werkes fehlte, und daß er sich im Mindesten nicht um Zeichnung, sondern nur um ein üppiges Kolorit bekümmerte. Dieses liefert ihm die bloße Leidenschaftlichkeit, ohne irgend einen ächt geistigen oder schön sinnlichen Zusatz, hinlänglich. Er gesteht selbst in der Vorrede zur zweyten Auflage der Gewalt der Liebe, daß er nur Eine Empfindung des menschlichen Herzens beleuchte (in welchem Sinn seine sämmtlichen Schriften die Gewalt der Liebe heißen könnten) und von dieser nur ein paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur die gemeinste und schwächste aufzufassen wußte! Schlimm genug, daß die ersten Keime in einen bloßen Blätterreichthum aufgegangen sind, der ohne Stamm und Frucht sich nie über eine gewisse Höhe erhebt!

Wenn ihn auch seine Lectüre der Alten, die er recht angenehm, man möchte sagen auf weibliche Art, zu benutzen weiß, zu strengerm Ernst auffodert, wie in seinen neueren griechischen Geschichten, so behandelt er doch Alles mit Spannung, Schlag auf Schlag, bunt durch einander, und spart die Aufopferungen und Tode für's Vaterland so wenig, wie bey andern Gelegenheiten die Küsse. Die wechselnden Farben, das tumultuarische Leben, stehen mit der Würde des Gegenstandes in solchem Streit, daß man wohl sieht, in wie fern er mit ihm bekannt war. Eben dieses Farbenspiel ist es denn doch, und seine blühende Diction und strömende Rhetorik, der es nicht an den Grazien der Nachläßigkeit fehlt, was schon so manchen jungen Busen erschüttert hat, und manches ältere Urtheil so verwirrt, daß Clara du Plessis der nouvelle Heloise an die Seite gesetzt und, um seiner schlechtesten Producte willen Lafontaine mit vieler Prätension zum Künstler kreirt worden ist. (A. L. Z. 98. Nro. 47.) Es muß ihm selbst ein wenig lustig vorkommen, sich von Kunst vorschwatzen zu hören, da man eher vermuthen sollte, daß er sich sogar bey den Werken Anderer wenig daraus macht. Laßt ihn doch nur so gefallen, wie ein frisches Mädchen, die weder bestimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber ein paar recht blühende Wangen und und artige Lippen hat. Es ist auch schon mehr begegnet, daß die edelsten Gestalten unbemerkt stehen blieben, und ein großes Gedränge um solch ein Gesichtchen war, das eben Jedermann zusagte, weil nichts darin zu lesen war, als was Jedermann versteht. Seine Schriftstellerey ist recht sichtlich die unerzogene „Tochter der Natur," und es wäre sehr zu wünschen, daß das Dargestellte bey ihm (unter andern der dramatische Versuch jenes Namens) eben so viel Natur an sich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatürlicher, und zugleich unsittlicher seyn, als seine Kinderliebschaften? Er nimmt ohne weiteres an, daß das erste, was sich im Menschen regt, das Interesse des einen Geschlechts für das andere ist. Wenn ein so frühes Verhältniß statt findet, so lehrt die Erfahrung wenigstens, daß es sich zuerst als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Absonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten besondere Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündnisse gestiftet, so trennt eine nachmalige verschiedene Bildung sie eben so oft wieder, als sie glücklich oder unglücklich für beyde Theile Bestand behalten. Lafontaine impft der gesunden Natur durch seine Voraussetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd ist. Wäre es erst dahin gekommen, daß Kinder bey einer körperlichen Berührung so heftig empfänden wie Lissow und Käthe in Flaming, da er ihr die Hand zum Schreiben lernen führt, so würde ihre Jugend dem Verwelken näher, wie dem Reifen seyn, und Aeltern und Aufseher billig die Schuld davon tragen. Wenn die Unschuld, wie die zarte Blume einer „Schneeflocke ist, die ein Hauch verzehrt," (Flaming) so muß sie bey jungen Geschöpfen durch einen Blick in die meisten seiner Bücher zerstört werden. In den moralischen Erzählungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara du Plessis, im Wer-

denberg, allenthalben verliebten sich die Kinder in einander. Lafontaine ist ihr wahrer Ovid.

Bedeutend ist es allerdings, daß er die Liebe so oft in die Zeiten der gedankenlosen Kindheit versetzt. Sie trägt durchgehends bey ihm etwas von dem Karakter ihres Ursprunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an sich, und es läßt sich genau von ihr sagen, was er bey Borde und Anne (im St. Julien) bemerkt: „Beyde waren jung, das ist das ganze Geheimniß.“ Dieses Geheimniß auf halbem Wege stehen bleiben zu heißen, macht denn das Geheimniß seiner Unschuld aus, deren seine Helden, ebenfalls nach einem eignen Ausdruck von ihm, so unbeschreiblich viel haben. Wenn er bey der geistigen Liebe recht fein verfahren und psychologische Einsicht zeigen will, so hält er sich bey Anspornungen der Eitelkeit, bey jugendlichen Wallungen auf, kurz, er setzt sie zu lauter Zufälligkeiten herab. Eben so ist er, um hohe Unschuld darzuthun, unerschöpflich im Ausmahlen aller Arten von nahen Verhältnissen und sinnlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit seyn soll und die ohne Folgen bleiben. Ein Mahler wirft leicht eine schwebende Stellung hin, aber laßt es Jemand versuchen, sie in der Wirklichkeit nachzuahmen, so wird er bald das Gleichgewicht verlieren. In dieser angeblichen Unschuld hat Lafontaine gänzlich das Wesen schöner Menschheit verkannt. Je vollkommner die Organisation ist, um so sicherer müssen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an sich haben. Fürwahr, so ungestraft auf sie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, sondern eine große Stupidität derselben, und einen Mangel an Fantasie, der nichts weniger wie reizend seyn möchte. Er aber glaubt der Natur ihr Recht erwiesen und auch die guten Sitten gerettet zu haben, wenn er Kindern sowohl, wie Erwachsenen eine Menge Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zusehen mag, und sie nicht mehr dabey fühlen läßt, als bey einem freundlichen Kopfnicken. Beyde, die Natur und die guten Sitten, haben sich denn doch bitterlich über ihn zu beschweren. Den Lesern allein macht er es recht, deren Sinn sich nicht von so widerwärtigen Vermischungen abwendet, die er in eine schmeichelnde Stimmung versetzt, wo der Lockung kein Widerstand geleistet zu werden braucht, weil doch die Tugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beyspielen nur seine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich Anfangs mit Lissow in der äußersten Ungezwungenheit. „Sie bot ihm die schöne Wange zum Morgengruß, er nahm sie in Gegenwart ihrer Aeltern in die Arme und liebkoste ihr. Sie ging, wenn sie wollte, zu ihm, und saß neben ihm von seinem Arm umschlungen. Kam ihr Vater dazu, so setzte er sich auf die andere Seite und schlug seinen Arm gleichfalls um ihren Leib.“ (Die Zuschauer müssen überhaupt oft bey ihm die Heimlichkeiten der Liebe sanctioniren.) Lissow war ein junger Mann, der Jacobinen nie gesagt hatte, daß sie seine Frau werden könnte. Sie wird uns als das reinste, erhabenste Gemüth vorgestellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte sie indeß bey ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wissen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erste überraschende Geständniß der Liebe oder die Folge desselben war, mußte die Bewegungen eines so gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkührliche Scheu sich hinzugeben, ist Unschuld, nicht Lafontainens unendliche Arglosigkeit im Hingeben, die seine Frauen, er mag sie nun so edel schildern, als er will, mehr oder weniger zu Gurli's macht. Jacobine treibt sie so weit, daß sie auch als Lissows Gattin dem jungen, schönen und reichen Maltheser-Ritter, der ihr Hausfreund war, „die schöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er ging.“ Wie unverständig müßte ein sittsames Weib seyn, um sich so zu betragen? Welche Vorwürfe hätte sie sich zu machen, wenn ähnliches Unheil, wie bey dieser Gelegenheit daraus entsteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 7.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 26. Jänner.

Lied für die freywilligen Korps der National-Garde III. Klasse im Ober-Donaukreise.

Auf höheres Verlangen gedichtet von J. Sendtner.

(Nach der Melodie von Schiller's Lied „Auf, auf Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd" rc. zu singen.)

Auf, auf Kameraden! ergreifet das Schwert,
Um Weib und Kind zu beschützen;
Der Feind, er drohet dew heimischen Heerd,
Des Friedens glücklichen Sitzen;
Es gilt den Kampf für das heiligste Gut,
Ihm opfert ein Jeder mit Freuden sein Blut.

Seht ihr des Königs erhabenen Sohn
Das Schwert, das gebietende, heben?
Er ruft uns auf, zu beschützen den Thron,
Zu retten die Freyheit, das Leben.
Auch Er läßt Gattin und Kinder zu Haus,
Und zieht zum heiligen Kampf mit hinaus.

Aus den Armen trennt sich der liebenden Braut
Der Fürst *), den wir alle verehren,
Drum auf! Ihm muthig als Führer vertraut,
Ihm, dem wir als Streiter gehören;
Wir folgen entschlossen und freudig Ihm nach
Und sichern das Land vor Gefahren und Schmach.

Des Großen viel hat der Deutsche gethan,
Er darf auf sich selber vertrauen.
Zu den Waffen drum, wer sich fühlet ein Mann,
Herbey aus den Städten und Gauen:
Der Bürger, er bilde ein furchtbares Heer,
Und stelle sich kühn an der Gränze zur Wehr.

Wie am Tajo dort und Guadalquivir
Ein standhafter Geist sich bewährte,
So zeige der Bürger, der Deutsche hier,
Was er vermag mit dem Schwerte:
Denn unbezwinglich trotzet dem Feind
Das Volk, das gleiche Gesinnung vereint.

Wir sah'n es selbst, wie von Land zu Land,
Von der Weichsel bis hin nach dem Rheine,
Die nordischen Männer sich reichten die Hand,
Zum erhabenen Völkervereine,
Wie Bürger, mit den Soldaten vereint,
Wo er sich zeigte, schlugen den Feind.

Denn wo das Gefühl für die Freyheit erwacht,
Da gleicht auch der Schwache dem Riesen;
Das hat die heilige Völkerschlacht,
Auf Leipzigs Gefilden bewiesen.
Der ist kein freyer, kein deutscher Mann
Der den eigenen Heerd nicht vertheidigen kann.

Und wie sich erprobt durch herrliche That
Der Deutschen Muth an der Pleise,
So ringen die Deutschen in jedem Staat
Nach des Ruhmes ähnlichem Preise,
Und rächen, im hohen Vertrauen auf Gott,
Am Feinde den lange erlittenen Spott.

Und wo für Freyheit nur herrschet der Sinn,
Da braucht es nicht lange zu wecken,
Da stellt an die Gränze der Bürger sich hin,
Die drohenden Feinde zu schrecken;
Und steht, dem erhabensten Zwecke geweiht,
Als Wächter gerüstet zum heiligen Streit.

Drum eilen wir muthig herbey zum Gewehr;
Wir sind nicht frey von Gefahren;
Der Feind, er sammelt ein mächtiges Heer,
Wir dürfen nicht säumen, nicht harren:
Die Kette schwingt er, die Geisel hoch,
Uns neu zu schmieden ein Sklavenjoch.

Wem frommt es müßig und feige zu ruh'n,
Wenn Feinde das Land uns verwüsten,
Der Unschuld frevelnd Gewalt anthun,
Und nach unserm Habe gelüsten?
Wenn büßen muß, wie für schuldigen Mord,
Wer frey sich erlaubte ein zürnendes Wort?

*) Se. Durchlaucht der Fürst v. Oettingen-Wallerstein, Generalmajor und Kommandant im Oberdonaukreise.

Auf! wir sind Deutsche, sind Baiern, sind werth,
Der Freyheit Gut zu besitzen,
Drum wollen wir auch den deutschen Herd
Mit dem eigenen Blute beschützen;
Der Feind, er zeige sich wo er will,
Wir setzen ihm kühn mit den Waffen ein Ziel.
München, den 19. Dez. 1813.

Lafontaine.
(Beschluß.)

Ein anderer moralischer Hebel des Lafontaine ist die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entspringen. Nicht, als ob er versäumte, in Worten die gehörige Dosis Weisheit beyzumischen, wie er zum Beyspiel dem Flaming einen alten Grumbach zugesellt, der mit seiner Freygebigkeit haushält: aber er mag noch so sehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu diesem materiellen Triebe des Gebens; damit lockt er seine Thränen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemüther. Was darüber ist, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freylich weiß er wohl, daß sonst noch Heroismus, Thätigkeit, Wissenschaft, Bildung, Mäßigung dazu gehören kann, aber da er die letzte niemals übt, so kommt das Alles bey ihm heraus, wie die Beschreibung von ungeheuern Thaten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flucht jagt oder niedermacht. Ist so ein Held einmal im Siegen, so weiß man auch schon, er wird ohne Wunde davon kommen. Sich aufopfern, sich beherrschen u. s. w. ist leicht gesagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das geschah, und dann kann Ein Zug mehr werth seyn, wie hundert. Lafontaine scheint aber so fest überzeugt, daß in allen Dingen viel mehr thut, wie wenig, als er es in Bücherfabrik-Angelegenheiten seyn darf. Selbst die Fehler und Thorheiten, mit denen er den Schwall der Tugenden versetzt, vermögen sie nicht zu würzen, und eben so wenig ein recht natürliches Konterfey des Menschen hervorzubringen, als diese ein idealisches.

Im Verlauf seiner Schriftstellerbahn ist er auf mehrere Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und antithetische Karakterzeichnung zu Hülfe genommen, oder sich an fremden Mustern erwärmt. St. Julien gründet sich auf den Landpriester von Wakefield, im Flaming ist etwas Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Buhlerey schimmert viel guter Wille den Werther zu machen hindurch, und was das pikanteste ist: er Jean-Paul-Richterisirt seit Kurzem mit dem besten Anstande. Ist gleich die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht im Kostum, so beweist sie doch, wie viel sich in dieser Gattung mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andere Auftritte, als die mit dem Rudern des Borde und der Familie des Sultans, sind dafür ganz im Ton französischer Empfindungsart, deren Oberflächlichkeit wenigstens electrische Funken sprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es sein dickstes Buch ist. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin so in die Breite, und es hat eine Menge Räsonnement, Satire, Lehre und Beyspiel auf einander gepackt, und das Drollige bis auf den Faden abgenutzt werden müssen, so daß nichts, wie Ueberdruß zurückbleibt. Philosophie ist überdieß Lafontaines Sache nicht, weder die strenge noch die humoristische. Die Universalität, der er hier nachgeht, konnte also nur in allgemeine Plattheit ausarten. Dürfte man, unter andern, nicht annehmen, daß Hilberts Reden im dritten Theil den Gesichtspunct angeben sollen, aus denen der Philosoph, oder der gesunde Menschenverstand, Flamings Narrheiten und ehrlicher Leute Enthusiasmus ungefähr so in Eins zu werfen habe, wie die Vorrede zum Flaming unkritische Hypothesen und kritische Philosophie? Und nun seht, wie leichtfertig er sich dabey ausdrückt. „Hören Sie einmal Jemand, der in Rom gewesen ist! Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, das an Raserey gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder aus Knochen geformt, das ist wohl so ziemlich einerley — und findet in Apolls Gesicht Stoff zu tagelangem Nachdenken, zu den erhabensten Empfindungen. Sollten Sie den Apoll selbst sehen, so würden Sie glauben, der Mensch sey nicht bey Sinnen gewesen.“ Diese Ansicht ist noch

viel weiter ausgeführt, und gehört zu seinen glänzenden Stellen. Ob aber die Leser folgende aus dem Gebiet der Moral zu den glänzenden oder soliden rechnen? „Du sollst tugendhaft seyn, ist der ewige Befehl der Vernunft; und du sollst glücklich seyn, der eben so ewige, eben so strenge Befehl aller unserer Gefühle. Diese beyden — Instinkte unserer Natur möchte ich sie nennen, diese beyden Grundtriebe unserer moralischen und fühlenden Natur, dürfen einander nie widersprechen. Sie sind gleich herrschend, gleich ewig, gleich nothwendig; die beyden großen Lebensströme, durch die wir sind, was wir sind. Sie wechseln ewig ihre Natur mit einander. Die Tugend wird die Quelle unsers Glücks und aus dem unauslöschlichen Wunsche sich glücklich zu machen, erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl ist gleichsam der Nachhall des andern: der eine tönt vom Richterstuhl des Ewigen; der andere säuselt von dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernieder. Sey tugendhaft! sey glücklich! Zwey Töne die zugleich erklingen, und die schönste Harmonie des Weltalls bilden; zwey Ströme aus Einer Quelle, die das Paradies einschließen, und sich dann wieder vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern ist todt, schrecklich, abscheulich. Sey glücklich ohne Tugend! und die Erde fällt unter dem Glück des Menschen in Trümmer. Sey tugendhaft ohne Glück! und der Thron der Liebe stürzt unter diesem barbarischen Befehle. Beyde gehören ewig zusammen, beyde sind Stämme einer Wurzel. Sie haben Eine Natur, Ein Wesen, und befehlen beyde, ohne Gründe anzugeben. Sey glücklich! nur ein Narr fragt, warum. Sey tugendhaft! nur ein Rasender fragt nach der Ursache. Das eine erhält die fühlende Natur, das andere die moralische. Beyde machen unser Wesen aus, eins und unzertrennlich." Das heißt doch gewiß Tugend und Glück von allen Seiten beleuchten, und ist nun so die gehaltvolle Form dessen, was er Weisheit nennt. Der glücklichste Zufall ist noch die Eile, mit der er auf den letzten Seiten die französische und die Kantische Revolution abzufertigen genöthigt ist. Bey Iglou unterdrückt man gern die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm Meister auf diese Schöpfung geführt haben möchte; denn es ist nicht zu läugnen, sie macht zu Anfang eine mehr hündische, als menschliche Erscheinung, mit der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beylegt, nicht aussöhnt. Den Hang, groteske Figuren gleichsam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übrigens mit dem Itzehoer Müller gemein, so wie mehrere unserer komischen Schriftsteller, auch Wezel, der diese beyden bey weitem überwiegt, oft lustig anfangen und so ernsthaft endigen, daß die Natur der Sache und des Buchs gänzlich alterirt wird. Ihr Komisches geht in's Betrübte über, denn wer bey Ansprüchen auf beyde Gattungen nicht rein komisch zu seyn weiß, erhebt sich auch nicht bis zum Tragischen; und so wird Müller trocken, Wezel trübsinnig und Lafontaine konvulsivisch.

So viel ich weiß, zieht selbst das Lafontainische Publikum St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiszenzen aus dem Landpriester von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Physiognomie. Die Striche, welche den Karakter ausdrücken sollen, sind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter sich zusammenhängend. Es war sehr möglich, daß ein Mann, wie der Landpriester, sich mit allen seinen kleinen Schwächen schilderte. Er hatte gerade Ueberlegenheit genug, um mit dem leisen Spott über sich selbst, der den Reiz jener Darstellung ausmacht, das Gemälde zu entwerfen. Aber St. Julien steht unter der Herrschaft einer Schwäche, die kein so freyes Geständniß verträgt, weder was die innere Wahrscheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein, bis zur Niedrigkeit. Der Landpriester gibt seine Frau für nichts anders, als was sie ist; St. Julien erklärt die seinige für die beste Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle die gemeinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie es sein Bestreben ist. In ihrem Karakter sowohl, wie in dem seinigen ist auf einer Seite das schlechte, was da ist, zu schlecht, auf der andern das Resultat, was herauskommen soll, zu hoch; daraus entsteht ein Mißverhältniß, woran sich die Unächtheit der Fiction erkennen läßt. Es kann ein Gegenstand der

reifsten Poesie seyn, auch eine sehr gewöhnliche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beschränkung darzustellen; aber das erfodert eine Enthaltsamkeit, die Lafontaine freylich nicht kennt, da sie eben mit zur reifen Poesie gehört. Er kann über allem Schildern nicht zum Darstellen kommen. Wie kindlich sind einige von den ersten karakteristischen Familienszenen angelegt, wo so viel von den Alten und vom Brutus die Rede ist! Welche überzeugende Argumenta ad hominem! Auch kommen gleich drey, vier Exempel von der nämlichen Sache hinter einander, und dazwischen die ausdrücklichen Berichte, wie sich ein Jeder benahm. Wenn das rechte fehlt, so mögt ihr noch so viel darüber singen und sagen; glauben mag man, aber sehen wird man nicht, und der Ueberfluß macht es niemals aus. So muß man auch auf's Wort glauben, daß Anna ein außerordentliches Wesen ist. Die geheimnißvolle Ankündigung löst sich nach und nach in trüben Dunst auf. Alsdann tritt Adelaide als das „seltene Geschöpf" hervor, die sich von „ihnen allen durch ihren Karakter unterscheidet. Ihr Herz war ein lebender Hauch der Liebe, und zugleich stark, wie ein Diamant, ihr offenes Auge war heiter, aber in diesen Augen spielte nicht der leichte Sinn der Jugend, es leuchtete darin ein Stral des ewigen Lebens, es schien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe zu sehen, und die Thräne, die an den langen Augenwimpern hing, zeigte das Elend, das zwischen ihr und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war sanft und ernst triumphirend wie der Halleluja Gesang der Engel, ihre Wange stralend von einem sanften Morgenroth u. s. w." So geht es ganze Blätter hindurch. Welche lockende Worte! Könnte man mit Worten allein dichten, so wäre Lafontaine der Mann. Aber aus dem Ganzen ergibt sich, wie wenig poetischen Sinn sie im Hinterhalt haben, und daß sie höchstens als eine musikalische Verzierung zu betrachten sind. Jean Paul musizirt zuweilen auch so; doch ist es wirklich seine Phantasie die da spielt, nicht bloß eine mechanische Fertigkeit der Hände. Jenes ergreift wieder die Phantasie, und oft nur allzustark; dieses soll unser Herz rühren, allein wie nicht jedem Freunde der Musik die Fertigkeit genügen wird, so möchte sich auch nicht jedes Herz von Lafontaine in Bewegung setzen lassen. Den Verstand hat er nie besonders in Anschlag gebracht; er geht nur immer auf das Herz los, (ein solches, das weder Kopf noch Sinne hat) indessen könnte eben jener, wo er sich mit dem Herzen im Bunde befände, ihm manche Leute abwendig machen, da er weder mit der bloßen Innigkeit zu gewinnen, noch mit dem bloßen Schein derselben zu täuschen ist.

Das Ende von St. Julien ist zu schwach, um etwas anders, als den frommen Wunsch zu erregen, daß alle unschuldige Guillotinirten noch einmal auf dieser Erde so lebendig versammelt werden möchten, wie die Auferstandenen in dieser Familiengeschichte.

Am ersten ließe sich wohl in Natur und Buhlerey der bessere Lafontaine wieder finden. Der junge Mann ist freylich nicht so ausgezeichnet, wie er dafür gelten soll. Er sehnt sich nach dem Lande, er schmähet die Stadt, es ist ihm mit seinen Gefühlen zu eng darin. Was so einen Menschen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblasen. Werthers Leiden gingen ein wenig tiefer, als daß er über das Lächeln einiger artigen Mädchen spekulirt haben sollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jasminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küssen. Warum braucht Lafontaine hier auch so zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine solche Vergleichung, noch so flüchtig, herbeyziehen? Dazu paßt nachher der pathetische Ruf des Freundes, der den Eduard Bomston macht, vollkommen. „Ich befehle dir Jüngling, dort zu bleiben und deine Laufbahn zu vollenden!" Der Jüngling predigt mit unendlichem Feuer von seinen Gefühlen und der Ewigkeit, und vertheidigt mit leidenschaftlicher Hitze die Eindrücke der Jugend. Das dekontenanzirt die Welt-Leute gar sehr, und daraus wird seine große Ueberlegenheit dargethan. Durch eine wohlthätige Handlung schlägt seine Geliebte allen Verdacht gegen die Güte und Aufrichtigkeit ihres Karakters bey ihm nieder, darüber kann Lafontaine also wieder nicht hinaus. Was aber die beyden Mädchen und sonst den Gang der Geschichte betrifft, so ist Wärme und jener feinere Glanz in der Behandlung, welche von Lafontaine die angenehme Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzählungen vorzüglich werden. Wir haben so wenig Ausgebildetes darin. Unter dem Wenigen erinnert man sich mit Vergnügen und Bedauern der Bagatellen des für die Welt und sich selbst verlornen Anton Wall. Wie viel Grazie ist nicht besonders in seiner Antonie! Meisners Andenken, an dessen Stelle Lafontaine gleichsam trat, ruft nur noch dann und wann ein grauer Apollo zurück. Seine steife Eleganz hatte immer etwas todtes an sich. Er war so prüde und kostbar, als Lafontaine lebendig und ungezwungen, und es ist ihm nie wie diesem gelungen, der Liebenswürdige zu heißen. An Verstand übertraf ihn Meisner leicht, aber es war von der dürren Gattung, die den Geist nicht zu fesseln vermag. Lieblingsschriftsteller ist er dennoch gewesen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das ist wenig genug, aber immer zu viel für die im Ganzen so herabziehende Tendenz seiner Produkte, denen es an Poesie, an Geist, ja sogar an romantischem Schwunge fehlt.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 29. Jäner.

Joh. Georg Jacobi,
geb. zu Düsseldorf 1740;
gest. zu Freyburg 1814, am 4. Jäner.

Der edle Sänger des rührenden Allerseelen-Tag-Liedes —

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum, —
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

ist nun selbst, recht mitten aus dem Lande des Krieges, hinüber gegangen in das Land des Friedens und ruht. Lebenssatt ging er hinüber; denn nachdem ihm, dem heitern genügsamen Dichter, vor zwey Jahren sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller junger Arzt, gestorben war, ertrug er nur noch das Leben, zwar mit gewohnter Milde und unterstützt durch die zärtliche Pflege einer liebevollen Gattin, aber doch als eine Last, die man gern ablegt.

Indeß sollte ihm, dem Manne mit dem deutschen Herzen, die große, nicht mehr erwartete Freude zu Theil werden, ehe er von hinnen schiede, Deutschland frey, ja selbst die hohen Befreyer desselben, wie angebetete Heroën in seiner Stadt einziehen zu sehen. Heil ihm, daß sein sterbendes Auge noch die Morgenröthe einer bessern Zeit sah. Begeistert von der Größe der Erscheinung griff der herrliche Greis noch nach seinem geliebten Saitenspiel und sang, vier Tage vor seinem Hinscheiden, sein letztes Lied, prophetisch verkündend, daß es sein letztes sey, und seegnend Abschied nehmend, wie ein wohlthätiger Genius verschwindet.

Zum neuen Jahre 1814.

Der Abendsonne gleich, wenn sie die Wetterwolke
Zerstreut, und dann, voll Majestät,
Dem Furchtbefreyten Schnitter untergeht,
Ihr gleich, entwich dem biedern deutschen Volke
Das alte Lorbeernwerthe Jahr.
Noch scheidend hobs im Siegestanze,
Zur Tilgung unserer langen Schmach,
Empor die Ketten, die es brach,
Empor, mit Feindes-Schwert und Lanze,
Den kühn errungnen Adler, der, zerstückt,
Nicht drohend mehr auf unsre Heere blickt.

So schwand das alte Jahr, begleitet
Von Jubelschall, und sieh! ein neues schreitet
Daher im jungen Morgenglanz.
Wie grünt der frisch gepflückte Kranz,
Den mit dem Palmzweig seine Rechte hält,
Weissagend künft'ge Siegesfeyer!
Zu neuen Kämpfen ruft es die Befreyer
Der unter hartes Joch gebeugten Welt.
Heil uns! durch Freyburgs Thore zogen
Die Cäsarn, brüderlich verbündet, ein;
Denn ihnen soll der bald erfochtne Rhein
Trophäen, Säulen, Ehrenbogen,
An seinen beyden Ufern weih'n.
Heil uns! die Helden rasten nicht,
Bis vor der Völker Angesicht
Ihr Muth, was er begann, vollendet und gekrönt,

Bis jeder die erhabnen Manen
Erzürnter, weggewandter Ahnen
Den späten Enkeln ausgesöhnt.
Dann wird auf sein Geschlecht herab,
Wie einst, mit seligem Vertrauen
Der Schatten Hermanns wieder schauen,
Der nicht das Blut der treuen Krieger gab,
Um sich den höchsten Thron zu bauen, um allein
Beherrscher einer Welt zu seyn.
Auf Leichen ließ er nur sich Leichen thürmen,
Den nie verletzten Opferhain
Und seinen rauhen Wald vor Knechtschaft zu beschirmen.
Ihr Deutschen, auf! Der Deutsche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,
Laut seines Hermanns Ruhm verkünden,
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden.
Auch seh' ich schon die unbezwungne Schaar
Der Reussen ihren Blick mit Zuversicht erheben
Zu jenem Thatenreichen Czar, *)
Dem mehr, als Kaiserkron' und Leben,
Der Länder neue Schöpfung war.
Und O, das Volk der muth'gen Brennen, **)
Mit altem Stolze wird's den großen Friedrich nennen.
Bey Habsburgs ***) Namen — doch was wagt ein Saitenspiel,
Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn zitternd sie zu Liedern es bespannte,
Weil sich im Greise noch der Patriot ermannte?
Wer diesen Tag begrüßet mit Gesang,
Der muß zum Feldgeschrey, zum Waffenklang
Voll Jugendkraft die Leyer schlagen,
Wie der Cherusker Barden-Chor sie schlug,
Und Todesfurcht mit ihr dem Feind' entgegen trug.
Dem alten Sänger sey's genug,
Wollt, unter Euren Sieges-Chören,
Ihr, die ein zweytes Vaterland,
Durch manches süße, festgeknüpfte Band
Mit mir vereinte, noch die leisre Stimme hören,
Die Euch zur schüchternen, gedämpften Harfe singt,
Und meinen letzten Segen bringt!

J. G. Jacobi.

*) Peter der Große.

**) Preußen.

***) Der edle Rudolph von Habsburg, Stifter des österreichischen Kaiserhauses.

Dank ihm für diese letzten holden Worte! selbst den hohen Monarchen muß es, mitten unter ihren erhabnen Anstrengungen und Sorgen, rührend gewesen seyn, von dem ältesten Sänger des deutschen Vaterlandes eingesegnet zu werden auf ihrem heiligen Gang, da wo der fromme Priester schon halb einer andern Welt angehörte und sein Genius schon die Flügel hob, um der Erde zu enteilen! — Er selbst sagte, daß er mit diesem Liede zufrieden sey, obgleich das nur mit wenigen seiner dichterischen Erzeugnisse der Fall war.

Im Sommer des Jahres 1812 genoß er noch die große Freude, seinen inniggeliebten Bruder, den Präsidenten Friedr. Heinr. von Jacobi aus München bey sich in Freyburg zu sehen. Seine vielen dortigen Freunde waren entzückt, Zeugen von dem Wiedersehen zweyer um Deutschland so hoch verdienten Greise zu seyn.

Seitdem nahmen seine körperlichen Kräfte ab, aber sein Geist blieb heiter bis zur letzten Stunde.

In den Tagen, nachdem er jenes letzte Lied gedichtet, stellte sich ein Husten ein, der ihm aber wenig Schmerzen verursachte. Noch der letzte Abend seines Lebens war munter. Am 4. Jäner des Morgens 3 Uhr traf ihn eine Art Schlagfluß; sein sanftes, wohlthätiges, durchaus schönes Leben wurde durch einen sanften Tod für die Erde geendigt.

Erinnerungen an eine schöne Zeit deutscher Literatur, Dank für manchen Genuß knüpfen sich an seinen geliebten Namen, dem durch die vollendete Ausgabe seiner gesammten Schriften ein ewig bleibendes Denkmal gesetzt ist.

Fragment
aus einem Briefe an das Fräulein A. v. L.

— — — — — — — — — — —

— — — Ich weiß nicht, was ich Alles dabey empfunden habe, als Sie sich letzthin gegen mich geäußert, es gefiele Ihnen so sehr, den deutschen Mann sich einfach und bescheiden in der schönen, äußerst kräftigen Sprache seines Vaterlandes ausdrücken zu hören, statt von dem überflüssigen Ge-

schwätze belästigt zu werden, womit der französisch-sprechende Deutsche außer den erkünstelten Formeln, in die er seine Gedanken und Empfindungen einzwängt, an sonst weiter nichts denkt, als an die hohe Meinung, die er dadurch von seinen Talenten und von seiner Galanterie an den Tag zu legen glaubt. Jetzt, mein liebes Fräulein, da der Deutsche durch sein kräftiges Handeln sich wieder in den Besitz seiner alten Rechte und Unabhängigkeit gesetzt hat, sollte mehr als je darauf gesehen werden, unsre innere Selbstständigkeit gegen Alles zu befestigen, was sich von Außen unserm Geiste noch aufdringen möchte. Es mußte in Zeiten, wo der Deutsche mit sich selbst entzweyt war, dahin kommen, daß man die unserer Nation eigenthümliche Form, das wahre und deutlichste Gepräge unsers Geistes, daß man die Sprache hintansetzte, und um so mehr an feiner Bildung gewonnen zu haben glaubte, je weniger man Spuren von den Sitten und dem Charakter unserer Nation an uns gewahr werden konnte. Denn dieses ist gewiß: man wird eine fremde Sprache nie gut sprechen, außer man denkt sich in den Geist der Nation hinein, welche sie redet, außer man ahmt ihre Gebehrden, ja sogar ihr Temperament und ihre Art zu denken vollkommen nach. Nicht daß wir ausländische Sprachen nicht studiren, nicht daß wir zur Uebung dieselben nicht sprechen sollen; aber wir sollen uns nicht durch eine niedrige Eitelkeit dahin verleiten lassen, deßwegen, weil wir sie gut zu sprechen im Stande sind, für etwas besser zu gelten, man soll sich nicht von der Sprache der Nation lossagen wollen, um der Welt zu beweisen, daß man nicht zu der rohen Klasse derselben gehört. Bedenkt man dabey, daß die meisten, welche einen so hohen Werth darein setzen, die französische Sprache zu reden, nicht im Stande sind, sich in ihrer Muttersprache rein auszudrücken, so wird man sehr bald die verderbliche Quelle entdecken, woher diese ungemeine Verkehrtheit entsteht. Es ist der große Fehler, in welchen gewöhnlich die höhern Stände verfallen, indem sie ihre Jugend französischen Meistern überlassen, welche, wie es gewöhnlich der Fall ist, ihren Abscheu gegen Alles, was Deutsch ist, nicht besser an den Tag legen, als daß sie die Sprache unserer Nation fast nie, auch wenn sie mehrere Jahrzehnte in Deutschland zubringen, zu erlernen die Mühe sich geben. Diese Herren bedienten sich daher gegen eine Sache, von welcher sie keine Kenntnisse hatten, eines sehr gewöhnlichen Mittels, d. h., sie schimpfen darüber. Da nun die Sprache der Schlüssel zur Literatur eines Volkes ist, und man den Geist, die Kraft, ja den ganzen Werth der Bildung einer Nation aus ihrer Sprache am ersten und anschaulichsten kennen lernen kann, so mußte es kommen, daß in der Erziehung von Allem abgeleitet wurde, was der Jugend ein edles Vertrauen zu dem Geiste ihrer Nation hätte einflößen, was sie stolz auf die Werke derselben hätte machen können, vielmehr lenkte man einzig nur auf das Gebiet der französischen Literatur über, und da es diesem, wie dem literarischen Boden keiner Nation, an herrlichen Erzeugnissen des Geistes ermangelt, so gefiel sich der Jüngling sehr bald in dieser Schule, und war auf das Erlernte um so stolzer, je seltsamer und fremder es klang.

Ich glaube daher, mein Fräulein, daß der Zeitpunkt nun da wäre, wo die Deutschen einmal Vertrauen zu sich selbst fassen sollten; denn gewiß und wahrhaftig! wir stehen in keinem Zweig der Bildung andern Nationen nach, und wir werden noch mehr darin gewinnen, wenn es uns einmal Ernst ist, so recht an alles Vaterländische zu halten, wenn wir es im Denken, wie im Handeln redlich miteinander meynen, und unsern Werth in das uns eigene, von allem fremden Zusatz unabhängige Gute setzen. Vor Allem dürfte es ein nützliches Werk seyn, welches den Frauen recht wohl anstehen würde, wenn sie im gesellschaftlichen Leben ihre besondere Zuneigung immer nur denjenigen Männern zuwenden würden, welche in Wort und That beweisen, daß ihnen die heiligsten Schätze ihrer Nation, ihr deutscher Geist und ihre deutsche Sprache noch werth sind; wenn sie als Jungfrauen keiner Huldigung Aufmerksamkeit schenken würden, die nicht dem Herzen eines deutschen Jünglings entstammt, wenn sie als Mütter einzig darauf achten würden, aus ihren Kindern erst starke und gesunde Menschen werden zu lassen, die Pflege ihrer

Herzen mit edlem Stolz selbst auf sich nehmen, und die geistige Bildung einsichtsvollen deutschen Erziehern anvertrauen würden; wenn sie selbst, ein Muster deutscher Frömmigkeit und Treue, im Leben sich auszeichnen, und so in ihrem Kreise alle jene Tugenden ausüben würden, welche allein es sind, die einer Nation vor der andern einen glänzenden Vorzug ertheilen. Sollte von dieser Seite wirklich noch vieles anzurathen seyn, und der Nachtheil noch mehr hervorgehoben werden müssen, der daraus für eine Nation entsteht, wenn ausländische Vorzüge noch immer der Maasstab alles Vortrefflichen seyn sollen, das wir, um Beyfall im gesellschaftlichen Leben zu erregen, uns eigen zu machen haben, so würde vielleicht eine Schrift nicht zwecklos seyn, die sich damit befaßte, den Einfluß der Frauen auf die Bildung und den Charakter unsrer Nation in helles Licht zu setzen, und ich glaube, daß sich solches in Briefen, welche Gemälde von dem gegenwärtigen Zustande unsers gesellschaftlichen Lebens enthielten, und die Bedürfnisse einer nationalen Bildung, als Basis einer innern Selbstständigkeit, in Anregung brächten, am besten bewerkstelligen ließe. Jede Nation, sowohl in alter, wie in neuerer Zeit, welche sich je zu dem Range einer selbstständigen erhob, gibt uns Beyspiele an die Hand, die uns anfeuern müßen, in den Besitz der unsrer Nation eigenthümlichen, bisher aus Vorliebe für das Fremde vernachläßigten Güter zu treten, und einen selbstständigen Charakter anzunehmen, der uns als würdige Deutsche überall kennbar macht. Ich habe mich daher entschlossen, den Versuch zu wagen, abgesehen von Allem, was in die äußere Politik eingreift, bloß eine auf die innere Selbstständigkeit der Nation abzweckende Schrift zu verfertigen und werde sie in wenigen Monaten unsern deutschen Frauen in die Hände geben, in der festen Ueberzeugung, daß unter ihrer schützenden Obhut ein Geist bey unserer Nation leicht Eingang finden wird, den sie als geeignet erklären, den schönsten Preis unserer Glückseligkeit, ihre Achtung, Freundschaft und Liebe damit zu gewinnen. — — — — — — — — —

J. S—r.

Cento. *)

Aus den Persern, einem Schauspiele des Aeschylus aufgeführt, nicht in Paris im Dezember 1812, sondern in Athen vor ungefähr 2300 Jahren.

Vers.

80. Mit dem Blicke blutdürstender Drachen führte er das Heer an gegen das Lanzenberühmte Volk.

*) Cento heißt ein aus verschiedenen Versen gebildetes, gleichsam zusammenhängendes Gedicht. — Die bey-

745. Wallte dann mit großem Heere seines Feldzuges langen Pfad.

747. War's nicht Krankheit des Gemüths, welche ihn verwirrte?

739. Wer sein Unglück selbst beschleunigt, dessen Untergang befördert ein Dämon.

345. Ein Dämon war es, der das Heer verdarb, und schweres Wehe in die Wagschale warf.

494. Frühen Winter gab ein Gott. Es fror des Strymon lautrer Strom; und wer vorher an Göttern zweifelte, der flehte nun gebeugt die Erde und den Himmel an.

789. Die Erde selbst war Mitstreiterin.
Durch Hunger schlägt sie stolze Heeresmacht.

488. Sie sanken hin von Durst und Hunger; beyde drängten sie.

249. Wie viel der Macht verdarb durch Einen Schlag.
Des Landes Blume sank dahin.

440. Die ganze Blüthe des Heers an Jugend, Adel und Heldenmuth sank jämmerlich und ruhmlos hin.

561. Kaum noch entrann der König dem wintrigen Pfade.

918. Es seufzt die Erde über die Jugend, die sie birgt in ihren Schoos, die Xerxes umbrachte, und mit ihr den Hades erfüllte.

927. Ich Elender brachte Verderben den Meinen; Verderben dem Vaterlande!

952. Wo sind deine Gehülfen?

958. Todt habe ich sie verlassen.

995. Sie sind begraben, nicht bey den Zelten, sondern auf der Flucht.

1019. Unsere Hülfsvölker haben uns verlassen.

505. Die übrigen Geretteten des Heeres entkamen kaum und wenig an der Zahl, mit Mühe wandernd durch der Thraker Land.

800. Voll eitler Hoffnung ließ er noch ein Heer zurück;

803. Willkommne Nahrung für das Land der Böoter, wo des Elendes Fülle schon des Trotzes und gottlosen Frevels harrt.

810. Nun dulden sie für solche Missethat auch solches Elend, werden dulden noch, erreichten Ihres Jammers Grund noch nicht.

815. Leichenhaufen werden sprachlos einst den Augen später Enkel Warnung seyn, den Sterblichen gezieme Hoffahrt nicht, die Aehre, die aus stolzer Blüthe reift, sey Jammer und die Aernte thränenvoll.

590. Nun schließen die Zungen der Menschen nicht Schranken mehr ein.
Gelöset war das Volk, und spricht nun frey:
Zerbrochen ist das Joch der Tyranney.

stehenden Zahlen bezeichnen die Verse oder Zeilen des Schauspieles. Die Uebersetzung ist wörtlich aus dem Griechischen.

Nro. 9.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 2. Februar.

Empfindungen vor dem von Stiler gemalten Bildnisse unserer allgeliebten Königin.

Ich wähnte froh, es wolle mich entrücken
Die Kunst in ihr gelobtes FeenLand,
Als jüngst, verwirrt in trunkenem Entzücken
Ich vor dem schönsten FrauenBilde stand.
Ich mußte stets nach ihm von neuem blicken,
Und preisen Stilers künstlerische Hand,
Der einen Engel schuf mit FrauenMiene,
Und doch ein Abbild nur — von Karoline.

Es hören einst der Nachwelt ferne Söhne
Die Kunde der geliebten Königin,
Zu ihnen schallen unsers Liedes Töne,
Verkünden ihrem fast ungläub'gen Sinn,
Wie Sie geprangt in jeder Tugend Schöne.
Sie wallen dann zu diesem Bilde hin,
Und schauen, glauben erst vor Ihrem Bilde,
Was uns entzücket, Ihre Güt' und Milde.

Die Bäume, Gräser, Blüthen sanft umschwellen
Die hehre Frau, gleichwie ein holder Kranz,
Sie blicket sinnig in des Sees Wellen,
Sie rühret nicht ihr Spiel, und froher Tanz.
Die ganze Gegend scheinet zu erhellen
Des klaren Auges still bescheidner Glanz.
Mich lud es ein Sie freundlich zu begrüßen,
Mich zog es hin mit Macht zu Ihren Füßen.

Und ich empfand bestürmt mich von Gefühlen,
Was längst verflossen schwebte mir zurück,
Vergangne Freude schien mich zu umspielen;
Und wie aus Fernen lächelte das Glück,
Das Karolinens Gnade schuf so Vielen.
Von ThränenThaue überfloß mein Blick,
Ich mußte bey der Thräne leisem Senken
An alle Thränen, die Sie stillte, denken.

Ich flehte: Himmel gib der Frau hienieden
Das Beste, was Ihr Herze kann erfreu'n,
O wahre Ihrer Seele heitern Frieden,
Und Ihren frommen Saaten gib Gedeihn,
Und ist den Menschen allen Leid beschieden;
So laß bey Ihr es süßes Mitleid seyn,
Und muß das MenschenAug die Thräne trüben;
So gib die FreudenThräne du der Lieben!

J. G. Mielach.

Hof- und National-Theater.

Hätte ich doch nicht geheurathet. Ein Lustspiel in vier Aufzügen von Koch.

So viel ist gewiß, daß man noch immer nicht recht zu wissen scheint, was uns das Theater eigentlich soll. Ist es ein Institut zur Bildung überhaupt, des Geschmackes sowohl als der Sitten, so begreift man nicht, wie man dennoch Stücke auf die Bühne bringen kann, die nicht allein den gebildeten Geschmack empören und die feinern Sitte beleidigen, sondern sogar den rohen Sinn anekeln, und durchaus mißfallen. Hr. Koch hat uns da einen Brey vorgesetzt, der schlechterdings nichts taugt.

Von der Aesthetik kann hier gar nicht die Rede seyn. Das Stück ist eben so voll Inconsequenz als Inconvenienz. Die Charaktere haben keine Haltung, die Sprache ist höchst gemein; die Personen benehmen sich pöbelhaft — kurz, das Stück ist unter aller Kritik. — Verläumdungen und Verwünschungen gegen das andere Geschlecht in einem so rohen Tone zu vernehmen, wie wir es in diesem Stücke uns gefallen lassen müßen, empört doch jeden Menschen, der fähig ist, Liebe und Achtung gegen die Frauen zu hegen: nur demjenigen, dessen Herz eine widernatürliche Abneigung gegen dieselben empfindet, könnte ein solches Stück angemessen scheinen, Gefallen zu erregen und Unterhaltung zu gewähren. Aber, Dank sey es dem moralischen Genius unserer Zeit! uns sind die Frauen noch heilig und wir dulden es nicht, wenn man ihre Tugend öffentlich lästert. — Was wir von Hrn. Koch halten sollen, wissen wir nicht. Will er nur zeigen, wie weit sich die Männer in ihren Verwünschungen gegen die Frauen verirren, zu welchem ungerechten Argwohn sie die Eifersucht verleitet? Wenn er dieses gewollt, so hätte er die Louise durchaus gleich edel uns darstellen sollen: so, wie sie um des Barons willen die Ruhe ihres Gatten vergiftet, die Aufmerksamkeit, die sie diesem schenken sollte, auf jenen überträgt, ihren Putz, ihren Witz, kurz Alles anwendet, um den Baron zu erheitern und ihm zu gefallen — von dieser Seite ist sie eine Kokette. Hr. Koch möchte uns hinterher eines Andern belehren, da er uns doch vorher vernehmen ließ, daß der Baron Louisen küße, mit ihr nach dem Walde lustwandle, sich für ihn putze, seit seiner Anwesenheit im Schloße heiterer als jemals sey ꝛc. Kann man auch Alles dieses thun, ohne die Tugend zu verletzen, so finde ich es doch tadelnswerth an einem Weibe, sobald dadurch das Herz eines treuen, liebevollen Gemahls gebrochen wird. Sodann muß bemerkt werden, daß der Baron der fadeste Geck von der Welt ist, der höchstens einer Dame den Zwang auflegen kann, mit ihm aus conventioneller Nachgibigkeit ein paar formelle Worte zu sprechen, aber keineswegs sich mit ihm so weit einzulassen, daß er, der übrigens ohne allen persönlichen Muth ist, sich erdreisten darf, sie um Erhörung seiner verliebten Wünsche zu flehen. So straft man nicht die Eifersucht an einem Manne, selbst wenn man nur — wie es Hr. Koch sehr inkonsequent auf einmal uns glauben machen will — mit dem Anbeter im Spaße verfährt. Von dieser Scene an bedient sich Louise eines sehr hochtrabenden Tones gegen ihren Gemahl, spricht viel von weiblicher Würde, von beleidigter Ehre, und treibt ihren Stolz und ihren Muthwillen gleich hoch, so wie ihr Ehemann seine erbitterten Ausfälle auf sie. Der Baron, — Hr. Koch hätte sich zu einem so verworfenen Charakter wohl lieber eines gemeinen Landstreichers bedienen können — spielt eine gar miserable Figur, und das Allerlächerlichste war es gewiß, diesen schlotternden Zwerg auf einmal zwischen Rosenzweig's und des Hauptmanns blitzenden Schwertern sich krümmen zu sehen. Es war als ob zwey Löwen gegen einen Hasen die Zähne wetzten, um sich mit ihm zu schlagen. So wie die übrigen Akte nicht vernünftig waren, so war der letzte ganz förmlich toll. Der arme Rosenzweig erschießt sich, oder läßt sich — versteht sich pro forma — erschießen; — das soll Louisens Herz auf einmal bekehren! dagegen erfährt es diese und spielt eine andere Rolle gegen ihren Herrn Gemahl, wovon aber dieser keine Sylbe vorher erfährt. Sie reicht über der Leiche ihres Gemahls dem Baron — wie nur diese Gestalt nach solcher Entwürdigung die Augen der Zuschauer nochmal verletzen durfte? — die Hand und läßt das auf ihren Geburtstag verfertigte Lied mit vollem Jubel vor ihm anstimmen. — Daß Hr. Koch, wenn er je den Gedanken hatte, die Ehre der Frauen vor den Verläumdungen der Männer durch ein theatralisches Gemälde zu retten, so unglücklich war, durch sein Stück sich in Verdacht zu setzen, gerade eine verkehrte Absicht gehabt zu haben, liegt offenbar da. Von den übrigen Personen, als da sind der Schulmeisterius loci, und Rosenzweig's Bedienter, ist weiter nichts zu erwähnen, als daß ersterer durch sein nequaquam den Zuhörern sich eben so unausstehlich, wie dem Hauptmann machte, mit welchem er sprach, und daß der Zweyte für einen Spitzbuben zu dumm, und

für einen Dummkopf zu spitzbübisch aussah, mithin so recht ein Zwitterding gleich den übrigen war. Der Hauptmann ist nichtssagend. Indessen muß gerühmt werden, daß sich die Spielenden alle Mühe gegeben, zu verhindern, daß dieses abgeschmackte Machwerk nicht gänzlich ausgezischt wurde. Vorzüglich strengte Mlle. Altmutter sich an, uns den Charakter der Louise, so viel es möglich war, gut zu geben. Wir bemerken hiebey, daß es dieser Künstlerin, welche so ausgezeichnete Talente zur Darstellung großer Heldencharaktere besitzt, keineswegs an Gabe gebricht, auch ganz gewöhnliche Charaktere mit einer Ungezwungenheit und Schönheit zu geben, die jeden Unpartheyischen gegen den dieser Künstlerin in einem Theater-Journale gemachten Vorwurf aufbringen müßen, als ob sie uns in Familien-Rollen nur immer die Johanna aufdringen wolle! So was verdient, daß man geradezu widerspreche. — Hr. Cohrs als Schul-Meister und Hr. Flerx als Bedienter würzten durch ihre ächt komische Mimik nach Kräften.

Der Russe in Deutschland, ein Lustspiel in 4 Aufzügen von Kotzebue.

Von den besten Stücken ist dieses gerade keines, welche K. gemacht. Doch auch von den schlechtesten nicht. Was es so fade macht, sind die unausstehlichen Reime, die oft recht bey den Haaren herbeygezogen sind, deßgleichen die unzähligen moralischen Sentenzen und langen Tiraden, die nicht selten wie aus der Luft geflogen kommen. Uebrigens könnte es eben so der Ungar oder gar der Indianer in Deutschland heißen: das Stück hat, was man aus dem Titel Anfangs schließen möchte, gar keine Beziehung auf das gegenwärtige politische Verhältniß Rußlands zu Deutschland: nur einmal sagt der Russe zu seiner Geliebten so etwas, was jedoch nur auf die Vergangenheit angewendet werden kann, und im Ganzen außerwesentlich ist. Der Charakter des Grafen v. Schlamm ist recht gut gehalten: zu satyrisiren versteht Kotzebue manchmal sehr glücklich. Desto weniger taugt Paulinens Vater. Der Mann ist ja so vernünftig, so edel, so wacker — und hat sein Liebstes auf Erden, sein einziges Kind, einem alten Podagristen, einem erbärmlichen Filzen, einem Schwachkopfe zum Weibe gegeben. Das liebe Töchterchen ist in einer Hölle: der Glanz einer schönen Uniform, und hintendrein der Glanz eines schönen Herzens machen einen Russen so liebenswürdig, daß sich Paulinchen in ihn verliebt. Eine große Rolle spielt ein Mops: ja ein Mops muß es seyn, der den Knoten des ganzen Stückes lößt! Der Kotzebue hat so was an sich: das liebe Vieh spielt bey ihm immer auch seine Rolle: seine Moral ist von der ausgedehntesten Art: sie predigt sogar von einer Toleranz des Viehs auf der Bühne! das muß er aber auch, da die Bühne nach seiner Ansicht nun einmal nichts anders ist, als eine pure Nachahmung des Lebens, und zwar unsers häuslichen, wirklichen Lebens. Wie es dem Vater so auf einmal kommt, zu sehen, was seine Familie macht, wie ihm der Russe gerade in den Weg läuft, die Kammerzofe so eben den Untergang des armen Mops in's Werk setzen will, dieses receptum infernale dem Fac totum des Hauses in die Hände fälle, und dieser mit der Schwester des Grafen aus einem physischen ein moralisches Gift fabrizirt . . . das Alles kömmt Schlag auf Schlag, und wenn wir daher dergleichen Theater-Coups für ganz natürlich annehmen mußten, so überraschte der Saltus mortale um so weniger, wo nämlich Paulines Vater in dem Russen den Sohn seines Wohlthäters — wer erkennt nicht hierin Kotzebues überaus erfinderischen Geist? — umarmt, die Scheidung seiner Tochter — zu Folge des tragischen Schicksals, womit der arme Mops und sodann der Graf bedroht war — von letzterm bewirkt, und sie mit dem Offizier vermählt! Je nun, die Fäden dieses Gewebes sind dick, man kann so recht daran ziehen und zerren, sie reißen nicht leicht: darum hält sich auch so was auf unsern Theatern. Manche Einfälle sind inzwischen nicht zu verwerfen. — Hr. Wohlbrück gab den Charakter des Grafen ganz vortrefflich. Dieser konventionelle Takt, wonach er spricht und sich bewegt; die preziöse Miene, womit der das viele Französische seiner Reden begleitet; die

glatte Art, wie er die Sottisen seines Schwieger-Sohns, so wie die bittern Admonitionen seiner Schwester von sich abschüttelt; die grace, womit er den stechenden Fuß anfaßt oder den Angstschweiß vom Gesichte sich trocknet — Alles ist herrlich getroffen! Auf seine ganze Figur ist das Gesetz gepinselt: il faut observer les dehors! Deßgleichen gab uns Mad. Wohlbrück ihre Rolle recht trefflich. Mad. Carl, als Pauline drückte die Verlegenheit, die Furcht vor Verrath, die Zurückhaltung und Mittheilung eines liebenden Herzens sehr gut aus. Mad. Flerx spielte ihr Kammermädchen ganz einzig. Hr. Carl als russ. Offizier, Hr. Freuen als Paulinens Vater und Hr. Kohrs als Fac totum des Hauses, gaben diese Charaktere nicht minder vortrefflich.

Wir dürfen uns rühmen eine herrliche Schaar der besten Sängerinnen in unserer Stadt heranblühen zu sehen. Außer den schönen Stunden, welche uns der Gesang einer Mademoiselle Lagrange gewährte, hat uns Mlle. Schlett auf dem Theater schon ganze Abende durch ihre Kunst auf das Angenehmste gewürzt. Eine Erscheinung von höchst erfreulicher Art war auch das Auftreten der Mlle. Muck als Aline in Macdonald. Der Gesang dieser Sängerin ist von außerordentlicher Schönheit und ihr Spiel auf der Bühne voll Ausdruck und Leben. Das Lob, das ihr einstimmig zu Theil ward, ist dadurch noch herzlicher und wärmer geworden, indem man den Bildner dieser vortrefflichen Künstlerin, ihren in diesem Stücke mitspielenden Vater gleichfalls herausrief, und mit dem rauschendsten Beyfalle überhäufte. Gewiß der schönste Triumph für alle Beyde!

J. S—r.

Von der Witterung im Februar 1814.

Vom 1. bis 4. wird es unter Nebel, oder Reif allmählig gelinder und unbeständiger, dann kommt Schnee, bis es gegen den 9. wieder kalt und trüb wird. Am 11. wird ein vorzüglich veränderliches, elektrisches Wetter seyn, worauf unbeständige, bald heitere und gelinde, bald frostige, trübe Tage folgen. Den 20. wird stürmisches Wetter mit Schnee einfallen, und die darauf folgenden Tage werden gleichfalls unruhige Luft und veränderliches, bald heiteres, laues, bald trübes, kälteres, schneeiges Wetter bringen. In Frankreich wird es in diesem Monate viele angenehme, heitere aber auch viele regnigte Tage geben. — Im vorigen Monat kam in der Nacht vom 12. auf den 13. ein Sirocco-Wind, und den 20. hatte die Sonne so viel Licht, als ich noch nie gesehen habe (daher das seltene laue Wetter), ihre ganze Oberfläche war, statt der Poren auf den Corrugationen, ganz dicht mit Lichtpunkten besäet, ausgenommen am östlichen Rand, welcher von beyden Polen her eine dunklere Sichel formirte; am westlichen Rand war ein glänzender, kleiner Halbring, etwa vom Umfange der Erde, und nur einige ganz kleine Oeffnungen zeigten sich nach einwärts. So bald ich die, keine Rotationszeit genau haltende Periodizität des Lichtwechsels auf der Sonnenoberfläche und die mit ihm in Verbindung stehenden Zustände des Himmels-Aethers werde erforscht haben, so wird auch der Temperaturwechsel besser vorherbestimmt werden können. Was uns vor der Nase ist, suchen wir oft weit jenseits, und das entfernteste wollen wir mit Händen erreichen. Sollten es nicht Aetherzustände seyn, die oft außerordentliche Begebenheiten herbeyführen? So z. B. wurde, vom 14. an, der nördlichste dunkle Jupitersstreif immer breiter, bis er am 27. die größte Breite (doppelte des südlichen Mittelstreifes) erlangte; ferner am 28. Jäner (als den Abend vorher, gegen halb 8 Uhr eine meteorische große Glanzkugel gefallen war) sah ich diesen Streif wieder sehr schmal, und der südlichste Streif, welcher durch das Wachsen des nördlichsten ganz verschwunden war, zeigte sich wieder. Sollte wohl die starke südliche Abweichung des ersten Trabanten diesen auffallenden Effekt allein hervorbringen können? Er hatte ja auch am 14. eine beträchtliche südliche Abweichung, als der nördlichste Streif, wie sonst dabey doch immer sehr schmal blieb.

Charade.

(Dreysilbig. Umgearbeitet nach B.)

Heute Nacht das Pförtchen offen!
Holdes Liebchen darf ich hoffen?
Lang sind deinem Trauten schon
Ach! der zweyten Glück entfloh'n. —
Nicht die erste war ihr Pförtchen,
Ich wars Ganz am stillen Oertchen.

J. C. Mielach.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 5. Februar.

Nachtgesang.

Du bist so still, o Nacht! so mild!
  Es glänzt, vom Mondenschein erhellet,
So schön das schlummernde Gefild!
  Des Menschen armes Herz nur quälet
Im Traume noch ein finstres Bild.

O sagt, wonach verlangt dieß Herz?
  Was sucht, von Leidensthränen trübe
Das Auge mit so bitterm Schmerz?
  Was klagt in stiller Nacht die Liebe,
Und blickt in Thränen himmelwärts?

Das Haupt von Silberlocken weiß,
  Und auf der Stirne tiefe Falten,
Fleht für den fernen Sohn der Greis,
  Gott mög' ihn schützen und erhalten,
Und seine Thränen fließen heiß.

Und zählend jeden Glockenschlag
  Wacht kummervoll auf ihrem Bette
Die treue Mutter bis zum Tag,
  Voll Sorge, ob an fremder Stätte
Wohl auch ihr Kind jetzt ruhen mag.

Ja, ruh'n! der Helden viele ruh'n
  Jetzt frey von Mühe und Beschwerde;
Heiß war ihr Leben, groß ihr Thun;
  Wie eine Mutter hält die Erde
Sie fest in ihren Armen nun.

Sieh', durch das Fenster in's Gemach
  Scheint dort der Mond mit hellem Lichte,
Und glänzt in einem Thränenbach,
  Der auf dem schönsten Angesichte
Hervor aus lieben Augen brach.

Das Herz von Kummer schwer bedeckt,
  Entschlief die Braut in stiller Kammer,
Als sie ein Traumbild aufgeschreckt,
  Das seine Hand mit stummem Jammer
Verlangend nach ihr ausgestreckt. —

Wann wird der Jüngling wieder süß
  Zur Seite der Geliebten träumen,
Und von der Heimath Paradies
  Der Sohn nicht länger ferne säumen?
Wann kehrt der Friede uns gewiß?

Einst, wenn die Herzen, frey von Harm,
  Sich wieder leicht im Busen dehnen,
Wenn der Geliebte heiß und warm
  Des Wiedersehens Freudenthränen
Vergießt in der Geliebten Arm,

Wenn an die Brust den lieben Sohn
  Die Mutter voll Entzücken schließet,
Und froh, daß er dem Tod entflohn,
  Der Vater ihn als Held begrüßet,
Und rings nur herrscht der Freude Ton:

Dann laß' in deiner vollen Pracht
  Rings die Natur umher erglänzen,
Du zaubervolle Mondennacht!
  Dann schlummre unter Hochzeitkränzen
Die Liebe, bis der Morgen lacht.

Auf eure Gräber, die ihr ruht
Nach schweren Kämpfen, deutsche Brüder!
Fließt dann der Thränen heiße Fluth
Als Opfer unsers Dankes nieder
Für das vergoßne, theure Blut.

München, im Jäner 1814.

J. Sendtner.

An Baierns freywillige Krieger und deren Familien.

Wo ist jetzt eine Familie unsers baierischen Vaterlandes, die nicht einen blühenden Sohn oder Verwandten zu unsern ruhmbekränzten Fahnen in den heiligen Krieg für Deutschlands Unabhängigkeit, für Baierns Ehre, für die Sicherheit und den Ruhm unsers allverehrten Königs und seines hohen, uns beglückenden Regentenhauses absendete? — Es ist also nicht außer der Zeit, die Leser unseres Blattes zuweilen auch mit dem zu unterhalten, was einen nähern Bezug auf diese edeln, freywillig und mit den rühmlichsten Gesinnungen zu den Reihen der Streiter eilenden Söhnen des Landes hat, was dazu beytragen kann, diesen trefflichen Jünglingen ihren Beruf aus dem erhabensten Gesichtspunct zu zeigen und ihrem Geiste die Tugenden zu vergegenwärtigen, durch die sie ihn ganz eigentlich adeln und ehrwürdig machen können.

Offenbar gehört es zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, und des umgeänderten Charakters des Krieges in diesem einzigen, beyspiellosen, erhabenen Kampfe, daß wir seit dem vorigen unvergeßlichen Jahre schon gewohnt sind, Sittlichkeit und Religiosität neben Tapferkeit und Kriegsruhm genannt zu finden, diese oft so entgegengesetzten Begriffe nicht bloß als leere, der Wahrheit Hohn-sprechende Formeln neben einander genannt zu finden, sondern wahrhaft und innigst mit einander in schwesterlichem Bunde vereinigt zu erblicken. Tapfere Schaaren weißt jede Zeit, auch die roheste, jeder Krieg, auch der ungerechteste, auf; aber Eine Würde ist die höchste des Menschen, obwohl eine seltene, — Eine erfüllt mit der wahresten und tiefsten Ehrfurcht, deren die menschliche Brust empfänglich ist, — Ein Anblick ist der erhabenste und herrlichste von allen, — ein gebildeter, menschlicher, tugendhafter, frommer Kriegsmann, begriffen im gerechten Kampfe!! — Was Fingal seinem Enkel Oskar zuruft: „Ein Schrecken war ich dem Feind' in der Schlacht; doch hinter dem Blitze von meinem Stahle war immer dem Schwachen Erhohlung bereitet!" — ist der Segen, mit dem jetzt hundert und aber hundert Väter in Baiern ihren Söhnen das Schwert reichen und sie zum Kampfe in die Reihen der Tapfern senden.

Und daher wird es, wir wissen es sicher, vielen Lesern unserer Blätter willkommen seyn, wenn wir ihnen einiges aus der Rede mittheilen, mit welcher einer der berühmtesten unter den jetzt lebenden Lehrern des Christenthums die gebildetere Jugend seines Landes, die freywillig zu den Fahnen eilende Kriegs-Schaar, zu ihrem neuen, hohen Beruf einsegnete. Die Worte eines Weisen gehören allen an, die sie hören wollen, sind zu allen gesprochen und finden überall ein Herz, das sie versteht und benutzt! —

— Dichtgedrängt standen in dem Haupttempel der Stadt die Jünglinge um ihren längst verehrten Lehrer, dem obersten Priester des Landes, umher, um hier an heiliger Stätte den Kriegseid abzulegen, und ihr Versprechen mit dem Abendmahl des Herrn zu besiegeln. — Der Lehrer sprach:

Auch in dieser heiligen Stunde bis du unter uns gegenwärtig, Höchster, Ordnung und Gerechtigkeit liebender Geist! Beydes hast du über deine Schöpfung ausgegossen. Alle vernünftige Wesen und auch die menschliche Brust hast du dafür empfindlich gemacht. An Ordnung und Recht hast du die Wohlfahrt der Häuser, der Länder und Völker geknüpft; und dein heiliger Wille ist, daß wir es üben, daß wir Unrecht und Gewalt nicht nur vermeiden, sondern auch abwehren.

Wenn in diesen Augenblicken der Andacht wir uns in diesen Gesinnungen, die dir nicht mißfallen können, befestigen wollen: o, so gib, daß es mit Wahrheit und Erfolg geschehe!

Bey dem Anblicke dieses schönen Kreises blühender Jünglinge, umringt von so vielen theilnehmenden aufmerksamen Zuschauern, dringt sich mir unwillkührlich die Frage auf: ob auch die Absicht, zu der wir uns versammelt haben, und ob die Handlung, die uns allen vorschwebt und die durch den Gedanken an Gott geheiligt und durch den ernstesten Gebrauch der christlichen Kirche feyerlich gemacht werden soll, an sich erlaubt, von dem Gewissen gebilligt und Gott wohlgefällig ist? Denn zu einem Vorhaben, von welchem dieses mit Wahrheit nicht gesagt werden könnte, sich den Segen und Beystand des Höchsten erflehen, und sich dazu durch die Todesfeyer des Stifters der christlichen Religion stärken wollen; das wäre für den an Gott glaubenden ein gefährlicher trauriger Irrthum, und für den Christen eine ewig zu bereuende Täuschung.

Das erste also, was unsere Andacht uns auferlegt, ist, daß wir mit der Besonnenheit und Ruhe, welche des Menschen und des Christen würdig ist,

die Beschaffenheit der Handlung, die wir vorhaben, prüfen und nach ihrer Erlaubtheit und Gottgefälligkeit fragen.

Was ist es also, das uns an diese heilige Stätte geführt hat? was ist es, das wir hier unter dem Beystande der Religion und der Andacht vollziehen wollen?

Unsere Absicht ist, uns hier zum Kriege zu ermuntern und zu verbinden. — Wie? zum Kriege? Welches Wort, welchen Gedanken habe ich ausgesprochen! Ist der Krieg nicht das Gräßlichste und Schaudervollste, was wir kennen? Ist er unter Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten nicht die größeste? Oder kennen wir vielleicht ihn, seine Natur und seine Wirkungen nicht? Aber ist er nicht die Plage unter der wir, unter der unsre Mitbürger, unter der unser deutsches Vaterland so lange seufzet? Ist er nicht die Plage, um deren Abwendung, um deren endliches Ende wir Gott in jeder unserer kirchlichen Andachten flehen? — Und dazu, zu dem Kriege, wollten wir uns ermuntern? Dazu wollten wir uns vor Gott verpflichten? Dazu wollten wir uns den Beystand des Höchsten erflehen?

Ja, meine Freunde! und noch dazu, obgleich mit schwerem, obgleich für den Nachdenkenden mit blutendem Herzen, aber doch mit Zuversicht und in der festen Ueberzeugung, daß es so recht, daß es rühmlich vor Menschen und Gott wohlgefällig ist.

Vernehmen wir die Gründe dieses Urtheils mit wenigem, und stärken wir uns dadurch um so mehr in unserm Vorhaben.

Ungerecht und gewaltthätig ist es, wenn ein Mensch den andern unterdrückt, wenn er ihm sein Eigenthum und seine Freyheit nimmt, und ihn zu seinem Willen zwingt. Ungerecht und gewaltthätig ist es, wenn der Nachbar den Nachbar, wenn der Mächtigere den Schwächeren, wenn der Listige den Unbefangenen überfällt, beraubt, mißbraucht. Um Unordnungen und Gewaltthaten dieser Art vorzubeugen, haben die Menschen in Gesellschaften sich vereinigt, die durch Gesetze, durch Richter und Obrigkeiten regiert werden. In solchen geordneten Staaten herrscht dann Ruhe, Sicherheit und Freyheit unter dem Schutze der Gesetze. Wer sie zuerst einführte, erwarb sich ein grosses Verdienst. Er sicherte den Besitz, er schaffte Ruhe und Furchtlosigkeit, er machte das Leben erst recht genießbar. Daher feyerte die Dankbarkeit die Gründer solcher Staaten als Wohlthäter unsers Geschlechts, und die noch dankbarere Nachwelt versetzte sie unter die Götter. Und wie sehr auch diese Einrichtung der menschlichen Natur gemäß, und wie sehr sie für uns Bedürfniß und Wohlthat sey, beweiset, daß die Menschen aller Zeiten und aller Himmelsstriche in solchen durch Gesetze mehr oder minder regierten Verbindungen lebten, und noch leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die schönste Epoche Deutschlands.

In Zeiten der Völkerumwälzung, wo Nationen das Sklavenjoch, das ihnen fremde Despoten und Eroberer auflegten, kräftig abschütteln, und mit den Waffen in der Hand das alte ihnen entrissene Palladium der Freyheit zurückfodern, pflegt der gewöhnliche Mensch seine Augen an der Aussicht auf eine ruhige und ehrenvolle, schöne und freudige Zukunft zu weiden. Die Gegenwart, die noch blutig und thränenvoll, aber reich an hohen begeisternden Ideen über unsern Häuptern schwebt, betrachtet er nur als den traurigen, aber unvermeidlichen Schritt in jenes Paradies, das ihm seine goldenen Aepfel schon von ferne zeigt. Diese Ansicht ist natürlich und wird selbst dem Edeln und dem Helden nicht ganz fremd seyn; aber sich ihr zu sehr hingeben ist gefährlich, und die Menschen, die ihr zu sehr fröhnen, bereiten sich eine unangenehme Täuschung vor. Die Zeit des Erkämpfens und Erringens hoher Güter für Einzelne und für ganze Völker ist die schönste; sie ist die Blüthenzeit des menschlichen Geistes und seines ganzen Seyns; nicht immer folgt auf eine üppige, segenschwangere Blüthe eine reiche Aernte. Eine kalte Frühlingsnacht kann den gehofften Ueberfluß vereiteln. Wenn der Baum in der röthlichweißen Pracht seiner Blüthe dasteht, ist dir nur der Genuß dieses schönen Anblicks gewiß; auf den Genuß der süßen Frucht kannst du noch nicht mit Sicherheit rechnen; du selbst kannst nach der Wandelbarkeit menschlicher Schicksale dieses Ziel vielleicht nicht erreichen, oder tausend Zufälle können das Reifen der Frucht verhindern. — Ergreife die Zeit. Um wie viel schöner Aufopfern ist, als Genießen, um so viel schöner ist die gegenwärtige Zeit des mühevollen Erringens, als die Zukunft seyn wird, die uns den ruhigen Genuß des Errungenen darbietet. Die Stimme der Geschichte ruft uns die wohlzubeachtende Warnung zu, bey der allgemeinen Hinfälligkeit und Un-

zuverläßigkeit menschlicher Dinge einer heiteren Aussicht in die Zukunft nicht zu viel zu vertrauen. Sie hat uns schon zu oft das Beyspiel gegeben, daß, wenn Völker in einem unermüdlichen, herrlichen Bestreben die höchste Vollendung ihres politischen Daseyns zu erreichen hofften, sie dieselbe schon in diesem Bestreben, in dieser kräftigen Anstrengung und regen Leben selbst erreicht hatten, und in der so unendlich glücklich geträumten Zukunft, zwar auf Lorbeern ruhend sich des selbst errungenen Glückes freuten, aber dennoch immer die Augen rückwärts kehrten auf jenen Zeitpunct der Vergangenheit, als den eigentlichen Culminations- und Lichtpunct ihrer Geschichte, so wie nach dem Urtheil des Jägers der Moment des Zielens und Erlegens, wo alle Sehnen und Nerven angespannt und thätig sind, das ruhige Freuen an der erlegten Beute an Lust weit überwiegt. So blickten die Römer im Augusteischen Zeit-Alter auf jenes der punischen Kriege, wo sie einfach und prunklos auf Tapferkeit und Mäßigkeit ihre Größe erbauten; so die Athenienser zu den Zeiten des Pericles auf jene des Miltiades und Aristides; so die Spanier zur Zeit Philipps, auf die seines glorreichen Vaters, dessen ungeheure Erwerbungen Anfangs jener erst ruhig genießen und entfalten zu wollen schien; so die Franzosen in den Zeiten des 16ten Ludwig und der Revolutionsschrecken auf die Ludwigs des 14ten, der nur für die lange Zukunft einer dauernden Größe seines Hauses gearbeitet zu haben schien. — Deßwegen laßt uns die Lehren der Geschichte zu Herzen nehmen, und uns nicht mit schwankenden Muthmassungen und Sophismen täuschen; laßt es uns erkennen, daß diese Zeit selbst, in der wir leben, die schönste ist in unserer Geschichte. Ein dichter Schleyer hängt über der Zukunft; vergebens versuchen wir je ihn zu lüften; aber die Gegenwart ist uns gewiß; das Treiben und Wirken zum hohen Zweck ist uns gewiß. Das innere Bewußtsein, das lohnende, reich lohnende den vielfachen Kämpfen und Opfern, die wir in dieser Zeit bringen, ist uns gewiß. Daher strebet muthig fort, edle Brüder, und findet in diesem rastlosen Eifer für die gute Sache, selbst den Lohn dafür. Dann kann euch, die Zukunft, sie mag kommen, wie sie will, nicht schrecken; wohl mit Wohlbehagen und Seelenfreude kann sie euch erfüllen, wenn sie ruhig und heiter heraufzieht; aber nicht stören und beunruhigen, wenn sie trübe und stürmisch emporsteigt; denn ihr habt in euer Inneres den verdienten Lohn schon gerettet.

S. Lieutenant im königl. baier. freywilligen Jägerkorps.

Schreiben aus Berlin.

Zum erfreulichen Empfang und zur Feyer der am 22. dieses gegen Abend in Berlin glücklich erfolgten Ankunft Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland, Elisabeth Alexiewna, war im königl. Opernhause Sonntag den 23. Alles bereitet. Nie war dieses so überfüllt als dießmal und lauter Jubel übertönte den Trompetenschall und Paukenklang beym Erscheinen der huldreichen Monarchin, (nach 7 Uhr Abends) welcher alle Herzen ehrfurchtsvoll und freudig huldigten. Der Prolog (vom Hrn. G. D. Iffland besonders zu dieser Feyer verfaßt) begann mit einer erst stürmischen, dann in sanfte Harmonien verklingenden Ouvertüre. (Sämmtliche passende Musik war von Hrn. K. M. Weber dazu gesetzt.) Mad. Bethmann erschien als Genius des Friedens und schöner Hoffnungen symbolisch geschmückt und gebot den Stürmen zu schweigen, den Zephyrn für die ungestört glückliche Reise der hohen Fürstin Sorge zu tragen u. s. w. Ein angenehmer Tanz (von Hrn. B. M. Tell) folgte. Nun trat das personificirte Schicksal (Dem. Beck) auf, erwähnte der ruhmvollen Gegenwart, der glorreichen Zukunft, und nach einem Chorgesange verwandelte sich die Szene in das Elysium. Ein Rückblick in die Vorwelt zeigte

Friedrich den Einzigen
Katharina die Zweyte

als verklärte Gestalten die Hand empor hebend über die Büsten der gefeyerten Sieger,

Alexander's und Friedrich Wilhelms des III.

In der Mitte hob, in strahlender Glorie, der Genius der Unsterblichkeit, einen Sternenkranz über das Ganze empor, und ätherische Harmonien ertönten aus der Ferne. Trefflich war die Idee und Ausführung dieses sinnvollen Prologs; von vorzüglicher Wirkung die (hinter einem Flor befindlichen) höchst getreu nachgeahmten Figuren in Lebens-Größe, und deren Zerfließen in Nebelgewölk.

Diese allegorisch pantomimische Scene ergriff Alles, so wie auch früher der Namenszug E. A. die reinste Theilnahme erregte.

„Du eilst Ihm nach, des Siegers Ruhm zu theilen.
O kehre bald mit Ihm zu uns zurück,
Um länger dann hier unter uns zu weilen,
Denn Er nur fehlt uns noch zu unserm Glück.“

J. P. S.

Auflösung der Charade in unserm letzten Blatte: Zufrieden.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 9. Februar.

Schwertlied *)
Theod. Körners Schwanengesang, gesungen am 26. Aug. 1813.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude d'ran.
Hurrah, mit den Schwertern geklirrt!

„Mich trägt ein wack'rer Reiter,
Drum bleib ich auch so heiter,
Bin freyen Mannes Wehr, —
Das freut dem Schwerte sehr.“

Du gutes Schwert froh bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als meine liebe Braut.

„Dir hab ich's ja ergeben
Mein leichtes Eisenleben,
Ach wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?“

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n.
Hol' ich das Liebchen mein.

„O seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Komm' Bräutigam hole mich
Mein Kränzchen bleibt für dich.“

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert was klirrst du so?

„Wohl klirr ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite
Recht wild, und schlachtenfroh;
Drum Reiter, klirr ich so.“

Bleib' doch im engen Stübchen. —
Wo willst du hin mein Liebchen?
Bleib still im Kämmerlein,
Bleib, bald hol ich dich ein.

„Laß mich nicht lange warten,
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth
Und aufgeblühten Tod.“

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide!
Heraus mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Sterbehaus.

*) Dieses Lied dichtete Körner wenig Stunden vor seinem Tode.

„Ach herrlich ist's im Freyen
Im rüst'gen Hochzeitreihen!
Wie glimmt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl."

Wohlauf, ihr tapfern Streiter!
Wohlauf ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmts Liebchen in den Arm!

Laßt erst es in der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Dann sichtbarlich die Braut.

Nun drück' den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An deine Lippen fest —
Fluch, wer die Braut verläßt!

Frisch, laß das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen! —
Der Hochzeitsmorgen graut —
Hurrah, du Eisenbraut!

An General Janson von der Stockh.

Die Fahnen wehn, die Hörner hell erklingen
Aus allen Landen zu dem deutschen Rheine,
Es grüßt die Jugend sich im Waffenscheine,
Zu altem Heldensinne sich zu schwingen.

Die Baiern kühn schon in die Feinde dringen,
O theurer Sieg! Es schlägt der Kugeln eine
Dem muth'gen Führer tiefe Wunde. Seine
Paniere bald den flücht'gen Feind umringen.

Und ferne tönen rasche Siegeslieder. —
Doch der fürs Vaterland zu früh gefallen,
Er kehrt nicht zu den Waffenbrüdern wieder.

Da Tugend, Liebe, Muth so bald muß sterben,
Was bliebe für des Ruhmes schöne Hallen,
Wenn Helden nicht durch Tod den Sieg erwerben?

An Baierns freywillige Krieger und deren Familien.

(Fortsetzung.)

Aber gesetzt, daß in einem solchen Staate ein Gewaltthätiger sich erhöbe, daß ein Nachbar den Nachbar beraubte, daß er ihn mit List oder Gewalt zu seinem Willen zu zwingen versuchte: ist dann der Bedrohete nicht berechtigt, die Hülfe zu suchen, der er bedarf und die ihm jeder zuerkennt? — Aber bey wem sucht er diese Hülfe? Er sucht sie bey dem Handhaber des Gesetzes; bey dem, dem das Recht und mit dem Rechte auch die Macht zu strafen, den Ersatz des Schadens zu fodern und für die Zukunft den Gehorsam zu erzwingen, vertraut ist. Er sucht sie bey dem Richter, dem Gesetzgeber, dem Regenten. Und wenn nun dieser den Gewaltthätigen straft, wenn er, um ihn für die Zukunft unschädlich zu machen, ihn seiner Freyheit beraubt, wenn er zum Ersatze des Schadens ihm einen Theil seines Eigenthums nimmt; handelt er dann nicht, wie Er soll und wie es sein heiliges Amt mit sich bringt? — Nicht verhängt er dergleichen aus Wohlgefallen und aus Lust, nicht weil es ihm Freude macht, einen Menschen eingekerkert und seiner Freyheit beraubt zu sehen: sondern er thut es aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit; er thut es aus Sorge für das gemeine Beste, er thut es um die Ruhe, das Eigenthum und das Leben Mehrerer, um die Freyheit der Bürger zu sichern.

Wie die Gottheit, wenn die Gesetze der Welt übertreten werden, durch die Folgen, die sie an die Uebertretung knüpfte, züchtigt, damit der Mensch aufmerksam werde und sich bessere; so straft die Obrigkeit, damit die Ruhe der Bürger ungestört bleibe.

Aber wie da, M. Fr. wo wir keine Obrigkeit haben, wo kein Gesetzgeber, kein Richter, kein Mächtiger ist, der den Beeinträchtigten schützt? wo Jeder auf sich selbst geworfen, seine eigene Vertheidigung übernehmen muß; wo wir, zerstreut, oder ohne Gesetze in dem Zustande der Natur leben? Offenbar ist hier der Bedrohte, der Angegriffene, der Beschädigte sein eigner Vertheidiger; offenbar ist er genöthigt, sich selbst in einen Zustand zu versetzen, der ihn vor ähnlichen Gewaltthätigkeiten sichert. Und wenn nun ein solcher seine Freyheit, seine Unabhängigkeit, sein Eigenthum zu behaupten, wenn er Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen, wenn er den unruhigen Nachbar außer Stand zu setzen sucht, ihn von Neuem zu beschädigen: werden wir ihn tadeln, werden wir seine Unternehmungen mißbilligen können? oder werden wir nicht vielmehr, zumal wenn er friedliche Mittel vergeblich versucht hat und nun nach einem langen Zustande der Duldung sich end-

sich ermannt und den übermüthigen Gegner in einen Zustand setzt, bey welchem er nicht leicht sich wieder zu ähnlichen Gewaltthätigkeiten zu erheben vermag: werden wir seinen Entschluß, seinen Muth, seine Beharrlichkeit nicht loben? würden wir nicht in lautem Beyfall, wären auch wir bedroht, unsere Kraft mit der seinigen verbinden wollen?

So liegt es in der menschlichen Natur, die uns Allen gemein ist, daß der Mensch den Menschen achte, daß Keiner den Andern unterdrücke; und wenn wir den Ungerechten und Gewaltthätigen mit Einer Stimme verdammen; so jauchzen wir dem, der sich der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung entzieht, unsern Beyfall zu. —

Wie es mit einzelnen Menschen ist; so ist es auch mit Völkern und Staaten. Die letztern, frey und unabhängig von einander, leben gleichsam im Stande der Natur. Kein Mächtigerer bindet sie an ein Gesetz, kein Richter straft die Uebertretung. Jedes Volk ist in Absicht seiner Vertheidigung auf sich selbst und seine Verbündeten geworfen; und höchstens sichern Verträge, die beyde zu halten versprechen, die Ruhe.

Aber wie nun, wenn ein Volk sich gegen das Andere erhebt; wenn es sein Eigenthum, seine Freyheit beschränkt, wenn es ihm seine Gesetze, seine Regenten nimmt, und Alles seiner Willkühr unterwirft? Soll das unterdrückte sich nur leidend verhalten? soll es geduldig ertragen, was ihm aufgelegt wird? darf es nicht fragen: mit welchem Rechte geschieht das? darf es nicht drohen? nicht seine Kräfte sammeln? nicht Gewalt mit Gewalt vertreiben? Unser eigenes Gefühl in unserm Innern gibt uns die Antwort auf diese Frage. Und der Glaube an Gott und die Religion, was sagen diese? O! der dem Thiere, dem größern, wie dem kleinern, Waffen zu seiner Vertheidigung gab; der, dem Einzelnen unter uns sich zu retten, sein Leben, seine Gattin, seine Kinder und was ihm lieb ist, zu vertheidigen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben erlaubt; der dazu den unwiderstehlichen Trieb in unsere Natur pflanzte: der erlaubt auch Mehreren, der erlaubt auch denen, die unter einer Gesetzgebung vereinigt sind, der erlaubt einem ganzen Volke, daß es sein Eigenthum, seine Freyheit, seine Unabhängigkeit schütze, der erlaubt, der befiehlt auch den Vertheidigungs-Krieg.

Jetzt, meine Zuhörer, jetzt, Ihr theuern Jünglinge, finden wir uns auf dem Puncte, wo wir uns treffen wollten. Wende nur Jeder, was unserm Volke, was dem deutschen Vaterlande widerfuhr, auf sich selbst und auf seine Person an; frage er nur, ob, wenn das, was unserm Vaterlande geschah, ihm von einem seiner Mitbürger widerfahren wäre, ob er nicht den Schutz der Obrigkeit und der Gesetze gesucht hätte? Frage nur Jeder, ob, wenn ihm dieses in Absicht seines Eigenthums, seines Hauses und seiner Kinder von einem Fremden begegnet wäre, gegen den kein Schutz der Obrigkeit möglich war; ob er nicht die Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen versucht hätte? — Und was kein Einzelner geduldet hätte, das sollten wir Alle, das sollte unser Volk, das sollte unser Vaterland dulden! Und die Glieder des Volks und die Kinder des Vaterlandes sollten nicht aufstehen dürfen, uns zu retten, uns von der Schmach der Unterdrückung zu befreyen und gegen künftige Gefahren zu schützen?

Fürchtet nicht, meine Freunde, daß ich vergesse, daß ich hier an einem Orte rede, welcher, jeder Uebertreibung feind, nur Ruhe, nur Wahrheit und Mäßigung fodert. Denn ich kehre sogleich zu der Frage zurück, ob wir uns auch nicht täuschen? ob unser Vaterland wirklich unterdrückt war und litt? und ob wir Ursache haben uns mit denen zu vereinigen, die sich und unser Vaterland zu befreyen den Vorsatz haben?

Werfen wir also, um diese Frage zu beantworten, einen ruhigen Blick auf das, was, abgesehen von andern benachbarten deutschen Staaten, besonders wir ertragen haben. — — Wollen, sollen wir wohl ferner dulden, daß, was seit Jahren geschah, fremde Heere in unsere Städte und Dörfer einziehen, ohne zu fragen, ob wir sie aufnehmen wollen? ohne zu fragen, ob wir sie zu ernähren im Stande sind? — Sollen wir dulden und ruhig zusehen, daß unser gesegnetes, sonst freyes Land durch Lasten und Schulden erdrückt werde, die unsere späten Enkel zu tilgen kaum im Stande seyn werden?

Wollen wir dulden, und uns von Neuem der Gefahr aussetzen: daß unsere Häuser geplündert, daß ihre Bewohner gemißhandelt, daß unsere Städte und Dörfer durch verpestende Krankheiten verödet werden?

Wollen wir dulden und uns von Neuem der Gefahr aussetzen, daß unsere Jugend, die Blüthe des Landes, für eine fremde, uns nicht berührende Sache unter einem fremden Himmel aufgerieben, oder genöthigt werde, im deutschen Vaterlande gegen deutsche Brüder feindliche Waffen zu tragen?

Wollen wir ferner dulden, oder uns von Neuem der Gefahr aussetzen, daß wir nicht sprechen, nicht schreiben dürfen, was wir denken und für nützlich halten, daß, wollen wir nicht Freyheit und Leben verlieren, unsere Zungen und Federn sich ängstlich-mißtrauend nach denen umsehen müssen, die unter der Larve der Freundschaft unsere uns überall umgebenden Feinde sind?

Doch genug der Schmach und der Erinnerung daran. Und diese Schmach und Mehreres, stünde

es uns nicht von Neuem bevor, wenn der Uebermüthige jetzt Gedemüthigte im Zorn unsern vaterländischen Boden wieder beträte?

Aber von dieser Furcht sollt ihr uns befreyen helfen, theure Jünglinge. Dieses ist euer Wunsch, dieses ist euer freyer Entschluß, dieses die heilige Bestimmung, die ihr mit Europa's Fürsten und ihren Heeren theilt.

Vernehmet über diese eure hohe Bestimmung erst ein kurzes Wort. Das Unrecht abzuwehren, die Gränzen des Vaterlandes zu sichern, zu verhüten, daß kein übermüthiger Feind sie wieder überschreite und in seinem Unmuthe unsere Fürsten entthrone und uns, ihre Kinder, zu Werkzeugen solcher Gewaltthaten mißbrauche; dazu zu helfen, daß Ordnung, Ruhe und ein gesicherter Friede endlich in das zerrüttete, blutende, verödete Vaterland zurückkehre; und daß ein Zustand herbeygeführt und herrschend gemacht werde, bey dem Jeder sein Geschäft und sein Gewerbe mit Freyheit und Sicherheit treiben, ein Zustand, in dem der Fürst sich seines treuen Volkes und das Volk sich seines väterlichen Fürsten freuen könne: seht, das ist das große, rechtmäßige, von Gott und Menschen gebilligte und durch seine Mäßigung gefeyerte Unternehmen, das ist der heilige Bund, zu welchem Deutschlands, zu welchem Europa's Fürsten sich vereinigt haben.

Welchem deutschen Jünglinge entbrennt nicht der Muth, Theil zu nehmen an einem so nothwendigen und ruhmvollen Geschäfte? Wer eilt nicht, freywillig und getrieben von dem eigenen Herzen beyzutragen zu der Befreyung des Vaterlandes und zu der neuen Schöpfung, aus der es jugendlicher, kräftiger durch Eintracht, mächtiger und herrlicher hervorgehen wird?

Und zu diesem heiligen Bunde gehört auch Ihr, theuere Jünglinge, als eine Schaar, die der eigene freywillige Entschluß versammelte! Dem Rufe des Fürsten folgend, auf die Stimme des Vaterlandes hörend, begeistert von dem Beyspiele tapferer Preussen und anderer deutschen Volksverwandten, schließt ihr euch an das heilige Heer unserer Befreyer an und übt euere an die Waffen nicht gewöhnte Hand in den Künsten des Krieges; nicht um diesen, um den Krieg zu verewigen, sondern um ihn zu endigen, nicht um über eroberte Länder und unterjochte Völker übermüthig zu herrschen, sondern nur um sie zu nöthigen unsere freundlichen, ruhigen Nachbarn zu seyn; und um nach diesem glorreich geendigten Geschäfte zurückzukehren zu den Künsten des Friedens.

Dieses ist euer Wunsch, euer Vorsatz, eure Bestimmung. Wer, theuern Jünglinge, wünscht euch dazu nicht Glück! Wer erfleht euch nicht für ein solches Unternehmen den Schutz und den Beystand des Höchsten?

(Der Beschluß folgt.)

Etwas über Luxusgesetze.

„Viel Politici, schreibt Besold *), seind der Meinung, weil das Weibsvolk insonderheit mit der Kleiderhoffart zugenommen, so solt die Obrigkeit den Anfang der reformation an ihnen machen, solchen pracht, doch nach Standsgebür, niderlegen oder aber zulassen, das allein die gemeine Dürnen solch Leichtfertige Kleidung tragen möchten, so würden solche bald abgeschafft werden.“ Im Geiste dieser Theorie hatte Zaleuk verordnet, daß keine Freygeborne goldnen Schmuck und mit Gold durchwirkte Kleider tragen dürfe, außer wenn sie das Gewerb einer feilen Dirne treiben wolle **), und K. Heinrich IV. von Frankreich, in einem Gesetze von 1604, worin er Gold und Silber auf Kleidern zu tragen verbot, noch diesem Verbote hinzugefügt: „Inzwischen nehmen wir hievon Freudenmädchen und Spitzbuben aus, die uns nicht so sehr interessiren, um ihnen die Ehre zu gönnen, daß wir uns um ihre Aufführung bekümmern.“ Heinrich's Gesetz hatte einen schnellen Erfolg, und wird deßwegen in den französischen Miscellen, B. 14. St. 2. S. 94. wo es angeführt ist, für das weiseste aller seiner Gesetze erklärt. Zweckmäßig mag die Idee, Gegenstände des Luxus, die verdrängt werden sollen, einem verächtlichen Schlage von Menschen ausdrücklich zu gestatten, allerdings seyn; weil Niemand gern das Maalzeichen einer verworfenen Kaste, selbst wenn er ihr angehört, an sich tragen will. Ob aber nicht dem Ernste und der Würde des Gesetzgebers die von einer entgegengesetzten Ansicht ausgehende Aeusserung der Reichspolizey-Ordnung von 1530. T. XX. ***) angemessener sey? — möchte wohl kaum bezweifelt werden.

J. K. Höck.

*) In s. Comment. ad ordinat. polit. ducatus Würtembergici, p. 415.

**) Diodors von Sicilien Bibliothek der Geschichte XII. 20.

***) „Nachdem auch aus dem viel Aergerniß im heiligen Reich entstehet, daß die gemeine und andere unehrliche Weiber Seiden, Gold, Silber und andere zierliche Kleider tragen, davor manch fromm Weib und Tochter verleytet wird, auch dadurch unter Erbarn und Unerbarn kein Unterschied zu erkennen. Gebieten Wir ernstlich, und wöllen, daß die unehrliche Weiber kein Hochzierlich Kleider oder Geschmuck, auch nichts verbrembts oder gulden Schleyer, sondern ein jede derselben sich nach des Lands Gebrauch tragen soll, darauff die Oberkeit sondern Acht haben, und das nicht gedulden soll.“

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 12. Februar.

Der Wanderer auf dem Schlachtfelde bey Leipzig.

Der Wanderer.

Wie so still und öd' der Städte Mauern,
Und die Felder wie so dunkelroth?
Ringsum mit des Schreckens bangen Schauern
Waltet nur Verwüstung und der Tod.

Sagt, wo ist das schöne, heitre Leben?
Wo der Jugend und der Liebe Glück?
Gramgebeugt seh' ich die Mütter beben,
Und in Thränen schwimmt der Bräute Blick. —

Die Stimme.

Frohe Tage schmückten diese Auen,
Sie bewohnten frohe Herzen einst,
Jetzt herrscht Schweigen nur und düstres Grauen
Statt des heitern Lebens, das du meinst.

Wandrer! schau' den blut'gen Riesenschatten,
Der das weite Feld umher bedeckt!
Komm' und laß die Todten uns bestatten,
Die der Schlachten Gott dahin gestreckt.

Horch' der Frauen klägliches Gestöhne,
Wie es schaurig durch die Lüfte dringt!
Wandrer! ihre Gatten sind's und Söhne,
Die des Feldes weite Gruft verschlingt.

Weine dankbar eine fromme Thräne,
Schlägt ein deutsches Herz im Busen dir;
Denn im Kampfe fielen Deutschlands Söhne
Für die Freyheit ihrer Brüder hier.

Der Wanderer.

Wie? dieß ist das heil'ge Feld der Ehre,
Drauf gedonnert jene Völkerschlacht,
Wo vereint die muthentflammten Heere
Edler Fürsten Deutschland frey gemacht?

Dankbar auf die Kniee hingesunken
Faß' ich ehrfurchtsvoll die Erde an,
Die der Helden theures Blut getrunken;
Denn unsterblich ist, was sie gethan.

Kommt und laßt die Tapfern uns bestatten,
Deren Tod uns Sieg und Freyheit gab;
Ernst und dunkel streue seine Schatten
Einst ein Wald von Eichen auf ihr Grab.

Trauert nicht, der Freyheit Hymne schalle
Um der Helden rühmlich Todtenmal,
Und der Ruf von ihren Thaten halle
Ihnen nach in's stille Schattenthal.

Dankbar nenn' der Enkel ihre Namen,
Und, ein Leuchtgestirn der spätern Welt,
Soll die Grabschrift über ihnen flammen:
Deutschlands Retter decket dieses Feld.

J. Sendtner.

An Baierns freywillige Krieger und deren Familien.

(Beschluß.)

Aber außer dieser schönen Bestimmung, die ihr mit euern Waffenbrüdern theilt, habt ihr auch noch

eine andere, mit der euch der Wille der Obern und das allgemeine Vertrauen beehrt. Es ist die Bestimmung, in dem neuen Stande, den ihr wählt, und in dem Kriege, so lange er dauert, Muster und Vorbild für andere zu seyn. Ihr fühlt selbst, wie sehr euch diese Erwartung ehrt; ihr fühlt gewiß in euerm Innern, daß ihr sie erfüllen könnt. Eure Erziehung, eure Sitten, eure Kenntnisse machen euch dazu geschickt. Und es kommt nur darauf an, daß ihr sie erfüllen wollet.

Aber worin sollt ihr Muster und Vorbilder für Andere seyn?

Die Ehre des Kriegers ist vorzüglich Muth, Gehorsam, Menschlichkeit.

Der Muth gründet sich auf die Gerechtigkeit der Sache, von der man durchdrungen ist; er wird erhöht durch die Zahl und die Denkart der Mitstreiter, und er wird vollendet durch das Vertrauen auf Gott.

Aber wie gerecht ist die Sache, für die ihr kämpft. Wie groß ist die Zahl, wie bewährt die Denkart derer, die mit euch streiten. Und wißt ihr nicht, daß der Gott, der in unser Inneres den Sinn für Recht pflanzte und uns gegen die Ungerechtigkeit empört, auch ein Freund der Gerechten und ihrer Unternehmungen ist, und daß diese unter seiner Leitung gelingen müssen? Je mehr ihr aber Ueberlegungen dieser Art vor andern anzustellen im Stande seyd; je mehr ihr den Beystand eurer Verbündeten zu würdigen versteht; und je unterrichteter ihr über Gott und seinen Willen seyd; um so leichter ist es euch möglich, den Muth, die Tapferkeit und die Ausdauer zu zeigen, die die erste unter den Tugenden des würdigen Kriegers ist.

Aber auch das Muster des Gehorsams, der Zucht und Ordnung möget ihr für Andere seyn. Der Geist der Ordnung, der Genauigkeit, des pünctlichen Gehorsams ist eine der nothwendigsten Eigenschaften Jedes, der an einer gemeinschaftlichen Unternehmung Theil nimmt, die nur gelingen kann durch den Gehorsam Aller, wenn Alle dem Willen Eines folgen. — Selbst der entflammte Muth des Jünglings, wie oft bedarf er geleitet zu werden durch die reifere Einsichten des Erfahrnen; wie oft muß sein Ungestüm der ruhigern Ueberlegung des Aeltern weichen. Und daß nicht Gesetzlosigkeit und wilde Sitten, die sich so leicht des Kriegers im Kriege bemächtigen und die dann der Verbote der Obern spotten, einreißen; dieses zu verhüten, das wird vorzüglich euer Verdienst seyn können, wenn ihr auch hierin das Muster für Andere zu seyn euch vorsetzet, so wie es ein Theil des Vertrauens ist, mit dem ihr beehrt werdet.

Und nun ist noch eine Tugend übrig, in Absicht welcher ich das größte Vertrauen zu Euch hege. Denn sie ist vorzüglich die Frucht der Erziehung, der mildern Sitten und des gebildeteren Geistes; ich meine die Tugend der Milde und Menschlichkeit gegen den Besiegten, den Wehrlosen und den friedlichen Bürger. Immer wird euch, das ist mein Vertrauen, das Leben, das Eigenthum, die Unschuld und Ruhe desjenigen heilig seyn, der nie die Waffen trug. Nie werdet ihr das Elend, das ohnehin schwere nicht zu berechnende Elend, das der Krieg über Unschuldige bringt, durch Härte und Grausamkeit vermehren wollen. Selbst was ihr hier in unserer Nähe, vielleicht in dem eignen Hause, sahet, wird euch eine warnende Erinnerung bleiben. Schon der alte weise Salomo sagt: Wer seines Muthes, seines Zornes, seiner Begierden Herr ist, ist größer als der Städte gewinnet. Und der glänzendste Sieg, der schönste Triumpf, der höchste Ruhm der Tapferkeit, ich weiß nicht, ob er an den Ruhm eines schönen Herzens reicht; aber gewiß ist, daß jener durch nichts so erhöht und so verschönert wird, als durch den Ruhm eines guten menschenfreundlichen Herzens. —

Nachdem Ihr, M. Theuern, so an die Würde eurer Bestimmung, an den heiligen Bund in den ihr tretet, an die Gerechtigkeit der Sache, für die ihr zu kämpfen gedenket, an die Schmach des Vaterlandes, die ihr auszutilgen den Entschluß gefaßt habt, so wie an die Tugenden erinnert worden seyd, in deren Glanze ihr Andern vorleuchten sollt; so ist nur noch übrig, daß ihr eure Gesinnungen und die Beharrlichkeit dabey selbst aussprechet und erklärt. Es geschieht dieses durch eine Handlung, die nicht nur in den Gerichtshöfen, sondern auch bey religiösen Verhandlungen für die wichtigste, feyerlichste und heiligste gilt, indem ihr Gott, den Allwissenden selbst als Zeugen eurer Gesinnung anruft. Unsere Reden und Betheuerungen sollen, nach der Vorschrift unsers Heilands, einfach und wahr seyn. Auch die Eurige müsse es seyn. Einfach, verständlich, ohne überflüssige Worte ist die Zusage, die ihr leisten sollt; aber daß sie wahr, daß sie aufrichtig sey, daß sie nicht bloß gesprochen, sondern auch erfüllt werde, das hängt von eurer Entschließung ab! —

Hierauf sprachen die versammelten Jünglinge dem Kriegs-Beamten folgenden Eid nach:

„Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden diesen heiligen Eid: für die gemeine Sache des deutschen Vaterlandes Gut und Blut, Leib und Leben zu wagen; den mir gesetzlich und regelmäßig vorgesetzten Anführern unverweigerlichen Gehorsam zu leisten, nimmer meine Fahne oder meine Waffenbrüder zu verlassen; mit solchen und meinen deutschen Bun-

desgenossen Freude und Leid zu theilen; alle Menschen als Brüder zu betrachten und zu behandeln; meinen heiligen Beruf weder durch Unordnung und Nachläßigkeit, noch durch Unrecht und Grausamkeit zu entehren, und in diesem Kampfe für Vaterland und Ehre tapfer auszuharren bis zum Ende. So wahr mir Gott helfe, hier zeitlich und dort ewiglich! Amen."

Der Lehrer schloß darauf: „Heilig, meine Theuern, sey euch dieses Wort! Gottes Geist stärke euch, es zu erfüllen. Und wir alle, und unser deutsches Vaterland rufen euch zu: Es geschehe!"

Zum Schluß der Feyerlichkeit sang die Gemeinde:

Reicht uns die Hand zum Abschied, Brüder!
Und kehrt, gekrönt mit Ruhm und Glück,
In unsre offnen Arme wieder,
Zum väterlichen Heerd zurück.
Erkämpft den Frieden! Gott mit euch!
Glück euern Waffen! Gott mit euch!

Um den Unterschied zwischen der Sache der Verbündeten und der Sache Napoleons, trotz seiner rhetorischen Aufrufe an den französischen Patriotismus, lebhaft zu fühlen, und innerlich aufzujauchzen, daß man ein Deutscher ist und auf deutscher Seite ficht, denke man sich, diese Feyerlichkeit in einer Kirche Frankreichs vorgenommen, diese Worte von einem französischen Bischofe gesprochen, diesen Eid von Jünglingen jenes Reiches geleistet, — und das, was wir hier mit Bewegung des Gemüths gelesen haben, würde mit einem Mase zur lügenhaften, lächerlichen Farce werden, die der Wahrheit ins Angesicht Hohn spräche! — Drum Heil Euch, baierische Jünglinge, daß Ihr Deutsche seyd, daß Euer Gerechtigkeit-liebender König Euch für die deutsche Sache ins Feld sendet, und daß Ihr ohne Erröthen denken könnet, Ihr hättet mit in jenem Tempel gestanden, und den Eid mitgesprochen, der eben jetzt Eure edeln Seelen mit hohen Vorsätzen erfüllt. Heil Euch!

M. 2—6.

Ueber Tieck.

(Von A. W. Schlegel.)

Wer ein Bedürfniß für solche Schriften in sich fühlt, die reich an Poësie, an Geist, und romantischen Schwung sind, der wird sich gern von jener materiellen Masse, jener breiten Natürlichkeit Lafontänischer Producte zu lustigeren Bildungen der Fantasie wenden, die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Musik zarter Regungen anklingen lassen. Ihm wird alsdann eine ruhige Darstellung sehr erquickend entgegen kommen, die, wenn sie auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen ist, doch in der milden Temperatur eines künstlerischen Sinnes geboren wurde. Die theils dramatisirten, theils erzählten Volksmährchen von Tieck unter dem Namen Peter Lebrecht, sind von dieser Art: doch scheinen sie bis jetzt nicht mit der Aufmerksamkeit bewillkommt worden zu seyn, auf die eine so gefällige Erscheinung wohl rechnen dürfte, wenn es nicht gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die Dichtung suchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urheber derselben ihre Unabhängigkeit so selten zu behaupten wissen, oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöthigt hat, zu fremden Hülfs-Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um Eingang zu finden, will ich hier nicht untersuchen. Allein gewiß ist es, daß Vieles, was für Poesie gegeben und genommen wird, durch etwas ganz anders sein Glück macht. Wie man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe ans Herz legt, haben wir gesehen; andere und mitunter berühmte Männer sind in dem Falle, daß die Lüsternheit bey ihnen ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht ist, ohne welches sie sich gar nicht getrauen es schmackhaft zu machen. Gegentheils können andere die Tugend niemals los werden, und ergießen ihr Bächlein, da gute Lehre und Warnung innen fleußt, hinter dem Dichterlande vorbey, um die Aecker der Pädagogik und Aszetik zu wässern. Die Unschuld einer Muse, welche weder ein bloß leidenschaftliches Interesse zu erregen sucht, noch dem gröberen Sinne schmeichelt, noch moralischen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als Unbedeutendheit mißverstanden werden. Und in der That ist es auch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter diesen Volksmährchen vorzüglich den gestiefelten Kater mehr in Umlauf gebracht, und nach dem Maße des gegebenen Aergernisses ihm Leser und Tadler verschafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans das leibhaftige deutsche Theater sammt allem Zubehör auf's Theater zu bringen, ist

wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodisch, deklamatorisch, gallicht wäre; aber gerade umgekehrt, sie ist durchaus muthwillig und possenhaft, kurz gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfasser verloren: er wird sich niemals von den Streichen, die er ausgetheilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder ungestraft antasten zu dürfen? Besonders, da er es mit den Schildbürgern durch seine Geschichtschronik derselben unheilbar verdorben hat, und wie ein Korsar kecklich in die Häfen dieser angesehenen Nation eingelaufen ist, die durch ihr Schutz- und Trutzbündniß mit den ebenfalls zahlreichen Philistern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm schon einzutränken wissen, und den Spaß auf eine Art verstehen, daß es ihm vergehen soll, welchen zu machen. Eher möchte der Prolog zu einem Schauspiele, das niemals aufgeführt wird, vor der Polizey der Ernsthaftigkeit durchschlüpfen: der ganz heterogene Sinn der vom Theaterwesen entlehnten Einkleidung wird vielleicht nicht allen klar werden, weil sie in dem theologischphilosophischen Vorspiele selbst zu eifrig mitagiren, um Unrath zu merken. Was den Theaterdirector betrifft, über den hier viel spekulirt wird, so ist er eine liberale Person, die gern jedes in seiner Art leben läßt; wenn nur die Lampenputzer nicht in seinem Namen empfindlich werden, daß man ihren Verkündigungen über ihn den schwäbischen Dialekt aufrückt.

Dieses sind ungefähr die Schalkheiten, die sich unter dem ehrsamen Titel Volksmährchen (Böcke unter den Schafen) eingedrängt haben. Kann ihnen die unbesonnene Leichtigkeit, womit sie in die Welt gesprungen sind, keine Verzeihung auswirken; scheinen sie vielmehr wegen des jugendlichen Talents, das noch viel dergleichen befürchten läßt, doppelt bedenklich, so wird man sie wenigstens über der kindlichen Unbefangenheit, womit die übrigen Stücke behandelt sind, vergessen. Man erkennt in allen dieselbe Hand, aber gewiß nicht an der Einförmigkeit der Manier. Der Dichter bestrebt sich vielmehr überall den Ton des Gegenstandes zu halten, und er trifft ihn gewöhnlich mit der Sicherheit einer unabsichtlichen Richtung. Deßwegen konnte er aus der Geschichte von den Heymons Kindern, in zwanzig altfränkischen Bildern, nichts anders machen wollen als einen poetischen Holzschnitt. Die genaue Beobachtung der Perspective muß man einem solchen schon erlassen; aber in den eckichten und groben Umrissen dieser kolossalen Figuren dürfte leicht mehr Natur und Karakter seyn, als in der Kritik eines Kunstrichters, der sie unnatürlich und karakterlos nennt, ihre Erdichtung der Unwissenheit und dem Aberwitz zuschreibt, und das Ganze vornehm in die Jahrmarktsbuden zurückweist. Man sollte sich doch hüten, in einem prosaischen Zeitalter ehrliche alte Volks-Sagen so schnöde anzulassen, denen es, wie unförmlich sie auch sonst seyn mögen, schwerlich ganz an poetischer Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden solcher Mährlein ist der Feenpallast des göttlichen Meisters Ariosto erbaut; und es könnte schon deßwegen anziehend seyn, sie in ihrer ursprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu sehen, um damit die weischen Umbildungen eines hellen und feinen Verstandes zu vergleichen. Der jüngste und gewaltigste unter den Heymonskindern, Reynold, ist Ariosto's Rinaldo,

Figliuol d'Amon, Signor di Mont' Albano;

und sein Pferd Bayart, das in der Geschichte eine so große Rolle spielt, und zuletzt der Aussöhnung seines Herrn mit Kaiser Karl aufgeopfert und ertränkt wird (eine Begebenheit, welche Kindern und auch Erwachsenen, welche sich noch nicht gegen dergleichen abgehärtet haben, immer eine große Rührung kosten wird, wie der Hund Argos beym Homer) ist derselbe Bayardo, der gleich zu Anfang des Orlando furioso so klug, gewandt und stark erscheint. Hat dieß treffliche Roß etwa keinen Karakter, weil die Motive seiner Handlungen nicht gründlich genug nach der Pferdepsychologie zergliedert worden sind? Das ist nun so die Art der Poesie, daß sie die lebendigen Kräfte hinstellt, unbekümmert um das Problem, warum ihre Eigenthümlichkeit gerade diese und keine andere ist. Wenn nicht ein geheimer Grund zu einem bestimmten Daseyn in ihnen läge, so wären es ja eben keine Naturen.

(Der Beschluß folgt.)

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 16. Februar.

Geschichte zweyer außerordentlichen Blinden.

Doktor Henry Moyes, welcher in Manchester Vorlesungen über Philosophie und Chemie hielt, verlor gleich Doktor Saunderson, dem berühmten Professor zu Cambridge in seiner frühesten Jugend durch die Pocken sein Gesicht. Er erinnerte sich niemals, gesehen zu haben. „Ich erinnere mich, sagte er, bloß zuweilen verwirrter Vorstellungen von dem Sonnensystem.“ Er hatte das Glück in einem Lande geboren zu seyn, wo jede Wissenschaft auf einen sehr hohen Grad der Kultur gestiegen ist, und aus einer Familie zu stammen, die der Gelehrsamkeit ergeben war.

Von Geburt mit einem großen Geiste beglückt, und glühend für die Wissenschaften eingenommen, machte er sehr schnelle Fortschritte in verschiedenen Zweigen wissenschaftlicher Ausbildung. Nicht allein erwarb er sich die ersten Grundlinien zur Kenntniß der Mechanik, der Musik und der Sprachen, sondern er gieng auch in die tiefere Gelehrsamkeit mit gewohntem Eifer ein, und erwarb sich eine genaue Kenntniß der geometrischen und optischen Wissenschaften, der Algebra, Astronomie, Chemie, und kurz der meisten Zweige der Newtonischen Philosophie. Die Lieblings-Unterhaltungen seiner Kinderjahre waren mechanische Uebungen. Noch sehr jung machte er sich so vollkommen mit dem Gebrauch schneidender Werkzeuge bekannt, daß er ungeachtet seiner gänzlichen Blindheit im Stande war, kleine Windmühlen zu machen, ja er verfertigte mit seinen eigenen Händen einen Weberstuhl, und zeigte stets die Narben der in der Ausführung solcher jugendlichen Unternehmungen empfangenden Wunden mit Stolz. Ich hatte Gelegenheit diesen blinden Gelehrten öfters in Manchester zu sehen, und wiederholt die eigenthümliche Weise zu beobachten, mit welchen er seine Ideen ordnete, und sie mittheilte. So oft er in Gesellschaft eingeführt wurde, bemerkte ich, daß er eine Zeitlang Stillschweigen beobachtete. Der Schall belehrte ihn über den Umfang des Zimmers, worin er sich befand, und die verschiedenen Stimmen, über die Zahl der Personen, welche gegenwärtig waren. Seine Unterscheidung war sehr pünktlich, und sein Gedächtniß so getreu, daß er selten mißverstanden wurde. Ich sah ihn Jemanden augenblicklich wieder erkennen, sobald er ihn hörte, nachdem er ihn länger als zwey Jahre nicht mehr gehört hatte. Eben so erkannte er ziemlich richtig das Alter und die Größe der Personen, mit denen er sprach, bloß an ihren Stimmen, und urtheilte über ihre Sitten und Anlagen, indem er die Art und Weise beobachtete, mit der sie ein Gespräch führten.

Man muß bemerken, daß die Augen dieses Mannes nicht gänzlich fühllos gegen eine starke Lichtmasse waren. Die prismatisch-gebrochenen Strahlen erzeugten, wenn sie hinreichend lebhaft waren, einige namhafte Wirkungen. Die rothe Farbe verursachte ihm ein unangenehmes Gefühl, welches er mit der Berührung einer Säge verglich; so wie die Farben

an Grellheit abnahmen, verlor sich auch dieses Gefühl, und nur allein Grün brachte in ihm eine Empfindung hervor, welche ihm außerordentlich wohlthätig war; er sagte: sie gleiche derjenigen Emfindung, die er hatte, indem er mit der Hand über glattpolirte Oberflächen fuhr. Polirte Flächen, schlängelnde Flüsse, und sanfte Hügel waren die Figuren und Formen, nach welchen er seine Ideen von Schönheit ordnete. Schroffe Felsen, unregelmäßige Spitzen und stürmische Elemente bezeichnete er mit den Ausdrücken von Schrecken und Abscheu. Seine Unterhaltung war höchst anziehend, er war glücklich in seinen Vorstellungen sichtbarer Gegenstände, und sprach über die Natur, Zusammenstellung und Schönheit der Farben mit großer Richtigkeit.

Doktor Moyes gibt uns einen großen Beweis von der Macht, welche der menschlichen Seele inwohnt, Quellen der Zufriedenheit selbst im größten Unglücke zu finden. Obgleich umgeben von ewigem Dunkel, und ausgeschlossen von dem beglückenden Anschauen der belebten Natur: obgleich abhängig hinsichtlich der Mittel zu seinem Lebensunterhalte, und einzig und allein auf seinen eigenen Genius beschränkt, unter dem erkauften Schutze einer habsüchtigen Person, deren Redlichkeit er zu bezweifeln Ursache hatte, war er doch im Allgemeinen freudig, und scheinbar glücklich. Gewiß muß es dem fühlenden Herzen viel Vergnügen verursachen, diesen Blinden in seiner immerwährenden Fröhlichkeit zu sehen; ihn, der ausgeschlossen war von den Wegen der Menschen und der Betrachtung des göttlichen Menschen-Antlitzes. Er hatte wenigstens den Trost, nimmer dem ansteckenden Einfluß jener Seelenbewegungen unterworfen zu seyn, welche irgend ein Unglück oder Laster durch die äußere Haltung und die Gesichtszüge des Menschen offenbaren, und die nicht immer die Heucheley zu verbergen im Stande ist. Und daß die menschliche Seele sich von diesem Trost-Grunde bestimmen lassen kann, in einem der größten Unglücksfälle ihre Fröhlichkeit und ihre Würde zu bewahren, kann man als den stärksten Beweis von dem angebornen Werthe des Gemüths ansehen *).

John Metcalf, gebürtig aus der Nachbarschaft von Manchester, ward gleichfalls, wie der obenerwähnte Gelehrte, in seiner frühesten Kindheit blind, ohne jemals auch nur den geringsten Schein von Licht mehr zu haben. Dieser Mann brachte den frühern Theil seines Lebens — als Fuhrmann zu, und diente gelegenheitlich als Führer auf schwer-zugänglichen Wegen in der Nacht. So wunderbar dieses auch einem Sehenden scheinen mag, so ist doch das Amt, das er seitdem übernommen, noch weit seltsamer: es ist eines der Letzten, zu welchem man einen blinden Mann tüchtig achten sollte. Seine gegenwärtige Beschäftigung ist die eines Straßenaufsehers in gebirgigten Gegenden. Oft sah ich ihn, einzig mit Hülfe eines langen Stabes die Wege durchstreifen, über Abgründe den schmalen Steg wandeln, in Thäler hinabklettern, und ihre verschiedenen Formen, Situationen und Ausdehnungen untersuchen, so daß er seinen Beruf im strengsten Sinne des Wortes erfüllt. Die Plane, welche er zeichnet, und die Ausmessungen, welche er macht, sind auf eine leicht verständliche Weise verfaßt, und meistens nur wenig von der Meinung Anderer abweichend. Auch wird seine Geschicklichkeit so geschätzt, daß er fortwährend Beschäftigung findet. So wurden viele Wege in dem Park von Derbyshire unter seiner Leitung gemacht; besonders jene in der Nähe von Buxton, und gerade jetzt eröffnet er einen neuen, zwischen Wilmslow und Congleton, mit der Aussicht einer Communikation mit der Londoner-Landstraße, die es unnöthig macht, in Zukunft über die Gebirge zu passiren.

Aus dem Englischen des Monthly Repertory von B. Sr., geb. W—f.

*) Wer erinnert sich hier nicht an Pfeffel, den scherzenden, immer heitern Sänger? Nur einmal ist er wahrhaft schmerzlich betrübt, und sein Saitenspiel athmet Töne der rührendsten Schwermuth — am Grabe seines Sohnes, seines Stabes!! — Es kömmt uns fast so vor, als wären wir Sehenden mit unserm Hans- und Michels-Kummer, mit unsern kleinlichen Sorgen, gegen diesen unglücklichen Blinden, „erbärmliche Wichte, und große Sünder." Ist doch das Wort: „Ob auch eine Mutter ihres Säuglings vergesse, ich will doch dein nicht vergessen ꝛc. ꝛc. nicht bloß den Blinden gesagt!

Ueber Tieck.
(Beschluß.)

In der wundersamen Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence hat sich der Erzähler eine zu schwere Aufgabe gemacht, die vielleicht nicht rein zu lösen war. Die Anlage ist einfältig,

Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit;

aber diesen Gang der Begebenheiten sollte nun ein Spiel der Empfindungen entfaltend begleiten, das nur über den Liebenden schwebt, und sich ihnen nicht recht aneignen will. Jene schlichten Sitten und der reiche Ausdruck einer Schwärmerey, die alle Gegenstände in ihre glühenden Farben taucht, konnten vermischt, aber nicht völlig verschmelzt werden, und man fühlt das Fremdartige und die Willkühr der Zusammenstellung. Zwar die Poesie ist die gemeinschaftliche Zunge aller Zeiten, Geschlechter, Alter und Sitten; und wenn sich die innere Regung in Gesang ausathmet, findet sie in einer höhern Region die Simplicität wieder, die ihr unter dem rednerischen Bemühen, sich in der gewöhnlichen Sprache vollständig mitzutheilen, verloren gegangen war. Die eben gerügte Mißhelligkeit erstreckt sich also nicht auf die zahlreich eingestreueten Lieder. Hätte der Dichter den lyrischen Theil der Darstellung ganz auf sie versparen, und noch mehr eine Erzählung mit Gesang (eine Gattung, von der sich eben so wohl eine mannichfaltige Bearbeitung denken läßt, als von dem Schauspiele mit Gesang) daraus machen können, als schon geschehen ist, so hätte für den veränderten Punct der Betrachtung gewiß Alles an Wahrheit und Harmonie gewonnen. Allein auch wie es jetzt steht, fehlt es nicht an bestechenden Reizen: die Poesie geht nie so in das Blühende und Ueppige über, daß nicht eine leichtere Fülle sichtbar bleibe und ihre Bilder gestaltet eine nicht bloß fruchtbare, sondern beflügelte Phantasie.

Die reifsten Stücke in der Sammlung scheinen mir Ritter Blaubart und der blonde Ekbert, jenes unter den dramatischen, dieses unter den erzählenden: es läßt sich daraus ungefähr abnehmen, was Tieck in beyden Gattungen leisten kann, ohne daß ich entscheiden möchte, zu welcher ihn seine Anlagen mehr hinneigen. Die Umgebungen, wodurch das Ammenmährchen Blaubart zum Umfange eines Schauspiels erweitert ist, sind mit Einsicht und Schicklichkeit gewählt: nichts ablenkendes und störendes, wenn auch manches entbehrliche ist in die Zusammensetzung aufgenommen worden. Die Figuren sind bestimmt gezeichnet, vielleicht durch zu schneidende Gränzen gesondert: wenn man nicht darauf etwas rechnen will, daß, da die ganze Erdichtung der ungeübtesten Fassungskraft entgegen kommt, auch die einzelnen Gegenstände in ihr leichter erkennbar seyn müssen, als in einer erwachsenen Welt. Das Wunderbare ist in eine vertrauliche Nähe gerückt, der Dialog ist ungezwungen und ohne Anmaßung, und die Handlung bewegt sich in leichten Wendungen fort, bis sie zu den entscheidenden Momenten gelangt, wo die Besonnenheit, in der wir durch eine heitere Gegenwart immer erhalten werden, in eine lebhaftere Theilnahme übergehen kann. Die Neugier der Agnes nach dem verbotenen Zimmer steigt mit großer Wahrheit von der ersten unmerklichen Anmuthung durch alle Grade hindurch bis zu einem unwiderstehlichen Gelüste, ohne daß sich der Dichter auch nur einen Augenblick zu lange dabey verweilt hätte. Durch die Behandlung der folgenden Szenen hat er gezeigt, daß er selbst eine volle tragische Wirkung zu erreichen fähig ist, wo sie, wie durch den Schrecken geschieht, unmittelbar die Fantasie berührt. Es ist ein meisterhafter Zug, wie Agnes in ihrem zerrütteten Zustande zu sehen glaubt, daß sich das Gesicht der Alten während der Gespenstergeschichte verzerre; und eben so ergreifend offenbart sich überhaupt ihre Angst, ohne in ein widerwärtiges Grausen überzugehen.

Im blonden Ekbert werden ebenfalls Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erscheinungen Theil hat, und die um so überraschender treffen, weil sie nicht mit großen Zurüstungen herbeygeführt werden. Durch die ganze Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes herrühren kann, welcher „die Gestalten unbekannter Dinge" bis zur hellen Anschaulichkeit

und Einzelnheit Rede stehn, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisirte Poesie. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freyheit, ihres rhythmischen Fortschrittes, und ihres schön entfaltenden Ueberflußes hat, für unsere Sprache wenigstens, Goethe entdeckt; und die Art wie Tieck seinen Styl, besonders im Wilhelm Meister und in dem goldnen Mährchen, dem Mährchen par excellence, studirt haben muß, um es ihm so weit abzulernen, würde allein schon seinen Sinn für dichterische Kunst bewähren.

Die schmeichelnden kleinen Lieder habe ich oben bey Gelegenheit der Magelone erwähnt; auch in den andern Stücken sind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt ein eigner Zauber in ihnen, dessen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben, und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet: wenigstens ist es die unmittelbarste und unauflöslichste Verschmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die wunderbaren Melodien nicht unverstanden vorüber. Vielmehr ist diese Lyrik in ihrer heimlichen Beschränkung höchst dramatisch; der Dichter darf nur eben die Situation andeuten, und dann den süßen Flötenton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In diesen klaren Thautropfen der Poesie spiegelt sich alle die jugendliche Sehnsucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der frische Glanz der Morgensonne enthüllt, und der schwülere Mittag wieder mit Dunst umgibt; die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieses Helldunkel schwebt und wechselt darin: ein Gefühl, das nur aus der innersten Seele kommen kann, und doch leicht und lose in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen. Es ist der romantische Ausdruck der wahrsten Innigkeit, schlicht und fantastisch zugleich.

Um mehr als alles bisher Gesagte in eins zusammenzufassen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähnliche Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu der Nachbildung der Goetheschen Poesie hinzunimmt, daß Tieck nach dem Beyspiele desselben Meisters in dem Prolog die Hans-Sachsische Manier glücklich genug auf neuere Gegenstände angewendet, so sieht man, daß er sein Vorbild eben so wenig einseitig gefaßt hat, als er ihm ohne selbständige Aneignung nachgefolgt ist. Er verbindet damit ein tiefes und vertrautes Studium Shakspeare's (für den Goethe ein neues Medium der Erkenntniß geworden ist; so daß nun von beyden gemeinschaftlich eine Dichterschule ausgehen kann) und eben das, was ihn für die Entwickelung seiner Anlagen so richtig leitete, läßt hoffen, daß er sie auch vor ungünstigen Einflüssen zu bewahren wissen wird. Seine Einbildungskraft, die sich im William Lovell zum Theil in trüben Fantomen herumtrieb und ihre Flüge verschwendete, ist seitdem auffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchgedrungen. Das Trauer-Spiel Karl von Berneck und sonst hie und da Spuren von Gewölk gehören noch dem ersten Morgennebel an. In jenem weniger das Einzelne als die Kraftlosigkeit des Ganzen. Man schreibt freylich die Trauerspiele nicht so obenhin: in dieser Gattung artet allzugroße Leichtigkeit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus. Enthaltsamkeit und Mäßigung, seltene Eigenschaften bey jungen Dichtern, sind dem Verfasser der Volksmährchen so natürlich, daß sie für ihn keiner besondern Empfehlung bedürfen; desto mehr hat er die zweyte Hälfte von dem Rath seines Freundes Shakspeare zu beherzigen, der, wie er dem Schauspieler ermahnt hat, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, zu der ersten Warnung vor dem „Overdone“ sogleich die zweyte vor dem „Come tardy off“ hinzufügt. Er vergesse nicht, daß alle Wirkung der Kunst einem Brennpuncte gleicht, dießseits und jenseits dessen es nicht zündet, er behalte immer ihr Höchstes vor Augen, und achte sein schönes Talent genug, um nichts Geringeres leisten zu wollen, als das Beste, was er vermag. Er sammle sich, er dränge zusammen, und ziehe auch die äußern Formen vor, welche von selbst dazu nöthigen.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 19. Februar.

Eine Faschings-Erinnerung.

Der Menuet.

Horchet freundlich dem Gesange,
Dichtung macht die Freude klar;
Sing' ich doch aus heißem Drange,
Was uns erst so nahe war.
Dem die Strengste aller Horen
Sich mit frohem Muthe weiht,
Freude, die das Land geboren,
Leichtes Spiel der Faschingszeit.

Wie die hohe schlanke Schöne
Sich zum Tanze ernstlich schickt,
Ihr die Macht der stolzen Töne,
Jetzt erhoben, nun gebückt,
Holder Anmuth Zauber geben,
An des wackern Mannes Hand
Schön und ernst dahin zu schweben,
Wie ein Kind aus Feenland.

Wie bey diesem stolzen Schritte
Sie so kühn erhaben blickt;
Bey dem flüchtig leisen Tritte
Ihre Anmuth uns entzückt,
Eine lieblich holde Neigung
Bald mit Wonne uns erfüllt,
Eine zierlich schöne Beugung
Neue Wunder uns enthüllt.

Wie sie rückwärts nun gewendet
Mit den frischen Blumen schaut,
Ist das Auge ganz geblendet,
Mehr zu sehen kaum sich traut.
Aus der Franken fernem Lande
Ist des Tanzes Weise wohl;
Sie im deutschen Vaterlande
Tanzt ihn deutschen Sinnes voll.

Meisterin vom edlen Tanze,
Scherz und Anstand sich umschlingt
In des Spieles heiterm Glanze,
Das so trefflich dir gelingt!
Wie das Schönste uns zu weisen,
Du so freundlich dich bemühst,
In den Linien, in den Kreisen,
Die du fröhlich tanzend ziehst.

Sieh, das Bildniß edler Sitte,
Wohlgehaltner Menschenlust
Zauberst du in unsre Mitte,
Und Bewundrung füllt die Brust.
Nimm den Beyfall, den wir weihen,
Reiche mir die schöne Hand,
Ungebunden soll in Reihen
Fröhlich flattern dein Gewand.

Der Walzer.

Stilles Jauchzen muß ich fühlen,
Glücklich so zu dir gesellt;

Wie die muntern Töne spielen
Ist mein Geist so froh erhellt.
Hohe Freude muß es geben,
Nach der Deutschen Töne Sinn
Rasch mit dir dahin zu schweben,
Froh sich kreisend zu entflieh'n.

Und ich kreise, und ich eile,
Meine gänzlich zu entflieh'n,
Doch nach kurzer frohen Weile
Ruhet wieder mein Bemüh'n.
Wenn ich kurz die Lust auch meide,
Bald verjüngt sie wieder schaut;
Nur die Wiederkehr der Freude
Macht uns ganz mit ihr vertraut.

Und ich tanze wieder, schwebe,
Führe dich den schönen Kreis;
Daß auch dir es Freude gäbe,
Wäre mir der liebste Preis.
Schön gepaartes Wechselleben,
Freye Uebung hoher Lust,
Und im Tanze uns gegeben,
Stärket uns die volle Brust.

Auch die Schwester las mich bitten
Um des Tanzes Lust und Spiel,
Ihr seyd wunderschöne Blüthen,
Süße Freude unser Ziel.
Du der Sanftmuth, Sie des Lebens
Hocherfreulich zartes Bild,
Worte reden nun vergebens,
Wo so viel die Seele fühlt.

Möchte hoch die Hand erheben,
Wagen wohl der Freude Sprung,
Solltest hoch in Lüften schweben
Bey der starken Arme Schwung.
Doch es soll mir schon genügen,
Hier in einfach stillen Reih'n
So die Hand mit dir zu fügen,
Ohne Jauchzen froh zu seyn.

Auf ihr Töne, bringt die Weise,
Die zu unsrer Freude stimmt,
Die im bunten Jubelkreise
Sanft in aller Auge glimmt.
Einklang, der das Herz beglücket,
Ist des Tanzes frohes Ziel;
Was im Innern uns entzücket,
Sichtbar wird's im leichten Spiel.

v. T * * *

Brief aus München.

Ich finde einen süßen Genuß darin, meinen Geist, dem es oft so sehr an innerer Fröhlichkeit gebricht, in die selige Stimmung Anderer zu versetzen und so gleichsam an fremder Freude mein Glück zu genießen. Keine Gelegenheit bietet mehr Stoff dazu dar, als ein Ball, und ich muß gestehen, daß ich nachdem, was ich bisher von Lustbarkeiten dieser Art in gar vielen Städten gesehen, auch keiner einzigen den Vorzug vor unsern maskirten Bällen einräumen zu dürfen glaube. Zum Theil liegt das Vorzügliche dieser Unterhaltung in dem herrlichen Geiste derjenigen, die daran Theil nehmen, zum Theile in den guten Anstalten, welche zur Erhöhung des Vergnügens von Seite der Direction getroffen werden. Wenn die Lust an dem Tanze ein allgemeines Mittel zur Unterhaltung fast aller Völker auf unserer Erdkugel ist, so mag es doch wenige Länder geben, wo die Menschen mehr dafür gestimmt sind, als gerade bey uns. Ich kenne nur zwey Gegenstände der öffentlichen Unterhaltung in unserm Lande: sie richten sich nach dem Alter und der Lebhaftigkeit der Personen und sind das Kartenspiel oder der Tanz. Beyde sind auch nicht selten miteinander vermischt. Das Kartenspiel beherrscht den größten Theil derjenigen, die nicht aus Gewinnsucht daran Antheil nehmen, mehr wie eine lästige Gewohnheit, und da es in der nobeln Welt gewissermaßen zum Ceremoniel gehört und in der bürgerlichen den zu einer angenehmen Conversation nöthigen Reichthum witziger Einfälle und Gedanken ersetzen muß, so wird es als ein Nothanker gesucht, um sich dadurch vor langer Weile zu retten, und man

fühlt dabey nicht selten, daß man sich dadurch vielmehr an die Langeweile erst recht geschmiedet: denn ich habe noch an jedem Spieltische die Bemerkung gemacht, daß ich nirgendwo in einem solchen Unisono gähnen hörte, als gerade beym Spiele. Desto mehr schützt vor aller langen Weile der Tanz. Während dort Herren und Damen kalt und einsylbig über die gemalten Kartenblätter hinbrüten, umschlingen sich hier beyde in schöner Vereinigung und gucken, statt auf die mißgestalteten Kartenfiguren einander hübsch freundlich in's Auge: da schmettern und jubeln die Töne zu der aufgeregten Empfindung der Freude, und leicht, wie der schnelle Fuß nach dem fröhlichen Takte, hüpft das Blut nach den geschwinden Pulsschlägen des seligen Herzens. Ich kann meine Ungeschicklichkeit nicht genug bedauern und fühle es recht sehr, wie viel ich dadurch an Lebens-Genuß verliere, daß es mir unmöglich ist, den Tanz zu erlernen. Was ist anziehender an einem weiblichen Engel, frage ich mich oft selbst, als diese in Bewegung gesetzte himmlische Figur, die mit jedem Schritte und jeder Wendung eine Fülle von Anmuth und Schönheit entfaltet? Kein Bewegung ist reizender, als die schwebende des Tanzes, wo gleich der der Harmonie der Musik Alles an einem Frauenzimmer in die reinste Uebereinstimmung des äußern Ausdruckes mit der inneren Empfindung zerfließt, woraus die höchste Grazie, die lieblichste Blume der weiblichen Schönheit hervorgeht. Und welche überselige Wonne muß es seyn, sich als den Punct zu fühlen, worauf die Haltung eines im schönsten Liebreiz dahinschwebenden Engels ruht, und zwar so zart und so leise, daß du die süße Last kaum an deiner Seite empfindest! Ich sage nichts von all' der Fülle des übrigen Glückes, das aus einer so innigen Nähe mit den holdesten Wesen, nichts von der Begeisterung, die aus diesem Momente der Freude überhaupt entspringt: ich bedauere nur, daß ich nicht tanzen kann. Denn wirklich, wenn man hereintritt aus der kalten, starren Winterwelt, heraus aus dem Wirrwarr des prosaischen Lebens, in den mit den herrlichsten Blumen der weiblichen Jugend geschmückten Tempel der Schönheit und Freude, so ist gewiß keine Empfindung natürlicher als die: „O, diese bezaubernden Wesen! daß ich sie an mein trunkenes Herz fassen, daß ich mich im Kreise mit ihnen freudig herumdrehen dürfte, um durch die raschen Bewegungen des Tanzes den Taumel der seligen Empfindungen auszudrücken, wovon mein ganzes Herz überströmt! Wie reißen diese Töne so gewaltsam dahin! wie laden diese Blicke so verführerisch ein! Glückliche, die ihr in süßer Umschlungenheit die Freuden des Tanzes genießt, wie beneid' ich euch um diesen schönsten Genuß!“ Was aber demungeachtet auch denjenigen ergötzt, der nicht selbst Antheil am Tanze nehmen kann, ist unstreitig die reine Fröhlichkeit, die so sichtbarlich aus den Mienen und den Bewegungen der Tanzenden hervorleuchtet. Aus allen Augen glänzt das Geständniß: „der Tanz ist mein Leben;“ es ist Allen so wohl, und wo nur die Füße hüpfen, da lacht das Herz. Stunden fliegen wie Augenblicke vorüber, und nirgends zeigt sich Ermattung, Alles lebt fort in freudiger Regung, und naht endlich des Festes Beschluß, so ist der letzte Tanz erst der seligste von allen: hier geht es durch und ineinander hinein, fröhlich schwärmend, wie die Mücken im Strahle der Sonne und noch der letzte Schritt muß ein Sprung seyn! Eine göttliche Nacht, ruft der begeisterte Tänzer aus, indem er die Hand seiner Tänzerin mit einem sanften Drucke fahren läßt, und ihr von Freude gesättigter Blick sagt ihm zufrieden, daß sie dieses Festes und seiner sich stets erinnern werde.

Ja, die Heiden gefallen mir darin wirklich recht sehr, daß sie Alles, was die Menschen erfreut, als Geschenk der Götter verehren. So war es ein Gott, der die Menschen die Reben pflanzen und den Wein keltern lehrte, so war es ein Gott, der sie in Tanz und Gesang unterwies. Es ist freylich traurig, daß der Gesang so verschwunden, denn doppelt reizender müßte der Tanz seyn, wenn fröhliche Lieder dazu ertönten, statt des immerwährenden Polterns und Schmetterns der Instrumente. Die Alten liebten eine sanftere Musik zum Tanze, die aus Flöten- und

Saiten-Tönen bestand: freylich sprangen sie nicht so in die Runde und thaten nicht so wild, und ich glaube, wenn wir das viele Blasen und Trommeln bey unserer Musik wegließen, der Schritt würde sehr bald gelassener und die Bewegung ruhiger werden: ich meine nur so, weil nämlich dadurch eine Erleichterung im Tanze entstände, die es mir leicht möglich machen würde, gleichfalls eine Tour mitzuversuchen. Man muß es recht sehr rühmen, daß, wer in unserer Stadt die Karnaval mitgenießen will, und am Tanze Lust hat, volle Befriedigung findet. Die Art, wie die maskirten Bälle hier eingerichtet sind, ist wirklich musterhaft zu nennen. Eine solche Bequemlichkeit, selbst wenn das ganze Haus voll ist, wird man schwerlich wo finden. Der Einfall, die maskirten Bälle in das Hoftheater zu verlegen, kann deßwegen nie genug gerühmt werden. Durch die herrliche Beleuchtung der Logen gewinnt der Anblick des Ganzen so sehr an Glanz und Schönheit, daß Jeder, der diesen schimmernden Ort zum erstenmal betritt, sich in dem funkelnden Saale irgend eines Zauberpallastes zu befinden glaubt. Wo man an andern Orten höchstens bemalte Wände oder beleuchtete Säulen erblickt, wetteifert hier mit den Strahlen der vielen Lichter der noch blendendere Schein von eben so vielen funkelnden Augen, die wie helle Sterne aus wahren Engelsgesichtern hervorschimmern, und zwar aus den Logen von unten bis hinauf in den höchsten Rang und in einem weiten Halbzirkel des Saales herum. Kurz, nur einen Blick in diese Glanzwelt und man glaubt sich im Elisium zu befinden!

Pariser Moden.

In der Tracht eines offiziellen Pariser Elegants herrscht gegenwärtig grün, als die Farbe der Hoffnung vor, aber man klagt, daß seit die Färber aus Mangel an Indigo der Küpe preußisch Blau zusetzen, die Farbe gar übel schielend geworden ist. Das Haar ist im Schwedenkopfe emporgesteift, als hielten Gemüthssorgen es also in die Höhe; Einige haben sich die alten langen preußischen und hessischen Zöpfe beygelegt, und stolzieren darin herum, und nennen es à la Frédéric. Das Halstuch ist aufgebauscht, damit die honets gens Kinn und Mund darin verbergen können. Die Unterkleider merde du dauphin, die Stiefel wohl beschlagen, vom Leisten des Schustermeisters, der Saume so gut beschuht, daß er von Leipzig nach Messina und wieder zurück auf einem Paar gelaufen. Von den Möbeln sind Sphynxe, Greife und all die andern wilden Bestien verschwunden; statt dessen schnitzt man zahmes Woll- und Federvieh, das wohl ziert, und bey jährlicher Schur, obendrein noch Tuch und Spulen gibt. Ueberhaupt hat man für das stille Häusliche großen gout; man übersetzt Starkes häusliche Gemälde, und liebt nicht mehr la campagne und die große Natur, seit die ours de Nord in die Wälder eingebrochen. Darum sammelt man sich um die wohlthätige Flamme der Laren auf dem Heerde, ißt einigen Speck auf Brezzeln, und singt dazu: où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille. Doch seit Graf Rumford die Kamine so sehr verbessert, sind die meisten rauchigt, und der Brodem beißt in die Augen, daß sie übergehen. Von Zierpflanzen fängt die Kaiserkrone an, nicht mehr gar sehr en vogue zu seyn, dagegen wird Strelitzia Regina immer mehr beliebt. Von Hausthieren zieht man besonders Hunde und Katzen, hier und da auch etwa einen Fuchs, aber Pferde sind in besondere Ungunst verfallen. Darum tragen die kleinen Kinder hier zu Lande Sicheln in Scheiden, womit sie den verhaßten Kreaturen die Bäuche aufschlitzen sollen. Ein Regiment der kleinen Kröten kann auf diese Weise zwanzig Regimenter der besten Kavallerie bemeistern. Die Fahnen im Dom der Invaliden rüsten sich mit den Glocken nach Rom zu reisen. Die Zeitungsschreiber haben noch die alte Mode, dem Volk das Windbeutlichste und Abgeschmackteste aufzulügen. Nach Frieden wird gar viel geschrien, und der Friede will nicht kommen, weil man ihn gar weit hin übers Meer mit Schimpf und Schande ausgetrieben. Das Kontinentalsystem hat seine nahe bevorstehende Ankunft zum voraus angekündigt; es will, falls man ihm Ruhe läßt, sich in Paris häuslich niederlassen, und nie außer die Barrieren gehen. — Schließlich bemerkt unser Korrespondent, wie eine erstaunliche Revolution im Reiche der Moden sich vorbereitete, worin alles Oberste sich zu Unterst kehren, und die große Puppe eine ganz andere Gestalt gewinnen werde. Er will seiner Zeit uns alles treulich zu wissen thun.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 25. Februar.

Der heilige Augenblick *).

Die Zeiten sind geschaffen zu großen, unsterblichen Thaten. Wo diese geschehen, da lebt auch in seiner vollen Blüthe der Gesang. Viele der deutschen Sänger haben selbst das Schwert geführt, wie der schlesische Dichter, Baron de la Motte Fouquet, und der in dem Kampf für sein deutsches Vaterland rühmlich gefallene Theodor Körner. Arndt, der herrliche Volksredner der Deutschen, der wie ein Johannes in der Wüste vorausging, um die Stimme seines Herrn zu verkünden, hat uns mit einer vortrefflichen Lese der herrlichsten Gesänge beschenkt, in denen sich deutsches Freyheitsgefühl am kräftigsten ausspricht. Auch in unserm Vaterlande Baiern erhebt sich ein trefflicher Sänger, der, vom Geiste göttlicher Weihe erfüllt, manchen schönen Moment unserer Gegenwart durch seine kraftvollen Gesänge verherrlicht. Es ist der in Salzburg lebende Hr. Dr. Aloys Weissenbach. Wir werden bey einer andern Gelegenheit aus seiner erhabenen Dichtung: „Germania's Wort und Gruß" unsern Lesern Einiges mittheilen, und behalten es uns für heute vor, sie mit einem andern Produkte seiner genialischen Muse in Bekanntschaft zu setzen.

Die Augenblicke, in welchen sich die wichtigsten Ereignisse unserer neuesten Zeit begaben, sind erhaben, glorreich, und unsterblich zu nennen. Heilig aber war einer vor Allen. Es war die Schlacht bey Leipzig, welche über Deutschlands Schicksal entschied. Die erhabenen Monarchen sahen dem großen Völkerkampfe zu, und eine herzerhebende Scene entspann sich, als der edle, ruhmgekrönte Fürst von Schwarzenberg ihnen die Siegesbotschaft überbrachte. Wir wählen aus dem Gedichte des Hrn. Dr. Weissenbach diejenigen Strophen, welche eine unmittelbare Schilderung dieser Scene enthalten. Sie heißen:

Und auf dem Hügel, im Gesichte
Des größten Schauspiels in der Welt;
Als Zeuge, wie die Weltgeschichte
Gerichtstag mit Tyrannen hält,
Steht das gekrönte Kleeblatt oben:
Die Hoheit, Milde, Frömmigkeit,
Das noch die Götter aufgehoben
In der bedrängnißvollen Zeit
Als Weiser nach den schönen Tagen,
Um die sich hier die Völker schlagen.

Und wie sich nun der Sieg, der große,
Entschieden hat, die Feinde flieh'n,
Da sprengt der Feldherr-Fürst zu Rosse
Vor die gekrönten Häupter hin,
Und dreymal grüßt er mit dem Degen,
Und Thränen glänzen ihm im Blick,
Und jubelnd ruft er: Heil und Segen!
Mit uns ist Gott, und Recht und Glück!
Der Völkersieg, er ist errungen!
Die Eisensehne abgesprungen!

*) Zu haben in der Fleischmannischen Buchhandlung um 4 Kr.

Da steigt sein Kaiser, Franz der Fromme —
O Größe, die die Bürgschaft ist,
Daß jene nimmer wieder komme,
Die sich an Leichenhaufen mißt! —
Da steigt sein Kaiser ab vom Pferde,
Und beugt den Fuß und hebt das Herz,
Sein Degen sinkt, sein Hut zur Erde,
Schwingt Aug' und Hände himmelwärts,
Und hört! mit lauter Stimme betet
Er zu dem Gott, der schlägt und rettet.

Und auf den Boden senkt vom Pferde
Sich auch das and're Herrscherpaar;
Zum Dome wird die blut'ge Erde,
Das Schlachtfeld wird zum Hochaltar!
Zu Priestern werden die Monarchen;
Das Wort, indem einst Gott der Herr
Herabsank auf die Patriarchen,
Zum Beyspruch: Mit dem ist der Herr!
Zum Opfer die gelös'ten Ketten,
Auf die die Sieger niedertreten.

Das Heer, vom Augenblick entglommen,
Dem größten aus dem Zeitenmeer,
Vom Wort erfaßt, so es vernommen,
Ruft knieend; Mit dem ist der Herr!
Und alle Feuerläufe neigen
Sich abwärts! keine Fahnen weh'n!
Und die metallnen Schlünde schweigen!
Die zügellosen Pferde steh'n!
Europa knie't! nichts darf sich regen,
Als nur das Herz mit seinen Schlägen.

Und lautlos steht die Völkerrunde;
Die Thräne, die vom Auge fällt,
Gibt Zeugniß, daß in dieser Stunde
Der höchste Feldherr Heerschau hält,
Der an dem blutgefüllten Kragen
Den Weltverschlinger umgedreht
Und von einander ihn geschlagen,
Und in den Wind hinaus geweht;
Daß größer, die nach Schlachten beten,
Als die in's Blut die Völker treten.

Der Augenblick — er kam zu lösen,
Was der Eroberer gebaut!
Mit ihm ist nie der Herr gewesen,
Denn aufwärts hat er nie geschaut,
Und vorwärts nur die Welt gemessen,
Der Kunst, der Kirche Haus beraubt,
Und alles Heilige vergessen,
An Gott nicht — nur an sich geglaubt,
Bis er, der Herr der Heeresschaaren,
Zu Boden ihn im Sturm gefahren!

Wir sehen in diesen Strophen eine Kraft des Ausdrucks, eine Fülle der Empfindung und einen Schwung der Phantasie, wodurch sie einen Werth erhalten, der den gelungensten Versen eines Schiller's nicht nachsteht. Hr. Dr. Weissenbach würde ganz gewiß Alles, was wir je von ihm gelesen, auf eine so gelungene Weise durchgeführt haben, und nicht so häufig (wie unter andern in seinem Brautkranze) die Spuren der Ueberspannung an sich tragen, wenn er in seinem Leben mehr Zeit hätte erübrigen können, um nach dem Hange seines Herzens sich mit Poesie zu beschäftigen. So werden auf die Nachwelt große Funken seines Genies hinüberleuchten; aber man wird ihn unter den Sternen vermissen, die am Himmel ihres Jahrhunderts Licht verbreitet haben. Indessen ist sein Strahl noch nicht erloschen, und sein Vaterland, für welches die Zeiten der Klopstocke, Ramler, Göthe rc. nicht geblüht haben, würde von dieser Seite eine große Lücke in der Geschichte seiner Literatur ausfüllen können, wenn Hr. Dr. Weissenbach's dichterischer Genius sich den Lorbeer eines baierischen Sängers mit entschiedenem Ernste eigen zu machen strebte.

Hof- und National-Theater.

Friedrich der Siegreiche, ein Schauspiel in 4 Aufzügen.

(Noch Manuscript.)

Das Leben und die Kunst haben gegenseitig Ansprüche auf einander. Was dort unvollkommen und

verworren vor uns daliegt, erscheint uns hier in einem schönen, harmonischen Ganzen. Durch die Anwendung auf das Leben erhält hinwiederum die Kunst erst Sinn und Bedeutung. Fühlt sich das Gemüth durch irgend eine erhabene Kunsterscheinung erweitert, so wird es im Leben selbst mehr nach Größe streben, und somit sich vor jenen Erbärmlichkeiten retten, welche als nichtige Sorgen des alltäglichen Lebens kleinliche Seelen zerrütten. In Zeiten, wo große Begebenheiten in der Wirklichkeit die Geschichte des Tages zur merkwürdigen Epoche für die Nachwelt machen, ist es daher zur Verständigung des großen Geistes, der sich da kund thut, von großem Nutzen, uns ein Ganzes aus der Vergangenheit in einem mit der Gegenwart übereinstimmenden Bilde als Kunst-Werk vorzuführen. Dieses Zusammenwirken der Kunst mit dem Leben war bey den Alten mit in die Politik des Staates verflochten. Damals war noch keine Spannung zwischen beyden, die Kunst war vielmehr die Seele des öffentlichen Lebens, was bey uns leider nicht mehr der Fall ist. Wir glauben bey feyerlichen Anläßen der Sache genug zu thun, wenn wir mit Glockentönen und Kanonendonner die Ohren bestürmen; dabey handelt und wandelt man fort, zufrieden, daß man es weiß, was und wofür es geschieht. Mit dem öffentlichen Leben ist auch das Organ desselben, die Beredsamkeit verschwunden, und das Metall muß verkünden, was die Zunge eines begeisterten Redners mit hoher Kraft den Zuhörern mittheilen sollte. Es bleibt daher nur noch Eines übrig, den flüchtigen Sinn des Menschen, dessen Ernst nicht selten mit dem Verschwinden der äußern Erscheinung vergeht, an das Große der Zeit zu fesseln, und jede herrliche Begebenheit in ihm fortleben zu machen. Dieses Eine ist die dramatische Kunst. Verdient macht sich daher immer eine Theater-Direction, welche die dargebotene Gelegenheit bey solchen Umständen erfaßt, um in einem Bilde die großen Wahrheiten der Geschichte und des Lebens dem Menschen, wie in einem Spiegel zu zeigen, die Herzen zum Patriotismus zu entflammen, und in jeder Brust ein ächtes Heldenfeuer zu entzünden. Das Erscheinen des oben angeführten Stückes muß daher in jeder Hinsicht mit Beyfall aufgenommen werden. Wenn es auch kein Meisterstück ist, was man uns gab, so ist es doch für den Augenblick weise berechnet und zweckmäßig gestaltet. Ich will nicht behaupten, daß die Geschichte sonst keinen Stoff habe, der noch reichhaltiger an interessanten Beziehungen für unsere Zeit gewesen wäre, genug daß es ein vaterländisches Stück ist, und daß wir darin das Ringen der durch den Geist des freyen Denkens angeregten Kräfte gegen den durch die Politik des päbstlichen Stuhles unserm deutschen Vaterlande damals auferlegten Zwang des Gewissens nicht nur, sondern gegen das Unterjochen aller deutschen Kraft, gegen eine allgemeine Verblendung und gänzliche Vernichtung deutscher Selbstständigkeit bemerken. Um dem festen deutschen Staatskörper sein ganzes, frisches Leben zu entziehen, und dem Pfaffenregiment Platz zu machen in ihren Ländern, sollten Ritter und Knechte ihr Blut gegen die Türken verspritzen. Unter dem Deck-Mantel der Religion griff man die Schätze der Völker an, und raubte den Getäuschten, während man ihnen den Weg zum Himmel zeigte, ihr rechtmäßiges Eigenthum auf Erden. In Rom lebten Päbste und Cardinale in Unzucht und Schande, das Wesen der Religion ging durch verschwenderische Pracht bey den Ceremonien und Prozessionen zu Grunde, und das Volk fiel statt vor dem unsichtbaren, ewigen Gott, vor einem sterblichen Menschen, mit abgöttischer Erfurcht auf die Knice. Die verpesteten, italienischen Sitten wurden durch die Pfaffen nach Deutsch-Land gebracht, und was seine germanische Kraft ungeschwächt von dieser Ansteckung erhielt, erlag an den verführerischen Reizen des orientalischen Himmels. Das Leben in Deutschland war ausgeartet und verwildert. Nirgends herrschte Schutz mehr: die Gesetze erlagen unter den Eingriffen des Faustrechts, die Gaugrafen plünderten das Land: für alle Sünden bot die Kirche Ablaß. So sah auch die gesegnete Pfalz einer schrecklichen Verwüstung entgegen. Friedrich der Siegreiche administrirte dazumal das Land seines Bruders für dessen hinterlassenen drey-

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 5. März.

Vor Rauchs Büste der Königin Louise 1812.

Du schläfst so sanft! — die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder,
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Frieden schließt die klaren Augen.
So schlummere fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen
Mit Gott versöhnt, die rost'gen Schwerter brauchen
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.
Tief führt der Herr durch Nacht uns, und Verderben, —
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben
Daß unsre Enkel freye Männer sterben.
Kommt dann der Tag der Freyheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache
Ein guter Engel für die gute Sache!

Th. Körner.

An Theodor Körners Schatten.

Du bist bey der besung'nen Heiligin *)
  Du deutscher Held und warmer Sänger
Unwiderstehlich zieht's zu ihr dich hin
  Hienieden weilen kannst nicht länger.
Verlassen musstest eine holde Braut,
  Von deinen guten Aeltern scheiden
Dich ruft der blut'gen Schlachten Schreckens-Laut,
  Am Kampfgetümmel willst dich weiden.
Mavors ist, junger Dichter, dir nicht hold.
  Thalia nur weiß dich zu ehren
Doch fliehen mußt du Kunst und Minne-Sold,
  Vom Ehrenfeld kannst nimmer kehren.
Ihr Deutsche! staunt ihn an den jungen Mann,
  Der seltnes Erdenglück verachtet,
Des Herzens Stimme treulich folgen kann,
  Das schön gesteckte Ziel betrachtet.
Als Herold stieg er zu Louisens Thron
  Der Freyheit und der schönen Siege,
Ihr Engels-Schatten lächelt freundlich schon,
  Dem Kind der heil'gsten aller Kriege.
Bedauern, Guter! fodre nicht von mir,
  Das schönste Loos ist dir gefallen,
Die Gottheit reicht die Sieges-Palme dir
  In jenen stillen Friedenshallen.
Du zweyter Gleim, du and'rer tapf'rer Kleist!
  Noch einmal schweb' dein Geist hernieden;
Vernimm' wie dich die Jetztwelt handeln heißt,
  Von der du allzufrüh geschieden.
O! geuß in jede brave deutsche Brust,
  Den Sinn, der feurig dich belebte,
Erhalte unsre heisse Kampfes-Lust,
  Vor der der Feind erschrocken bebte.
Den Platz, wo deine freye Asche ruht,
  Wird jeder deutsche Mann verehren,
Und unter Körner's grüner Eiche *) Huth,
  Den Enkel Sinn für Deutschheit lehren.

V. S.

---

*) Anspielung auf Körner's zwey Gedichte an Louise Königin von Preußen.

*) Körner's Leichnam wurde von seinen Kameraden unter einer alten Eiche beerdigt.

Ueber den Geschmack.
(Beschluß.)

So hat auch die Schönheit ihre Stufen und Arten: die Schönheit einer Rede, eines Gedichts, eines Pallastes, einer musikalischen Composition, eines schönen Weibes ꝛc. ꝛc. sind verschiedene Arten der Schönheit, wir haben aber keine Namen zu ihrer Unterscheidung, als die der verschiedenen Gegenstände, denen sie inwohnen.

Da nun sowohl in den Arten als Abstufungen der Schönheit so großer Unterschied statt findet, darf es uns nicht befremden, wenn die Philosophen verschiedene Systeme zu ihrer Analisirung und Ordnung aufstellen. Man hat über diesen Gegenstand viele richtige Bemerkungen gemacht; indessen ging man aus Liebe zur Einfachheit (Einheit) weiter, als die Natur der Sache erlaubt; man hatte einige Arten der Schönheit besonders herausgehoben, während man andere gänzlich übersah.

Es gibt sowohl moralische als materielle (natürliche) Schönheiten; Schönheiten in sinnlichen und in geistigen Gegenständen, im Menschen- und Gotteswerk, in belebten und unbelebten Dingen, und in vernünftigen Wesen; — Schönheiten in der Gestalt des Menschen und im Wesen seines Geistes. Es gibt keine reele Vollkommenheit, die nicht zugleich auch aus einem gewissen Gesichtspunct betrachtet, schön wäre, und es ist eben so schwer die Ingrediënzien der Schönheit zu bestimmen, als die der wahren Vollkommenheit.

Der Gaumen-Geschmack kann füglich so eingetheilt werden, daß dasjenige, was uns wohlthut, zur Nahrung des Leibes dient, das Abscheuerregende aber von entgegengesetzter Beschaffenheit ist. Die eigentliche Absicht der Natur war, indem sie uns diesen Sinn gab, uns zu lehren, was uns zur Nahrung dienlich wäre und was nicht. Die Thiere werden in dieser Hinsicht einzig durch ihren Geschmack geleitet. Mit diesem Führer wählen sie sich die zum Zweck ihrer Erhaltung dienliche Nahrung aus, und thun selten Mißgriffe. Sie genießen aus Hunger, und verwerfen daher alle künstlichen Zusammensetzungen. Bey Kindern, die gemeiniglich noch reinen und unverdorbenen Geschmack haben, bringen oft die natürlichsten Speisen das größte Wohlgefühl des Gaumens hervor.

Auf gleiche Weise ergötzt sich der innere Geschmack an den, in ihrer Art vollkommensten Dingen, und verabscheut das Gegentheil. Auch hier liegt die Absicht der Natur klar am Tage. Jede Vollkommenheit hat einen reelen Reiz, ist schön, der sie zum angenehmen Gegenstand für die macht, welche ihre Schönheit zu fassen fähig sind; diese Fähigkeit ist es, welche wir guten Geschmack nennen.

Ein Mensch, welcher durch schlechte Gesellschaften oder üble Sitten dahin gebracht wird, durch Dinge ergötzt zu werden, die keine wirkliche Vollkommenheit besitzen, oder sonst mangelhaft und ungestaltet sind, hat einen verdorbenen Geschmack, gleich demjenigen, dessen Gaumen durch unnatürliche Zusammensetzungen verwöhnt ist. In dieser Hinsicht ist der Geschmack des einen, wie des andern gleich verderben. Es gibt folglich einen richtigen und vernünftigen Geschmack, und einen unrichtigen und unvernünftigen. Es ist einleuchtend, daß wir durch schlechte Erziehung, üble Gewohnheiten und übelgewählte Verbindungen endlich Gefallen an Rohheiten, Ausgelassenheiten und manchen andern Häßlichkeiten finden. Solch' einen Geschmack nicht abweichend zu finden, ist eben so abgeschmackt, als wenn man sagen wollte, jenes kranke Mädchen, welches Tabakpfeifen und Thon aß, habe einen so richtigen und natürlichen Geschmack, als wenn sie sich vollkommen wohl befunden. —

Der Einfluß von Sitten, Phantasie und zufälligen Verbindungen auf den äußern und innern Geschmack ist sehr groß. Ein Eskimaur ergötzt sich hinter einer Flasche Fischthran, und der Canadier hält Feste mit gebratenen Hunden. Der Kamtschadale ißt faule Fische und zuweilen muß er sogar Baum-Rinden genießen. Der Geschmack an Rum oder Grünthee ist eben so zufällig, als der an Ipecacuanha, welche einige Personen durch öftern Ge-

brauch endlich eben so schmackhaft finden, als früher unangenehm.

Wenn wir nun Sitten und Verbindungen, und vielleicht auch körperliche Beschaffenheit so gewaltig auf den Gaumengeschmack einwirken sehen, so dürfen wir nicht staunen, wenn dieselben Ursachen ähnliche Verschiedenheiten im Geschmack der Schönheit hervorbringen; — wenn die Afrikaner dicke Lippen und platte Nasen schätzen, andere Nationen an ihren Ohren ziehen, bis sie auf die Schultern herabhängen, wenn hier die Weiber ihre Gesichter bemahlen, und dort sie mit Fett glänzend machen.

Diejenigen, welche vorgeben, es ließen sich keine bestimmten Regeln für den guten Geschmack in der Natur angeben, und das gemeine Sprichwort: Chacun à son gout müsse in seiner ganzen Ausdehnung verstanden werden, sprechen gänzlich ohne hinreichenden Grund. Dieselben Gründe ließen sich auch mit gleicher Richtigkeit auf eine Theorie der Wahrheit anwenden.

Ganze Nationen wurden durch die Macht des Vorurtheils zum Glauben an die größten Abgeschmacktheiten gebracht. Wie sollte man nun glauben, daß nicht eben sowohl der Geschmack, als die Urtheilskraft auf Abwege geführt werden könne? Noch muß angenommen werden, daß die Menschen hinsichtlich der Fähigkeit des Geschmacks verschiedener sind, als hinsichtlich dessen, was wir gemeiniglich Urtheilskraft nennen. Auch ist es erträglicher ihren Geschmack in Hinsicht von Schönheit und Häßlichkeit verdorben zu sehen, als ihre Urtheilskraft hinsichtlich der Wahrheit und des Irrthumes.

Wenn wir dieses als richtig annehmen, so sehen wir, daß, weil es in der Natur eine Richtschnur wahrer Schönheit und folglich auch des guten Geschmacks gibt, es eben so leicht ist, die Verschiedenheit des Geschmacks zu ordnen, als dieses hinsichtlich der Verschiedenheit der Meinung und der darin obwaltenden Widersprüche möglich ist, indem auch hier eine Richtschnur des einzig Wahren, und also auch des richtigen Urtheils vorhanden ist. Sehen wir nun noch weiter, so finden wir, daß bey jeder Handlung des Geschmacks die Urtheilskraft mitwirkt.

Wenn ein Mensch ein Gedicht oder einen Pallast schön nennt, so bestätigt er ein über dieses Gedicht oder diesen Pallast gefälltes Urtheil; jede Bestätigung oder jeder Widerspruch aber erfodert ein Urtheil; denn wir können das Urtheil nicht besser auffassen, als wenn wir es für die Bestätigung oder den Widerspruch einer Sache angeben, die eine zweyte Sache betrifft. Ich bemerkte, daß die Urtheilskraft auf jede Wahrnehmung unserer äußern Sinne einwirkt. Sie ist hier eine unmittelbare Ueberzeugung — ein Glauben an die Existenz der aufgefaßten Eigenschaften, sie mögen Farbe, Ton oder Form heißen, und dasselbe wiederhole sich in der Entscheidung über Schönheit oder Häßlichkeit.

Wenn gesagt wird: die Entscheidung über die Schönheit eines Gegenstandes sey einzig ein Gefühl in der Seele desjenigen, welcher entscheidet, unabhängig von jedem Glauben an die Vortrefflichkeit des Gegenstandes, so muß man ganz natürlich folgern, daß, wenn ich sage: Virgils Aneis ist ein schönes Gedicht, ich nichts über das Gedicht, sondern nur etwas über mich selbst und meine Gefühle sagen will. Wie sollte ich doch von einer Sprache Gebrauch machen, wenn sie das Gegentheil von dem ausdrückt, was ich meine!

Meine Sprache begünstigt nach den allgemeinen Regeln der Construction keine andere Meinung, als die, daß in dem Gedicht, und nicht in mir die Schönheit ist. So müssen selbst diejenigen, welche die Schönheit nirgends außer sich finden wollen, sich unter die Nothwendigkeit eines Ausdrucks schmiegen, der die Eigenschaft der Schönheit auf den angeschauten Gegenstand, und nicht auf den Anschauer selbst überträgt.

Es gibt keinen Grund, weßhalb man glauben sollte, daß alle Menschen ihrer Meinung durch ihre Sprache widersprechen sollten. Und nimmt man die Sprache der Menschen aus dem Ausdruck ihrer Meinung an, so ist die Schönheit einzig im Gegenstand

und nicht im Gefühl des Menschen. Die Philosophen sollten mit ihren Widersprüchen gegen die gesunde Vernunft etwas vorsichtiger seyn, denn sonst gehen sie meistens fehl.

Unser Urtheilsvermögen über Schönheit ist keinesweges trocken und kalt, wie die mathematischen oder metaphysischen Wahrheiten. Durch die Beschaffenheit unserer Natur wird es mit einem angenehmen Gefühl begleitet, für welches wir keinen andern Namen wissen, als: Sinn für Schönheit. Dieser Sinn für Schönheit umfaßt gleich dem Wahrnehmungen unserer andern Sinne, nicht bloß ein Gefühl, sondern auch eine Meinung über irgend eine Eigenschaft des Gegenstandes, der dies Gefühl erzeugt.

In Gegenständen, welche unserm Geschmack behagen, ahndet auch der bloße Naturmensch irgend eine reelle Vollkommenheit, einen Vorzug vor dem, was ihm nicht behagt. In vielen Fällen ist dieser Vorzug sehr offenbar, und besonders herausgehoben; in andern Fällen haben wir bloß einen allgemeinen Begriff über eine Vollkommenheit, die wir nicht beschreiben können. Schönheiten der ersten Art können täglich mit den sichtbaren Eigenschaften in Vergleichung kommen, die dem äußeren Sinne Gefallen erregen; die der zweyten Art mit denen, deren Eigenschaften innerlich und verborgener sind.

Schönheit oder Häßlichkeit eines Gegenstandes entsteht aus seiner Natur oder Zusammenfügung. Um die Schönheit verstehen zu können, muß man zuvörderst die Natur oder Zusammenfügung einer Sache kennen. Hier ist es, wo der innere Sinn abweichend ist von dem äußern. Unsere äußeren Sinne können ohne irgend eine vorhergegangene Wahrnehmung Eigenschaften entdecken. So kann ich den Ton einer Glocke vernehmen, ohne diese selbst zu sehen. Aber es ist unmöglich die Schönheit eines Gegenstandes anschaulich zu machen, ohne den Gegenstand selbst zu sehen. Deßwegen nannte auch Dr. Hutchinson die Sinne für Schönheit und Harmonie reflektirende oder Hülfs-Sinne. Ein tauber Mann mag ein guter Beurtheiler sichtbarer Schönheiten seyn, allein er kann keine Begriffe von Melodie oder Harmonie haben. Und so können auch Schönheiten der Farben und Formen nicht ohne die Sinne wahrgenommen werden, durch welche Farbe und Form gesehen und gefühlt werden.

V. S—r. geb. W.

Bemerkungen.

Viele mißdeuten die Lehre: „erhöhet wird, wer sich erniedrigt"
Sich zu erhöhen, im Staub kriechet der Schmeichler Gewürm.

* * *

Nimmer entstehet ein Chor durch Vieler verworrenes Schreyen,
Viele, wenn singen, entsteht, merkt es euch singen, ein Chor.

* * *

Ueberall wuchert Cultur, man theilt auch die Arbeit in Opern,
Einzeln verkauft man den Text, — ohne den Text — die Musik.

* * *

Körper findet ihr wohl noch von alten Gebräuchen und Worten,
Aber ihr suchet umsonst nach dem lebendigen Geist.

J. G. M.

Ständchen.

Tönt wieder Klagen leise,
Hinauf die alte Weise:
Er liebt dich ewig, ewig,
Recht innig treu und reine,
Er liebt so stille dich du Einz'ge, Eine,
Schlaf' süß, ein Engel möge dich behüten,
Ein milderer als du — du raubest Frieden.

J. G. Mistach.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 9. März.

Nationalfeyer.

Wenn gewisse Augenblicke im Leben besonders geeignet sind zur würdigen Aufnahme solcher Eindrücke, welche große Begebenheiten hervorbringen, so sind es die der Freude ganz gewiß, und nicht leichter wird ein großer Enthusiasmus erzeugt, als wenn die Wirkung des Erhabenen dem Gefühle des Angenehmen begegnet, das wir schon in uns empfinden. Um einen solchen Enthusiasmus zugleich unauslöschlich zu machen, muß man ihn auf junge Gemüther einwirken lassen, wodurch man sie schon sehr frühe für wahre Größe empfänglich macht. Nichts kann für die Zeit passender seyn, als die Art, wie man in einer Stadt unsers Vaterlandes einen Kinderball dazu benützte, um neben den Sinnen, die sich an der bloßen Freude des Tages ergötzen, auch das Herz mit seligen Empfindungen zu erfüllen. Folgendes ist die getreue Schilderung eines sehr patriotischen Festes.

Auf dem schönen Saale des bürgerlichen Weinwirths Joseph Schmidbauer zu Straubing wurde mit dem am 15. Hornung abgehaltenen dießjährigen Kinder-Ball zugleich auch die kurz zuvor eingetroffene Sieges-Nachricht in der Art als Feyerlichkeit verbunden, daß Väter und Mütter, Brüder und Schwestern auf das innigste gerührt, und die Kinder schon in der frühen Jugend zum wahren Patriotismus angeflammt wurden.

So wie der Ball begonnen hatte, trugen vier Mädchen einen Opferaltar in den Saal, vier andere Mädchen aber standen diesen zur Seite, und umschlangen sie mit Blumen-Gewinden. Alle acht Mädchen, als Genien gekleidet, zeigten durch die Farben weiß und blau, durch die baierischen Rauten (Wecken) und durch den Pflug an, daß sie Straubinger-Mädchen seyen.

Diesen Mädchen zunächst gingen vier Knaben, als Merkure gekleidet, deren jeder einen Schild trug, und zwar der erste den mit der Aufschrift Fleiß, auf dem zweyten stand geschrieben Ordnung, auf dem dritten Sittsamkeit, und auf dem vierten Aufmerksamkeit.

Nach geendigtem feyerlichen Zuge in dem Saale öffnete sich das Theater, in dessen Mitte die Mädchen den Opfer-Alter hinstellten. Zwey von den Knaben eröffneten denselben, und die zwey anderen machten mit ihren Merkur-Stäben das Opferfeuer emporlodern.

In dem Hintergrunde des herrlich beleuchteten Theaters stand ein prächtiger Tempel, aus welchem die Inschrift hervorschimmerte: Der fleißigen Straubinger-Jugend. —

Die Mädchen und Knaben sangen einstimmig mit dem, am Fuße des Theaters versammelten Chor folgendes, von einem bekannten hiesigen Musenfreunde eigens für diese Feyerlichkeit verfaßte Lied:

Die Knaben.

Laßt, Schwestern, heut uns fröhlich seyn!
Uns ruft im Feyerkleide
Die süße Göttin Freude.
Auf! stimmt in unsern Jubel ein!

Musik belebt den frohen Ball,
Und lockt den Fuß zum Tanze.
Hell von der Lichter Glanze,
Reizt unser Aug' der schöne Saal.

Die Mädchen.

Es sorgen Kinderfreunde heut
Auch für die Lust der Kleinen,
Laßt, Brüder, uns erscheinen
Bey diesem Fest der Fröhlichkeit!

Wir wollen mit entzückter Brust
Des Tages Glück genießen.
Die Zeit soll froh verfließen,
Geheiligt unschuldsvoller Lust!

Die Knaben.

Heil euch, ihr Jugendgönner! Heil,
Die ihr dies Fest bereitet!
Von euch hieher geleitet,
Nimmt Alles an der Freude Theil.

Wir laben uns mit Trank und Speis',
Und widmen dann die Glieder,
Gestärkt, der Arbeit wieder.
Die Freude selbst spornt unsern Fleiß.

Die Mädchen.

Ihr, die uns Gott zu Aeltern gab,
Die ihr uns fromm erziehet,
Für unser Wohl euch mühet,
Der Segen komm' auf euch herab!

Das Gute, so ihr uns gethan,
Heischt Dankbarkeit und Liebe.
Ein Herz voll heißer Triebe,
Nehmt heut' von uns zum Opfer an!

Chor.

Hier vor diesem Flammenheerd,
Bey dem heil'gen Feuer,
Schwören wir euch theuer,
Das zu thun, was ihr begehrt.

Aufmerksam auf's Gute seyn,
Sich dem Fleiß' ergeben,
Nach der Ordnung leben,
Und der Sittsamkeit sich weihn:

Das ist, was uns Kinder ziert,
Nur allein die Tugend
Ist der Schmuck der Jugend,
Die zum wahren Glücke führt.

zu welchem Hr. Schullehrer Schiedermaier die Musik komponirte. Während dem Gesange eröffneten die vier Knaben mit den acht Mädchen einen feyerlichen Tanz um den brennenden Opfer-Altar. Von den vielen, während dem Balle aufgetretenen, für Kinder sehr passend gewählten Masken verdient die Erde, als solche, eine besondere Erwähnung.

Ein steinaltes Mütterchen, auf Krücken einherschleichend, und als eine Schnecke gekleidet, stellte in diesem Aufzuge alle Lasten vor, welche uns in unserm Menschenleben insgemein zustoßen. An der Fronte waren folgende Verse zu lesen:

Was meiner Jugend einst so viele Lust gewährte,
Das Alles drückt mich jetzt schwerlastend tief zur Erde. —
Lacht nicht ihr Jungen! so wird es auch euch ergehen;
Ihr werdet Schnecken gleich, und fühlen meine Wehen.

Vor dem Beschluß des Kinder-Balls erschien an jeder der zwey Eingangs-Thüren des Saales ein Trompeter, als Fama gekleidet, und an dem Helm durch weiße und blaue Federn, und an der Kleidung abermal durch die Nationalfarbe ausgezeichnet. Sie bliesen den Chevauxlegers-Marsch, und im Fort-Schritte vertheilten sie eben das Lied im Abdruck, welches von ihrem Trompeten herabhängend, geschrieben zu lesen, und von dem obigen patriotischen Musen-Freunde abgefaßt war.

Nun öffnete sich das inzwischen veränderte Theater, und die zwey Trompeter stellten sich an die Spitze der dort schon versammelten männlichen Sänger. Im des Theaters tiefem Hintergrunde erschienen die Brust-Bilder des Königs und des Kronprinzen, und das durch die Fama angekündigte, hier beygefügte Lied, zu welchem Hr. Kapellmeister Hefele die Musik komponirte, nahm seinen Anfang.

Freut euch, ihr Kinder! durch Hülfe baierischer Krieger
Stehet das tapfere Heer der Alliirten als Sieger
Vor den erschrockenen Thoren der Hauptstadt Paris.
Roth von der Franken vergossenem Blute,
Bebt selbst die Seine vor Baierlands Muthe,
Der in manch' feuriger Schlacht sich so herrlich bewies.
Werdet so tapfer, wie euere Brüder, die Helden!
Sehet, von ihnen wird künftig die Nachwelt noch melden,
Was für gewaltige Thaten auf kriegerischer Bahn,
Mitten in Frankreichs Gefilden ihr Kraftarm gethan.

Streitet, ihr Knaben! wie sie, einst für Vaterlands Ehre!
Kühn, wie die Löwen, zernichtet die feindlichen Heere!
Kämpft für die Freyheit mit muthiger Hand!
Liebet den König, und schützet sein Land!
Mädchen! seyd züchtig, und sittsam in euerer Jugend!
Seyd, wie die Mutter, ein Beyspiel der häuslichen Tugend!
Kinder, so werdet ihr glücklich einst seyn,
So wird an euch sich das Vaterland freun.

Nach geendigtem Gesange riefen Alle aus: Es lebe der König! Es lebe der Kronprinz! Es leben die tapferen Baiern und die Alliirten! —

Bey dem völligen Beschluße des Kinder-Balles tanzten und frohlockten erst die Erwachsenen, und mehr denn sechs hundert Menschen überließen sich derjenigen süßen Freude, welche nur wahrhafter, reiner Patriotismus in einem so hohen Grade zu erzeugen im Stande ist.

Königl. Theater an dem Isar-Thor.

Den 5. März wurde im königl. Theater am Isar-Thore mit einer kleinen komischen Vorstellung eine musikalische Unterhaltung verbunden. Hr. Schneider, dessen vortreffliches Spiel auf der Harmonica wir schon öfter in diesen Blättern erwähnten, ließ sich dabey hören. Das Ganze eröffnete eine Ouverture, worauf Hr. Schneider in einer lieblichen Phantasie den Eingang zu dem schönen Terzett von Himmel machte, welches von den Damen Neumann und Köhler, und von Hrn. Baader vortrefflich gesungen, und von ihm meisterhaft auf der Harmonika begleitet wurde. Hr. Hansen sang hierauf eine Arie von Maurer. Die aus der Schweizerfamilie von Hrn. Schneider auf der Harmonika vorgetragene Arie (wer hörte wohl jemals mich klagen) nahm sich bezaubernd aus. Von ausgezeichneter Schönheit war das von Hrn. Lindpaintner meisterhaft komponirte Rondo für das Horn, welches Hr. Rauch mit Ausdruck und wahrer Kunst-Fertigkeit vortrug. Hr. Schneider beschloß das Ganze mit Variationen auf der Harmonika. Jedes einzelne Stück wurde mit dem größten Beyfall gekrönt; am meisten aber haben Himmel's Terzett, die Arie aus der Schweizer Familie und das Horn-Rondo gefallen. Das Musikpersonal befand sich auf der Bühne, die einen äußerst geschmackvollen Saal darstellte und sehr schön beleuchtet war. Dieser musikalischen Unterhaltung ging eine Posse in einem Aufzuge, „Fehlgeschossen" vorher. Der spielenden Personen waren nur zwey: ein junger Drechsler und seine Frau; beyde Leutchen haben was vor einander in Geheim, das in der Neigung des Einen zum Weine und in der Liebe des Andern zum Putze seinen Grund hatte. Beyde neckten sich durch Eifersucht, der Mann, der ungeschicktere Theil, will sein Weibchen durch eine übelangebrachte List erproben, wogegen das Weibchen, auf eine viel feinere Weise, den tölpischen Mann in das versteckte Netz zu ziehen weiß. Am Ende kommen sie einander auf den wahren Grund ihrer eifersüchtigen Zänkereyen, bitten sich ihre Schwachheiten ab, und lachen über sich selbst. Wir können nicht umhin, hier das vortreffliche Spiel des Hrn. Karl und der Mad. Karl zu rühmen. Es ist wirklich nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß beyde ihre Rollen mit unnachahmlicher Kunst gegeben. Die Charaktere fodern sehr viel Gewandtheit. Die Verstellung ist eines der schwersten Stücke, welche das Genie des wahren Künstlers erproben. Hr. Karl hielt diese Probe als Jude und als Rittmeister, und Mad. Karl als eine vornehme Dame auf die glänzendste Art aus. Sie förderten den Gang des Stückes durch ihr rasches Spiel so gut, daß die Zuschauer in fortwährender Spannung erhalten wurden, und immer neuen Gefallen an den verschiedenen Wendungen der Handlung nahmen. Man darf annehmen, daß beyder Spiel im leichten komischen Fache als musterhaft betrachtet werden kann, denn ich wüßte nicht eine Eigenschaft, die man vom Komiker fodert und die nicht an ihnen bemerkbar gewesen wäre. Beyder Sprache war allgemein verständlich: ein Umstand, der bey Stücken, die auf das Lachen berechnet sind, unumgänglich nothwendig ist. Ungeachtet des schnellen Sprechens, wurde nach

dem, was ich bemerkte, auch nie eine Sylbe verschlungen. Beyde wurden am Ende mit dem rauschendsten Beyfall hervorgerufen, und Mad. Karl wußte den Namen des Stückes sehr passend zu einem Bonmot anzuwenden, das unter den witzigen Einfällen aus dem Stegreife oben anzustehen verdient.

Ueber den Kinder-Gesang. — Der musikalische Jugend-Freund.

Wie dem Alpenbewohner die Töne des bekannten Reihens das Bild der Heimath mit flammenden Zügen vor die Seele führen, daß ihn ein unnennbares Weh ergreift, und er vor inniger Sehnsucht sterben möchte, so klingen die Töne, die wir in der Kindheit — der Heimath des Herzens — vernommen haben, herüber in das Leben des Erwachsenen, und erfüllen die Seele mit Sehnsucht, Wehmuth, Hoffnung, Trost und Begeisterung — erwecken schlummernde Entschlüsse, führen zu Thaten, entflammen und ermuthigen, je nach der sanftern oder heftigern Beschaffenheit ihrer Erinnerung. Dem gänzlichen Verfall des wahren Volksgesanges, der Nichtachtung der Volkspoesie, ist gewiß größtentheils der Mangel an Vaterlandsliebe, an bürgerlichen Tugenden zuzuschreiben, der die Erscheinungen einer jüngstverflossenen Zeit herbeyführte — und eben so rührt die so oft beklagte Verderbniß unserer heutigen Jugend daher, daß Aeltern und Erzieher auf das so wenig reflectiren, was einwirkt auf die erwachenden Gefühle der jungen Herzen, und Früchte der Erinnerung durch's ganze Leben hindurch bringt.

Ueber die Vernachlässigung der Jugendgefühle überhaupt hat einer unserer gründlichsten Philosophen und schätzbarsten Pädagogen *) schon Worte gesagt, die mit flammenden Zügen in das Herz aller derer sollten geprägt seyn, von welchen die Nachwelt einst große und edle Männer, hochherzige Frauen, wahre Bürger des Vaterlandes sowohl als der Welt, fodern wird. — Es wäre vermessen von uns, dem Gesagten auch nur ein Wort beyfügen zu wollen; nur ein kleines Theilchen dessen, aber was er im Allgemeinen sprach, sey uns hier erlaubt in's Besondere zu erörtern.

Die Poesie ist die Sprache des Gefühls; wo das Wort allein nicht ausreichet, tritt der Gesang, die Melodie ein, und ergänzt das Unaussprechliche. Von welchem mächtigen Einfluß daher der Gesang auch auf die Herzen der Kinder ist, läßt sich daraus schon schließen, daß die Erinnerung an bekannte Weisen bis in's späteste Alter nicht erlöscht. Man lese unter hundert Beyspielen nur eins: die herrlichen Worte, die J. J. Rousseau von dem Eindruck sagt, den ein Lied, daß ihm seine Tante in der Kindheit oft gesungen, auf ihn machte, als er es im spätern Alter wieder hörte.

Die Dichtkunst und der Gesang bieten die zweckmäßigsten Mittel dar, Wahrheiten der Religion und der Tugend dem Herzen, so zu sagen einheimisch zu machen, und den Glauben an Vorsehung und alle jene großen Empfindungen hervorzurufen, die den Menschen über das Irdische erheben. Aber nicht alle zu diesem Zwecke gedichteten Lieder, nicht alle Melodien derselben sind tauglich, und die Auswahl dürfte wohl schwerer seyn, als man dem Anschein nach glauben möchte. Nur das kindliche Gemüth eines frommen Sängers, wie Gellert oder Novalis vermag für Kinder zu dichten. — Schon Klopstock ist mit Ausnahme einiger weniger Oden für Kinder zu groß, zu streng, kann man sagen. Poetischer Prunk, wie künstlicher Satz, und glänzende Rouladen verfehlen ihre Wirkung gänzlich. Eine tiefe, aber nicht breite Einfachheit, wenige, aber eindringliche Worte, — sorgfältige Auswahl edler, den Erfodernissen der Poesie entsprechender Gleichnisse aus den nächsten Umgebungen des Kindes, am Besten natürlichen Erscheinungen genommen, — eine Melodie, die genau dem einfachen Liede anpaßt, fröhlich und einfach, rührend und sanft — daß sind die Erfodernisse zu einem Kindergesang, der dem Zwecke ihrer Herzensbildung entsprechen kann. Die bekannten Melodien zu den protestantischen Kirchengesängen, den vortrefflichen Gellert'schen Dichtungen: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte ꝛc. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. ꝛc." verfehlen gewiß ihre Wirkung nie, und erwecken Andacht und Dankgefühle in der Brust jedes Anwesenden. Dasselbe gilt von dem Satze der meisten Bach'schen, Krebs'schen ꝛc. Choräle. Jedoch ist das Feyerliche dieser Kompositionen wohl der kirchlichen Feyer anpassend, eignet sich aber nicht zum Gesang für Kinder, obgleich sie bey den meisten Schulen des protestantischen Deutschlands eingeführt wurden. Der ruhige Gang der Melodie, die langen gehaltenen Töne passen nicht für die schwache Kehle eines Kindes; es muß bey aller Einfachheit wechselnde Tempos und schneller abspringende Noten singen können. Die Melodie muß sich wie von selbst ihm aneignen, muß einen ausgezeichneten, und dennoch leichten Gang nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

*) K. v. Weiller, Director der Studienanstalten in München in seiner Rede zum Jahresbericht ꝛc. ꝛc. 1813.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 12. März.

Ueber Aufstellung von Preisfragen.

Es ist löblicher und zweckmäßiger, den Fleiß des Menschen durch versprochene Belohnung aufzumuntern, und anzustrengen, als durch sie zur Erfüllung seiner Pflichten, zur Ausübung der Tugend zu bewegen. Die Resultate des Fleißes verlieren dadurch nichts an ihrem Werthe, weil sie Erzeugnisse eines Lohnes sind; die Tugend aber — welche himmlischen Ursprunges ist, verliert ihren Namen, wenn sie aus einer andern Quelle, als der eines reinen Pflicht-Begriffes entspringt.

Wenn ich daher in irgend einem öffentlichen Blatte auf die Beantwortung und Lösung einer gelehrten Frage oder Aufgabe eine Belohnung bestimmt, oder deren Austheilung angezeigt lese, so freut es mich eben so sehr, als es mir wehe thut, wenn ich finde, daß Jemand dafür einige Thaler erhalten hat, weil er seinem Nebenmenschen das Leben rettete. Armer Mann, seufz' ich dann: hätte man dir doch deine edle Handlung nicht taxirt, nicht abgekauft! —

Wir bleiben hier bey den Preisfragen stehen. Es fällt in die Augen, daß der Zweck ihrer Aufstellung kein anderer seyn kann, als durch die versprochene Belohnung etwas zu erhalten, was sonst gar nicht, oder nicht so leicht, nicht so bald würde zu erhalten gewesen seyn. Wer die Belohnung verspricht, will entweder die Hervorbringung des Guten, Wahren, oder Schönen, weil er an dessen Daseyn überhaupt Freude und Wohlgefallen hat, oder er sieht sich in der Lage, eine solche Hervorbringung zu seinem besondern individuellen Nutzen gebrauchen zu können. Mit einem Worte, es gibt bey Aufstellung einer Preisfrage reine, und eigennützige Absichten. Von der letztern Art sind sowohl die Preisfragen, welche im Jahre 1807 die Cottaische Buchhandlung in Tübingen, als auch jene, welche die Theater-Direktionen zu Wien im Jahre 1802, und 1814 aufgestellt haben.

Dadurch, daß wir diese Absichten eigennützig nennen, wollen wir darum ganz und gar nichts Nachtheiliges aussprechen. Wer hat nicht das Recht, einem Andern etwas abzukaufen? Aber näher, als bisher geschehen, wollen wir dem Verhältniß, worin sich Preissteller und Preisbewerber befinden, in's Auge sehen.

Jeder ist berechtiget, einen Preis auf eine vernünftige, zweckmäßige Lösung irgend einer anständigen Aufgabe zu setzen; Jeder ist berechtigt, um diesen aufgesetzten Preis zu werben; nur muß der erste im Stande seyn, den versprochenen Preis zu geben, der zweyte die Lösung zu leisten, wenn der erste kein Betrüger, und der letztere kein Geck heissen will.

Vor Allem scheint sonach nothwendig zu seyn, daß der Preissteller in einem solchen Rufe stehe, daß er derjenige sey, welcher bezahlen könne, und bezah-

fen wolle. Wer wollte sonst, bey irgend einer Besorgniß des Gegentheils seiner Zeit und Mühe verlieren?

Wie aber, wenn der Preissteller irgend ein sonderbarer Kauz ist, der weder Einsicht, noch Geschmack, oder wenn beydes, doch die Absicht, den Zweck hat, durch das Bizarre seinen Nutzen zu befördern? Wenn z. B. eine Theater-Direction eine Oper will, und diese Oper ein größtentheils geschmackloses Publikum herbeylocken und unterhalten soll — wird sie nicht einem Pumpernickel den Preis vor einer Alceste zuerkennen? Es scheint also nicht genug zu seyn, daß der Preissteller ein rechtlicher solventer Mann sey, er muß zugleich bekannt seyn als Mann, mit, oder ohne Geschmack, um die Preisbewerber zu belehren, ob die Dichter, oder die Sudler ihren Pegasus satteln sollen.

Aber auch dieses Alles bey Seite gesetzt, und als berichtiget angenommen, so fragt sich der Preisbewerber gleich im Anfange seiner Arbeit, wer soll Richter deines Werkes seyn? Geschmack ist — Geschmack; aber es gibt denn doch der Geschmäcke mancherley, so wie es eine alte, mittlere, neue, neuere und neueste, ja sogar eine poetische Poesie gibt. Wenn mich ein Göthe, ein Schiller, ein Herder beurtheilen, so weiß ich im Allgemeinen, was ich zu erwarten habe; wenn die Herren Schlegel und Consorten zu Gerichte sitzen, so weiß ich abermal, woran ich bin, wenn Schauspieler, Sänger, Componisten zu urtheilen haben, so ist abermal ein anderer Ausschlag in der Sache zu erwarten. Soll endlich gar das Publikum urtheilen — großer Gott! wie viel Köpfe und — wie wenig Sinn! Es wird zuletzt darauf ankommen, ob der Entscheidungstag warm oder kalt, ein Fleisch- oder Fasttag ist.

Es wäre daher recht sehr zu wünschen, es würden die Richter gleich bey der Ankündigung genannt, oder wenn dieses — etwa wegen anderer leicht zu errathender Umstände nicht angehen sollte, doch die Grundsätze im Allgemeinen ausgesprochen, nach welchen das Urtheil gefällt werden soll.

Wie die Gewohnheit bis nun gewesen, so hieß es, „die Richter sollten zu seiner Zeit genannt werden.“ Was kann dieses helfen? Wenn Göthe als Operndichter mit konkurriren wollte, und es ihm um den Preis zu thun wäre, erführe aber, daß Kotzebue sein Richter seyn würde: wer zweifelt daran, daß er abstehen, und sein Vorhaben aufgeben würde, mit voller Ueberzeugung, daß er sich auf jeden Fall vergeblich bemühen dürfte?

Noch verdient hier ein anderer Umstand in Erwägung gezogen zu werden, vermöge welchem der Preissteller im Vortheile, der Preiswerber aber im wahren Nachtheile, oder doch immer in Gefahr des Nachtheiles steht. Die Preissteller haben bisher nur die besten Schriftsteller aufgefodert, und daß nur darum, weil nur von dem Besten etwas Gutes zu erwarten ist; von dem Besten sollte nur das Beste — nicht doch — nur dasjenige sollte den Preis erhalten, welches dem Ideal entspräche. Da liegt nun der Haase im Pfeffer. Da paßt die witzige Frage eines eleganten Pfiffikus, ob wohl das beste Stück, auch ein gutes seyn müßte? Nicht genug, da paßt die Bemerkung, daß es den Herren Preisstellern so eigentlich kein rechter Ernst mit ihrem Preise sey, weil sie sich das Hinterpförtchen stets offen behalten, worauf sie allenfalls durchs Schlüssel-Loch lispeln können: Ist nichts unserm Ideal entsprechendes eingesendet worden, wir behalten demnach die Dukaten in unserer Tasche. Und die eingeschickten Manuscripte? werden zurückgeschickt, und das Gute daraus geplündert, und von einem Fabrikanten in ein Quodlibet zusammengeflickt, was denn doch am Ende besser, als das herrlichste Ideal rentirt. Die Manuscripte werden aber auch vielfältig gar nicht gelesen, — gar nicht mehr zurückschickt, ganz und gar als nicht eingesendet angesehen, — weil — kurz und gut, — — die Tochter darf nicht auf den Ball gehen, weil die Mutter eine Kokette ist, oder weil — wer wollte von allen Dingen die Ursache wissen können? Es ließen sich hier so odiöse Beyspiele anführen, daß sie gleich einem Kotzebueschem Schauspiele ein ganzes Parterre unter tragisches Wasser setzen würden. Aber der Einsender

begnügt sich — den Lauf der Donau zu betrachten, und sich der Bemerkung zu erinnern, daß es mit grossen Herren nicht gut Kirschen essen ist.

O du armer, jämmerlicher Poet! Drey bis vier Monate hast du von Morgen bis in die späte Nacht hinein Reime geschmiedet, Situationen angelegt, Sentenzen gedrechselt u. s. w. in der tröstlichen Hoffnung 550 fl. für Brod und Gerstensaft zu verdienen, und nun wirst du nicht einmal einer Antwort gewürdiget. Und gesetzt, es wäre auch der Preis selbst dir nicht zu Theil geworden, so rechnetest du doch darauf, deine Arbeit sonst um irgend einen Preis verkaufen zu können, weil die Leimruthe mit den Worten bestrichen war, daß man mit den nicht gekrönten bessern Arbeiten sonst schon eine Uebereinkunft zu treffen hoffe. —

Ich weiß dir nun nicht anders zu rathen, lieber Poet, als damit, daß ich dich warne, gegen dergleichen Preissteller künftig auf deiner Hut zu seyn, es sey denn, daß sie — wo es bisher happerte, ganz reine Wege machen, und gute Caution stellen, oder sich doch in — Kredit setzen, den sie verloren haben. Noch eins, lieber Andreas! Ein Meisterstück willst du machen. Mach es, wenn du kannst, mach es nach deinem eignen Zeitmaaße. Bis dahin soll's fertig seyn. Diese Formel taugt nicht. Ist's nun aber fertig früh oder spät — auf mein Wort — es wird dir mehr einbringen, als 100 Dukaten, die am Ende gar noch — nur von Papier sind.

Ueber den Kinder-Gesang. — Der musikalische Jugend-Freund.

(Beschluß.)

Man hat in Baiern an die Stelle der Litaneyen den Schulgesang gesetzt, und der wohlthätige Einfluß dieser Einrichtung ist unverkennbar. Allein wie alle menschliche Einrichtungen erst mit der Zeit zur Vollkommenheit gedeihen müssen, so auch hier. Man machte die Gregor Krämerischen sogenannten Lieder — meistens Verschlechterungen Lavaterischer, Gellertscher rc. rc. Lieder mit einer kleinen Zuthat eignen, höchst erbärmlichen Gereimsels — zum Schulgesang und diese wurden zum Theil nach leyermäßigen Melodien von den Schülern und Schülerinnen abgeschrieen. Obgleich die ohnehin immer singlustige Jugend selbst hierin einen Sporn und eine Gelegenheit fand, ihre musikalischen Talente auszubilden, so konnten doch solche Producte den Geschmack nur verleiten, und von Gefühlen bey diesem Gesang darf gar die Rede nicht seyn. Im Gegentheil sind wir überzeugt, daß Mancher darüber mitleidig lächeln, wenn nicht gar erröthen wird, daß er das Lied, „o wie herrlich! o wie schön!" in seiner Jugend mit herabgeleyert hat. Es ist in diesen Producten nicht einmal schlechte Prosa zu finden. Die roheste Phantasie kann sich nicht einmal daran ergötzen, so ganz ohne irgend einen Gehalt sind sie. Die Tugend kommt uns vor wie ein alter Schulmeister mit Beutelperücke und Stock, die Weisheit wie eine Biertonne, oder ein Brodsack, und so wird jede Tugend maskirt, daß man sie unter all' dem Wust von übelgewählten Worten, und gemeinen Ausdrücken nicht herausfinden kann. Es ist uns unbekannt, ob und in wiefern seitdem der Schulgesang Verbesserungen erhalten hat. — Seit dem Anfang dieses Jahrs erscheint unter dem Titel: Musikalischer Jugendfreund in der Sidlerischen Stein-Druckerey ein Journal in monatlichen Heften, dessen Tendenz sich dem Schulgebrauche vollkommen anpaßt. Es wäre zu wünschen, daß es zu diesem Behufe herausgegeben würde. Das erste Heft desselben, (mehr sind uns noch nicht zu Gesicht gekommen) beweist, welche Fortschritte der Geschmack und der gesunde Menschenverstand gemacht haben, und wie nothwendig überhaupt es nun werde, da bessere Gefühle und reinere Ansichten in dieser Hinsicht laut werden, den Schulgesang, wenn es noch nicht geschehen seyn sollte, zu reformiren. Wir würden dazu das erwähnte Journal, dem wohl eine größere Ausdehnung dießfalls zu wünschen wäre, vorschlagen.

Die Einsichten der Herausgeber können sich nicht besser bewähren, als durch die Auswahl, die sie unter den vorhandenen Liedern zu treffen werden wissen, und die Namen der Compositeure: Schinn, Neuner, Gratz, Ett, lassen schon zum Voraus schließen, von welcher Wirkung die zu drey Stimmen eingerichteten Melodien derselben seyn müssen. Das erste Heft beginnt mit einem Lied auf das Neujahr 1814 komponirt von Karl Neuner. Ein Jahr, dessen Andenken ewig in den Herzen aller Genossen dieser großen Zeit lebendig bleiben sollten, kann nicht besser und angemessener von Kindern bewillkommnet werden. Der Verfasser ist uns leider unbekannt. Das 2te ist das bekannte schöne Gellertsche Morgenlied: „Mein erst' Gefühl sey Preis und Dank ꝛc.“ ebenfalls mit Composition des Hrn. C. Neuner, der demselben einen Chor über den bekannten Vers: „Wir sind zum Tag erwacht ꝛc.“ beyfügte. Nicht leicht kann etwas eindringenderes und erhebenderes gehört werden, als dieser Morgengesang, zumal wenn er im Freyen von der Musik etwas kundigen Kindern rein gesungen würde. Das 3te Lied ist eine Aufmunterung zum Fleiß, komponirt von Hrn. Gratz. Leicht und angenehm fließt die sanfte Melodie für zwey Stimmen in b hin, und der Chor schließt mit einer kräftigen Wiederholung. Nro. 4 ist das bekannte herrliche Loblied des Knaben Jesus, so beyspielreich für Kinder, von Hrn. Schinn in dem ruhigen Tempo einer erhabenen, eindringlichen Melodie gesetzt. Besonders verdient die Stelle: Jesus, Jesus, möchtest du allein ꝛc. ꝛc. gelobt zu werden. Hr. Kaspar Ett, komponirte ein nach dem bekannten Gesellschaftslied von Kotzebue: Es kann ja nicht immer so bleiben ꝛc. ꝛc. gedichtetes Lied, Vorsätze betitelt. Poesie und Composition sind passend und verfehlen so, wie die des sechsten von Hrn. Schell komponirten Liedes: Kindlicher Frohsinn, ihre Wirkung gewiß nicht. Der Kontrapunct ist mit viel Einsicht und gutem Erfolg angewandt, und allenthalben beurkunden sich die musikalischen Kenntnisse der Herren Compositeure. Eben so kann im Allgemeinen die Auswahl der Lieder gelobt werden. Größere Ausbeute in so weit sie nach einem einzigen Hefte beurtheilt werden kann, dürfte wohl in Zukunft das katholische Gesangbuch zum allgemeinen Gebrauch für Gottesverehrungen, welches im Jahre 1810 bey Lentner in München herauskam, gewähren. Wir versäumen nicht diese vortreffliche Sammlung geistlicher Lieder dem Publikum bey dieser Gelegenheit zu empfehlen. — Obgleich wir nicht ohne große Erwartungen dieses Heft in die Hand nahmen, sind uns doch nur wenige Wünsche übrig geblieben, worunter der größte der ist, für die fernere Fortsetzung dieses so nützlichen Journals, das wahren Jugendfreunden seine Entstehung verdankt, und welches wir allen Jugendfreunden, namentlich allen Aeltern und Erziehern empfehlen wollen, besonders, wenn es die gewünschte Aufnahme bey den Schulen nicht finden sollte. Da die drey Stimmen Diskant, Tenor und Baß einen für das Klavier anwendbaren Satz ausmachen, so wünschen wir es besonders auf den Klavieren sorgsamer Mütter zu sehen, damit sie Töne der Sanftmuth, Liebe, Freude und Unschuld aus ihnen hervor und in das Herz der Kleinen loken. Das leise Gefühl einer liebenden Mutter vermag am Ersten, Keime der Tugend und Weisheit durch die eindringlichen und süßen Melodien dieser Gesänge hervorzurufen; die reine überirrdische Stimme eines Weibes vermag es beynahe allein, das Herz zu rühren und die Sinne zu fesseln. Darum sollten diese Lieder mit ihren Melodien hauptsächlich euch gewidmet seyn: Mütter künftiger tugendhafter Menschen und Bürger, und da es die Herausgeber nicht thaten, so thut es hiemit die Ueberzeugung einer

Kinderfreundin und Mutter.

Anekdote.

Dr. Henniker hatte einst mit dem berühmten Lord Chatam eine Privatunterredung, worin ihn der Lord unter Andern auch fragte: „Was er unter Witz verstehe? „Mylord,“ erwiederte der Doctor: „Witz ist, was eine Pension seyn würde, welche Ew. Herrlichkeit mir ertheilten: ein gutes Ding wohl angewandt.“

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 16. März.

Ueber Nationaltracht.

Ob wir Teutsche nicht, so wie eine gemeinschaftliche Sprache, auch eine Tracht unter einander gemein haben sollten, ist eine Frage, die heut zu Tage, wo sich Teutschland als ein auf den Grundsätzen des politischen Gleichgewichts beruhender großer Staatenbund frey von allen äußern Bedrückungen wieder neu erhebt, wohl beherzigt zu werden verdient. Wenn es für die Erhaltung der nationalen Selbstständigkeit unsers Denkens von großem Gewinn ist, daß wir uns bey allen Forschungen des Geistes der uns eigenthümlichen teutschen Sprache bedienen, so weiß ich nicht, ob es nicht zur Erhaltung teutscher Sitten, vorzüglich im geselligen Umgange von großem Nutzen wäre, wenn wir ein äußeres Kennzeichen unserer Nationalität an uns tragen würden?

Wir Teutsche waren bisher unter allen europäischen Völkern die einzigen, welche in Allem, was sie vornahmen, sich erst ein Muster im Auslande wählten, um sich darnach zu richten. Welchen schädlichen Einfluß diese Nachahmungssucht auf unsere politische Existenz hatte, erfuhren wir leider zu spät. So wie Alles, was zum guten Tone sich zählte, nur französisch sprach, so glaubte man auch der eleganten Welt nicht anders, als in französischer Modetracht angehören zu dürfen. Französische Sprache und französische Moden waren es hauptsächlich, worauf sich der Teutsche in seiner eiteln Einbildung sehr viel zu gute that. Jene schmählichen Flitterzeiten dürfen aber jetzt nicht mehr bestehen, wenn Teutschland der großen Opfer werth bleiben soll, womit seine tapfern Helden ihm Freyheit und Unabhängigkeit mit ihrem Blute errangen. So wie in Teutschland die mit unserm Charakter so innig verschmolzene und aus unserm Wesen eigentlich zusammengesetzte Muttersprache die einzige öffentliche seyn muß, so soll der ernste, starke, gediegene Teutsche nicht mehr jene verschnittenen Lappen um sich hängen haben, welche der bizarre französische Geschmack nach seinen modischen Launen bald so und bald anders stutzt — es soll auch nicht von teutschen Moden die Rede seyn, sondern von einer edeln, dauernden Tracht, die dem Manne-wohlansteht und ihn wärmet und schützt.

Wir bilden uns ein, in der Art uns zu kleiden, es zu einer sehr hohen Stufe des Geschmacks und der Feinheit gebracht zu haben, und können uns der Trachten unserer Väter nicht ohne herzliches Lachen erinnern. Aber wer nur einige Unbefangenheit besitzt, wird es auf den ersten Blick leicht einsehen, daß die Art, wie wir Männer heut zu Tage uns kleiden, eben so geschmacklos, als den Bedürfnissen, weßhalb man Kleider trägt, wenig entsprechend ist. Offenbar ist es nach den Zeiten des Mittelalters allgemein Mode geworden, seinen Körper auf alle mögliche Weise steif zu machen und seine Menschengestalt ordentlich zu vermummen. Man ist aber in unsern Tagen auf den entgegengesetzten Punct verfallen, indem man den Körper nicht mehr in Kleider hüllt,

sondern, wie man sich dieses Ausdruckes auch sogar im Reden bedient, ihn mit Kleiderstücken bedeckt, um ihm ein leichtes, flinkes Ansehen zu geben. Aber wie kann bey einem so knappen, engen, aus allerley Kleiderschnützeln zusammengefügten Anzuge nur von Leichtigkeit die Rede seyn? Betrachten wir z. B. nur unsere Fracks? Wie eingezwängt und widernatürlich nimmt sich der Mann in diesem sonderbaren Kleidungsstücke aus? Was soll man schön, was soll man nützlich daran finden? Ist es schön, daß von der Brust abwärts ein Stück aus dem Tuche herausgeschnitten ist, um der Welt zu zeigen, daß man Hosen, vielleicht auch hübsche Hosen, oder wohl gar stattliche Schenkel habe? Die Hose mag schön seyn, der Schenkel ganz artig, aber das Kleid, das diesen Schönheiten auf eine so unförmliche Weise Platz machen muß, ist offenbar verpfuscht. Die zwey nach hinten angebrachten Lappen muß man nur sehen, wie spaßhaft sie sich ausnehmen, wenn die bepackten Taschen den Gehenden an die Füsse schlagen und von diesen wieder zurückgeworfen werden. Gut! sagt man, so stecke man wenig in die Taschen, oder lieber gar nichts: die meisten Taschen sind ohnehin nur äußerlich zum Scheine angedeutet und keine wirklichen im Innern vorhanden. So glaubt man also, daß es doch schön sey, das Ansehen zu haben, von hinten ein paar Säcke zu tragen? Es war wohl früher Mode, auch das Andeuten der Taschen ganz wegzulassen, um dem tiefern Einfahren der Schneider-Scheere Platz zu machen, indem man es für schön fand, statt der jetzt herabhängenden breiten Lappen ganz nach einem Spitze auslaufende, äußerst schmale, in Gestalt eines Pfauenschweifes zu tragen. Der erfinderische Geist der Mode übte seinen Scharfsinn lange in der Art, wie er die Knöpfe bald näher gegen das Genicke hinauf, bald tiefer gegen die Waden herab versetzte, bald weiter auseinander rückte, bald enger wieder zusammenfügte, ja einmal hatte sogar der Frack von hinten das possirliche Ansehen, welches sich ein ungehobelter Mensch sodann gibt, wenn er Jemanden durch ein verkehrtes Compliment bedeuten will, daß ꝛc. ꝛc. Von welchem Nutzen kann es übrigens seyn, von vorne an den Schenkeln keine Bedeckung zu haben, wo der Mensch für den Frost doch sehr empfänglich ist, und durch Verkältung leicht sich ein Uebel zuziehen kann, wohingegen derjenige Theil, welchen die Natur gegen jede Unbild der Jahreszeit ohnehin mütterlich verpolstert hat, mit ganz besonderer Hinsicht auf seine Beschaffenheit so bedeckt wird, daß auf jede Hälfte desselben ein Lappe zu sitzen kömmt.

Unsere Oberröcke sind gleichfalls eben so zweck- als geschmacklos. Als Kleider, die über den Frack angezogen werden, umhüllen sie den Körper, wie eine enge, zweyfache Rinde, sie hindern durch ihr weites Herabfallen im Gehen, beklemmen durch das viele Uebereinanderknöpfen die Brust, drücken den Kopf hervor, indem über den Kragen des Frackes noch der des Ueberrockes zu stehen kommt, und fallen endlich dem Hute beschwerlich. Die Arme werden gleichfalls in ihrer freyen Bewegung gehemmt, und der ganze Mensch befindet sich in Frack und Ueberrock zugleich in der drückendsten Enge. Was der Ueberrock auf diese Weise zu enge ist, ist er ohne den Frack wieder zu weit, die Hände verlieren sich in den langen Aermeln, und man hat darin das Aussehen, als ob man eine abzehrende Krankheit überstanden hätte, und nun die Falten des Kleides nicht mehr auszufüllen vermöchte. Da in Ueberrock und Frack die Haupttheile unserer körperlichen Bedeckung bestehen, so wollen wir uns auf die übrigen Stücke, womit die Theile unsers Körpers noch sonst bedeckt sind, nicht ausdehnen. Es sind meist überflüssige Anhängsel, und Erfindungen eines kindischen, bizarren Geschmackes.

Bey den Allem muß man staunen, wie wir gesetzten, besonnenen Teutschen es gleichsam wie eine Sache des Gewissens auf uns genommen haben, aus den genauen Beobachtungen der verschiedenen Wendungen der Mode ein galantes Studium zu machen und in die schnelle Nachahmung jeder, auch der kleinsten Veränderung irgend eines Stückes unserer Bekleidung einen Vorzug zu setzen, den man, ohne sich in den Verdacht eines pedantischen Sonderlings zu setzen, Niemanden zu bestreiten hätte wagen dürfen. Wie oft erinnere ich mich in Gesellschaften ge-

wesen zu seyn, wo man ein Pariser-Hütchen wie ein Heiligthum von einer Hand in die andere gab, und seinen lauten Beyfall mit den Worten ausdrückte: c'est unique! c'est comme il faut! Und beglückt, als hätte er das glänzendste Verdienst errungen, stand der Eigenthümer eines so köstlichen Kleinods, und verbeugte sich gegen jedes Compliment, das man seinem Hute machte, mit einer Artigkeit, die zu verstehen gab, daß sein Kopf so gut ohne Verstand sey, wie der seines Hutes.

Gesetzt nun bey irgend einem Volke der Teutschen hätte man eine Tracht ausgesonnen, welche einfach und doch schön wäre, und Viele von den Wenigen, die sich über das Vorurtheil und verjährte Gewohnheiten hinwegzusetzen stark genug sind, legten sich dieselbe bey, und würden sich öffentlich darin zeigen, was würde die Menge dazu sagen? — Die Menge, angenommen wie sie ist, d. h. in ihren Einsichten weit hinter ihren Gewohnheiten zurück, würde das neue Ding anfangs wie alles Neue mit großen Augen begaffen, und sich sodann in allerley fade Bemerkungen und Kritteleyen verlieren. Was jung ist und hübsch, betrachtet die Sache wohl näher, und sey es anfangs aus keinem andern Grunde, man ist ihr, weil sie neu ist, gewogen.

Aber noch viele Teutsche mag es geben, die eine bessere Tracht, als die gegenwärtig durch Mode bey uns eingeführte, mit vielem Eifer sich eigen machen würden, sobald nur ein Modejournal eine solche als irgend eine ausländische Art sich zu kleiden aufstellen würde. Man muß bey Vielen auf die Frage, wie trägt man sich jetzt, immer eine Bezeichnung haben, die dem antwortenden a la angehängt werden kann. Unsere teutschen Incroyables müßten nicht seyn, was sie sind, wenn sie nicht vor dieser Tracht zurückschaudern sollten, indem sie dadurch das Reich der Moden fast zu Grunde gerichtet erblicken. Mein Gott! und warum waren so viele in Paris, als um die Mode zu studiren? und an was sollte man nun denken, womit sich beschäftigen, wenn die eleganten Debatten über den neuesten Parisergout nicht mehr statt finden können? Gut ist es, daß die Stutzer gerade alle Incroyables sind, und diese keinen Muth haben, die Sache könnte gefährlich seyn: ohne Revolution käme so was gewiß nicht zu Stande! Indeß, statt unserer Tracht Abbruch zu thun, hätte sie vielmehr an Ansehen gewonnen, indem sie dadurch, daß sie alle Modejunker verachten, nicht dem Gespötte ausgesetzt wäre, von Thoren getragen zu werden. — Aber eine andere Schwierigkeit möchte die seyn: der Bürger ist seiner breiten, althergebrachten Haustracht noch zu sehr gewohnt, ihm würde es zu sonderbar dünken, auf einmal eine ihm bisher ungewohnte Tracht an seinem Leibe zu tragen. — Der Bürger ist von seiner alten Tracht schon in vielen Punkten sehr abgewichen, und sorgt man dafür, daß die Nationaltracht nicht eine an Farbe durchaus ähnliche Uniform, sondern ein an Schnitt gleichgeformtes Kleid ist, so daß die Müller, die Metzger, die Bräuer die ihren Zünften eigenthümlichen Farben darin beybehalten können, so sehe ich nicht ein, wie eine solche Nationaltracht von ihnen verworfen werden könnte, sobald man noch dazu mit dem Tragen derselben das Ehrenvolle verbände, daß keiner, der sich durch ein Verbrechen des teutschen Namens unwerth gemacht, in einem Kleide von diesem Schnitt sich sehen lassen dürfe? Die Teutschen haben sich durch ihre Thaten im Auslande den größten Ruhm erworben: wie angenehm müßte es daher für jeden auf seinen Reisen seyn, als ein Glied einer Nation erkannt zu werden, die sich im Bewußtseyn ihres inneren Werthes selbst öffentlich zu ehren versteht.

Für die freywillige Landesbewaffnung ist in unserm Vaterlande eine Tracht vorgezeichnet worden, die es vorzüglich verdiente, eine allgemeine Tracht der Teutschen zu seyn. Der Mann stellt sich uns in derselben gegen Hitze und Kälte wohl verwahrt und zugleich für das Auge sehr anziehend dar. Der kurze, von den Schultern abwärts bis eine Handbreit oberhalb dem Kniee den Körper rings bedeckende Rock schließt sich den Formen desselben äußerst gefällig an, der nicht allzuhohe Kragen deckt den Hals und erlaubt dem Kopf, sich frey und leicht zu bewegen. Die auf der Mitte der Brust angebrachte Reihe von Knöpfen geht vom Halstuche aus und erstreckt sich bis unter den Nabel, dadurch wird der Rock ordentlich

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 30. März.

Conzerte. (Beschluß.)

Hr. Almeyda und Mad. Minelli, ersterer auf dem Flügel, diese auf der Violin, ließen sich gleichfalls in den abonnirten Conzerts hören, und ärnteten für ihr meisterhaftes Spiel den rauschendsten Beyfall. Einem von Hrn. Kapellmeister Winter komponirten Vaterlands-Liede hätten wir eine bessere Poesie gewünscht; die Musik ist äußerst kräftig und prachtvoll. Ein erbärmliches Flickwerk von Phöbus und Aurora ist ein anderes Gedicht, der Sommertag betitelt, welches eine Kantate seyn soll, und die unverdiente Ehre genoß, von Hrn. Baron von Poißl in Musik gesetzt zu werden. Es ist ganz ohne Sinn und ohne Haltung, und hatte uns bey Rombergs Composition der Glocke von Schiller die Poesie für die Musik schadlos halten müßen, so war es hier ganz umgekehrt der Fall; wir konnten die Poesie nur durch Beyhülfe der Musik erträglich finden. Hr. B. v. Poißl setzte auch den XCIII. Psalm nach Mendelsohns vortrefflicher Uebersetzung in Musik und zeigte das Erhabene und doch Einfache des Kirchenstyls in seiner schönen, auf das Gemüth äußerst eindringenden Composition. — Wir müßen nun noch zwey andrer Conzerte erwähnen, die, durch außerordentliche Umstände veranlaßt, von den Mitgliedern der Musikalischen Akademie gegeben wurden. Das eine war am 31. Dezember, vorigen Jahres. Es war zum Besten der in der Schlacht bey Hanau invalid gewordenen königl. baierischen und kaiserl. königl. österreichischen Krieger veranstaltet und hatte im königl. Hoftheater statt. In der ersten und zweyten Abtheilung wurde Timoteo, oder die Macht der Töne, eine aus dem Englischen des Dichters Dryden übersetzte Cantate, mit Musik von Kapellmeister Winter gegeben. Diese Cantate soll von unserm berühmten Tonsetzer bereits vor vielen Jahren in England geschrieben worden seyn. Um die Schönheiten derselben durchaus fühlen zu können, ist es höchst nöthig, daß man in eine völlig ungestörte Lage versetzt ist, welche das Anhören einer bey zwey Stunden anhaltenden Musik begünstigt. Dieses war nicht der Fall. Man fühlt den Mangel eines hinreichenden Raums für die öffentliche Darstellung großer Kunstwerke hier immer mehr, da die Bildung des Volkes täglich zunimmt und die Theilnahme an feinen Genüßen des Geistes mithin stets allgemeiner wird. Winter's Compositionen schon an und für sich, sind Meisterwerke, welche eine große Menge von Zuhörern herbeyziehen; der edle, die Nation ehrende Zweck war gleichfalls von der Art, daß es kein patriotisches Herz über sich bringen konnte, eine so einladende Gelegenheit verbeystreichen zu lassen, ohne nicht ein mit einem doppelten Genuße sich lohnendes Opfer auf den Altar des Vaterlandes und der Kunst zugleich zu legen; sodann war es der letzte Tag im Jahr. Jeder bezeichnet die letzten Stunden eines Jahres gerne mit einer Feyer, die ihm in Zukunft zum Andenken dient, und welches Jahr war verhängnißvoller, als das verlebte? welche Begebenheiten waren abgelaufen? welche sahen ihrer höchstwich-

tigen Entwickelung erst noch entgegen? — Zu dieser Fülle der Empfindungen, aufgeregt durch die Zeit und den schönen Zweck der Feyer des Festes, paßte Winter's tiefeindringende herrliche Musik: die Kunst öffnete uns ihr innerstes Heiligthum, und alle Tiefen des Gemüthes erklangen von den wunderbaren Berührungen der Töne, deren ganzes Reich auf uns einzuwirken schien. Wollust und Schmerz, sanfte Empfindungen der Wehmuth und wilde, stürmende Leidenschaften, Bilder des holden, beglückenden Friedens, und Scenen des rauhen, verheerenden Krieges, Alles führte uns der begeisterte Sänger vor die Seele, Alles drückte uns der vortreffliche Tonsetzer auf die wirksamste Weise aus: man vergaß zuletzt des Drückens und der Enge in dem beschränkten, menschenwimmelnden Saale, und fühlte und hörte nur Göttliches und Schönes. In der dritten Abtheilung wurde eine große Schlacht-Symphonie mit fünf Orchestern durch eine Anzahl von drey hundert Tonkünstlern und komponirt von Hrn. Kapellmeister Winter gegeben. Ich weiß, was sich über das Nachahmen der Natur in der Musik sagen läßt: man hat Haydn den Vorwurf gemacht, daß er in seinen Jahreszeiten den Hahn krähen und noch Anderes geschehen läßt, was sich nicht gut mit der Musik vereinbaren läßt. Es ist hier der Ort nicht eine Abhandlung über den Gebrauch oder Mißbrauch dieser Art von musikalischen Lizenzen zu schreiben. Wir nehmen die Sache als gegeben an, und können nicht umhin, Hrn. Kapellmeister Winter das größte Lob über die Art zu ertheilen, wie er in einer Symphonie ein Schlachtgemälde für die Ohren auszuführen wußte, wo er die Farben durch Töne ersetzte, und statt Einer Situation, wie solches das unbewegliche Bild nicht anders zuläßt, durch die ausgedehntere, obgleich in einem andern Punct wieder verhältnißmäßig beschränkte Macht seiner Kunst, die ganze Schlacht von Anfang bis zu Ende sich vor uns entfalten ließ. Durchs Ganze herrschte ein gleiches Thema: eine Schwierigkeit, die nur dem gewandten Künstler zu überwinden gelingt, und welche, wie wir jüngst hörten, selbst Hr. Beethoven nicht zu erreichen vermochte, indem er in seiner Schlachtsymphonie uns lauter Theile, aber kein Ganzes gegeben. Hrn. Kapellmeister Winter's Symphonie übertrifft, nach dem einstimmigen Urtheile aller Zuhörer von beyden, letztere weit: Winter besitzt viel mehr geregelte Phantasie und er wird nicht leicht in der Art übertroffen, wie er in der Musik zu malen versteht; man kann sagen: Winter ist ganz Dichter in der Musik. Und so wurde das vergangene Jahr mit einem Genuße geschlossen, an den sich Jeder mit Vergnügen erinnern wird, indem es an nichts Himmlischem, sondern nur an irrdischem Raume gebrach, wodurch der Körper in seinen Verhältnissen zur Zeit etwas belästigt und der Geist mitunter aus seinen seligen Träumereyen unangenehm herausgerissen wurde. — Ferner wurde am 23. März d. J. von dem königl. Hofmusikpersonale ein Conzert zur fünfzigjährigen Dienstesfeyer des Hrn. Kapellmeisters Peter Winter, im königl. Redoutensaale gegeben. Winter, dessen Geist, wie die Kunst, einer ewigen Jugend genießt, hat diese hohe Stufe eines mit Ruhm bekrönten Lebens mit der vollen Thätigkeit eines noch rüstigen Jünglings bestiegen: denn Alles, was der Genius beseelt, altert nie. Er ist gegenwärtig sogar noch mit der Bearbeitung einer großen heroischen Oper, die Bürgschaft, beschäftigt und der gute Stand seiner Gesundheit läßt uns, was wir auf das eifrigste wünschen, mit Zuversicht hoffen, daß nämlich die musikalische Welt noch mit diesem neuen Meisterwerk der Winterschen Composition bereichert werden wird. Der Gegenstand, den er sich zur Bearbeitung wählte, ist aus Schillers Gedichten bekannt. Hr. Kapellmeister Winter wurde diesen Abend bey seinem feyerlichen Eintritt in den Conzertsaal von dem äußerst zahlreich versammelten Publikum mit einem Frohlocken beglückwünscht, welches den höchsten Grad der Freude ausdrückte. Sämmtliche Stücke, welche aufgeführt wurden, waren von seiner Composition. Das Ganze eröffnete eine Ouverture aus der Oper Helena und Paris, komponirt im Jahre 1782. Hierauf folgten: ein Duett aus der Oper Calypso (v. J. 1803) gesungen von Mad. Weixelbaum und Hrn. Weixelbaum; ein Oboerondo (v. J. 1786) vorgetragen von Hrn. Flad; Cavatina aus der Oper, das unterbroche-

nen Opferfest (v. J. 1795) gesungen von Mad. Regina Lang; Chor aus der Cantate die Tags-Zeiten (v. J. 1811). Die zweyte Abtheilung begann mit einer Ouverture aus der Oper Tamerlan, (v. J. 1802), dann folgten: ein Ensemblestück mit Chor aus der Oper Colmal, (v. J. 1809), Duett aus derselben Oper, gesungen von Mad. Regina Lang und Mad. Weixelbaum, eine Conzertante für Violin und Violoncelle (v. J. 1794) vorgetragen von dem Herrn Conzertmeister Moralt und Hrn. Philipp Moralt. Den Schluß machte eine Cantate (v. J. 1808) mit einem für diese Gelegenheit neu gedichteten Text, von Reger. Alle diese Stücke wurden mit dem rauschendsten Beyfalle gekrönt, aus allen leuchtete Winters großes musikalisches Genie hervor. Die Verdienste dieses wahrhaft großen Tonkünstlers können nie genug gerühmt werden, und werden ewig bestehen, so lange sich das Reich der Töne erhält, denn seine Musik gründet sich auf die Natur, keine seiner Kompositionen ist erkünstelt, ja, besäßen wir nur statt der Gabe zu sprechen die zu singen, wir würden dann erst einsehen und beurtheilen lernen, wie übereinstimmend mit unsern Leidenschaften und Empfindungen Winters ausdrucksvolle Musik ist.

Daß unser Publikum Sinn für wahre Kunst und Achtung für den Künstler hat, bewies dieser Abend vorzüglich. Der Jubel, womit Alles in der lauten Huldigung der Verdienste dieses großen Meisters übereinstimmte, und seine Freude an dem Glücke, ihn zu besitzen, und bey dem schönen Feste seiner 50jährigen Dienstfeyer zugegen zu seyn, ausdrückte, war so enthusiastisch, daß es unmöglich ist, dessen vielfältigen Ausbruch zu schildern. Der erhabene Künstler fühlte sich dadurch auf das lebhafteste gerührt. Einen glänzenden Beweis, wie groß Winters Verdienste um die Kunst sind, ertheilten Se. Majestät unser allerdurchlauchtigster König Ihrem getreuen Diener dadurch, daß Allerhöchstdieselben ihm an diesem Tage die Decoration des Civilverdienstordens der baierischen Krone überreichen zu lassen geruhten. Unsers allgeliebten Kronprinzen königliche Hoheit beehrten das zu seiner 50jährigen Dienstes-Feyer veranstaltete Conzert sogar mit Höchstihrer Gegenwart und geruhten dem entzückten Künstler wiederholt die Versicherung Ihrer wärmsten Theilnahme an seinem Glücke zu ertheilen.

Nach dem Conzerte war in demselben Saale ein äußerst glänzendes Mahl von Winters Freunden veranstaltet, welches tief in die Nacht hinein dauerte und wobey Toasts auf das lange Wohl dieses Veteranen der musikalischen Kunst ausgebracht wurden. Unter andern Feyerlichkeiten, welche statt hatten, reichte man ihm eine vergoldete Leyer, worauf sich alle Namen der von ihm componirten Opern befinden, während Mad. Regine Lang sein Haupt mit einem Lorbeerkranz schmückte. Diese Künstlerin, welche als Myrrha im unterbrochenen Opferfeste, gewiß dem größten Meisterstücke unsers unsterblichen Winters, so vielmal alle Zuhörer bezauberte, mußte es eigentlich seyn, die, wie ein lieblicher Genius, seine Schläfe mit dem Symbole des unverwelklichen Ruhmes umwand: Myrrha steht unter den in Winters Opern vorkommenden Personen ganz einzig—da, gleichsam wie Mignon in Göthe's Dichtungen — ein schöner, ausgezeichneter Engel vor allen, und schwerlich mag diese hehre, freundliche Lichtgestalt je reizender in einer Hülle erschienen seyn, als unter jener der Mad. Regine Lang.

(Wir sehen uns in Stand gesetzt, unsern Lesern nächstens eine biographische Skizze über Hrn. Kapellmeister Winter mitzutheilen.)

Nachtrag. Vorgestern den 28. hatte das zehnte abonnirte Conzert statt. Mlle. Schirtt sang nach einer herrlichen Symphonie von Krommer eine Arie von Gnecco; Hr. Musikdirector Fränzl spielte hierauf ein von ihm selbst komponirtes Violin-Conzert. Dann folgte Christus am Oelberge, ein von Beethoven komponirtes Oratorium, wobey Mad. Regine Lang den Seraph und die Herren Mittermayr und Weischelbaum den Petrus und Christus machten.

J. S—dt—r.

Vaterländische Kunst.

Lythographie. XXXVII. Heft.

(Fortsetzung.)

1. Darstellung. Mehrere Engel bilden in symetrischer Zusammenstellung einen himmlischen Chor; einige spielen auf musikalischen Instrumenten, und scheinen so den Gesang der übrigen zu begleiten. Nach L. Carracci von Hrn. Piloty. Die Nachahmung ist in der aqua tinta Manier mit besonders aufgehöhten Lichtern schön und geistreich ausgeführt. —

Zweytes Blatt. Eine Niederländer-Bauern-Stube. Mehrere Zecher sitzen und stehen in verschiedenen Gruppen beysammen, und thun sich gütlich beym vollen Glase. Nach einer getuschten Federzeichnung des Adr. v. Ostade in derselben Manier von Hrn. Strixner. — Der Entwurf ist nach ostadischer Weise äußerst flüchtig, doch ganz im Geiste und Charakter dieses Meisters, den wir auch in des Hrn. Strixners sehr täuschender Nachahmung keineswegs vermissen.

Dritter Gegenstand. Am Ufer der See blasen aus dem Eingang einer Höhle die Winde nach allen Richtungen zu.

Aeolus darüber ergrimmt peitscht mit seinem Zepter sie in's Innere zurück. Eine in allen Theilen sehr wohl gerathene Kreidezeichnung des Hrn. Piloty nach Diepenbeck. Trefflich gibt uns diese Nachahmung den grimmigen Blick, und die tobende Wuth des Wind-Gottes, womit er seinen dienstbaren Geistern Schweigen gebietet.

Vierte Darstellung. Der Kopf des Evangelisten Johannes. Der Heilige stützt mit gefaltenen Händen sich auf einen hier nicht näher angegebenen Gegenstand, von da er, vielleicht auf den unten liegenden Leichnam des Erlösers mit Wehmuth hinabsieht. — Dieser zarte Umriß ist nach einem Gemälde Raphaels. Doch ist es Schade, daß durch das rechte im Verhältniß zu den übrigen Theilen etwas zu tief stehende Auge, dem ganz günstigen Eindrucke einer sonst so ausdrucksvollen Physionomie einiger Abbruch gethan wird. —

Fünfte Nachahmung. Eine Szene aus dem Landshuter Erbfolgekrieg im Jahre 1504. Kaiser Maximilian I. belagert die Festung Kufstein. — Eine Menge Krieger, mitunter auch Weiber mit Spießen, Hellebarten und ungeheuren Lanzen bewaffnet, stehen im Vorgrunde dießseits des Inns und der Bergfeste, gegen welche auf verschiedenen Punkten schweres Geschütz aufgepflanzt ist. — Auf der Seite des Dorfes, und im Mittelgrunde sieht man Soldaten die Felsen hinanklimmen, und auf der entgegengesetzten Seite einen Spion hinrichten. — Diese Komposition von Hans Burgmair ist schon ihres Alters wegen interessant, überdieß zeichnet sie sich auch durch Reichthum, Mannigfaltigkeit und Leben vortheilhaft aus. Besonders aber müssen wir hier des Verdienstes erwähnen, das Hr. Strixner sich durch diese bis zum Grade der Vollendung gebrachte Nachahmung einer Originalfederzeichnung erworben hat. Sie ist in allen Theilen so geistreich, kräftig und bestimmt ausgeführt, daß man ein Kupfer älterer Art zu sehen glaubt. —

Sechstes Blatt. Diese Figur scheint Fra Bartholomeo nur des überaus schön drappirten Gewandes wegen entworfen zu haben, wie sehen dieß aus den ganz und gar vernachläßigten Formen des Kopfes, die kaum und sehr unbestimmt nach ihren Konturen angegeben sind. Dagegen aber ist das Gewand ein wahrhaft treffliches Studium, bey dem dem Künstler die Natur zum Muster gedient haben muß, da die Lage jeder Falte ganz natürlich, so wie das Ganze in seinem Zusammenhange breit und großartig behandelt ist. —

Alle diese wesentlichen Eigenschaften hat Hr. Piloty durch seine herrliche Nachahmung in der Aqua-tinta Manier so weich, und doch nach Bedarf auch wieder so kraftvoll und bestimmt hervorgehoben, daß ihm hierüber das ausgezeichnetste Lob gebührt. —

S — ch.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 2. April.

An Herrn Ferdinand Fränzl,
Königl. Baier. HofmusikDirektor, als er im abon. Konzerte ein von ihm selbst komp. ViolinConzert spielte.

Meister! den Zauber süßer Töne lehrten
Dich die Grazien selbst. Wenn von dem Bogen
Du des Tones goldene Pfeile sendest,
Treffender Föbos!

Schüttelt der Mensch des Erdenleibes Fesseln,
Und zur Heimath entfleugt die trunkne Seele,
Höher schwebt sie, höher empor im lichten
Reineren Aether.

Lieblich umflattern sie der Töne Geister,
Mit der Fittige Kraft sie freundlich tragend;
Daß sie nicht im kühneren Flug ermatte,
Sinke zur Erde.

Unter sich läßt der Erde Morgenröthen
Sie und Frühlinge weit, des Abends Purpur
Fern erblaßt, und irdische Freuden still und
Leiden verstummen.

Meister der Töne! Du ein andrer Orpheus
Sprichst aus dunkeler Kluft verborgnem Sitze
Wunderbare hohe Orakelsprüche;
Deutest des Lebens

Tieferen Sinn, dem Frager leis aufathmend;
Lösest frostige Last von starren Herzen,
Zähmest ungebändigte wilde Triebe
Sanft in dem Busen;

Drängest zurück den Strom des niedern Lebens
Mit der Töne Gewalt, er thürmt sich hoch auf,
Sinkt geläutert nieder in milder Thränen
Silbernem Thaue.

Und die Geliebte bringst Du jedem Herzen
Aus der schaurigen Nacht zurück ins Leben,
Kühn vorüber furchtbaren Ungethümen
Führst Du herauf sie.

Blickt nicht um euch, sonst sinkt ins Land der Schatten
Wieder Eurydice? — Es schweigen Deine
Töne, um sich schauet der Blick, verschwunden
Ist die Geliebte.

J. G. Mielach.

Peter Winter.

Wir haben unsern Lesern eine Skizze der Biographie des Hrn. Kapellmeister, Peter Winter, versprochen, und liefern sie demnach in folgenden Zeilen:

Peter Winter war geboren im Jahre 1754 zu Mannheim, wo sein Vater Brigadier unter der pfälzischen Garde war. Er erhielt als ein Knabe von acht Jahren den ersten Unterricht auf der Violin von Hofmusikus Mayer und bildete sich hierauf bey dem ersten Violinspieler Kramer auf diesem Instrumente so sehr aus, daß er bereits 1764 beym Hoforchester in der Kapelle nach vielen abgelegten

Proben Eintritt erhielt. Winter, der also erst zehn Jahre alt war, als er seinen Dienst begann, hatte damals schon eine so außerordentliche Größe, daß man ihn wegen des auffallenden Verhältnisses eines so kleinen Instruments zu einer so großen Statur von der Violin zum Contrebaß that, wo er jedoch nur einige Jahre verblieb. Der in ihm schlummernde Funke des Genies hielt sich nicht lange verborgen: Winter lernte bey Vogler in Mannheim Composition und machte in Kurzem die bedeutendsten Fortschritte in dieser Kunst. Ein von ihm komponirtes Conzertante, wie auch eine Symphonie wurden sehr bald als Proben seines vielversprechenden Künstlergeistes öffentlich bewundert. Er erhielt im Jahre 1775 bey Eröffnung des deutschen Theaters in Mannheim die ehrenvolle Stelle eines Directors, und komponirte nun mehrere Ballets, als Pyramo und Thisbe, Didone, l'Alliance d'Engiste et Vortiger. Als 1778 die Versetzung des Hofes von Mannheim nach München vor sich ging, behielt er die Direction auch am letztern Ort bey und schrieb nun die Ballette Henri quatre, la morte d'Ettore, Ignes de Castro, die bürgerlichen Lustbarkeiten, den Lustgarten, wie auch das Göthische Melodram Leonardo und Blandine, das Melodram von Babo Cora und Alonzo, ferner Armida, ein Melodram mit Chören.

Winter trat im Jahre 1780 seine erste Reise nach Wien an, wo er sehr viele Harmoniestücke machte und die Ballets Polyrene und Progrice, und Philomele komponirte. Er blieb zwey Jahre daselbst und benützte diese Zeit vorzüglich, um sich bey dem vortrefflichen Meister Salieri noch mehr in seiner Kunst auszubilden. Wie viel er durch diese Reise gewonnen, bewies seine erste Oper, Helena und Paris, die bey seiner Rückkehr in März 1782 erschien. Winter schrieb von nun an mehrere Opern und Ballets, nämlich: das Hirtenmädchen, den Bettel-Studenten, Bellerophon, Amor und Psyche, die Bachanten, Figaro's Hochzeit. Bey Eröffnung des Liebhaber-Conzerts komponirte Winter eine große Symphonie, später deren noch mehrere, wie auch einen großen Psalm: in exitu Israel. Mehrere dieser Producte seines großen Geistes erhielten den Ruf als Meisterwerke und ertheilten seinem Namen bereits einen unsterblichen Glanz. Er wurde zum Lohne seiner Verdienste um die Kunst im Jahre 1787 zum Kapellmeister erhoben und komponirte nun auch Messen und andere Kirchenmusiken. Zu Seefeld wurde Orpheus, eine große Pantomime, ferner ein Ballet mit Chören, und Medea und Jason, ein travestirtes Melodram von seiner Composition gegeben; so auch setzte er Scapin und Scapine, ein Singspiel von Göthe, für Hrn. Grafen von Seefeld in Musik.

Mit dem Jahre 1790 begann eine neue Lebens-Epoche für Winter. Er trat im Oktober dieses Jahres seine Kunstreise nach Italien an, und schrieb 1779 in Venedig den Cato von Uttica, und noch in demselben Jahre in Neapel die Antigone. Er kehrte von Neapel wieder nach Venedig zurück, wo er 1792 im Karneval il Sacrifizio di Creta verfertigte. Er schrieb hierauf in München nach seiner noch in demselben Jahre erfolgten Rückkehr die große Cantate Timoteo für's Liebhaber-Conzert, und auf Befehl des Churfürsten eine doppelte Chor-Messe. Dann schrieb er ein Requiem auf die Todtenfeyer des Kaisers Joseph des IIten.

Winter reisete im Jahre 1793 wieder nach Venedig, wo er die Fratelli rivali, und mit Anfang des Jahrs 1794 ebendaselbst Belisar komponirte. Bey seiner Rückkunft nach München hatte er mehrere Kirchenmusiken verfertigt. Bey einem Ausfluge nach Prag komponirte er im Jahre 1795 il Trionfo di bel sesso daselbst und in demselben Jahre in Wien i Vedovi, wo er im Jahre 1796 sein größtes Meisterstück, das unterbrochene Opferfest verfaßte. Bey seiner Zurückkehr nach München war er mit Kirchen- und Kammermusiken beschäftigt. Bey einer neuen Reise nach Wien komponirte er im J. 1798 den zweyten Act der Pyramiden von Babylon daselbst, wie auch die Opern das Labyrinth und die Gräfin Hilburg. In München schrieb er hierauf

Vespern, eine Pastoralmesse, 1800 den Sturm, dann Maria von Montalban.

Winter reiste nun nach Paris und schrieb daselbst im Jahre 1802 Tamerlan. Von Paris begab er sich 1803 nach London, wo er Calypso, ein großes Ballet Valegeso, 1803 sodann Castor und Polluz, Proserpina, Zaire und mehrere Lieder und Harmonie-Stücke komponirte. — 1805 schrieb er in München den Frauenbund, und 1806 in Paris nochmal Castor und Polux, 1809 in München Colmál, sodann Oratorien und Cantaten für die evangelische Kirche und noch sonst viele Gelegenheitskantaten, wie auch bey 30 Conzerte für alle Conzert-Instrumente. Im Jahre 1811 endlich komponirte er die Tageszeiten und die Pantoffeln, eine Oper nach Ehrenburg. Gegenwärtig ist er mit einer großen heroischen Oper, die Bürgschaft, beschäftigt.

Winter's künstlerisches Leben bezeichnet eine edle, rastlose Thätigkeit. Von seiner frühesten Jugend an sah man ihn unermüdet in seinem schönen Berufe beschäftigt, und ungeachtet der vielen Producte seines Geistes doch nie eines erzeugen, das seinen Ruhm hätte verdunkeln können vor den Augen der Kenner. Sein ganzes Streben ging auf immer fortschreitende Bildung; seine Musik verräth viel Studium der Kunst, der Natur und des menschlichen Herzens. Seine Meisterwerke zeugen von der Erhabenheit seiner Phantasie und von der Fülle und Tiefe seines unerschöpflichen Gemüths.

Winter hat auch einige Schüler gebildet, welche die kühnsten Erwartungen von Seite der Kunst rechtfertigen, nämlich den Hrn. Peter Lindpaintner, königl. Hofmusikus und Director der Musik beym königl. Theater am Isarthor und Hrn. J. Hartmann Stunzsch, Mitglied des königl. Hof-Orchesters, der sich gegenwärtig auf einer Kunstreise in Wien befindet. Ersterer hat vorzüglich in einigen von ihm komponirten Opern und letzterer in mehrern Kirchenstücken Proben einer wahren Künstlerweihe abgelegt. Auch Hr. Blumröder, königlicher Theater-Repetitor, ein in jeder Hinsicht großer Kunstverständiger in der Musik, wie er solches zugleich durch mehrere vortreffliche Compositionen bewiesen, war Winters Schüler.

Winter beging am 19. März dieses Jahrs seine fünfzigjährige Dienstesfeyer. Wir haben in unserm vorhergehenden Blatte den Glanz beschrieben, womit dieses schön veranstaltete Fest von seinen Freunden ausgeführt wurde, und der Ehren Erwähnung gethan, womit man ihn an jenem Tage überhäufte. Er sah in dem Allen das bekannte Sprichwort: nullus propheta est salvus in patria, widerlegt, und genoß sein Glück doppelt, nämlich in seinem Bewußtseyn und in der öffentlichen, gerechten Anerkennung seiner um die Kunst unsterblichen Verdienste.

Musik.

An Musik fehlt es in München nicht. Man kann sagen es ist beynahe kein Haus in unsrer Stadt, ja fast keine Familie in einem Hause, wo nicht Jemand ein Instrument kann. Unter andern ist z. B. die Guittare so sehr verbreitet, daß man ganz gewiß seyn darf, bey jedem Frauenzimmer von Bildung, dieses Instrument zu finden Männer, die nicht singen können, sind wahre Ausnahmen. Es gibt keinen Stand, wo man nicht Leute findet, die in der Musik unterrichtet sind, und an Liebe zu dieser Kunst fehlt es auch keinem einzigen Menschen in unsern Mauern. Vorzüglich aber verdient eine Gesellschaft berücksichtigt zu werden, woraus man mit Grund schließen kann, mit welchem Geiste man hier die Musik betreibt, und zu welchen schönen Resultaten ein so edler, freywilliger Kunst-Verein führt. Es sind nun bereits 4 Jahre, daß eine Gesellschaft junger Künstler, worunter mehrere bey dem königlichen Hoforchester angestellt sind, sich bey Hrn. Beutler versammelt und nach Gelegenheit unter sich und für Freunde und Kenner der Musik recht schöne, unterhaltende Conzerts gibt. Die Stücke sind immer so gut gewählt, und durch abwechselnden Gesang, Deklamation und andere Musik der Monotonie der bloß konzertirenden Instrumenten so gut abgeholfen, daß man diese Art von äußerst geschmackvoller Kammermusik nicht genug anrühmen kann. Um unsern Lesern nur Einen Begriff zu geben, wie löblich die Auswahl und Anordnung der Musik ist, wollen wir das am 12. März stattgehabte Conzert hier anführen. Es

wurde mit einer herrlichen Ouverture von Blumröder eröffnet, dem ein Terzett von Pär folgte, wobey Mlle. Reger, eine äußerst liebliche Stimme, die sich durch Takt und Correktheit vorzüglich auszeichnet, und die Herren Louis Schönche und Staudacher sangen. Hierauf deklamirte Hr. Piloty Bürgers Pfarrerstochter von Taubenhayn mit einem Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaften, daß wir bedauern, so herrliche Anlagen für die theatralische Kunst nicht an ihrem Orte zu finden. Den Schluß der ersten Abtheilung machte eine Sonate für Clavier und Violonell von Beethoven, vorgetragen von den Hrn. Franz Beutler und Karl Schönche. Die zweyte Abtheilung begann mit einem Horn-Conzertante von Mich. Schönche, gespielt von den Gebrüdern Schönche. Dann spielte Hr. Carmello auf der Guittare. Hr. Piloty deklamirte hierauf Schillers Handschuh in rheinländischer Mundart, und gab uns dadurch einen Beweis von seiner erfinderischen Phantasie und von dem ausgezeichneten Grade, den er im Komischen erreichte. Wir wiederholen es nochmal: Schade, daß Hr. Piloty nicht Schauspieler ist. Den Schluß machte ein Quintett von Cimarosa, gesungen von Mad. Reger, Mlle. Lagrange, den Herren Louis Schönche, Staudacher und Sedlmayer. — Gesang und Musik waren mit einer Schönheit vorgetragen und gespielt, wie es von Künstlern zu erwarten war, die bereits den Ruhm der Meisterschaft besitzen; selbst die noch Lernenden zeigten sich in einem Grade der Vollkommenheit, welche Beweise von dem guten Einfluße der vorhabenden Muster gab.

Diese Conzerte kommen fremden Künstlern sehr wohl zu statten, indem sich ihnen hier eine Gelegenheit darbietet, ihre Talente bekannt zu machen. So ließen sich in diesen Conzerten bereits Mad. Bascal, Mad. Minelli, Hr. Poll und sonst noch viele hören. Einheimische angehende Künstler sehen sich hier einen Wirkungskreis geöffnet, wo sie frühzeitig Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen können und eine äußerst nützliche Aneiferung empfangen.

Wir wollen nun im Ganzen nur einige von den Personen nennen, welche sich in diesen Conzerten bereits hören ließen, um zu zeigen, wie schön diese Gesellschaft zusammengesetzt ist. Fräulein v. Deroy trug vor Kurzem eine Claviersonate v. Steibelt vor, Mad. Walschelbaum eine Arie von Paer, Mlle. Schirrt eine Arie von Nicoolini, Fräulein Caroline Göschel ein Clavierkonzert von Mozart, ferner spielte Hr. Keßler ein Flötenkonzert, die Herren Hartlmüller, Neumeyer, Müller und Hönig sangen vierstimmige Lieder. Mad. Minelli spielte ein Violinkonzert von Kreuzer, die Gebrüder Beutler Claviervariationen von Beutler, Hr. Kürzinger deklamirte u. s. w. Beynahe in jedem Conzerte läßt sich ein Glied der Schönche'schen Künstlerfamilie hören; unter den Mitgliedern liefern die Herren Blumröder, Mich. Schönche und Franz Beutler vortreffliche Compositionen, von welchem letzter mehrere Schüler und Schülerinnen auf Violin und Clavier mit dem größten Beyfall auftreten. Hr. Franz Beutler, der den Grund zu dieser so vortrefflichen Anstalt legte, und ihr auf das würdigste vorsteht, ist ein junger Mann von unermüdeter Thätigkeit, und dem gebildetsten Geschmacke, und besitzt eine meisterhafte Geschicklichkeit auf der Violin und dem Clavier. Die Gesellschaft ist jedesmal glänzend und ausgesucht, und der Beyfall, der den Künstlern erschallt, enthusiastisch.

Von der Witterung im Monat April.

Es läßt sich aus frühern Beobachtungen und Abstractionen für den Monat April folgende Witterung erwarten, wenn auf der Sonne nichts außerordentliches vorfällt: Die ersten drey Tage sind zu Hagelwetter geneigt, auf jeden Fall unsicher; 4. wolkig, Sonnenblicke; 5. eben so; 6. unsicher; 7. noch so; 8. sich aufheiternd; vom 9. — 13. fast durchgängig sehr schön Wetter (angenehme Ostern); 14. etwas unruhig; 15. wolkig; 16. unsicher, und wie der 17. und 18. zu Regen und Gewittern geneigt; 19. Krisis, die zum schlechten Wetter führt, welches bis den 30. gar selten aussetzen dürfte. — Die Sonne war das ganze Monat unter der gewöhnlichen Lichtstärke. Nie habe ich anhaltend so viele Einschnitte und Poren, und so wenig Glanzpuncte gesehen, nie hat sie seit 4 Monaten so wenige Phasen gehabt, als in diesem Monat; darum konnte auch vom 25. bis 28. die Gewitteranlage sich nicht ausbilden. Den 17. und 18. März ließ sich Merkur gar schön mit dem abgestumpften südlichen Horn und schnell abnehmenden Lichte sehen. Der Jupiter hat bald wieder aufgehört, in Süden dunkel zu seyn, und am 29. war er in der nördlichen Hälfte so dunkel, als er wohl nie gesehen wurde; doch bleiben seine zwey neuern südlichen Streifen beständig da, und ziehen sich allmählig ein wenig nach dem Aequator zu. Die Theilnahme Jupiters und Saturns am Intensitäts-Verhältniß des Sonnenlichtes ist erst zu erforschen. Nur so viel scheint aus den bisherigen Beobachtungen zu erhellen, daß sie wirklich statt findet.





Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 9. April.

Geistreiche Schlußreime von Angelus Silesius.

Eingang.

Der Mensch nur schauet Gott, das Thier den Erdkloß an,
Aus diesem, was er sey, ein jeder kennen kann.

Die Schöpfung.

Die Schöpfung ist ein Buch, wer's weislich lesen kann,
Dem wird darin gar fein der Schöpfer kund gethan.

Noch von ihr.

Die Allmacht hält die Welt, die Weisheit sie regirt,
Die Güte segnet sie; wird da nicht Gott gespürt?

Bildung.

Entbilde dich mein Kind; so wirst dann Gott du gleich,
Und bist in stiller Ruh dir selbst ein Himmelreich.

Wissenschaft.

Viel wissen ist zwar fein; doch gibt nichts beßre Lust,
Als sich von Kindheit an nichts Böses seyn bewußt.

Geschäftigkeit.

Geschäftig seyn ist gut, viel besser aber beten.
Noch besser stumm und still vor Gott den Herren treten.

Einsamkeit.

Die Einsamkeit ist Noth; doch sey nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüste seyn.

Gesellschaft.

Gesellschaft acht' ich nicht; es sey dann, daß das Kind,
Die Jungfrau, und die Taub', und's Lamm beysammen sind.

Andacht.

Die Knechte fürchten Gott, die Freunde lieben ihn,
Die Kinder geben ihm ihr Herz und allen Sinn.

Gemüth.

Rein, wie das feinste Gold, fest wie ein Felsenstein,
Ganz lauter, wie Kristall, soll dein Gemüthe seyn.

Ja, und Nein.

Gott spricht immer ja, der Teufel immer nein,
Drum kann er auch mit Gott nicht ja und eines seyn.

Der Teufel.

Da fern der Teufel könt' aus seiner Selbstheit geh'n
So sähest du ihn straks bey Gottes-Throne steh'n.

Die Welt.

Freund gönn' es doch der Welt, ihr geht's zwar wie sie will,
Doch ist ihr ganzes Thun nichts als ein Trauerspiel.

Die Schifffahrt.

Die Welt ist meine See, der Schiffmann Gottes Geist,
Das Schiff mein Leib, die Seel' ist's, die nach Hause reist.

Glaube.

Der Glaub' allein ist todt, er kann nicht eher leben,
Bis daß ihm seine Seel, die Liebe wird gegeben.

Der Irrwisch.

Wer ohne Liebe läuft, kommt nicht in's Himmelreich,
Er springt bald hin, bald her, ist einem Irrwisch gleich.

Die Jungfrauschaft.

Was ist die Jungfrauschaft? Frag, was die Gottheit sey;
Doch kennst du Lauterkeit, so kennst du alle zwey.

Die Mutter.

Die Jungfrauschaft ist werth, doch muß sie Mutter werden,
Sonst ist sie wie ein Plan, von unbefruchter Erden.

Der Himmel.

Im Himmel ist nicht Mann, noch Weib — was denn zu schauen?
Jungfräulich Engel sind's, und englische Jungfrauen.

Liebe.

Die Liebe dieser Welt, die endet mit Betrüben;
Drum soll mein Herz allein die ew'ge Schönheit lieben.

Beschauen.

Wie daß die Welt nichts schätzt die Himmelsauen?
Man schätzt nichts unbeschaut, es mangelt am Beschauen.

Standpunct.

Wer sich den Mittelpunct zum Wohnhaus hat erkiest,
Der sieht mit einem Blick, was in dem Umschweif ist.

Wunsch.

Drey wünsch' ich mir zu seyn, erleucht wie Cherubine,
Dann ruhig, wie ein Thron, entbrannt wie Seraphine.

Das Wort.

Das Wort, das mich und dich, und alle Dinge trägt,
Wird wiederum von uns getragen, und gehegt.

Beschluß.

Freund, es ist auch genug, im Fall du mehr willst lesen,
So geh' und werde selbst die Schrift, und selbst das Wesen.

Sanct-Agnesens-Grabschrift.

Sanct Agnes lieget hier, die Jungfrau, und die Braut,
Die keinen andern Mann, als Gott sich anvertraut.
Doch nein, sie liegt nicht hier, wer sie will sehen stehen,
Der muß, so nah' man kann, zum Lämlein Gottes gehen.

Das Kind.

Du sprichst das Große könne nicht im Kleinen seyn,
Den Himmel schließt man nicht in's Erdenstüpfchen ein.
Komm, schau der Mutter Kind, so siehst du in der Wiegen
Den Himmel und die Erd, und hundert Welten liegen.

Die Lilie.

Die edle Lilie, wer findet ihres gleichen,
Sollt' er auch alles Feld im Paradies durchstreichen?
Sie glänzet wie der Schnee, wenn ihn zu schöner Zeit
Der Himmel rein mit klarem Sonnengold bestreut.
Vor ihr muß Sonn' und Mond, und alle Stern erbleichen,
Ihr Anseh'n, ihre Pracht ist schöner, als das Kleid,
Des Königs Salamon in seiner Herrlichkeit.
Ihr muß der klare Blitz der Seraphinen weichen,
Ihr lieblicher Geruch erquickt die ganze Welt,
Ihr Blumenschein nur einzig Gott gefällt.
In ihr nur findest du die Schönheit der Jungfrauen,
In ihr magst du das Bild der reinsten Liebe schauen.

Großes Oratorium in drey Abtheilungen, mit eilf Darstellungen aus dem Leben und Leiden Jesu Christi, aufgeführt in dem königl. Theater am Isarthor.

Die Religion war von jeher das Feld, worauf sich die größten Künstler alter und neuer Zeit Stoff zu ihren Darstellungen suchten. Alles bloß Moralische ist zu seicht, zu schwankend; Tiefe und Festigkeit aber liegt in Allem, was wir in der Religion ausgedrückt finden. „Sie erzeugte die bildende Kunst. „Diese war am vollkommensten ausgebildet, als der Religionsprunk seine größte Höhe erreicht hatte, und sie sank als dieser allmählig zu sinken begann.“

Skulptur und Malerey wählten daher ihre Gegenstände fast einzig nur aus religiösen Geschichten, vorzüglich aber aus dem Leben und Leiden Jesu Christi selbst. Die Poesie, durch Richtung des herrschenden Geschmackes der Zeit, in welche die berühmtesten Dichter fielen, in der Wahl ihrer Gegenstände anders bestimmt, nahm z. B. für Dramen und Epopäen ihren Stoff mehr aus der profanen Geschichte. Wir nennen hier Shakespear, Addisson, Monti, Alfieri, Göthe und Schiller. Es hat sich aber mit dem Wiederaufleben der alten Volkspoesie in Deutschland der Sinn unsrer neuesten Dichter in dieser Hinsicht geändert, und vorzüglich überzeugt uns Tieks Genofeva, welcher Reichthum an poetischen Schönheiten in den Legenden unsrer Religion liegt. Göthes Faust ist dasjenige Gedicht zu nennen, welches diese Periode des Uebergangs von der philosophischen zur religiösen Poesie darstellt.

So wie es vor Alters Sitte war, zu heiligen Zeiten nicht nur in der Kirche allein den Menschen zu erbauen, sondern auch jeden äußern Gegenstand, sogar die üblichen Belustigungen nach dem Ernste des Tages umzumodeln, wie man solches bey Prozessionen, Schauspielen, u. s. w. gesehen, so findet man es auch gegenwärtig wieder sehr zweckmäßig, so wie in der Kirche durch Wahrheit der Lehre, so in dem Schauspielhaus durch Schönheit des Bildes die Menschen in der Religion zu unterrichten, und ihren Geschmack in der Vorstellung großer heiliger Scenen zu bilden. Nur auf diesem Wege kann man dahin kommen, daß die wahrhaft Eckel erregenden Bilder, womit Pfuscher den Gekreuzigten, so wie die Darstellungen aus dessen Leidensgeschichte überhaupt vorstellen, dem Volke mißfallen. Es wird in ihm eine Einsicht von Kunstschönheiten rege, wodurch es dereinst möglich wird, es gleich den Hellenen für das Schöne seiner Religion wirklich empfänglich zu machen.

Es läßt sich bey dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir den Griechen zu viele Ehre erweisen, wenn wir ihren feinen Kunst-Sinn nach dem Maaßstabe messen wollen, womit sie die öffentlichen Dokumente ihres Kunstreichthumes verehrten. Wo dürften wir wagen, heißt es, dergleichen Bilder aufzustellen, ohne nicht befürchten zu müßen, daß sie vom Pöbel verstümmelt würden? — Es fragt sich, was stellten doch jene Bilder dem griechischen Volke, und was stellen sie dem unsrigen vor? Der Grieche sah die Bildnisse seiner Götter vor sich, deren Schönheit seine Dichter ihm priesen, die er sich nach dem Vorbilde seiner Sänger nur schön denken konnte! Wir erblicken heidnische Götzen an ihnen, von deren Bestehen wohl der Gebildete unterrichtet ist, deren Geschichte man aber nicht bey unserm Volke voraussetzen darf. Versuchen wir es, und stellen wir statt Heroen, Genien, Apollo's u. dergl. Johannes, Aposteln, Engel u. s. w., versteht sich von schöner, meisterhafter Form, öffentlich auf Wege und Spaziergänge hin, ganz gewiß, es müßte nur ein aufgeklärter Vandale seyn, dem es einfallen könnte, sich muthwillig an diesen Heiligthümern der Religion und der Kunst zu vergreifen.

Einen Beweis, wie empfänglich das Volk für das wahrhaft Schöne in der Religion ist, gaben die Vorstellungen aus dem Leben und Leiden Christi im königl. Theater am Isarthore. Nicht die Rührung war es, nicht der bloße Gefallen allein, den man aus der tiefen Stille und dem Ausdrucke abnehmen konnte, der auf allen Gesichtern herrschte, nein: der unauslöschliche Eindruck, den die Leute im Herzen hinwegtrugen, womit sie sich nachher ihren Kunstgenuß mittheilten, und Verlangen nährten und wirkten, so Vortreffliches wieder zu sehen — dieses ist es, was die Lehre auf's Neue begründet: die Kunst muß das Publikum hinaufbilden zu sich, nie aber sich herablassen zu ihm: das Publikum wird im ersten Falle gebildet, die Kunst aber im zweyten zur schmutzigen Dirne. —

Die erste Abtheilung bestand aus vier Darstellungen, als 1) Die Weisen aus dem Morgenlande in der Krippe des Herrn. Nach Rubens von Professor Langer dem Jüngern. Eine passende Musik von Haydn, ein herrliches Pastorale, mit Reci-

tativ und Chor bereitete darauf vor. Der Vorhang ging auf, und dargestellt von lebenden Personen in ruhender Haltung sah man auf die lebendigste Weise dieses herrliche Gemälde.

Zweyte Darstellung: Die Taufe mit der Erscheinung des heiligen Geistes. Nach Poußin von Joseph Klotz. Musik: Recitativ, Cavatina und Chor von Lindpaintner.

Dritte Darstellung: Das Abendmahl des Herrn. Nach Leonardo da Vinci von Dominikus Quaglio. Musik: Recitativ, Chor von Händel.

Vierte Darstellung: Jesus am Oelberge. Der Engel reicht ihm den Leidenkelch. Nach Domenichino von Joseph Klotz. Musik: Recitativ, Chor von Joseph Haydn.

Zweyte Abtheilung. — Erste Darstellung: Die Gefangennehmung des Herrn am Oelberg. Nach Gregor Huret von Joseph und Dominikus Quaglio. Musik: Recitativ, Chor, Recitativ und Chor von Beethoven.

Zweyte Darstellung: Jesus wird vor Gericht zum Tode verurtheilt. Nach Poussin von Joseph und Dominikus Quaglio. Musik: Recitativ mit Chor, Arie und Chor von Rosetti.

Dritte Darstellung: Ecce Homo. Nach Rubens von Joseph und Dominikus Quaglio. Musik: Chor von Jos. Haydn.

Vierte Darstellung: Jesus schleift das Kreuz auf Golgatha. Nach Raphael von Joseph und Dominicus Quaglio. Musik: Recitativ, Arie und Chor von Krenzer.

Dritte Abtheilung. — Erste Darstellung: Die Mutter mit dem Sohne unter dem Kreuze. Nach le Brun von Dominikus Quaglio. Musik: Chor von Jos. Haydn.

Zweyte Darstellung: Die Grablegung Christi. Nach Raphael von Dominikus Quaglio. Musik: Chor von Jos. Haydn.

Dritte Darstellung: Die Auferstehung. Nach Raphael von Dominikus Quaglio. Musik: Cantate von P. Winter.

Diese sämmtlichen Darstellungen wurden zweymal nacheinander, jedesmal in drey Abtheilungen gegeben und sind nochmal angekündigt, für morgen den 10. April, wo die ersten sechs Darstellungen statt haben und für Montag den 11. April, wo die übrigen nachfolgen werden. Malerey, Mimik und Musik vereinigen sich, um ein Ganzes der Kunst harmonisch zu bilden, und die Gemälde, welche daraus entstehen, sind so reich an Farben, so kräftig an Ausdruck, und an Beleuchtung und Perspective so täuschend, daß sie, wie natürlich, die Originale weit übertreffen. Der hohe Genuß, den so erhabene Kunstgegenstände in einer so passenden Zeit gewähren, muß mit Dank gegen die königl. Theaterdirection anerkannt werden, welche diesen vortrefflichen Einfall zuerst auffaßte, und unterstützt von unsern geistreichsten Künstlern auf eine so befriedigende Weise in Ausführung brachte.

Endesunterzeichneter wird mit allerhöchster Bewilligung eine Vorstellung von auffallenden, mitunter auch von noch nicht allgemein bekannt gewordenen physikalischen Experimenten, zum Theil mit dem von der königl. Akademie der Wissenschaften durch die allerhöchste Gnade hiefür hingeliehenen physikalischen Instrumenten unternehmen. Die erste Abtheilung wird mit einer Lyrie über die Frage beginnen: Ob das Menschengeschlecht sich dadurch in Gefahr befinde, daß zuweilen große glühende Felsenstücke, Eisentrümmer und Meteorstein-Regen vom Firmament herabkommen. Der Ort, die baldige Zeit und das Nähere hievon wird öffentlich bekannt gemacht werden. Mit den Eintrittspreisen wird es wie bey Deklamatorien, Concerten u. dergl. gehalten. Der Ertrag davon ist dem hohen Zwecke der freywilligen baierischen Krieger gewidmet.

München, den 6. April 1814.

Doctor Gruithuisen.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 13. April.

Die Allirten in Paris.

Jauchzet! jauchzt in alle Welten!
Uns gewonnen ist die Schlacht!
Preist des Kampfes würd'ge Helden,
Die dem Franken jetzt vergelten,
Kühn bezwingen seine Macht!

Ihr stolzen Krieger, mächtige Germanen!
Es eine euch ein unzertrennlich Band.
Durch Knechte nur müßt ihr den Weg euch bahnen,
Ihr kämpft den Kampf für Gott und Vaterland;
Gefesselt ist das Glück an eure Fahnen,
Denn euch beschützet Gottes Allmachts Hand.
Der Franke darf uns länger nicht verhöhnen
Tuiscon lebt noch unter seinen Söhnen.

Jauchzet! jauchzt in alle Welten!
Uns gewonnen ist die Schlacht!
Preist des Kampfes würd'ge Helden,
Die dem Franken jetzt vergelten,
Kühn bezwingen seine Macht!

Zum stillen Grabe seht die Mutter wallen!
Im Freyheitskampfe ist der Sohn gefallen;
Zerrissen nun der Menschheit schönstes Band;
Doch bey der Trennung namenlosen Schmerzen,
Ruft tröstend eine Stimme ihr im Herzen:
Wohl ihm! er starb für Gott und Vaterland!

Das große Ziel ist herrlich nun errungen,
Zertrümmert liegt der Herschsucht blinder Wahn,
In Frankreich ist der Franke nun bezwungen;
Die stolze Hauptstadt sieht die Völker nah'n,
Die, von dem Geist der Fürsten tief durchdrungen,
Mit Ruhm verfolgen ihre Siegesbahn.
Und überall mit sehnendem Verlangen
Und lautem Jubel werden sie empfangen.

Jauchzet! jauchzt in alle Welten!
Uns gewonnen ist die Schlacht!
Preist des Kampfes würd'ge Helden,
Die dem Franken jetzt vergelten,
Kühn bezwingen seine Macht!

Durch der Hoffnung milde Thränen
Blickt mit namenlosem Sehnen,
Nach dem fernen Abendland
Die Geliebte, wo der Theure
Seinen Sohn für Thaten feyre,
Treu beschützt durch Gottes Hand.

Auf der Sieger ruhmerfüllten Wegen,
Wo vom Glanz der Menschlichkeit erhellt,
Selbst den Feinden blühet hoher Segen,
Und Gerechtigkeit die strenge Waage hält,
Schallt aus tausend Herzen es entgegen:
„Gebt uns Frieden! Frieden gebt der Welt!
„Gebt dem Lande seinen König wieder!
„Friede sey mit uns! denn wir sind Brüder."

Jauchzet! jauchzt in alle Welten!
Uns gewonnen ist die Schlacht!
Preist des Kampfes würd'ge Helden,
Die dem Franken jetzt vergelten,
Kühn bezwingen seine Macht!

Und in des Vaters hochklopfender Brust
Regt sich's mit Lust.
Denn um des Friedens herrlichen Sohn
Kämpft auch der Sohn;
Trägt an der Stirn die rühmliche Wunde,
So meldet die Kunde —
Hast rastlos gekämpft und muthig gestritten,
Und männlich gelitten,
Hast siegreich die stolzen Feinde bezwungen,
Den Frieden errungen!
Und was er geschafft in der Zeiten Lauf
Bewahrt die Nachwelt auf.
Ob er den Sohn auch jemals wiedersehe —
Des Herren Wille nur geschehe!

Jauchzet! jauchzt in allen Welten!
Uns gewonnen ist die Schlacht!
Preist des Kampfes würd'ge Helden!
Ja der Himmel muß vergelten
Was auf Erden sie vollbracht!

Thienemann.

Parmeggiano.

Polymelodram
in einem Aufzuge nach einer historischen Anekdote, von Cesar Max Heigel.

Personen:

Wilhelm, Prinz von Oranien, kaiserl. Feldherr.
Fürst Orazio Ursini, römischer Feldherr.
Dianora, seine Gattin.
Parmeggiano, ein Maler.
Volterra,) römische Hauptleute und
Selvaggio,) Ursinis Verwandte.
Frohnsberg,) deutsche Hauptleute.
Harras,)
Parmeggianos Schüler, deutsche Kriegsknechte.
Gefolge des Prinzen von Oranien.

Die Scene ist in Parmeggianos Werkstätte in dem Pallaste Ursini in Rom.

Sc. 1. Parmeggiano — seine Schüler.

(Man hört in der Ferne Kriegsgetümmel, die Schüler *) in wilder Verwirrung suchen Gemälde und Statüen zu retten, und zu fliehen.)

Chor der Schüler:

Fort, fort, fort!
Laßt eilig von hinnen uns flieh'n,
Wo Schreck' und Gefahr uns umthürmen,
Die schüchternen Musen entflieh'n
Vor Mavors erschütternden Stürmen.

Parmeggiano (der sie aufzuhalten sucht.)

Halt, halt, halt!
Die Feigen nur beben und flieh'n
Wo Schreck und Gefahren sich thürmen,
Bewahret den höheren Sinn,
Und trotzet den wüthenden Stürmen!

Chor der Schüler:

Fort, fort!

Parmeggiano:

O Freunde, haltet ein!

Chor:

Nein, nein!

Parmeggiano:

Das Rohe weicht der rohen Kraft,
Die Kunst schwebt hoch in Licht-Regionen;
Nur wer sich kühn der Welt entrafft,
Erringet ihre Palmen-Kronen.
Was kümmert uns des Krieges-Wuth
Wenn wahrer Kunstsinn uns erhebt?
Mag Rom vergeh'n in Flammen-Glut
Wenn Romas Geist uns nur belebt.

(Das Kriegsgetümmel kömmt näher.)

Chor der Schüler (fliehend.)

Horcht, horcht, horcht
Wie ringsum uns Schrecken umthürmen,

*) Es versteht sich von selbst, daß unter diesen Schülern keine Knaben gemeint sind.

Laßt eilig von hinnen uns zieh'n,
Die schüchternen Musen entflieh'n
Vor Mavors gewaltigen Stürmen.

Parmeggiano:

Halt, halt, halt!
Laßt immer Gefahren sich thürmen,
Die Feigen nur beben und flieh'n,
Bewahret den höheren Sinn
Und trotzet den wüthenden Stürmen.

(Die Schüler entfliehen in wilder Hast, Parmeggiano bleibt verlassen wehmüthig stehen.)

Sc. 2. Parmeggiano:

Es ist umsonst, sie flieh'n, und nicht in einer Brust
Regt sich das Hochgefühl, das seiner Macht bewußt
Der äußern Stürme lacht, und auf sich selbst nur bauet.
O Kunst, nur Dir allein hab' ich mein Seyn vertrauet!
Was ist dies Würfelspiel des Lebens, wildverworr'n,
Und die gemeine Lust, und der gemeine Zorn? —
Das Höh're trage ich im stillbewußten Busen,
Das reine Ideal, den hohen Zweck der Musen;
Im kunstgeformten Stein', im sinn'gen Saitenspiel,
In meines Pinsels Werk verfolg' ich dieses Ziel,
Vor meinen Augen schwebt ein wunderbar Gebilde,
Es zieht mich rastlos nach in glänzende Gefilde

(Er nimmt seine Laute.)

Erfüllt auch Kriegeswuth den engen Erdenraum,
Ich folge himmelwärts dem süßen Jugendtraum.

Romanze:

Auf Parmas heim'schen Blumen-Matten
Entschlief ich einst, mit Lust erfüllt,
In des Orangen-Baumes Schatten
Von seinem süßen Duft umhüllt —
Da säuselt leis' ein seltsam Klingen
Wie Flöt' und Harfen in mein Ohr,
Und sich auf purpurrothen Schwingen
Hebt sich ein Genius empor.

* * *

Schlank ist sein Wuchs, verklärt die Miene,
Das Stark' und Milde schön vereint.
O sage, wie ich es verdiene,
Daß mir dies Wunderbild erscheint?
Da lächelt hold der Götterknabe,
Und nennt sich selbst das Ideal —
Er spricht: verlaß dein irdisch Habe
Und folge mir in's weite All.

* * *

Der Traum entwich, doch trieb mein Sehnen
Mich in die bunte Welt hinaus,
Und bald verließ ich ohne Thränen
Mein stilles väterliches Haus.
Mit Griffel und mit Saitenspiele
Pilgr' ich nun forschend durch das All,
Und suche in dem Weltgewühle
Mit heiterm Sinn mein Ideal.

(Das sanfte Ritornell verliert sich in neues Schlachtgetümmel. Parmeggiano, ohne darauf zu achten, versinkt in süßes Träumen. Dianora stürzt athemlos herein.)

Sc. 3. Parmeggiano. Dianora.

Dianora:

O Parmeggiano! Freund!

Parmeggiano:

Ist Roma schon erstiegen?

Dianora:

Die Unsern fechten noch, doch muß der Deutsche siegen;
Der Fürsten Gegenwart entflammet seinen Muth;
Der Sturm erneuert sich mit unermeßner Wuth,
Es brüllt der eh'rne Tod aus hundert Feuer-Schlünden
Die der Barbaren Sieg, und Romas Sturz verkünden.
O Wehe, wehe uns.

Parmeggiano:

Erholt euch edle Frau;
Verscheuchet jede Furcht. Fest ist der Mauern Bau,
Und fester noch der Muth der unser Volk belebet,
Von uns'rer Ahnen Geist im blut'gen Kampf umschwebet,
Der Römer streitet nicht nur für sein Eigenthum, —
Er ficht für Cesar's Grab, für seiner Väter Ruhm.

Dianora:

Umsonst! nichts widersteht der deutschen tapfern Schaaren,
Kein Muth, kein Geist kann Rom vor Untergang bewahren —
— Doch — zit're ich für Rom? — Für meinen Gatten nur,
Das Vaterland selbst weicht der Stimme der Natur; —
Mich kümmert nicht sein Sturz, nicht uns're Sklavenketten,
Könnt' ich Orazio nur, den Theuern, mir erretten.

Parmeggiano:

Vertrauet seinem Muth'

Dianora:

Er führet ihn zu weit
Nicht sich bedenket er, wenn er nur Rom befreyt.

Parmeggiano:

Und wenn es ihm gelingt? wenn er —?

Dianora:

Vergebens Hoffen!
Der Würfel liegt, uns hat Verderben schwer getroffen,
Der höhern Mächte Kampf ist dies, die Rohheit siegt —
Der Künste Tempel stürzt, ihr Genius erliegt.

Parmegg. (rasch einfallend.)

Nein, nein, ich fühl' es tief, sein Reich muß ewig dauern,
Sein Thron steht fester noch als diese Riesen-Mauern.

Dianora:

Rom war der Künste Schutz, ihr heitres Mutterland —

Parmegg. (mit Begeisterung.)

Frey ist die Kunst, nicht an ein irdisch Reich gebannt.
Nicht in Italien nur hat sie ihr regsam Walten
In manche Brust gepflanzt — im Norden selbst entfalten
Sich ihre Blüthen reich, und wunderbarer noch.
Des Deutschen tiefer Sinn entschüttelt kühn das Joch,
Das uns beengt und beugt — er übersliegt uns Alle —
Begründet seinen Ruhm, und lächelt unserm Falle.
Die deutsche Kaiserstadt, das prachterfüllte Wien,
Wird einst das Vaterland von reinern Harmonien,
Bewahrt in ihrem Schooß der Musen reichste Schätze,
Wird des Geschmack's Asyl, und gibt der Kunst Gesetze.

Dianora:

Ist jenes Volk des Mars nicht allen Musen Feind?

Parmeggiano:

O Fürstin, Tapferkeit sich wohl mit Geist vereint.

Dianora:

Jenseits der Alpen kann das Sanfte nie gedeihen

Parmeggiano:

Das Starke mag sich kühn dem Dienst' des Schönen weihen.

(Der Beschluß folgt.)

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 16. April.

Parmeggiano.

Polymelodram
in einem Aufzuge nach einer historischen Anekdote, von Cesar Max Heigel.
(Beschluß.)

Duetto.

Dianora:

Alles Zarte keimt und blühet
Nur auf Welschlands Blumenflur;
Von der Sonne nicht durchglühet,
Starrt im Norden die Natur.

Parmeggiano:

Doch die Kunst streut ihre Saaten
Auch bis an den fernen Belt;
Sie beschränken keine Staaten,
Sie ist Bürgerin der Welt.

Dianora:

Nur wo Lust und Wonne glänzen,
Nur im Frieden herrschet sie.

Parmeggiano:

Ihre Macht hat keine Grenzen,
Selbst im Krieg' ist Poesie.

(Trompeten von Ferne auf der Bühne.)

Beyde.

Schon rufen die schmetternden Zinken
Aufs neue zum blutigen Streit,
Und Tausende kämpfen und sinken,
Den Mächten des Todes geweiht.

Parmeggiano:

In kriegerisch klingenden Tönen
Hebt kühner mein Geist sich empor.

Dianora:

Der Sterbenden Aechzen und Stöhnen
Schlägt schauerlich dumpf an mein Ohr.

Zugleich.

Nicht länger kann ich widerstehen

Dian. Gefahr umschwebt den Gatten
Parm. Gefahr umschwebt die Freunde dort

Dian. Sollt' in Verzweiflung ich vergehen
Parm. Sollt' ich im Kampfe untergehen?

Dian. Mich treibt die Angst
Parm. Mich treibt mein Muth gewaltsam fort!

(Sie eilen nach dem Eingange, ein ungeheurer Schlag erschüttert das Gebäude; Dianora sinkt vom Schrecken besiegt in Parmeggianos Arme.)

Dianora:

O Gott es ist geschehn'!

Parmeggiano:

Die Mine ist gesprungen
Doch hat der Feind darum den Sieg noch nicht errungen,
Ich will hinaus!

Dianora:

Auch ich —

Parmeggiano: (sie haltend)

Nein, gnäd'ge Frau, ihr bleibt

Dianora:

Kein Gott hält mich zurück, wenn mich Verzweiflung treibt,

(Ein ernster Marsch ertönt in der Ferne, nah und immer näher, Dianora spricht unter der Musik.)

Ich kenne nicht die Furcht, nicht kleinliche Gefühle,
Den Gatten suche ich im grausen Mordgewühle
Ich weiß, es geht mein Fuß nur über Leichen hin,
Doch unter Leichen sucht mein irrer Blick nur ihn.
Ich lache der Gefahr, ich trotze dem Verderben,
Wenn ich nicht retten kann, so will ich mit ihm sterben.

(sie will hinaus, der Marsch tönt näher, voll Entsetzen bebt sie zurück, und spricht im düstern Wahnsinn:)

Weh' mir! dort nahet schon sein düst'rer Leichenzug;
Es ist mein Gatte, Er — der Romas Feinde schlug,
Der selbst des Kaisers Macht mit edlem Stolze dämmte,
Und sich der Deutschen Kraft allein entgegen stämmte;
Ursini fiel — er fiel — doch nicht gemeiner Muth
Hat ihn besiegt — ihn fällt der düstern Hölle Gluth.
Dieß Leben konnte nicht ein Menschen-Arm zerstören,
Zu seinem Sturz' muß sich die Unterwelt verschwören,
Es sprüht der Feuerstrom hervor aus tiefer Gruft
Und sprengt der Erde Wucht in die zerrissne Luft.
Drey Elemente sind zum Untergang verbunden —
Der Menschen schönstes Werk — es war — und ist verschwunden.
Ursini fällt mit Rom — er stirbt — sein Geist entschwebt
Der blut'gen Leiche schon. — Ich muß

(Indem sie fortstürzen will, öffnen sich die Thorflügel, Ursini auf Volterra und Selvaggio gestützt, erscheint im Hintergrunde, hinter ihnen römische Krieger, der Marsch verstummt.)

Sc. 4. Vorige. Ursini, Volterra, Selvaggio, Krieger.

Ursini.

Mein Weib!

Dianora:

(bleibt mit starren Blicken zweifelnd stehen)

Er lebt.

(sie stürzt auf ihn zu, und umfaßt seine Knie).

Er lebt.

(Gruppe).

Parmeggiano: (sinkt im Vordergrunde auf die Knie).

Dank dir, o Gott!

Ursini:

Geliebte Dianore!

Dianora: (erschrocken)

Dieß Blut? —

Ursini:

Es ströme hin! — Mit seinem Feuerrohre
Verwundete ein deutscher Schütze mich nur leicht—
O hätte sein Geschoß mein brechend Herz erreicht.

Parmeggiano:

Freund!

Dianora:

Gatte!

Ursini:

Laßet mich! — Was soll mir noch dieß Leben,
Der Schmach der Sklaverey, der Schande Preis gegeben?

(zu Volterra und Selvaggio)

O warum rißt ihr mich aus dem Gedränge fort?

Warum hab' ich nicht selbst den Busen mir durchbohrt
Als jede Hoffnung schwand die Vaterstadt zu retten?

(wüthend).

Daß ihre Trümmer mich zermalmt — begraben hätten!

Dianora:

Denkst du der Gattin nicht? —

Ursini:

Bald trennt auch dieses Band
Des Henkers blutig Beil — Rebell werd' ich genannt
Weil ich für unser Recht mit kühnem Muth gestritten.

Dianora:

Ich will zum Kaiser hin Dir Gnade zu erbitten —

Ursini:

Glaubst du daß Karl so leicht zu überreden sey?
Er kennt — er fürchtet mich — und gibt mich nimmer frey.

Dianora:

Das Leben rette nur die Gattinn zu beglücken —

Ursini:

Soll ich gefeßelt den Triumph Colonnas schmücken?

Dianora:

So flieh! —

Ursini:

Wohin? Wie könnte Flucht hier möglich seyn?
Die Feinde stürmen noch — bald dringen sie herein —

Parmeggiano:

Bald sagst du? — also sind die Deutschen noch nicht Sieger?

Ursini:

Sie sind's — doch kämpfen noch verzweifelnd uns're Krieger

Und weichen langsam nur der überlegnen Macht.
Gewaltsam rißen mich die Freunde aus der Schlacht —
Denn nimmer hätte ich die Meinigen verlassen.

(zu Volterra und Selvaggio)

Trotz meiner Wunden muß ich eure Liebe hassen.
Die tapfern Römer sind des Feldherrn nun beraubt
Und leicht besieget man ein Kriegsvolk ohne Haupt.

Parmeggiano: (rasch hervortretend)

Ich will ihr Führer seyn — o schilt mich nicht verwegen
Ein höhres Etwas treibt den Feinden mich entgegen.
Mir winkt das Vaterland, und wie ein Nebel-Dunst
Zerfließt der Sinne Trug — die Zauberwelt der Kunst.
Die Wirklichkeit erscheint in ungeheuren Massen —
Ich will mit festem Muth das Ungeheure fassen.

(zu Ursini)

Für dich entsage ich den süßen Träumerey'n —
Ins Leben trete ich, in's wildbewegte ein —
Des Freundes Hochgefahr läßt alles mich vermögen —
Auf, Römer, folget mir — dem Sieg, dem Tod entgegen.

Standrede am Grabe Theonens.

Die Erde sey dir leicht, arme, beklagenswerthe Theone!

Kaum sind es drey volle Jahre, als du noch in unserer Mitte standest, als du fröhlich mit uns scherztest und einer heitern Zukunft entgegen blicktest! — Wie glühten die Rosen deiner Wangen so schön! Wie lächelte so freundlich dein Mund! Welch ein Himmel strahlte aus deinem Auge! und wie ruhig wallte dein friedlicher Busen! Noch liebtest du das

Gute und die Guten liebten dich! O daß es anders werden mußte! Daß die Rosen vom Sturme der Verführung entblättert werden sollten! — Was so unaussprechlich glücklich seyn, so unendlich glücklich machen konnte, — liegt nun hier in die Erde verscharrt, ein Raub der Verwesung!

Fliesset ihr Thränen der Wehmuth; fliesset ihr Thränen des innigsten Mitleids! Sie war eure Jugend-Genossinn, sie war die Gespielinn eurer Freudentage. Kommt näher zu ihrem Grabe; schliesset enger den Kreis; blickt hinab in die Grube; hört! Laut ruft die Eingesenkte euch zu: Brautkränze den Reinen: Schande und frühes Grab den Gefallenen. — Laßt mich erst Ruhe der Seele finden, eh' ich euch Theonens Schicksale ins Gedächtniß rufe. —

Theone war die einzige Tochter eines Müllers, der durch Spielsucht und üble Wirthschaft sein ansehnliches Vermögen einbüßte, und am Ende seine Mühle an die Gläubiger abtreten und Militär-Dienste nehmen mußte. Schon nach ein Paar Jahren lief die Nachricht ein, daß er als Flüchtling eingeholt und nach den Gesetzen des Kriegsrechtes erschossen wurde. Die Mutter hatte nach der Trennung von ihrem Manne ihr Eingebrachtes zurück erhalten, und bewohnte nun mit ihrer neunjährigen Theone in einer abgelegenen Gasse ein enges Stübchen. Leichtsinn half ihr ihr Schicksal ertragen; unbesorgt sah sie der Zukunft entgegen, eine fröhliche Genießerinn des gegenwärtigen Augenblickes. Mit stolzem Muttergefühl blickte sie auf ihre Tochter hin, die wie eine Rose aufblühte. Leider! vergaß sie der Pflege. —

Drey Jahre waren nun hingeschwunden und mit ihnen die letzten Pfenninge. Die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens fingen allmählig an, Mutter und Tochter zu quälen. Ein Kleidungsstück nach dem andern wurde verkauft, statt der silbernen Löffel zinnerne angeschafft, und mit diesen manchen langen Tag nichts als eine dünne Suppe gespeist. Die Rosenwangen Theonens verbleichten und oft zitterte eine Thräne in ihrem schönen Auge, wenn sie in der Hand einer Jugendgenossinn ein Stückchen Kuchen sah. Noch schmerzlicher fiel es ihr, wenn sie ein Mädchen ihres Alters an einem Festtage in einem reinlichen schönen Kleide erblickte, und ihren ärmlichen Anzug damit verglich. Sonst hatte sie zum heiligen Christ und an ihrem Geburtstage reichliche Geschenke erhalten: nun war eine magere Torte an diesen Tagen ihre ganze Bescheerung. Wäre dieses dein ganzes Unglück gewesen, gute Theone! ich würde dich nicht beklagen. Daß du aber an der Seite deiner Mutter — eine Mutter vermißtest, das macht dich beklagenswerth, armes Kind! Da war niemand, der sich deiner Seele annahm, niemand, der die Begriffe deines Verstandes entwickelte und aufzuhellen suchte, niemand, der deinen Willen lenkte, der zu deinem Herzen sprach, der Gefühl für das Gute und Schöne in deinen jugendlichen Busen flößte.

Die Mutter sah sich genöthiget, irgend nach einem Mittel sich umzusehen, wodurch sie in den Stand gesetzt würde, sich und ihre Tochter zu erhalten. Sie grif nach dem leichtesten, weil sie selbst weder Geschick noch Lust zu irgend einer weiblichen Arbeit hatte. Sie schlug die Karten, machte die Trödlerinn, besorgte Versatz-Geschäfte für andere, verköstigte dienstlose Mägde, machte die Kaffee-Wirthinn, und öffnete ihre Stube denjenigen, die sich in der Dunkelstunde einander etwas ins Ohr zu flüstern hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naive Antwort.

Nicht eher als bis ganz den Tasso wir gelesen,
Sprach ich, Therese darfst du freyn:
Und sie darauf, — doch mit verschämtem Wesen —
„So wollen wir recht fleißig seyn.“

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 20. April.

Der Einzug der verbündeten Heere zu Paris.

Es ist vollbracht! die Bundesschaaren siegen,
Die Kreuzesfahnen wehen zu Paris.
Es ist vollbracht! durch Gottes Allmacht liegen,
Die Feinde nieder, wie es Gott verhies.
*) Empor gerichtet steht in Frankreichs Mitte,
Das heil'ge Zeichen, einst so frech zerstört,
Und wild verkehrt in zügelloser Sitte
Von Lästrern, die ein Freyheitswahn bethört!

Die wahre Freyheit, die von Gott gegeben,
Ein herrliches Panier des Glaubens ist,
Kann nur in unsers Mittlers Vorbild leben,
Deß hohe Kraft kein sterblich Aug ermißt.
Wohl siegt das Kreuz, der heil'gen Martyr Zeichen,
Zum zweytenmal der Retter einer Welt;
Des Glaubens Glorie hat uns über Leichen,
Ein unvergänglich Denkmal aufgestellt.

Du hoher Sinn, der von dem Kreuz zum Kreuze,
Die dornenvolle Bahn so herrlich ging,
Entbunden von der Erde eitlem Geize,
Selbst Gold um Eisen achtete gering;
Dir kann die arme Erde nimmer lohnen,
Dein Lohn ist göttlich, ewig wie die That.
Die starben, ehren ihre Martyrkronen;
Die lebten, sehn die Frucht der großen Saat.

Wie tapfer alle Brüder fochten, stritten,
Aus Albion, Rußland, Preußen, Oesterreich,
Die Baiern, Würtemberger, was sie auch gelitten,
Nie ward von Furcht die Heldenwange bleich.
Denn Alle hatten nur ein Ziel vor ihren Blicken,
Ein großer Sinn, regiert das große Werk.
Drum mußt es solchem Glauben sieghaft glücken,
Und Frankreichs Joch, zerbricht des Kreuzes Stärk.

Die Macht von Oben, will sie göttlich walten,
In menschlicher Natur, ist ohne Maaß und Ziel;
Sie kann im Augenblick die That gestalten,
Sie stürzt des frechen Uebermuthes Spiel.
Drum beugen wir in andachtsvollem Schweigen
Dankglühend uns der unsichtbaren Macht,
Und beten an das dreymal heil'ge Zeichen
Das uns als Sieger nach Paris gebracht.

Elise Bürger.

*) Wer erinnert sich nicht noch mit Schaudern der überall zerstörten Kirchen und Glaubenszeichen am Wege!

Sonnet
von Petrarca. N. VIII.
(Als er an Laura Tauben schickte.)

Am Fuß der Hügel, wo die schöne Hülle
Der irrdischen Gestalt Sie angenommen,
Die den, von welchem wir nun zu Dir kommen,
Oft weinend aufweckt aus des Schlafes Stille,
Durchlebten wir im Frieden frey die Tage,
Die Sterblichen, die alle Thiere lieben,
Furchtlos, zu finden, was uns zu betrüben

Auf unserm Gange unterwegens wage.
Doch für das Leben, welches wir vertrieben
Aus jenem andern heitern, nun verschmachten,
Ist uns, und für den Tod ein Trost verblieben,
Rach' über die, deß Hände her uns brachten.
An ihm wird fremde Hand Gewalt verüben,
In stärkern Fesseln wird er ewig schmachten.

G — r.

Standrede am Grabe Theonens.

(Beschluß.)

Unglückliche Theone! welch eine Schule mußte das für dich werden! Hier unter diesen Umgebungen war es, wo der Saame zu deinem Verderben ausgestreut wurde; hier war es, wo deinem Verstande für die Zukunft Schranken gesetzt, deinem Herzen die böse Lust nach sinnlichem Genusse eingeflößt und von deinen Wangen die holde Röthe der heiligen Schaam abgestreift wurde; hier war es, wo dir die Wahrheit gleichgültig, die Lüge geläufig und die Verstellung zur andern Natur wurde.

Ihr habt es aus Theonens eigenem Munde, zwey Tage vor ihrem Hintritte, vernommen, wie schnell der Uebergang vom Guten zum Bösen ist, und wie unausweichbar der erste Fehltritt hundert andere herbeyführt. Ihr saht die Thränen der bittersten Reue über ihre Wangen herabgleiten und ihr weintet mit ihr. — Wahrlich, sie war eurer Thränen werth, denn sie hatte bereut und strenge gebüßt — und Reue versöhnt.

Ein Zufall brachte unsere Theone in das Haus einer Dame, die an einen schwächlichen Mann verheirathet war und es mit einem Hausfreunde hielt. Dieses Verhältniß konnte nicht anders als nachtheilig auf Theonens Sitten wirken. Wie Vieles hörte und sah sie hier, was sie nie hätte hören und sehen sollen! Die Lage brachte es mit sich, daß sie die geheime Vertraute der Dame und des Hausfreundes werden mußte. Zeit, Gelegenheit und warmes Blut thaten das ihrige und Theone ward — zur Mitschuldigen. Man wird ohne meine Erinnerung errathen, daß Theonens Aufenthalt in diesem Hause von keiner langen Dauer seyn konnte. Die eifersüchtige Dame war die erste, welche nachtheilige Gerüchte von ihr ausstreute. — Von nun an sank die arme Theone immer tiefer. Ach! sie ahnete es nicht, denn dunkel sind die Wege des Lasters. Die Schaamhaftigkeit war von ihrer Seite gewichen, der Sturm der Leidenschaften in ihrem Busen aufgeregt, die Armuth drückend, die Zahl der Verführer zunehmend, und die Sünde allmählig zur Gewohnheit.

O daß ihr Jemand einen Spiegel hätte vorhalten können, um sich ganz darin zu erblicken. Sie würde vor sich selber gezittert haben, denn nichts ist häßlicher als eine unreine Seele in einem schönen Körper. —

Wir kommen zu dem wichtigsten Zeitpuncte in Theonens Lebensgeschichte.

Sie machte die Bekanntschaft eines Mannes, der unter dem Namen Ludwig die Achtung jedes Rechtschaffenen genoß. Er lebte in stiller Einsamkeit den Wissenschaften, floh alle rauschenden Zirkel und war nur dann seines Lebens herzlich froh, wenn er einem mitfühlenden Freunde in vertraulicher Unterredung mittheilen konnte, was in seiner Brust auf und nieder woogte. Theonens erste Erscheinung brachte in seiner Seele eine Wirkung hervor, die ihm bis auf diesen Augenblick unbekannt war. Er fühlte sich zu ihr hingezogen, weil er den reinsten Ausdruck der Unschuld in ihrem Auge zu lesen wähnte. Ihre naiven Aeußerungen, das Geständniß ihrer Armuth und eines bisher gänzlich vernachläßigten Unterrichts bewogen ihn, ihr Lehrer zu werden. Er sah sich genöthiget mit ihr von der untersten Stufe anzufangen, denn Theone konnte in ihrem 15ten Jahre weder lesen noch schreiben. Sie schien auch ihrer Seits für Ludwig Zuneigung gefaßt zu haben. Die Lehrstunden waren bestimmt und bereits im Gange. Ein Jahr war hingeschwunden und Theonens Fortschritte nicht von so glücklichem Erfolge, als Ludwig es erwartet und gewünscht hatte. Dennoch verlor er weder Gedult noch Hoffnung. Er war fest entschlossen, des Mädchens Glück zu gründen. Was nur immer in seinen Kräften stand, war er bereit dazu anzuwenden, seine Zeit, seinen Fleiß, sein zu

diesem Zwecke zurückgelegtes Ersparniß. Um der üblen Nachrede keinen Stoff zu geben, trachtete er nur allmählig Theonen in bessere Kleidung einzuhüllen.

Wie selig fühlte sich Ludwig, wenn er Theone durch ihn geschmückt, in einem reinlichen, nicht kostbaren, aber nettem Anzuge erscheinen sah! — Theone ward ihm von Tage zu Tage theurer. Geschah es, daß sie einmal einer Unpäßlichkeit wegen nicht in die Lehrstunde kam, so fühlte er eine Leere, die ihm unerträglich ward. Noch hatte er dem Gefühle, dieser Sehnsucht keinen Namen gegeben. Eines Tages entschlüpften seinem Munde die Worte: Theone! ich liebe dich, und kann nur durch dich und mit dir glücklich werden. Theone schwieg — aber ihr Blick sagte ihm, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Mehrere Wochen vergingen — und Ludwig wiederholte dieselben Worte. Theone sank an seinen Busen und flüsterte leise: Ludwig! auch ich liebe dich! Schöner dünkte ihm nun die ganze Schöpfung, das Räthsel seines Daseyns aufgelößt, und die Zukunft ein Weg mit Rosen bestreut. — Er war trunken von seligem Wonnegefühl. Aber, Theone, fuhr er nach einigem Stillschweigen fort — hast du auch bedacht, was du gesprochen? Du, ein Mädchen in der Blüthe der Jugend! Ich — auf der Hälfte meiner Lebens-Bahn! Ich hab es bedacht, antwortete sie — und ich fühle es, daß ich mit dir glücklich seyn werde. —

Von nun an ward ihm Theone sein erster Gedanke bey'm Erwachen, sein letzter bey'm Entschlummern. Er würde den Himmel ohne sie verschmäht, und die Hölle an ihrer Seite für ein Paradies gehalten haben. Kein Opfer würde ihm für sie zu theuer geworden seyn. Ludwig stand auf dem höchsten Gipfel seiner irdischen Glückseligkeit. Sich von einem edeln, reinen Mädchen geliebt zu wissen, füllte seinen Busen mit einem Meere von Wonne, schien ihm die letzte Gewährung aller seiner Wünsche.

Guter Ludwig! wie schrecklich mußte dein Fall von dieser Höhe, wie gräßlich dein Erwachen von diesem Freudenrausche seyn, als du entdecktest, daß diejenige, die du mit Engelsliebe liebtest, eine zur niedrigsten Wollust herabgesunkene gemeine Dirne sey! —

Schauder ergreifen ihn, der Schlaf entfloh, brennender Durst trocknete seine Lippen, namenlose Höllenqual jagte ihn von Stelle zu Stelle — sein Blick erstarrte — er sprach sein letztes Wort, es hieß: Theone! —

Seit dieser Zeit hat Niemand mehr einen Laut aus Ludwigs Mund gehört. Zwey Tage hat er weder Speise noch Trank zu sich genommen und unbeweglich saß er in seinem Zimmer auf der Stelle, wo er Theonens Geständniß der Liebe eingeschlürft hatte. Am dritten Tage schien ihn die wohlthätige Natur zu erquicken, indem sie seinen Augen Thränen gab. — Er aß und trank wieder und blieb stumm. Keinem Geschäfte vermocht er mehr vorzustehen; all sein Thun bestand darin, die Haare der Locke, die er einst von Theone empfangen hatte, zusammen zu flechten und dann wieder aufzulösen. —

Wie elend und unaussprechlich unglücklich Ludwig geworden — durch Theone geworden, brauch ich nicht erst zu erwähnen. Ob wohl Theone ihn ohne Erschütterung ihres Innersten in diesem Zustande hätte ansehen können? —

Bald nachher starb Theonens Mutter und sie stand allein in der weiten Schöpfung. Die Undankbarkeit, die sie Ludwig bewiesen hatte, war bekannt geworden, und hatte ihr die Achtung jedes rechtlichen Menschen entzogen. Die Gespielinnen ihrer Jugend traten ihr überall aus dem Wege, oder blickten seitwärts, wenn sie an ihr vorüber mußten. Der edle Jüngling wich ihrer Begrüßung aus, um nicht in den Verdacht ihrer Bekanntschaft zu kommen. Tief fühlte sie die Kränkung in ihrer Seele. Nach Liebe sehnte sich ihr Herz, und kalte Verachtung war ihr Lohn. — Sie verschwand nach einiger Zeit mit einem Wüstlinge, der ihr goldene Berge versprach, sie um all das Ihrige bestahl und mit einer Krankheit beschenkte, an deren Folgen sie vorgestern gegen Sonnenuntergang ihren Geist aufgab.

Ihr habt Theonen in ihrer Blüthe und in ihrem Moder gesehen. Ihr wart zugegen, als sie auf einem Karren, — ein Anblick des Erbarmens! — von den heftigsten Schmerzen gequält, hieher in das Spital ihrer Vaterstadt geliefert wurde. Was sie

litt, bis endlich ihr ganzer — sonst so schöner Körper, in Fäulung übergetreten war, geht über allen Ausdruck. Eben so groß war aber auch ihre Reue — die sie vor Gott zwar rechtfertigt, aber das Geschehene ewig nimmer ungeschehen machen kann. O, daß alle jungen Mädchen mich sähen, sprach sie noch am Vorabend ihres Todes — und aus meinem Beyspiele lernten, wie gräßlich die Folgen des Lasters sind! Daß sie in meiner Seele lesen könnten, wie der Gedanke mich martert, das Erdenglück eines braven Mannes vernichtet zu haben! — Wie kurz war die Lust; wie lange ist die Qual! Einst in den goldenen Tagen meiner Unschuld verabredete ich mit einer Busenfreundin, daß im Falle der Trennung die Zurückgebliebene der Vorangehenden einen Blumenkranz flechten, und ihr denselben auf den Sarg legen sollte. Gute Amalie! du kannst und darfst mir nicht Wort halten. Für mich hat der holde Frühling keine Blume mehr! — Noch stand ihr der entsetzlichste Augenblick ihres Lebens bevor. — Wenige Tage vor ihrem Ende wurde ihrer Krankenstube gegenüber ein stiller Wahnsinniger einquartirt. — An ihrem letzten Tage befiel sie gegen 3 Uhr des Nachmittags ein kleiner Schlummer. Der Krankenwärter hatte sich leise in einer Ecke gehalten, und in einem Buche gelesen. Auf einmal öffnet sich die Zimmerthüre, Theone erwacht — blickt hin, ruft: Ludwig! — „Theone!“ erwiedert mit dem Tone des Entsetzens der Mann, schwankt näher dem Bette, stürzt nieder und — ist nicht mehr. — Theone sah ihn zur Erde liegen, ihn, der sie einst so unaussprechlich liebte, richtete ihren Blick gen Himmel und stammelte mit heiserem Tone: Ludwig! —

Aerztliche Anzeige.

Bey dem häufigen Erscheinen der gefährlichsten Kinder-Krankheit, nämlich der häutigen Bräune (anginae membranaceae) die sonst so selten im Jahre beobachtet wurde, und die dem thätigsten Arzte bey seiner sorgfältigsten Pflege so wenig Beruhigung gewährt, findet sich unterzeichneter Arzt bemüßigt, und rechtlich verpflichtet, seine Mitbürger auf die schädliche Gewohnheit aufmerksam zu machen, die die gegenwärtige leichte Kleidung der Kinder mit entblößten Hälsen und beynahe ganzer Brustgegend zur vorzüglichen Begünstigung dieser schreckbaren Krankheit unstreitig beytragen muß.

Dieser schädliche Gebrauch, der auf die zarten Hals-Organe, die ihre genügende Ausbildung noch nicht erhalten haben, den nachtheiligsten Einfluß begründen muß, ist leider eine der vorzüglichsten Ursachen dieser gefahrvollen Krankheit, indem durch diese übelberechnete Abhärtungs-Vorliebe bey noch zarten Kindern die häufige Transspirations-Absonderung durch den grellen Wechsel der Atmosphäre zu schnell unterdrückt wird.

Es ist auffallend, daß Kinder, deren schwächliche Körperchen für alle nachtheilige Einflüsse so sehr empfänglich sind, in der zarten Blüthe ihres gebrechlichen Lebens, wo ihre Organe noch unausgebildet sind, sich jedem Wechsel der Temperatur ungestüm aussetzen sollen, während erwachsene Menschen ihre Körper in erwärmende Kleidungen verhüllen, und die fühlbaren Schädlichkeiten der wechselnden Jahrs-Perioden durch mehrere Erwärmung ihres Körpers, und bey vermehrter Schweißabsonderung durch sorgfältige Abhaltung jeder kühlen Luftzuströmung abzuhalten eifrigst bemüht sind.

Die nachtheiligen Folgen dieser übelberechneten Abhärtung äußern sich leider nun in einem Gemenge von Krankheiten, die für die Population sehr verheerend sind, und wobey die häutige Bräune eine der vorzüglichsten Krankheiten ist. Dazu kommt noch, daß diese Krankheit, wenn sie einmal ein Kind in einer Familie befallen hat, sich gewöhnlich ungemein schnell auf die übrigen Kinder fortpflanzt.

Hierin möchte also wohl der geeignete Grund dieser nun häufig beobachteten Kinder-Krankheit, und ihre schnelle Verbreitung begründet liegen.

Ich wünsche zum gemeinnützigen Wohle, daß diese gedrängte Anzeige von den redlichen Familienvätern vorzüglich zur Abhaltung dieser fürchterlichen Krankheit durch eine mehr sorgfältige warme Kleidung ihrer lieben Kinder gewürdiget werden möchte.

München, den 19. April 1814.

v. Leuthner,
königl. baier. Hof- und Stabs-Arzt, des königl. Pagen-Hauses Medicus, und practischer Stadtarzt.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 23. April.

Rückkehr

von

Friedrich Thiersch.

Steigt herab aus leuchtender Himmelswölbung
Und beschaut mit freundlichem Strahl den Erdkreis,
Ihr, die sanft der Menschen Geschlecht beglücket,
Tugend und Treue!

Und du auch, o Scheu, mit der holden Wange,
Der das Recht nachfolgt und des Maaßes Ehrfurcht,
Kehret heim, erhabene Fraun, den freudvoll
Rufenden Völkern.

Nicht die Schuld, nach Hohn und der Frevel Schrecken
Werden mehr wild haußen in eurer Wohnung,
Noch um euch des Mords und des bleichen Elends
Jammer erschallen.

Denn des Lichtes freundlichem Reich entstürzend
Sank in Nacht grauuvoll des Verderbers Heerschaar:
Hinter ihr verschließet die ehrnen Pforten
Donnernd der Abgrund.

Und es sinken feyernd den Tag der Freyheit
An die Brust freudvoll sich der Erde Völker,
Dankend hebt sie selbst die gelößten Arme
Auf den Erretter.

Aus dem Blut der Helden emporgeschossen
Grünen hoch der Ehr' und des Friedens Palmen,
Und mit Kränzen strahlenden Ruhms geschmückt
Pranget die Heimath.

Kehret heim, daß euch in entsühnten Tempeln
Euer Volk, holdselige! fromm verehre,
Und um euch der goldenen Gaben Fülle
Frölich emporblüh.

Gedanken und Einfälle.

Es ist die Aufgabe und das Räthsel des Daseyns, zugleich Eines zu seyn und Alles, sich in der Bestimmtheit einer individuellen Existenz zu behaupten, und doch alle die verschiedenen und entgegengesetzten Formen des Seyns zu begreifen und in sich aufzunehmen, und jedes Leben mitzuleben. Jenes wird erreicht durch das Bewußtseyn und den Willen, dieses durch die Erkenntniß und die Liebe. In der Erkenntniß werden die Dinge Eins mit uns, in der Liebe wir mit den Dingen. Wie aber durch das Erkennen und Lieben die Dinge unser werden, so erkennen und lieben wir auch in den Dingen nichts, als was unser ist, oder uns selbst in den Dingen. Wovon nicht schon etwas in uns ist, was nicht, möcht' ich sagen, wir selbst in fremder, äusserer Erscheinung ist, das ist für uns gar nicht da. Jede neue, erleuchtende Erkenntniß, jedes Erwachen der Liebe ist ein sich selbst Wiederfinden nach einer langen Abwesenheit. Erstaunt erkennen wir das bekannte Wesen in der fremden Hülle: es ist, als hätten wir diese Wahrheit schon einmal erkannt, diese Gestalt schon einmal gesehen und geliebt. Ja, wenn

es dem Menschen vergönnt wäre, ein Wesen zu finden, was er in seiner innersten Natur, nach allen seinen Seiten ganz und vollkommen erkennen und lieben könnte, so würden die beyden Wesen als wahrhaft Eins, nicht mehr getrennt und außereinander existiren können, sondern im höchsten Genuß der Liebe Eines im Andern in süßem Tode untergehen, wie nach der Sage der Geisterseher stirbt, wenn er sich selbst gesehen. — Und so trägt der Mensch das All in sich, in seinem Innern, die Wahrheit und die Schönheit, seinen Himmel und seine Hölle; ihm ist die ganze Welt ein Spiegel seines Wesens, wie er umgekehrt ein Spiegel der Welt ist.

Der Haß ist nichts als umgekehrte Liebe, dem Wesen nach dasselbe, nur der Form und Erscheinung nach verschieden. Er ist gut, wie es die Liebe ist. Nur das zwischen Beyden Inneliegende, die Gleichgültigkeit, ist verwerflich; sie ist das wesentlich Vernichtende, der wahre Tod. Es gibt eigentlich kein rein gleichgültiges Verhältniß, wie es überhaupt keine reine Nullität gibt. Aber jedes Verhältniß ist sündhaft, was nicht aus Erkenntniß oder Liebe hervorgeht; denn außer diesen Ideen kann nur ein gemeiner, bürgerlicher Zweck, ein niedrer, irdischer Vortheil zu Grunde liegen. — So kenne ich nichts Abscheulicheres und Verruchteres als die gewöhnlichen Philister-Ehen, weil sie gerade das Heiligste aller Verhältnisse, den höchsten und letzten Zweck der Welt und des Lebens entweihen, und in den Schlamm der Gemeinheit herabziehen. Deßhalb hat auch die Gottheit den Fluch darüber ausgesprochen, den Fluch des Vergehens, der langsamen Vernichtung, der sich forterbt auf das ganze dürftige Geschlecht, da der reinen Seele, dem kraftvollen, muthigen Kämpfer gegen die Macht der Welt die Liebe den ganzen Himmel herniederbringt.

Wie wenig hat sich doch unsre Zeit, trotz aller ihrer gerühmten Aufklärung, noch in den meisten Lebensverhältnissen über die hergebrachten Begriffe und Vorurtheile erhoben! Wie verkehrt und ungerecht ist daher noch immer das Urtheil der bürgerlichen Gesellschaft über den Werth und Unwerth der Menschen und Sachen, so, daß der freyere, hellere Sinn, das richtigere Gefühl mit Jener im schneidenden Widerspruche und im wahren Kriegszustande sich befinden müssen! — Allgemein z. B. sieht man die öffentlichen Mädchen, die sich Jedem um Bezahlung hingeben, mit Verachtung an, und zwar mit Recht; denn es gibt wohl keine tiefere Erniedrigung der menschlichen und weiblichen Natur als diese. Dagegen erhalten aber jene Frauen, die sich nach dem Wunsche ihrer Familie oder aus eigner Wahl mit einem Manne verheirathet haben, der sie nicht lieben, weil es, wie man zu sagen pflegt, eine vortheilhafte Parthie war, und sie eine gute Versorgung fanden, in der bürgerlichen Gesellschaft alle Ehre und Achtung, ja man lobt sogar ihre Verständigkeit, und nennt eine solche Ehe ohne Liebe eine vernünftige Ehe. Aber welcher wesentliche Unterschied ist denn zwischen diesen Frauen und jenen öffentlichen Mädchen? Ist es nicht wahrhaft ziemlich einerley, ob man sich Vielen auf einige Stunden für den Unterhalt des Tages oder Einem auf das ganze Leben für eine lebenslängliche Versorgung verkauft? Von einer Concubine gar unterscheidet sich eine solche Frau, die um der Versorgung willen geheirathet, durch nichts weiter, als durch die Form ihrer Verbindung. Und wie vermöchte jemals auch die heiligste Form das an sich Schändliche ehrbar und gut zu machen! — Wenn man nun hiezu noch bedenkt, daß die öffentlichen Mädchen und Concubinen gegen den Mann, dem sie augenblicklich oder dauernd angehören, keine Rechte besitzen, und keine andere Ansprüche als auf Unterhalt und Belohnung machen, die erwähnten sogenannten honetten Frauen aber bey ihrem Unwerth gleiche Rechte und eine achtende Behandlung verlangen; daß Jene einzig darauf denken und Alles anwenden, den Männern, denen sie sich ergeben, zu gefallen und Vergnügen zu machen, daß sie die Reize ihres Körpers zu erhalten und zu erhöhen suchen, und sich häufig durch mancherley Künste, ja oft durch Gewandtheit und Bildung angenehm und interessant

zu machen wissen, während diese, sobald sie in den sichern Versorgungs-Hafen der Ehe eingelaufen, sich und ihren Mann vernachläßigen, und in dumpfer Beschränktheit und Langweiligkeit einen Tag wie den andern fortwirthschaftend, dem, der sie theuer erkauft, weder Vergnügen noch Unterhaltung gewähren; daß endlich Jene so häufig die Noth der Dürftigkeit, Verführung und ein übermächtiges Temperament in ihre Verhältnisse hineingedrängt, diese aber, in anständigen, wohlhabenden Familien erzogen, weder die Verleitung der Noth, noch der Verführung, noch bey ihrer ohnehin auch dürftigen Natur, des Temperaments zu ihrer Entschuldigung anführen können: wenn man das Alles bedenkt, so kann man sich kaum erwehren, diese ohne Liebe, um der Versorgung willen sich verheirathenden Frauen fast noch tiefer, als die Klasse der öffentlichen Mädchen und der Concubinen zu stellen. Wie schändlich ist die immer mehr statt findende Männerfischerey der Mädchen und Kuppeley der Mütter! Wie empörend ist es für den Mann, zu sehen, wie man sich mit dem täuschenden Schein der Liebe alle ersinnliche Mühe gibt, ihn, so wie er nur irgend heirathbar ist, in das Netz der Ehe zu locken, und als Versorgungs-Anstalt zu benutzen! Wie viel ehrlicher wenigstens sind jene Freudenmädchen, die sich für nicht besser geben, als sie sind, und niemals doch ein edleres Herz um das ganze Glück seines Lebens betrügen! — —

Nach der wahren, innerlichen Bedeutung des Worts ist, im weitern Sinne, jede Hingebung ohne Liebe, im engern Sinne, wenigstens jede Hingebung um des Vortheils willen Hurerey. Ob dieser Vortheil nun in Geld oder Geschenken oder in Versorgung, günstigen Familienverbindungen, Einfluß, Ansehen und Rang bestehe, ist wesentlich einerley. Eine Ehe ohne Liebe ist nur ein privilegirtes Concubinat, wie ein Concubinat aus wechselseitiger Liebe eine gesetzwidrige Ehe ist. Selbst ein Hingeben an Viele, wenn es aus Neigung geschieht, kann im moralischen Sinne nicht Hurerey gescholten werden, und bloß die Unbeständigkeit des Sinnes, die Oberflächlichkeit der Neigung und die Unkenntniß, der Mangel wahrer, tieferer Liebe kann Tadel und Bedauern verdienen. Wie sehr verändert sich nach diesen natürlichen, unserer bürgerlichen Gesellschaft noch so fremden Begriffen die Würdigung der Menschen und der Lebensverhältnisse! Wie viele unsrer ehrbaren Frauen, die sich mit ihrer vermeintlichen Tugend nicht wenig brüsten, sinken hiernach tief unter manches Weib herab, deren verruchten Lebenswandel sie nicht oft und nicht laut genug tadeln zu können glauben! Aber diese Frauen haben auch Ursache, Alles anzuwenden, um die herrschende Verwirrung der Begriffe zu erhalten, der sie allein ihre äußere Ehre und Existenz verdanken. Denn wenn man sie plötzlich für das erkennte, und als das behandelte, was sie sind, so würde nicht bloß ihr Ansehen, sondern oft auch ihre Existenz gefährdet seyn, da sie unmöglich neben den feineren, gewandteren, reizenderen Freudenmädchen aufzutreten im Stande wären. —

Wie wünschenswerth, wie nothwendig ist übrigens eine Umgestaltung und Regeneration der Geschlechts-Verhältnisse in unsern modernen Staaten, die sich ganz von Natur und Wahrheit entfernt haben, und denen daher auch Glück und Zufriedenheit fremd geworden sind. Ein Blick um uns her überzeugt uns von ihrer völligen Zerstörung und Auflösung, und so lange nicht wieder die bürgerlichen Einrichtnngen mit den besseren Gefühlen und Foderungen des Herzens in Eintracht kommen, werden kräftigere Naturen, unbekümmert um das Geschrey der verworfenen Menge, die den Buchstaben für sich hat, immer nur dem höheren Geiste folgen, und die Freyheit des Herzens gegen die Sklaverey des Herkommens behaupten.

Der Werth der Frauen richtet sich nach dem Grade ihrer Liebefähigkeit und Liebenswürdigkeit. Jene bestimmt den moralischen, diese den ästhetischen und gesellschaftlichen Werth. Leider! daß beyde so selten in hohem Grade vereinigt sind; da doch nur aus der Vereinigung beyder Eigenschaften Glück und Heil hervorgeht. Liebefähige Frauen, die nicht lie-

benswürdig sind, sind unglücklich, und liebenswürdige, die nicht liebefähig sind, gefährlich und verderblich. Die Letzteren sind die eigentlichen Koketten, die unstreitig die verworfenste Klasse der Weiber ausmachen, und tief unter den blos wollüstigen Weibern und selbst unter den Hetären stehen, da diese doch wenigstens körperliche Wärme und Zuneigung besitzen. Ein Weib ohne Liebe aber ist so abscheulich, als ein Mann ohne Ehre. Denn die Liebe ist den Frauen, was die Ehre den Männern ist, so wie der Liebenswürdigkeit des Weibes die Kraft des Mannes entspricht. Es fragt sich übrigens, ob ein Weib ohne alle Liebefähigkeit wahrhaft liebenswürdig seyn könne? — Für den, in dessen Sinne das Gemüthliche vorherrscht, läßt sich die Frage bestimmt mit Nein beantworten. Hiernach würde dann die wahre Liebenswürdigkeit der Frauen durch ihre Liebefähigkeit und vielleicht auch wohl diese durch jene in so weit mindestens bedingt, als die Liebe auch sonst unscheinbare, ja selbst unangenehme Frauen erhebt und verschönert, so daß also liebenswürdige Frauen immer auch, bis auf einen gewissen Grad wenigstens, liebefähig seyn müßten, und liebefähige stets, wenigstens durch ihre Liebe, einigermassen liebenswürdig wären.

Aus jedem einseitigen Extreme entsteht nothwendig ein Entgegengesetztes, und nur aus dem Kampfe entgegengesetzter Einseitigkeiten kann die Einheit der Idee hervorgehen, wie in einem Cirkel nur durch das Zusammenstossen der aus entgegengesetzten Punkten der Peripherie ausgehenden Radien der unbekannte Mittelpunkt sich zeigt, in dem sich alle Radien vereinen. Das Ganze wie das Einzelne muß alle Einseitigkeiten durchgehen, um zur absoluten Bildung zu gelangen, und nur durch den Irrthum geht der Weg zur Wahrheit und durch die Sünde zur Tugend.

Von der Witterung im Monat May 1814.

Vom 1. bis 5 wird es sich zum schönen Wetter einrichten. Vom 6. bis 12. ist allermeist sehr schönes Wetter zu erwarten; es bleibt zwar dann auch im Ganzen noch ziemlich schön, aber die Abende sind beynahe täglich bis zum 18. unsicher vor Regen oder Gewitter. Noch mehr wird jetzt die Neigung zu Regen, Hagel und Gewitter zunehmen, und es wird auch zu gewaltigen Ausbrüchen kommen, bis es nach dem ersten Viertel den 27. wieder anfängt, sich aufzuheitern, von wo es nachher schon bis gegen Ende des Monats schöne Tage hoffen läßt. — So groß und häufig waren die Sonnenflecken seit 2 Jahren nicht, als im verflossenen Monat April, und sie entwickelten auch eine grosse Menge Licht und Wärme; hätten wir diese Energie der Sonne im Januar gehabt, die Bäume hätten müssen ausschlagen oder gar zu blühen anfangen, und wir können uns nur allein hieraus die große Hitze im vorigen Monat erklären. Sohin wird dann auch erst jezt begreiflich, daß es sehr warme Winter geben kann, wie z. B. der von 1172, da in Teutschland schon im Monat Januar die Bäume ausschlugen, und zu Anfang Februars die Vögel brüteten; jenes geschah 1186 im Januar sogar an der Ostsee; 1287 geschah dieß zu Kostanz um Weihnachten schon, und 1289 und 1290 behielten die Bäume die Blätter bis sie neue bekamen allemal den Winter hindurch; 1343 war im Winter eine solche Hitze in Teutschland, daß man das Getreide durchs Abmähen vor dem Vertrocknen schützen mußte, und 1420 trugen mehrere Baumarten zweymal Obst. Dieses kann keine Constellation bewirken, sondern nur die Sonne. Trifft eine solche Sonnenhitze auf den Juny, July und August, dann ist es viel übler; wie z. B. 1473, da sich vor Trockniß die Erde spaltete, da man über die Donau waten konnte, da die meisten Wälder, der Böhmerwald, Schwarzwald, der Harz u. s. w. mehrere Quadratmeilen in Flammen standen, da die Gipfel der Berge rauchten, da aus den Wurzeln der Bäume helle Feuerflammen kamen, da die Häuser sich entzündeten, aus Mangel an Wasser nicht gelöscht werden konnten, und auch deßhalb alle Mühlen standen. Bey weitem ist es nicht so arg, wenn der Licht-Mangel der Sonne auf Winter oder Sommer trifft.

Der Autor und sein Verleger.

A.

Ich lese keine Bücher, als die ich selbst geschrieben.

B.

So ist denn Ihren Werken Ein Leser doch geblieben!

J. K. Höck.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 27. April.

Ehrenrettung der Frauen.

(Schreiben an den Redacteur des Gesellschaftsblattes.)

Was, ums Himmelswillen, verleitete Sie, mein Herr, in dessen Aufsätzen sich doch sonst eine so innige, auf wahre Werthschätzung gegründete Verehrung der Frauen ausspricht, Verunglimpfungen des weiblichen Geschlechts, wie Sie in einem der sogenannten Gedanken und Einfälle (Gesellschaftsblatt Nro. 32) enthalten sind, in Ihrem Blatte Raum zu gönnen! Sie sind nur dann zu entschuldigen, wenn Sie, wie es auch zu vermuthen steht, diese unsinnigen Einfälle nur als eine psychologische Merkwürdigkeit und als einen Beweis aufnahmen, wie weit sich die menschliche Vernunft von dem rechten Wege verirren kann. Und dann freylich verdienen Sie sogar unsern Dank! Sie haben besonders dem weiblichen Geschlechte eine Lehre gegeben, die es nicht genug beherzigen kann. Sie haben ihm gezeigt, wer den Werth der Tugend verkenne — nur Solche, die Liebe und Wollust für Eins, die himmlische Urania für Venus Kloacina; weibliche Würde, Keuschheit, Schaam, und alle schönen Tugenden der Häuslichkeit für Nichts; Hingebung des Weibes, im sinnlichsten Sinne genommen, für Alles halten; — die die Liebenswürdigkeit des Weibes durch ihre Liebefähigkeit — zu teutsch, ihre Lust an den Genüssen der Sinnlichkeit — bedingen, kurz Solche, die es wagen können, den Abschaum, nicht der Menschheit, sondern der Thierheit, die sogenannten Freudenmädchen mit Frauen zu vergleichen, (und Letztere sogar durch diese Vergleichung verlieren zu machen) die sich durch ihre Tugenden schätzenswerth gemacht, und denen die bürgerliche Gesellschaft einen ehrenvollen Namen nicht versagen konnte. Mag der Verfasser seine schnöde Absicht noch so sehr hinter schöne Worte von Freyheit, höherm Geiste, kräftiger Natur ꝛc. ꝛc. verstecken, mag er sie noch so sehr mit einem Wust dunkler Phrasen bemänteln, der Satyr verbirgt sich doch trotz all' dem Gerede nicht; nur zu deutlich sieht man die höhnische Physiognomie hervorgucken und auf die Wirkung lauern, die sein lästerliches Geschreibsel auf die Herzen jener Frauen machte, die vielleicht durch Kälte und Verachtung die Rachsucht dieses Bösen gereizt, und ihn vermocht haben, zur leichtern Erreichung seiner sträflichen Absichten ihnen die Ehre zu rauben, in deren Gefühl sie ihm Widerstand zeigten, ihren Stolz und ihre Würde dadurch zu beschämen, daß er sie öffentlich unter die verabscheuungswürdigsten Geschöpfe, die Schande der Menschheit, herabsetzte.

Vergönnen Sie mir, daß ich dem Verfasser Schritt vor Schritt folge, nicht ihn zu widerlegen, denn die Widerlegung liegt in jedem gesunden Menschenverstande, sondern seine wahren Gesinnungen hinter dem Deckmantel der Worte hervorzusuchen, die vielleicht manch' Gemüth durch ihre anscheinende Gründlichkeit bestürzen und verwirren, manchem friedlichen Herzen durch ihre Anmaßung Furcht einjagen könnten.

„Wie verkehrt und ungerecht“, sagt er gleich im Eingange, „ist noch immer das Urtheil der

bürgerlichen Gesellschaft über den Werth und Unwerth der Menschen und Sachen, so, daß der freyere, hellere Sinn, das richtigere Gefühl mit Jener im schneidenden Widerspruche und im wahren Kriegszustande sich befinden müssen"! und nun gleich darauf: „Allgemein z. B. sieht man die öffentlichen Mädchen, die sich Jedem um Bezahlung hingeben, mit Verachtung an", hintennach kömmt nun ein „zwar mit Recht" angehinkt, das aber eben so leicht hätte weggelassen werden können, da es nur einer der Lappen ist, aus denen sich der Verfasser einen nothdürftigen Deckmantel seiner Absichten zusammengeflickt hat.

„Dagegen erhalten aber jene Frauen, die sich nach dem Wunsche ihrer Familie oder aus eigner Wahl mit einem Manne verheirathet haben, den sie nicht lieben, weil es, wie man zu sagen pflegt, eine vortheilhafte Parthie war, und sie eine gute Versorgung fanden, in der bürgerlichen Gesellschaft alle Ehre und Achtung, ja man lobt sogar ihre Verständigkeit, und nennt eine solche Ehe ohne Liebe eine vernünftige Ehe". So! also die Frauen verheurathen sich. Ich dachte immer, es wäre Gebrauch der Männer die ersten Schritte bey einem Heurathsantrag zu thun. Geschieht einmal eine Liebeserklärung a la Gurli, oder kommt eine von Seite des Weibes erzwungene Heurath zu Stande, so erregt das Benehmen der Frau allgemeinen Tadel, man findet es lächerlich und abgeschmackt, und wirklich ist ein Wesen, das so seine Würde aus den Augen verlieren kann, entweder eine verjährte Kokette, oder eine hirnlose Mannssüchtige, — Fälle, die indessen zum größten Glücke nicht so sehr häufig sind, daß man sie als eine Regel ansehen, und darnach beurtheilen dürfte. — Bey dieser Gelegenheit fällt uns auch ein, wer doch wohl den Ausdruck: „reiche Parthie," erfunden haben mag, der meistens von einem reichen Mädchen gesagt wird. Dieser wirklich zweydeutige Ausdruck, von dem man nicht weiß, ob er eine Lust- oder Spielparthie bezeichnen soll, ist so geläufig geworden, daß man von einem heurathbaren Mädchen nicht mehr fragt: „ist sie gut? ist sie schön? welche liebenswürdige Eigenschaften zeichnen sie aus?" sondern bloß: „ist sie eine reiche Parthie?" Und wird diese Frage bejaht, so ist es gerade, als ob alle andern Tugenden und rühmlichen Eigenschaften darunter verstanden wären, so sehr bewirbt man sich um ein solches Mädchen, und der Mann, der die reiche Beute davon trägt, wird glücklich geschätzt. Nichts destoweniger würden wir Anstand nehmen, alle Männer, die dergleichen reiche Parthien gemacht, auf irgend eine Weise mit dem Banditen in Vergleichung zu setzen, der auf offener Straße mordet und stiehlt, bloß weil dieser, wie jener, auf Reichthümer ausgegangen, und nur in der Art, wie beyde sich ihrer zu bemächtigen wußten, die Verschiedenheit liegt. Noch viel weniger möchte ich sagen: „Um wie viel ehrlicher ist nicht dieser Bandit, der mir nur einen kleinen Theil meines zeitlichen Vermögens nimmt, oder selbst wenn er das Ganze genommen, mir doch nicht, wie du, die Ruhe und Zufriedenheit der Seele entzieht — „ein edleres Herz doch nicht um sein ganzes Lebensglück betrügt." — Und doch — wenn man diese Vergleichung wirklich anstellen wollte, wie viel mehr Berührungspuncte bieten sich nicht zwischen dem Banditen und dem Manne dar, der aus Habsucht oder um sich zu einer Stufe des Glückes zu schwingen die Eroberung eines reichen Mädchens zu machen sucht, — als zwischen der Frau, die um der Versorgung oder anderer Gründe Willen, die der Verfasser ohne Ausnahme zuläßt, eine Wahl trifft, und der Lustdirne —? Es ist eine widernatürliche Erscheinung im Wesen des Mannes, daß er die Mittel, die er edler durch die eignen ihm verliehenen Kräfte zu Erreichung eines wünschenswerthen Glückszustandes ins Werk setzt, verschwendet und ohne Mühe, bloß durch eine Formalität, an die er sich zu binden nicht für gedrungen hält, dieses Glück zu fassen sucht. Eine sogenannte reiche Parthie verträgt sich schlechterdings nicht mit der Ehre des Mannes, da hingegen eine Ehe der Versorgung wegen dem Charakter des Weibes keine Schande bringt.

(Der Beschluß folgt.)

Vaterländische Kunst.

Lythographie. XXXVIII. Heft.

Erstes Blatt. Zwey Krieger nach L. Carracci von Hrn. Strixner in demselben Geiste und derselben Manier, wie die schon öfter in früheren Heften angezeigten ähnlichen Darstellungen jenes Meisters. — Zweyte Nachahmung. Alpheus verfolgt die badende Nymphe Arethusa; im Augenblicke, wo er sie zu umfassen glaubt, umarmt er eine Wolke. Während Kupido den Pfeil auf ihn abdrückt, streckt Diana der Fliehenden die hülfreiche Hand entgegen. Zeichnung nach Diepenböck von Hrn. Piloty in der Kreidenmanier. Die Ausführung ist in ihren Umrissen kräftig und bestimmt, und nicht minder zart und fleißig in Behandlung der Schatten und Lichter. —

Dritte Darstellung. Der Kalvarienberg — Christus am Kreuze zwischen den beyden Missethätern — nach einer getuschten Federzeichnung des Christoph Schwarz. Der Künstler hat diesen Entwurf wahrscheinlich irgendwo im Großen ausgeführt, und zwar als Grabmalgemälde einer zahlreichen Familie, die auf beyden Seiten des Hügels, nach dem Geschlechte abgetheilt, knieend betet. In der Mitte ist eine leere Tafel angebracht, wahrscheinlich um die Namen der Verstorbenen nach und nach darauf zu setzen. Das Ganze ist von der Art, daß dessen Anordnung leicht hätte symetrisch werden können; Schwarz hat darum durch Mannigfaltigkeit der Linien und deren sanften Abweichungen sehr verständig vorzubeugen gesucht. — In einzelnen Figuren, die zu diesem Ganzen zweckmäßig gruppirt sind, herrscht viel Andacht, und ein zartes religiöses Gefühl. Hr. Strixner hat diesen Geist mit den flüchtigen Zügen seiner Nachahmung trefflich verbunden. Viertes Blatt. Die Ansicht einer See, die nah und ferne darauf sich befindlichen Schiffe sind vom leichten Sturm bewegt. Die Nachahmung nach J. Leyden ist von Hrn. Strixner in rother Kreiden-Manier. Fünfte Darstellung. Der Kopf des Nikodemus, Kontur nach einem Gemälde Raphaels von Hrn. Piloty. Dieser Mund, dieser Blick zeugen von Ernst und Festigkeit eines nach Wahrheit forschenden edlen Charakters, wie er auch ganz diesem Bessern, aus der verdorbenen Secte der Pharisäer eigen war. —

Sechste Nachahmung. Der Knabe Johannes. In seiner Rechten das Kreuz haltend, stüzt er sich mit der Linken auf einen Felsen. Ein fremder Gegenstand scheint seine ganze Seele zu fesseln; es ist, als wäre er so eben dadurch in seiner Betrachtung über das Kreuz gestört worden, und schenke ihm jetzt einen Augenblick seine ungetheilte Aufmerksamkeit. Dieser Moment ist trefflich geschildert. — Ueber die rechte Schulter hinab ist der nackte Körper mit einem Schaaffelle bekleidet, das um die Lenden ein Gürtel befestigt. Gesundheit und Fülle der Kraft regt sich in allen Gliedern, und zeigt die künftige Bestimmung dieses Kindes als Mann. — Paul Veronese gab das Original zu dieser Nachahmung, die wir dem Kunstfleiße des Hrn. Piloty verdanken. —

XXXIX. Heft.

Erste Darstellung. Eine Bauernscene. Ein Vater theilt Nahrung unter seine Kinder aus. Wie wahr, und in seinem ganzen Charakter erschöpft Ostade die Gemeinheiten dieser Menschenklasse in häuslichen Verhältnissen, Schenken u. dergl. aufzufassen und darzustellen wußte, davon gibt uns auch dieser flüchtige Entwurf einen hinlänglichen Beweis. Hr. Strixner hat diese Nachahmung in getuschter Federzeichnungsmanier sehr täuschend geliefert. —

Zweytes Blatt. Ein Löwe hält einen flüchtig gegangenen Hirsch auf seinem Rücken gepackt. Wir haben schon einmal einen ähnlichen Gegenstand von Alb. Dürer angezeigt. Daß dieser große und in der Kunst vielseitig gebildete Künstler auch solche Gegenstände geistreich, und auf eine eigene Weise mit ausnehmender Wahrheit zu behandeln verstanden hat, davon gibt uns dieses äußerst nette, im Geist des Originals durch Hrn. Strixner gefertigte Nach-

Bild in der Federzeichnungsmanier eine glänzende Probe.

Dritte Nachahmung nach Benvenuto Cellini von Hrn. Piloty. Apollo mit Pfeil und Bogen bewaffnet, zu seinen Füssen ein Thier, wovon der Kopf einem Löwen ähnelt, der hintere Theil aber in schneckenförmiger Krümmung sich endet. Die Stellung der Füsse scheint uns mit der sonst besseren Haltung des oberen Körpers nicht in der besten Uebereinstimmung.

Viertes Bild. Ein Kopf im Profil nach G. A. Weyer. Trefflich hat der Künstler die fröhliche Miene und den schmachtenden Blick in dem Seiten-Umrisse dieses Kopfes dargestellt. Mit dem Ausdrucke des Affects aber ist zugleich die ganze Stellung des Kopfes in eine geistvolle Zusammenstimmung gebracht. Die Lichter sind eigens aufgetragen, voll Kraft und Wahrheit. Dieser Vorzüge des Originals kann mit Recht auch diese Nachahmung sich rühmen, die wir der Geschicklichkeit des Hrn. Piloty verdanken. —

Fünfte Darstellung. Eine sitzende Maria hält den ewigen Sohn stehend auf ihrer Schooß. Sie blickt hinab auf den zu ihren Füssen ruhenden Engel, der die Zitter spielt. Das heil. Kind scheint nach dem Kelche zu reichen, den Johannes der Evangelist zu seiner Rechten emporhebt. Links steht der heil. Franziskus, er hält das Kreuz und legt im innigsten Gefühle der Andacht und Demuth die beyden Hände auf die Brust. Oben zu beyden Seiten tragen zwey Engel die doppelten Flügel des Thronhimmels. Eine in der Kreidezeichnungsmanier verfertigte Nachahmung eines Oehlgemähldes von Rottenhammer, das sich in der königl. Gallerie zu München befindet. —

Der jugendliche Ernst des liebevollen Johannes, und die Inbrunst des strengen Asketen Franziskus stehen in sanftem Kontrast zu Mariens göttlicher Ruhe, und des Kindes fröhlichem Sinne. Die Drappirung der Gewänder ist edel und im breiten Style vorzüglich bey Johannes ganz vortrefflich. Hr. Piloty hat all das Schöne jenes lieblichen Gemähldes in diesem kräftigen Nachbilde mit ungemeinem Gefühle und großer Geschicklichkeit dargestellt. —

Sechste Nachahmung. Der Kopf eines jungen Faunes nach dem Gemälde Corregio's in der königl. Gallerie zu München. Die Zeichnung dieses Kopfes in einer schweren, nach unten zu verkürzten Stellung; der Charakter und Ausdruck seines schalkhaften Lächelns; die breiten Formen und das mannigfaltige Leben in den Muskeln, Alles ist bis zur Vollendung trefflich dargestellt. Zugleich ist aber auch die Behandlung dieser Nachahmung in der Kreiden-Manier so wahr und täuschend, daß man in ihr den breiten, markigen Pinsel des Originals, und wiederum das Zarte und Harmonische in den Halbtinten nicht verkennen kann. Dem Hrn. Piloty gebührt hierüber wahrhaft ein vorzügliches Lob. —

S—th. —

Bekanntschaft der Portugiesen mit den Werken teutscher Gelehrten.

Daß schon vor 50 Jahren am äußersten Ende des westlichen Europa teutsche Gelehrte mit Achtung genannt worden, würde vielleicht von Manchem bezweifelt werden, wenn nicht ein über alle Einwendungen erhabenes Zeugniß solches bestätigte. Es werden nämlich in den Instructionen für die Lehrer der alten Sprachen und der Redekunst, die dem Edicte des Königs Joseph Emanuel von Portugal vom 28. Jun. 1759, in Betreff der Verbesserung der öffentlichen Lehranstalten, beygefügt sind, nicht allein Morhof's und Walch's Schriften angeführt, sondern auch die Werke eines Basilius Faber, Scapula, Schopp, Cellarius, Schurzfleisch, Heineccius und J. M. Gesner, als vorzüglich zum Gebrauche empfohlen. Jene königliche Verordnung und Instructionen, die auch in anderer Rücksicht interessant sind, finden sich, teutsch übersetzt, in der Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen. Samml. 1. S. 71 — 100.

J. K. Höck.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 30. April

Ballade aus dem Englischen.

„Komm, frommer Eremit im Thal,
Führ auf verlaßnem Pfad
Mich hin, wo dort im Lampenstrahl
Sich, gastlich leuchtend, naht."

„Denn hier verlier' ich irrend mich,
Mit müdem, schwerem Tritt,
Wo Wildniß ohne Ende sich
Vermehrt mit jedem Schritt."

„Nein," ruft der Eremit, „verhüt'
Der Nacht Gefahr, o Sohn,
Dich zum Verderben lockend flieht
Treulos der Spuck davon."

„Dem Kind der Noth, das heimatlos,
Schließ ich die Thüre nie,
Zwar meine Gabe ist nicht groß,
Doch gerne geb' ich sie."

„Drum kehre ein, und theile frey,
Was meine Zelle faßt,
Ein sparsam Mahl, ein Bett auf Streu,
Und mein Gebet, und Rast."

„Kein Lamm, das frey im Thale irrt,
Wird hier vom Beil versehrt,
Die Macht, von der mir Schonung wird,
Hat Schonung mich gelehrt."

„Vom grünen Hang des Berges füllt
Ein sparsam Mahl den Tisch.
Ein Sack, der hoch von Früchten schwillt,
Und Quellenwasser frisch."

Sanft, wie der Thau herniedersteigt,
Klang seine milde Red'.
Der Fremdling sittsam sich verbeugt,
Und nach der Zelle geht.

In einer finstern Wildniß dort,
Lag fern die Einsied'ley;
Führt Wandrer irr, ein Zufluchtsort
Den armen Nachbarn frey.

Kein Reichthum unter Schindeln hier
Macht seinem Herren Pein.
Die Blinde geht; es läßt die Thür
Ein arglos Pärchen ein.

Zur Zeit, da heim zur Abendruh'
Der fleiß'ge Pflüger kehrt,
Spricht er dem stillen Gaste zu,
Und schürt den kleinen Heerd.

Und streut der Kräuter Vorrath her,
Geschäftig, muntrer Eil,
Und scheucht, in der Legenden Lehr'
Bekannt, die lange Weil'.

In sympathetscher Laune bringt
Das Kätzchen Possen vor,
Das Heimchen zirpt, und knisternd springt
Der Reißigbund empor.

Nichts rührt den Fremdling rings umher,
Zu mildern seinen Schmerz,
Und seine Thräne fließt, denn schwer
Drückt Kummer auf sein Herz.

Der Eremit gewahrt den Gram,
Den sorgsam er verhehlt,

Und ruft: „Wie, armer Junge, kam,
Was dich im Herzen quält?“

„Aus besserm Haus etwa verbannt
Ungern irrst du?
Raubt unerwiedert — unerkannt
Lieb' — Freundschaft dir die Ruh?“

„Ach Freuden, die das Glück uns bringt,
Sind eitel, welken früh,
Und wer sie preißt, nach ihnen ringt,
Ist eitler noch, als sie.“

„Die Freundschaft ist ein Name nur,
Der uns in Schlummer wiegt,
Nach Glück und Ehr folgt auf der Spur,
Den Armen aber trügt.“

„Und Liebe mehr noch leerer Laut
Ist stolzen Schönen Tand!
Das Nest der Turteltaube baut,
Sie, sonst hier unbekannt.“

Indem er sagt: „Laß Sorg und Noth,
Sey um kein Weib betrübt!“
Verräth den Gast ein steigend Roth,
Daß er unglücklich liebt.

Erstaunt er neue Reize schaut,
Doch schnell verhüllt dem Aug,
Wie Schimmer, wo der Morgen graut,
So hell, so flüchtig auch.

Sie ruft: „Mir rohem Fremdling, mir
Unglücklichen, verzeiht,
Daß diesen Ort, den Gott und ihr
Bewohnt, mein Fuß entweiht.

„Doch stoß' ein Mädchen nicht von dir,
Das Liebe wandern lehret,
Das Ruhe sucht, doch folget ihr
Verzweiflung als Gefährt'.“

„Mein Vater lebte an der Tyne,
Ein reicher Lord war er,
Mir sollte all' sein Reichthum seyn.
Er hatte keine mehr.

„Aus seinen Armen mich zu freyn,
Kam große Freyer Schaar,
Man sprach von Schönheit, Liebespein,
Wars scheinbar, oder wahr.

„In Anerbieten stündlich stritt
Der Menge Eigenlieb'.
Es freyte auch jung Edwin mit,
Doch sprach er nie von Lieb'.“

„Gering und schlecht war sein Gewand,
Nicht groß sein Glück und Ehr'.“
Nur Werth war in ihm, und Verstand,
Doch dieses galt mir mehr.

„Die Blüth' entknospet in der Früh,
Der Morgenthau, der klar
Vom Himmel fällt, sind reiner nie,
Als seine Seele war.“

„Es prangt der Thau, der Blume Zier,
Mit unbeständ'gem Reiz.
Der Reiz war sein, doch wehe! ihr
Bestand war meinerseits.“

„Denn alle Flatterkünste trieb
Ich eitel und zum Schein,
Indeß mich rührte seine Lieb'.
Verhöhnt ich seine Pein.“

„Vom Hohn bestürzt, gab er darauf
Mich meinem Stolz anheim,
Sucht eine Einsamkeit sich auf,
Dort starb er in Geheim.“

„Mein ist der Fehler, mein das Leid,
Mein Leben büßen mag.
Will suchen seine Einsamkeit,
Und liegen, wo er lag.“

„Verzweifelnd werf' und einsam ich
Mich da zu sterben hin,
Dieß war's, was Edwin that für mich,
So thu' auch ich für ihn.“

„Gott,“ ruft der Eremit „bewahr!“
Drückt' an sein Herz sie fest;
Die Schöne zürnt. Edwin war
Er, der sie an sich preßt'.

„Mein Engel du, mir ewig lieb,
Sieh, Angelina, hier,
Dein lang verlorner Edwin blieb
Bewahrt der Lieb' und dir.

„Laß so dich halten an die Brust,
Der Schmerz vergessen seyn.

Nie werden wie, du meine Lust,
Mein Alles, scheiden, nein.

„Nein, scheiden nie fortan, so treu
Uns liebend, und der Hauch,
Der deinen Busen bricht, er sey
Der letzte Edwins auch!"

S—r.

Ehrenrettung der Frauen.

(Beschluß.)

Dem schwächern Geschlechte ist es angemessen, das stärkere als seinen Schutz zu achten. In den Zeiten, wo alle Eigenschaften, seyen sie geistige oder körperliche, der Stärke untergeordnet waren, weil diese ein wesentliches Erfoderniß zum Schutze der Frauen war, galt der Stärkste auch gewiß für den besten Schützer. Heut zu Tag, wo das weibliche Geschlecht ungeachtet unserer Civilisation noch immer den Schutz des Mannes für ihre bürgerliche Existenz nothwendig bedarf, treten Gewandtheit, Kunst, Geschicklichkeit, Rang, Ansehen, Geld an die Stelle dieser vormals so gepriesenen Stärke. Der angesehenste, geschickteste, reichste Mann wird immer in den Familien am liebsten gesehen werden, wo sich zu verheurathende Mädchen befinden. Und ist es diesen zu verargen, wenn sie die Gesinnungen ihrer Familie theilen? Aber dieser Wunsch des Weibes nach Versorgung ist nicht so unvereinbar mit der wahren Liebe, wie man glauben möchte. Das Gefühl, im Manne nicht nur der Freund der Seele, sondern auch den Erhalter des Körpers, den Versorger und die Stütze zu sehen, ist dem Weibe ein nöthiger Bestandtheil ihrer Liebe. Es gehört zum Wesen derselben, und entspringt aus natürlichen Ursachen. Es erhöht sie sogar, und erzeugt jene Achtung, durch welche allein wahre Liebe bestehen kann. Ein Mann, der für alle Bedürfnisse seiner Gattin und Kinder sorgen kann, nicht etwa, wie man gewöhnlich unter sorgen versteht — ist ein achtenswerther Mann; sey er welches Standes und Namens er wolle. Noch achtenswerther erscheint er in den Augen der betheiligten Frau, und aus dieser Achtung eben entspringt jene Liebe, die wieder die eheliche Glückseligkeit zur Folge hat. — Auf gleiche Weise bringt im Manne das Gefühl der Würde des Weibes seine Achtung für dasselbe hervor, die eben so vortheilhaft auf das Glück der Ehe wirkt. Es ist nicht möglich, daß ohne diese Achtung eine glückliche Ehe zu Stande komme, darum hat man auf die Voraussetzung achtenswerther Eigenschaften das Ideal der Konvenienz gegründet. Man fand, daß, da die Art der Befriedigung den Bedürfnissen jedes Standes stets entsprechen muß, sich von selbst die Idee einer Rangordnung darbiete. Damals herrschten die jedem Stande und jeder Klasse eigenthümlichen Sitten noch in ihrer Reinheit. Man hielt eine Vermischung dieser Sitten für zweckwidrig, für unheilstiftend im Kreise der bürgerlichen Gesellschaft, wie überhaupt jede unnatürliche Vermischung Bastarde erzeugt. Man nannte daher damals mit Recht Verbindungen, welche die Sitten und Bedürfnisse zweyer Stände vereinigen sollten, Mißheurathen, denn was auch die Gewalt der Liebe binden mag, die Ehe löst es wieder auf, wenn nicht die gegenseitige Achtung den Knoten schürzen half; wenn nicht das Bedürfniß der Wirklichkeit seine volle Befriedigung findet. Seitdem aber Geld, Glück, Zufall, Arroganz, Einfluß rc. rc., und wie diese Plagegeister des Menschengeschlechts, diese Parvenüs auf den Thron des Rechts weiter heißen mögen, alle Stände gleich machten, alle Hindernisse beseitigten, seitdem spuckt nur mehr das Gespenst der alten Convenienz an den Höfen und unter dem Adel. Das Bedürfniß richtet sich nicht nach den Ständen, sondern nach den unmäßigen Begierden des Individuums nach Ehre, Glanz und Ansehen. Daher der Mißbrauch des Wortes: gute Versorgung, die nur mehr von dem höhern oder geringern Grad der Befriedigung dieser Begierden gebraucht wird. Die heutige Sittenverderbniß brachte solche Auswüchse hervor, sie ist es, der man den Mangel an wahrer Liebe, an erfreulichen Erscheinungen im Gemüthe des Menschen, welcher unser Zeit so trübselig karakterisirt, vorwerfen muß, nicht den Frauen, die, wie überall, so auch hier, schlechterdings nur der passive Theil sind. Diese Sittenverderbniß ist es auch, welche die Frage mög-

lich machen konnte, welche der Verfasser an ein gebildetes Publikum zu thun wagt.

„Aber welcher wesentliche Unterschied ist denn zwischen diesen Frauen und jenen öffentlichen Mädchen?“ Wir halten diese Frage keiner Beantwortung werth. Bedarf es aber je einer, so möge sie der Verfasser bey den Männern sich erholen, denen die Convenienz eine Frau gegeben — die sie achten, auch wenn sie sich nicht lieben sollten, und deren Verunglimpfung zu rächen sie bestimmt sind.

„Ist es nicht wahrhaft ziemlich einerley, ob man sich Vielen auf einige Stunden für den Unterhalt des Tages oder Einem auf das ganze Leben für eine lebenslängliche Versorgung verkauft?“ Allerliebst! So ist der Zweck der Ehe kein anderer, als derjenige, welcher der Wüstling bestimmt, sich in die Arme der Buhlerin zu werfen? Dem edlen Manne ist das Weib nur das, was dem Lasterhaften die Lustdirne?

„Von einer Concubine gar unterscheidet sich eine solche Frau, durch nichts weiter, als durch die Form ihrer Verbindung.“ Nun ja natürlich, der Zweck der Ehe und des Conkubinats ist wieder Eins!

„Wenn man nun hiezu noch bedenkt, daß die öffentlichen Mädchen und Concubinen einzig darauf denken und Alles anwenden, den Männern, denen sie sich ergeben, zu gefallen und Vergnügen zu machen, daß sie die Reize ihres Körpers zu erhalten und zu erhöhen suchen, und sich häufig durch mancherley Künste, ja oft durch Gewandtheit (!) und Bildung (was für eine Bildung das wohl seyn mag!) angenehm und interessant zu machen wissen, während diese, sobald sie in den sichern Versorgungs-Hafen der Ehe eingelaufen, sich und ihren Mann vernachläßigen, und in dumpfer Beschränktheit (Beschränktheit! Ja wohl steht nicht jeder auf der Stufe der Ausbildung, um dergleichen Subtilitäten gehörig zu verstehen.) Und Langweiligkeit (langweilig dem, dessen Geschmack durch die bezaubernden Künste, und annehmende Bildung der Freudenmädchen verwöhnt ist,) einen Tag wie den andern fortwirthschaftend, dem, der sie theuer erkauft, weder Vergnügen noch Unterhaltung (wieder ein edler Zweck der Ehe!!) gewähren.“

„Wenn man das Alles bedenkt, so kann man sich kaum erwehren, diese ohne Liebe, um der Versorgung willen sich verheurathenden Frauen fast noch tiefer, als die Klasse der öffentlichen Mädchen und der Concubinen zu stellen.“ Ist das das Resultat der Anstrengungen des Verfassers — das die Absicht — weßhalb er seinen Einfall geltend zu machen sucht? Glauben machen will er, daß die elenden Geschöpfe, deren Apotheose er übernommen, den Vorzug vor ehrbaren Frauen verdienen. Möge er immerhin, was ihn anbelangt, und wenn ihn den seine „kräftige Natur so sehr antreibt,“ dem höhern (!!!) Geiste folgen, und die Freyheit seines Herzens gegen die Sklaverey des Herkommens behaupten. Nur uns bitten wir in Zukunft mit seinen Expectorationen zu verschonen, solange noch Gefühl für Sittlichkeit, Ehre und Schaam, und Scheu vor der Schande und dem Laster unter uns herrscht. Doch! Vielleicht sind wir auch zu weit gegangen! Vielleicht ist der Verfasser nur einer Derjenigen, die durch den Reiz der Neuheit angezogen, der glänzenden Irrlehre huldigen, ohne tiefere Blicke in ihr Inneres zu thun. Vielleicht glaubt er durch Grundsätze, die nicht die seines Herzens sind, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, Erstaunen, Bewunderung zu erregen. Vielleicht schrieb er diese Zeilen in einem Anfall bitterer Laune, betrogen in den Gefühlen seines Herzens für ein Weib, das ihm eigennütziger Absichten wegen Liebe geheuchelt. Dann möge er uns verzeihen, was wir, ihn für den Vertreter der geäußerten Meinungen haltend, Böses über ihn ausgesprochen. Nur gegen den bösen Willen sind wir zu Felde gezogen, nicht gegen eine Persönlichkeit, die wir nicht kennen, und die in diesem Falle auch nur den Anschein der Lasterhaftigkeit durch diese Aeußerung böser Grundsätze getragen. Aber diese Grundsätze selbst können wir nicht aufhören verwerflich zu finden, obgleich wir einestheils froh sind, sie öffentlich zur Sprache gebracht zu sehen, nachdem sie so lange versteckt im Finstern gewaltet.

Wie zu Tartüffs Zeiten die Wollust unter der Maske der Frömmigkeit, zu denen Siegwarts und Werthers in dem Gewande der Empfindsamkeit, so geht sie heute auf Kosten der Romantik zum Mord der wehrlosen Unschuld aus, ihre Sache schlauer beginnend, da die alten Künste schon zu abgenützt sind. Sie wappnet sich mit einer Pseudophilosophie, und bekleidet den Afterwitz des Galliers, der keinen Zugang mehr zu den deutschen Herzen findet, mit dem anziehenden Dunkel philosophischer Geheimnisse, besticht den deutschen Ernst durch die anscheinend, gründliche und tiefe Einsicht des Verborgenen, lockt ihn mit glänzenden, oft der Wahrheit entlehnten Schilderungen und Worten, und denkt so leichter den Sieg über Unerfahrenheit und Sorglosigkeit davon zu tragen. Mag aber immerhin diese Scheinphilosophie sich brüsten, und in anmaßendem Tone über Alles absprechen, was in ihren Kram nicht taugt, wie ehemals beym Namen Gottes die bösen Geister fliehen, so schwindet auch jetzt dieses Blendwerk der Hölle vor dem Namen der unsterblichen Wahrheit.

X —

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 4. Mai.

Das Blümchen.

Der Liebe Leiden mich Armen
Umfaßten wilde,
Es bat umsonst um Erbarmen
Mein Blick die Milde.

Ich mußte, krankend an Muthe,
In Gram versinken.
Da sprach aus Augen die Gute
Mit leisem Winken:

„Mich rühret Armer dein Leiden!" —
Mir ward so seelig,
Und Hoffnung kehrten und Freuden
Zu mir allmälig.

Ich wollte voll von Entzücken,
Zum Dank der Süßen,
Der Blümchen sinnigstes pflücken,
Die ringsum sprießen.

Das Blümchen sucht' ich im Thale;
Vergißmeinnichtchen
Nur fand ich, musternd wohl alle
Des Thals Gesichtchen.

Mein Auge senkte sich sehnend
Nach seinen Spuren,
Und hob dann wieder sich thränend
Aus armen Fluren.

Die Thränen flossen des Schmerzens
Zum Heiligthume
Zurück des sehnenden Herzens,
Da wuchs die Blume.

Die Blätter bleichet das Sehnen
Der heißen Liebe,
Im Kelche lächelt aus Thränen
Ein Auge trübe.

Das Blümchen wunderbar lebet,
Statt einem Stängel
Die zarten Ärmchen erhebet
Ein LiebesEngel.

Auch ist ein Stab ihm gefunden,
Der trotzt den Stürmen,
Es ist an Treue gebunden,
Sie wird es schirmen.

Das Blümchen blüht nun im Stillen
So hold am Stabe,
Noch spät wird Duft ihm entquillen
Auf meinem Grabe.

Dann darf es kühner sich zeigen
Im AbendGolde,
Dann darf zum Blümchen sich neigen
Die Wunderholde.

J. G. Mielach.

Tanfana.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus erwähnt in seinen Annalen eines Tempels, welcher nach Cluver zwischen der Ems und Lippe in einem Haine Westphalens lag, und Tanfana hieß. Wir können nicht entscheiden, ob dieser Tempel seinen Namen von einer Gottheit, oder eine Gottheit den ihrigen von diesem Tempel erhalten habe. Wenn wir von den Römern auf unsre Altvordern schliessen wollen, so dürfte der letztere Fall der wahrscheinlichere seyn; denn bey den Römern führte Jupiter von einem Buchen-Haine, der ihm geheiligt war, den Namen des Buchenen.

Verschiedene Alterthumsforscher haben über die Gottheit der alten Deutschen, Tanfana, verschiedenes geschrieben; aber keinem ist es noch gelungen, nur auszumitteln, ob diese Gottheit dem weiblichen oder männlichen Geschlechte angehöre. Nur so viel ist ausgemacht, daß Tanfana, oder Tanfan, Tempel und Priester hatte.

Man hat sich nicht wenig Mühe gegeben, aus der Etymologie zu entwickeln, was Tanfan eigentlich für ein Gott oder eine Göttinn gewesen sey.

Loccenius leitet das Wort von Tan, welches bey den Gothen eine Tanne, und von fan, welches einen Herrn bedeutet; so daß also Tanfan so viel heißt, als Herr der Tannen, d. i. Gott des Waldes, und zwar um so eher, weil der Tanfannetempel in der Mitte eines Waldes lag.

Allein diese Herleitung ist schon aus diesem Grunde verwerflich, weil sie uns zeigt, was dieses Wort bey den Gothen für eine Bedeutung gehabt habe, da wir doch wissen wollen, welchen Sinn die alten Deutschen damit verbanden. Aber auch die gothische Ableitung dürfte noch eine Berichtigung verdienen, da fan kein eigentliches gothisches Wort, sondern nur die Abkürzung des Wortes frauja, fraujins, fraujin, fraujan ist, wie sie im Upsalischen codice argenteo der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas vorkommt.

Bey den alten Deutschen hieß Herr nicht Fan, sondern Truthin, Drohtin, Druthin, auch Drithen und Druhtin. In den alten fränkischen Hymnen steht Himilo truthin, Herr des Himmels. Eben dieses Wort kommt auch in dem von Joh. Georg Eccard herausgegebenen apostolischen Glaubensbekenntnisse, so wie in einem andern von Frehern bekannt gemachten vor. In beyden heißt es: endi in heilentan Christ sumo sinam einagon, truthin unseran und in Jesum Christum seinen eingebohrnen Sohn unsern Herrn. Häufig erscheint dieses Wort auch in obiger Bedeutung bey Otfried, Notger, Willeram, Alfred und in Kerons Glossen. So findet sich auch der Ausdruck: Druthines Schalche, Boten des Herrn (Apostel), Truthin tiche, Tag des Herrn (Sonntag). In dem alten deutschen Gedichte auf den König Ludwig, Besieger der Normänner heißt es: Holloda non Truhtin, es nahm der Herr ihn auf; und in den Symbolis antiquissima saxonum et Alemannorum lingua scriptis, von M. Z. Borhorn 1650 zu Leyden herausgegeben, steht in derselben Bedeutung, Drithen, Drychten und Truhtin.

In der Vorrede zu Alfreds Gesetzen lesen wir: an toele du dinne dritthen, verläumde deinen Herrn nicht.

Da nun Herr bey den alten Deutschen nicht sowohl Fan geheissen, als Truthin oder Truhtin wovon der Name Druiden mit mehr Wahrscheinlichkeit, als von δρῦς, die Eiche, abzuleiten wäre —, so ist nicht abzusehen, wie sie dieses Wort bey der Benennung ihres Tanfans sollten angewendet haben. Auch hielten die Druiden mehr auf die Eichen als auf die Tannen. Sie würden sonach ihre Gottheit eher einen Herrn der Eichen, als der Tannen genannt haben. Es folgt hieraus, daß die Ableitung des Loccenius keineswegs gegründet sey.

Vorausgesetzt, daß Fan bey den alten Deutschen Herr ausgedrückt habe, so liesse sich noch eine andere Erklärung des Namens Tanfan daraus bilden. Wenn wir nämlich annehmen, es sey aus Fan und Tan zusammengesetzt, so haben wir fürs erste an dem Fan einen Herrn, und an dem Tann in der Sprache der alten Britten, wie Lipsius und

Lomeier versichern, ein Feuer, im Ganzen also einen Herrn des Feuers. Vielleicht, daß die Britten die Minerva eine Herrinn des Feuers, das ist, Tanfan genannt, und die Druiden, welche aus Brittannien nach Gallien und von dort nach Deutschland gekommen sind, die Verehrung der Minerva, unter diesem Namen zu uns gebracht haben. Salinus erzählet nämlich, Minerva, in deren Tempel ein beständiges Feuer brenne, sey in Brittanien warmen Bädern als Schutzgöttinn vorgesetzt. Nun läßt sich zwar nichts dagegen einwenden, wenn es jemand glaubwürdig findet, daß in Brittanien, einer Insel, die, wie Plinius sich ausdrückt, sich sowohl durch griechische als römische Denkmahle auszeichnet, die Römer der Minerva einen Tempel errichtet, und ein ewiges Feuer zu ihrer Verehrung darin unterhalten haben; aber unwahrscheinlich ist es, daß die Britten selbst die Göttinn verehrt und Tanfan genannt haben sollten, zumal Herr bey ihnen keineswegs Fan, sondern Drithen hieß.

Aber auch das ist nicht ganz zuverläßig, daß Tan Feuer geheißen habe; gewiß ist aus der Vorrede zu König Alfreds Gesetzen, daß die alten Britten Feuer mit Fyr bezeichneten. Hier heißt es nämlich: Gif fyr ſy ontendet ryp to boernanne gebere, done aef wyrdelan ſe that fyr ontant. „Wenn Feuer angezündet wird, die Aerndte zu verbrennen, so büße derjenige den Schaden, welcher das Feuer angezündet hat."

Sey dem, wie ihm wolle, soviel ist bekannt, daß unsre alten Deutschen weder Fan für Herrn noch Tan für Feuer gebraucht haben. Feuer hieß bey ihnen Fuir oder vuir. Daher denn Lipsius und Lomeier in einem Irrthum waren.

Eine andere Erklärung gab Christian Heinrich Weiß. In seinem Antiq. Misnico Saxon. c. 1. p. 5. schreibt er: Nach Cäsar Augusts Zeit wurde ein dem Tanfan geheiligter Tempel bekannt, welchen Namen wir Herr des Donners übersetzen, von Tanner oder Tonner und Fan, was noch heut zu Tage im Schwedischen Herr bedeutet, oder noch einfacher, von Than, Gott, welches Wort die Druiden in den schönsten Baum des heiligen Haines eingruben, wie Schedius de Diis Germ. Syngr. 2. c. 24. p. 340 bezeugt, so, daß demnach Thanfan Gott den Herrn bezeichnet.

Nur Schade, daß bey den alten Teutschen Donner Taran, Thoran, und Fan in gothischer, nicht aber in teutscher Sprache Herr geheißen. Was die zweyte einfachere Ableitung betrifft, so beruht sie auf dem kleinen Versehen, daß Weiß bey Schedius Tan gelesen, wo er hätte Thau lesen sollen.

Etwas mehr Wahrscheinlichkeit hat die Meinung des Robert Sheringham für sich. Er nimmt in seinem Origine Anglor. Fan für Herr und Tan, nach der Sprache der alten Sachsen, für Glück, so, daß wir einen Herrn des Glückes erhalten. Diese Ableitung hat noch für sich, daß die alten Teutschen, wie bekannt, gar viel auf das Loosen, oder auf die Glückswürfe hielten.

Cluver in Antiq. German. Libr. 1. c. 26. sucht den Namen der alten teutschen Gottheit auch aus der alten teutschen Sprache herzuleiten, und meint, Tanfan sey nichts anders, als T' anfan, d. i. Anfang, Ursprung aller Dinge, Gott. Eben diese Meinung trug auch Lipsius in seinen Anmerkungen zum Tacitus vor, und Johann Lomeier hat sie ihm in seiner Abhandlung de Bibliothecis getreulich nachgeschrieben.

Noch eine andere Vermuthung wagt Eccard in einem Schreiben an Herrn von Stade, von etlichen teutschen Wörtern. Dieses Schreiben findet sich im zweyten Theile des Leipziger-Büchersaals, S. 716. Tanfan, glaubt er, habe seinen Namen von dem Orte Damm im Diepholzischen, wo dessen Tempel vermuthlich gestanden, und heisse sonach ursprünglich Dammfan, d. i. fanum, quod erat Dammi. Dieser Vermuthung ist aber die Lage dieses Tempels entgegen, indem er im Lande der Marsen stand, welche, wie wir oben schon erwähnten, zwischen der Ems und der Lippe wohnten. Der kleine Ort Damm liegt aber nicht zwischen diesen Flüssen, sondern eine gute Strecke davon am Dummer-See. Auch ist kaum zu glauben, daß Damm schon zu den Zeiten

der Römer erbaut und so berühmt gewesen, daß die Teutschen nach ihm ihrem Gott seinen Namen sollten gegeben haben.

So verschieden und uneinig sind die Meinungen der Alterthumsforscher hierüber. Der Leser möge sich nun unsern Tanfan als einen Waldgott, als einen Gott des Feuers, des Donners halten, oder glauben, daß von unsern Urvätern der einige Gott selbst unter diesem Namen angebetet worden sey; nur so viel ist außer Zweifel, daß Tanfan als eine höchst angesehene Gottheit von verschiedenen Völkern verehrt worden, indem sein Tempel bey dem Tacitus der berühmteste dieser Völkerschaft heißt.

Rellok.

Cicero an Archimed's Grabe.

(Cic. Turc. quaest. V, 23.)

Wo liegt er? — Keiner, keiner kann mir zeigen,
Welch Grab den Denker Archimedes deckt. —
Doch, eine Säule hebt sich, in Gesträuchen
Und Dorngebüsch versteckt,
Und auf der Säule Kugel und Cylinder
Sind seines Grabs Verkünder. —
Weg mit dem Dorngestrupp! — die Inschrift da
Mit halberloschnen Zeilen — Εὕρηκα *)!

J. K. Höck.

*) Des Gefunden! das hier dem Cicero in den Mund gelegt ist, rief bekanntlich Archimedes aus, als er, beschäftigt mit der ihm aufgetragenen Untersuchung, um wieviel die goldne Krone des Königs Hiero, die er eben hatte machen lassen, von dem Künstler durch Zusatz von Silber verfälscht worden seyn möchte, beym Einsteigen in die Badwanne Eine Beobachtung machte, die ihm die Lösung jener Aufgabe zu erleichtern schien.

Vorschlag eines Sujets für Schauspieldichter.

Wenn Pferde schon die Schaulust ins Theater
ziehn *),
So weiß ich noch ein besser Stück,
Als Werner's, gebt die Arche Noah's! kühn
Verlaßt euch drauf, sie macht ihr Glück.

J. K. Höck.

*) Im Morgenbl. 1812. Nr. 41. S. 164 wird aus Berlin geschrieben: „Auch die „„Weihe der Kraft"" wird wieder im Opernhause als Karnevalsstück gegeben, und die Pferde im Krönungszuge möchten Schaulustige genug hineinziehen."

Flavio und Gaetano Gioja *).

Steine macht Orpheus tanzen: die beyden Gioja
geben
Nadeln die Kunde der Pole, Sprache den Füßen
und Händen.

J. K. Höck.

*) Flavio Gioja vervollkommnete den Compaß, Gaetano Gioja (man s. von ihm Morgenblatt 1810. Nr. 248. fg.) das Ballet.

Wechsel des Lebens.

„Was seh' ich? Welche trübe, schwere Düfte
Erfüllen schnell die heitern, reinen Lüfte,
Umziehen mir des Himmels Angesicht?
Kann Friede nie denn ohne Schmerz bestehen?
Ist denn in Allem Kommen nur und Gehen?
Und seh' ich nie das ungetrübte Licht?"

O! klage nicht! denn Wechsel ist ja Leben,
Und ohne Schmerz kann's keine Freude geben,
Wer nicht entbehrt, o! der genießt auch nicht!
Nie lange bleibt der Himmel trüb umzogen,
Im Regen schnell erscheint des Friedens Bogen,
Und neu und schöner strahlt das heil'ge Licht.

K. v. D.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 7. Mai.

Rainers Abschied.

Hedwig.

Deine Hedwig willst du nun verlassen?
Kannst du also Weib und Kinder hassen
Und dich werfen in die grause Schlacht?
Warum willst du falscher Ehre fröhnen!
Und verachten uns're heißen Thränen?
Weiche Bester! ihrer süßen Macht.

Rainer.

Gattin, hemme deine bittern Klagen!
Alle braven Teutschen müssen tragen
Ihre Waffen gegen jenes Land. —
Wollte uns in Sklaven-Ketten zwingen,
Uns um uns're teutsche Freyheit bringen;
Standen wir nicht schon am letzten Rand? —

Hedwig.

Nimmer wird mein Aug dich wiedersehen;
Rainer, du bereitest traur'ge Wehen
Deinen Kindern, deinem treusten Weib;
Fruchtlos wird nach dir mein Herz verlangen,
Nimmer wird der Gattin Arm umfangen
Des geliebten Mannes schlanken Leib.

Rainer.

Spartas Frauen, Hedwig! nachzuahmen
Und zu denken deiner wackern Ahnen;
Gürte Holde! mir das Rächer-Schwert.
Feigen Jammers, Weib! mußt dich entwöhnen,
Ohne Strafe wird uns keiner höhnen,
Teutsche! fühlt den eig'nen hohen Werth!

V. S.

Theodor
eine Geisterstimme.

Nach der Melodie: „Wo ich sey, und wo mich hingewendet" von Schiller.

Süße Freundin! länger sollst nicht trauern,
Nicht verschließen mehr dem Trost dein Herz;
Fliehe endlich deine düstern Mauern,
Siege über den zu heft'gen Schmerz.

Wähne nicht, daß ich von dir geschieden,
Nein mein Geist umschwebet freundlich dich;
Aufgenommen in dem ew'gen Frieden,
Wirst du einstens wieder finden mich.

Wenn nach eines Sommertages Schwühle
Feyerlich in's Thal die Sonn' sich senkt,
Dann nicht länger deinen Schmerz verhülle,
Geh', wo dich das bange Herz hin lenkt.

Zu dem stillen Wäldchen wird's dich leiten,
Wo der Lindenduft und kühle Nacht
Eine Todes-Feyer dir bereiten,
Wo dir mein verklärter Schatten wacht.

Blicke auf zum reinen weißen Sterne,
Dem so oft wir sandten unsern Gruß,
Dessen silbern Licht aus blauer Ferne,
Reiner Liebe freundlich leuchten muß.

Uebergib dich süßen Schwärmereyen,
Oeffne ihrem Geist das arme Herz.
Glaube nur, es wird dir Trost verleihen,
Und sanft lindern deinen tiefen Schmerz;

Und wenn's nun im Busche schau'rlich rauschet,
Ist mein Genius nicht fern von dir;
Er hat deinen innern Sinn belauschet,
Komm, süß Liebchen! komme schnell zu mir.

Noch ein Hauch — nun flieht dein irrdisch Leben,
Schwere Trennung hebt sich plötzlich auf.
Himmelwärts ging dein unendlich Streben,
Schon vollendet ist der schöne Lauf.

V. S.

Fr. Baco von Verulam über die Freundschaft; Serm. fid. XXVII.

„Wer die Einsamkeit liebt, ist entweder ein wildes Thier, oder ein Gott.“ Schwerlich dürfte es Jemand gelingen, selbst nicht dem Erfinder dieses Spruches, mehr Wahres und Falsches, wie in einem Auszuge, unter einander zu mengen. Man kann nicht läugnen, daß ein innerlicher verborgener Haß, oder Eckel der Geselligkeit, da wo er sich findet, auf etwas Thierisches hindeute: grundfalsch hingegen ist es, daß eben dieses hinwiederum den Schein irgend einer göttlichen Eigenschaft verleihe; es wäre denn, daß ein dergleichen einsames Leben keineswegs aus Liebe der Einsamkeit selbst herrührte, sondern aus der Absicht, sich abzusondern, um für höhere Betrachtungen Zeit zu finden: wie dieses der Fall bey einigen Heiden war, aber auf eine gezwungene, verstellte Weise, wie bey dem Epimenides aus Creta, dem Numa aus Rom, dem Empedocles aus Sicilien, und bey dem Apollonius von Thyana; aufrichtig und wahr geschah dieses aber bey den meisten alten Eremiten, und den heil. Kirchenvätern. Indessen haben die Menschen nur wenig Einsicht von dem, was Einsamkeit heißt, und welches ihre Gränzen sind. Eine Schaar von Menschen verdient noch nicht den Namen der Gesellschaft, und Menschengesichter sind an sich nicht mehr, als Gemälde in einer Gallerie; Gespräche aber ohne Liebe sind nicht besser als eine klingende Cymbel. Hiemit bewährt sich jenes Sprichwort der Römer: Je größer die Stadt, desto größer die Einsamkeit. In großen Städten nämlich wohnen Freunde und Vertraute zerstreuter auseinander, und können daher meistens weniger, als in kleinern Ortschaften, im vertrauten, geselligen Umgange miteinander leben. Ja, wir dürfen weiter gehen, und mit aller Wahrheit behaupten, daß jenes Leben, wo es uns an wahren Freunden gebricht, nichts anders als eine pure klägliche Einsamkeit, und die ganze Welt nichts als eine Einöde ist. Man möge nun die Einsamkeit von was immer für einer Seite betrachten, so viel ist ausgemacht: wer aus eigenem innern Antriebe sein Herz für die Freundschaft verschließt, der hat diese seine Ungemüthlichkeit eher von einer Bestie, als von einem Menschen geborgt.

Der Hauptnutzen der Freundschaft ist die Erleichterung und Verflüchtigung der Aengstlichkeit und Herzensbeklemmung, dergleichen die Beunruhigungen der Seele, von was immer für einer Art, hervorzubringen pflegen. Bekanntlich sind jene Krankheiten des Körpers am gefährlichsten, die aus Verstopfungen und Zurückdrängungen entstehen; und nicht viel anders verhält es sich bey Krankheiten der Seele. Verstopfung der Leber läßt sich mit Sarsa, der Milz mit präparirtem Stahl, der Lunge mit Schwefel-Blumen, des Hirnes mit Bibergeil heilen; allein für die Beklemmungen des Herzens gibt es kein anderes öffnendes Heilmittel, als einen treuen Freund, in dessen Busen die Schmerzen, Freuden, Furcht, Hoffnung, Vermuthungen, Sorgen, Anschläge und was dir immer das Herz beengt, gleichsam unter dem Siegel einer bürgerlichen Beichte niederlegen kannst.

Es ist in der That eine sonderbare Sache, wenn wir erwägen, wie sehr die höchsten Fürsten und Alleinherrscher diesen Nutzen der Freundschaft, wovon wir reden, zu schätzen wissen; wahrlich so sehr, daß sie ihn zuweilen auf Gefahr ihrer Selbstständigkeit und Größe erkaufen. Denn die Fürsten können wegen des Abstandes und wegen Erhabenheit ihrer Glückshöhe von der ihrer Diener und Unterthanen diese Frucht nicht pflücken, es sey denn, daß sie, um

besser zu ärnten, einige zu sich empor heben, und befördern, um gleichsam Mitgenossen und ihres Gleichen zu haben; was indessen nur zu oft nicht ohne Vorurtheil geschieht. Die neuern Sprachen bezeichnen dergleichen Menschen mit dem Namen der Günstlinge oder Freunde des Königs — als wenn Freundschaft eine Sache der Gunst und des Verkehrs wäre: weit richtiger und treffender nennt sie die römische Sprache Theilhaber der Sorgen; denn dieses ist es, was ein wahres Band zwischen ihnen knüpft.

Die Geschichte lehrt uns, daß nicht nur zarte und kleinmüthige, sondern selbst die weisesten und staatsklugsten Fürsten so gehandelt haben. Oft zogen sie einige von ihren Dienern an ihre Seite, die sie selbst Freunde nannten, und also von andern nennen ließen, und zwar in keinem andern, als unter Privatpersonen gewöhnlichen Sinne des Wortes.

L. Sylla, nachdem er sich der Herrschaft Roms bemächtiget hatte, erhob den Pompejus, den man nachmals den Großen nannte, zu einer solchen Höhe, daß Pompejus sich selbst bereits einer Uebermacht über den Sylla rühmte. Denn als er einen seiner Freunde, ungeachtet Sylla um die gleiche Stelle warb, zum Consul gemacht, und Sylla dieses übel aufgenommen, und seinen Unwillen hierüber geäußert hatte, so achtete Pompejus so wenig darauf, daß er ihn vielmehr mit wohlgewählten Worten zur Ruhe sprach, mit dem Beysatze, die aufgehende Sonne werde von mehrern angebetet, als die untergehende.

Decimus Brutus galt bey Julius Cäsar so viel, daß ihn Cäsar zum Erben seines Neffen, Octavius, bestimmte. Und eben dieser war es, welcher dem Cäsar den Tod bereitete. Denn als Cäsar einiger schlimmen Ahnungen wegen, den Senat zu entlassen Willens war, besonders wegen eines Traumes seiner Gattin Calpurnia, so ergriff ihn Brutus sanft bey'm Arm, ihn von seinem Stuhle ziehend und sagte: er würde hoffentlich den Senat nicht so gering achten, daß er denselben so lange entlassen wollte, bis seine Gattin einen bessern Traum würde geträumt haben. Und wirklich scheint er auch in so hoher Gunst bey

Cäsar gestanden zu seyn, daß ihn Antonius in einem Briefe, welchen Cicero in einer seiner philippischen Reden wörtlich hersagt, einen Trankmischer nennt, als wenn er den Cäsar bezaubert hätte. Augustus erhob den Agrippa, ob er gleich von gemeiner Herkunft war, so sehr, daß ihn Mäcenas, bey einer Unterredung über Verheirathung seiner Tochter Julie, freymüthig ermahnte, den Agrippa entweder zu seinem Schwiegersohn zu machen, oder zu tödten, indem bey seiner zu großen Erhebung kein Drittes mehr statt finde.

Tiberius Cäsar überhäufte den Sejanus mit so großen Ehren, daß sie für ein Paar Freunde angesehen wurden; wenigstens bediente sich Tiberius in einem Briefe an ihn des Ausdruckes: „Dieses habe ich dir zufolge unserer Freundschaft nicht verhehlen wollen.“ Ja, der ganze Senat ließ der Freundschaft als einer Gottheit einen Altar errichten, um ihrer enggeschlossenen Freundschaft willen. Ein ähnliches, oder vielmehr noch größeres Beyspiel von Freundschaft sahen wir zwischen Septimius Severus und Plantianus. Er nöthigte seinen erstgebornen Sohn, die Tochter des Plantianus zur Gattinn zu nehmen, und ehrte den Plantianus öfters mit Nachsetzung seines Sohnes. Er schrieb sogar mit folgenden Worten an den Senat: Ich liebe den Mann so sehr, daß ich wünsche, er möge mich überleben. Wären nun diese Fürsten einem Trajan oder Mark Aurel ähnlich gewesen, so hätte man so etwas auf die Rechnung ihrer ausserordentlichen Güte setzen können: da es aber im Gegentheile äußerst kluge, harte und strenge Männer gewesen, und über dieß sich selbst am meisten liebten; so folgt augenblicklich daraus, daß sie sich nur halbwegs glücklich dünkten, ob sie schon auf der höchsten Stuffe standen, wenn nicht durch dergleichen Freundschaften ihr Mangel ergänzt, das Unvollkommene vollkommen gemacht würde. Was noch mehr ist: diese Fürsten hatten Gattinnen, Söhne, Neffen, und dennoch konnte niemand von ihnen allen der Freundschaft süßen Trost ihnen ersetzen.

Es verdient im Andenken erhalten zu werden,

was Commineus von seinem frühern Herrn, Herzog Karl, dem Strengen, angemerkt hat, daß er seine Geheimnisse niemand habe mittheilen wollen, am wenigsten diejenigen, die ihn vor andern ängstigten. Ferner sagt er, daß diese Gemüthsverschlossenheit seinen Verstand in den letzten Lebensjahren nicht wenig geschwächt und verdunkelt habe. Commineus hätte ein ähnliches Urtheil von seinem spätern Herrn, Ludwig dem eilften, fällen können, wenn er Lust gehabt hätte; ihm wurde die Verheimlichung seiner Anschläge zur Qual. Es ist ein dunkler aber vortreflicher Spruch des Pythagoras: „Verzehre dein eigenes Herz nicht.“ In der That, wer dergleichen Menschen, die ihre Gedanken und Sorgen keinem Freunde offenherzig mittheilen können, mit einem rauhen aber passenden Namen belegen wollte, der müßte sie Herzensfresser nennen.

Nahe ans Wunderbare gränzt aber dieses — um meine Bemerkungen über den ersten Nutzen der Freundschaft damit zu schließen — daß jene freundschaftliche Mittheilung zwey entgegengesetzte Wirkungen hervorbringt, nämlich Vermehrung der Freuden, Verminderung der Schmerzen. Niemand gießt das Vergnügen hinüber in Freundes Brust, ohne dasselbe in der seinigen zu verdoppeln; niemand theilt die Trauergefühle mit dem Freunde, ohne sich der Hälfte derselben zu entladen. Und so hätte denn diese Mittheilung den nämlichen Einfluß auf die Seele des Menschen, welchen der Stein der Alchymisten auf den menschlichen Körper haben soll, diesen, daß er Entgegengesetztes wirke, doch stäts zum Besten der Natur. Aber auch ohne Beyhülfe chymischer Kenntnisse, laßt sich im gewöhnlichen Laufe der Natur ein treffliches Beyspiel davon nachweisen. Einigung ist es, welche in allen natürlichen Dingen Nahrung und Stärke gibt, alle heftigen Eindrücke schwächt und abstumpft. Eben dieses gilt auch von der Seele.

Der zweyte Nutzen der Freundschaft ist eben so heilsam für den Verstand, als es der erste für den gemüthlichen Zustand ist. Denn die Freundschaft stellt nach Beschwichtigung der Stürme und Wogen in den Affekten gleichsam den reinen Himmel her: im Verstande hingegen verscheucht sie die Nacht, zerstreut den Nebel verworrener Gedanken, und lockt die Sonne hervor. Dieses ist nicht allein von einem treuen Rathe des Freundes zu verstehen. Von ihm nachher. Vor der Hand ist so viel gewiß, daß Scharfsinn und deutliche Einsicht der Dinge bey jedem Denker durch Mittheilung der Rathschläge, durch Besprechung mit einem andern nicht anders als von Tag zu Tag zunehmen könne. Dadurch wird er nämlich in den Stand gesetzt, seine Gedanken leichter zu entwickeln, sie nach allen Seiten zu prüfen, sie besser zu ordnen, ihnen gleichsam in's Gesicht zu sehen, nachdem sie in Worte verkörpert sind, und somit klüger zu werden, als er war. Und dieses alles läßt sich durch eine stundenlange Unterredung leichter bewirken, als durch tagelanges Alleindenken.

Themistocles hatte Recht, als er dem König der Perser sagte, die Reden seyen den Tapeten ähnlich, deren Bilder nur alsdann deutlich gesehen würden, wenn sie aufgezogen wären, da hingegen die Gedanken einem Bündel glichen, der verschlungen und unwickelt sey. Dieser zweyte Nutzen der Freundschaft, welcher in Beseitigung der Verstandes-Hindernisse besteht, beschränkt sich nicht allein auf jene Freunde, bey denen guter Rath nicht theuer ist — die sind freilich die besten; dieses auch bey Seite gesetzt, so kann jemand sogar von sich selbst lernen, und indem er seine Gedanken zu Tage fördert, schleift er seinen Verstand an einem Steine gleichsam, der selbst nicht schneidet. Mit einem Worte: es ist besser seine Gedanken einer Statue, oder einem Bilde mitzutheilen, als sie mit Stillschweigen zu begraben.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Sehende selten gewöhnlich die Blinden: nenne die Stadt mir,
Wo als Führer der Sehenden Blinde privilegirt sind.

J. K. Höck.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 11. Mai.

Gebet
der Verbündeten vor Paris.

Herr, Herr Gott!
Mächtig im Kampf.
Du bist der Held,
Du leihst das Schild,
Du führst das Werk,
Dein ist die Kraft,
Herr, Herr Gott!
Dich loben wir.

Nicht zu Spott
Gib uns dem Feind!
Wie wir vertraun,
Kindlich und fromm,
Fest auf Dich baun,
Und zweifeln nicht,
Herr, Herr Gott!
So gib uns Sieg.

Groß im Streit,
Herrlich bist Du.
Hast Du gefügt,
Daß wir gesiegt,
So nah am Ziel,
Stärk uns die Kraft,
Herr, Herr Gott!
Dich loben wir.

Elise Bürger.

Fr. Baco von Verulam
über die Freundschaft; Serm. fid. XXVII.
(Beschluß.)

Um nun aber bestimmter von dem zweyten Nutzen der Freundschaft zu reden, so setzen wir hinzu, was wir so eben erwähnten, und was auch dem gewöhnlichen Beobachter in die Augen fällt — nämlich einen treuen Freundes-Rath. Sehr richtig bemerkt Heraclit in einem seiner Aenigmen, daß ein trockenes Licht das beste sey. Gewiß ist es, daß ein Licht, welches von einem andern vermittels eines Rathes ausgeht, trockener und reiner ist, als welches von unserm eigenen Urtheile und Verstande ausfließt, indem letzteres stets von unsern Leidenschaften durchwässert und umnebelt wird, so zwar, daß zwischen Freundes-Rath und eigenem kaum ein größerer Unterschied ist, als zwischen dem Rathe eines Freundes und eines Schmeichlers. Kein Schmeichler ist uns so schädlich, als wir uns selbst; und gegen Selbstschmeicheley gibt es kein besseres Gegengift als die Freymüthigkeit eines Freundes.

Freundes Rath ist aber gedoppelter Art; der eine bezieht sich auf die Sitten, der andre auf die Geschäfte. Was den erstern betrifft, so ist die Ermahnung eines treuen Freundes die beste Arzney: die Gesundheit der Seele zu erhalten. Sich selbst zur strengen Rechenschaft auffodern, ist manchmahl ein zu durchgreifendes, zu ätzendes Mittel. Die Lesung moralischer Schriften ist selten von starker Wir-

kung. Die Gewahrnehmung eigener Gebrechen an andern, wie in einem Spiegel, ist manchmahl eben so trüglich als es der Spiegel selber ist. Das beste Mittel, wie gesagt, ist und bleibt, rücksichtlich des Einnehmens sowohl als seiner Wirkung, die Ermahnung des Freundes. Es ist unglaublich, wie viele große und an Unsinn gränzende Verirrungen, besonders bey Menschen von höherm Range, statt haben, weil ihnen kein Freund zur Seite steht, der sie zurückhalten könnte von Verirrungen, die nicht selten ihren Leumund, oder ihr Glück untergraben. Sie sind jenen Menschen ähnlich, von welchen der Apostel Jakobus spricht, die sich im Spiegel besehen, und sich in ihrer natürlichen Gestalt erblicken, sofort aber wieder weggehen und vergessen, was sie gesehen hatten.

In Bezug auf die Geschäfte gilt jener alte Spruch, daß zwey Augen mehr sehen, als einer; ob gleich einige seiner Allgültigkeit Abbruch thun wollen. Auch ist es ein wahres Wort, daß der Zuschauer oft mehr bemerke, als der Spieler. Ja, auch der Schütze wird sicherer treffen, wenn er sein Gewehr auf einen festen Pfahl stützt, als wenn er es auf seinem Arme ruhen läßt. Freylich gibt es Leute, die sich so überaus reich dünken, daß sie Alles aus eignen Kosten bestreiten wollen. Was nun immer zur Behauptung des Gegentheils gesagt werden mag, so ist doch keinem Zweifel unterworfen, daß Geschäfte mit Vernunft geleitet und gehandhabt werden wollen. Wenn Jemand bey sich dächte, er wolle zwar sich fremden Raths erholen, doch hier für diesen, dort für jenen Fall; so mag er's thun; er wird besser fahren, als wenn er um fremden Rath sich gar nicht umgesehen hätte. Indessen drohen ihm aber zweyerley Gefahren: die eine ist, kaum irgendwo treuen Rath zu finden; denn selten wird ein solcher von Jemand andern, als einem treuen Herzensfreunde gegeben, da im Gegentheile die meisten bey Ertheilung ihrer Rathschläge nichts als ihre eignen Vortheile im Auge haben.

Die andere Gefahr ist, daß die von verschiedenen Rathgebern hergeholten Anschläge, gesetzt auch, sie seyen noch so redlich und wohlmeinend ertheilt, sehr oft nachtheilig und schädlich ausfallen dürften. Auch können sie ihr Gutes und Schlimmes zugleich haben. Es ist möglich, daß der Arzt in der Heilung jener Krankheit, wozu du ihn rufen lässest, viel Erfahrung hat, aber mit der innern Beschaffenheit deines Körpers ganz und gar nicht vertraut ist. Es kann ihm gelingen, deine Gesundheit auf einige Zeit herzustellen; aber zu besorgen ist, seine Kur möchte die Wurzel deiner Gesundheit untergraben, dir die Krankheit zwar aus dem Körper, aber dich selbst bald nachher aus der Zahl der Lebendigen vertreiben. Der Freund aber, der des Freundes Zustand genau kennt, wird Sorge tragen, durch Hülfe für den Augenblick nicht ein künftiges Uebel zu erzeugen. Daher wird es am besten seyn, den Rath nicht so weit in der Runde zu suchen. Ein solcher kann nur vom rechten Wege ablenken, auf Irrwege führen, nicht als Wegweiser, als schützenden Gefährten dienen. An diese beyden Vortheile der Freundschaft — ich meine, Beschwichtigung der Affecte und Stütze der Urtheilskraft — schließt sich der letzte an. Er gleicht einem Granatapfel, voll von Körnern, worunter ich Hülfe und Theilnahme in allen Handlungen und Vorfällen des menschlichen Lebens verstehe. Das bequemste Mittel, den mannigfaltigen Bedarf der Freundschaft in das hellste Licht zu setzen, wird seyn, wenn wir in Erwägung ziehen, wie viele Dinge kein einzelner Mensch in's Werk zu setzen fähig ist. Daraus wird einleuchten, daß es kein übertriebener, sondern nüchterner Ausdruck der Alten sey, der Freund sey unser zweytes Ich; zumal, da, genau betrachtet, die Dienstleistungen des Freundes nicht selten eines jeden eigene Kräfte überbiethen. Die Menschen sind sterblich; oft werden sie aus der Mitte ihrer liebsten Unternehmungen, durch den Tod hinweggerissen, als, bey Verheirathung eines Sohnes, bey Erreichung ihrer Zwecke und Wünsche, u. dergl. Wer sich aber eines treuen Freundes erfreut, hat auch die Gewähr, daß Freundes Sorge und Thätigkeit das nach seinem Tode vollenden werde, was er begonnen hat. Und somit kann ihn selbst das Schicksal nicht übereilen,

denn er hat ihm nicht ein einfaches, sondern ein Doppelleben entgegenzustellen. Der Mensch ist auf einen Körper, der Körper auf einen Raum bedungen: wo aber die Freundschaft in's Mittel tritt, da sind dem Leben alle Wirkungskreise eröffnet, sich selbst, und seinem Stellvertreter zum Besten. Wie viele Dinge gibt es, deren Beibringung uns entweder die Würde oder der Anstand versagt? Niemand kann seine eigenen Verdienste ohne Verletzung der Schamhaftigkeit aufzählen, viel weniger erheben. Mancher vermag es nicht über sich selbst, sich zum Bitten oder Ansprechen um eine Gabe herabzulassen; und so unzählige andere Fälle. Alles dieses und dem Aehnliches, wobey wir uns selbst schämen würden, läßt im Freundes Munde anständig genug. Wiederum hängen der Persönlichkeit eines jeden manche Dinge an, die zu beseitigen nicht wohl angeht. Der eine kann mit dem Sohn nicht anders als Vater, der andere mit der Gattin nicht anders als Gatte, ein dritter mit dem Feinde nur mit Beybehaltung seiner Würde sprechen. Der Freund hingegen führt die Sprache, wie sie die Umstände erheischen; ihn bindet keine Rücksicht der Person. Eine Aufzählung alles dessen, was hieher gehört, würde in's Unendliche gehen. Ich habe die Regel festgesetzt: Wer in irgend einer Handlung die Rolle in eigener Person selbst nicht durchführen kann, der trete in Ermangelung eines Freundes lieber von den Scenen ab.

Reliok.

Aphorismen.

Nur aus zwey Entgegengesetzten entsteht ein Drittes, und alle Erzeugung geschieht durch den Widerstreit der Elemente und Kräfte. Wie es entsteht, so erhält und entwickelt sich auch das Leben nur durch Reibung und Kampf, während es in der Ruhe und im Frieden erstirbt und vergeht. Drum ist der Krieg gut und nothwendig, er ist das eigentliche Lebens-Element der Natur und des Menschen, in dem die Welt sich stärkt und erneut. Nur aus ihm geht alles Hohe und Große hervor, nur aus ihm die Wahrheit und die Tugend. Gewaltsam nur und durch die Axt des Hephaistos entsprang Pallas ja auch und auch sie gewaffnet dem Haupte des Zeus. Es dürfte wohl kaum einen Krieg geben, der wirklich diesen Namen verdient, von dem es sich nicht nachweisen ließe, daß er wenigstens Eine Idee erzeugt, und die Sinnesart und das Leben seiner Zeit von Einer Seite umgestaltet. Was auch die Veranlassung der Kriege, wie kleinlich auch die Absicht der Herrscher dabey sey: immer doch ist die Erzeugung von Ideen das höhere Ziel, wohin das Schicksal führt, und ganz andre und oft entgegengesetzte Resultate entwickeln sich, als jene sich gedacht, die die Kriege begonnen. Wo und wann und wofür wir also auch fechten, wir streiten für die Herrschaft und das Reich der Wahrheit und der Ideen, und um ihretwillen darf und soll sich ja Jeder freudig opfern: Und so ist denn der Tod des Kriegers ein edler Martyrer-Tod, der den Göttern zuführt, und sinnvoll dichteten daher unsre Ahnen, daß die ehrenvoll in der Schlacht Gefallenen in Wallhalla mit den Göttern schmaußten und zechten, während die zu Hause ruhmlos Gestorbenen in das düstre, kalte Nebelreich trauriger Schatten hinabstiegen.

Man sollte stets nur im Frühling reisen; denn dann ist der Mensch wie die Natur am frischesten und fröhlichsten. Befreyt aus seinen engen, dumpfen Mauern, fühlt er die Süssigkeit des Reisens, das erquickende Unwehn der reinen, lauen Lüfte, den heitern Glanz der frischen, neuentsprungenen Farben, den stärkenden Duft der Pflanzen und Blüthen mit doppeltem Entzücken, während im Herbst die Sinne schon durch die Pracht des Sommers ermüdet, die Farben erbleicht, die Kräfte erschöpft sind, und der Mensch sich wieder nach der geselligen Ruhe und Beschränkung des Winters sehnt, um sich wieder in sich selbst zu sammeln, und im Frühling mit erneuter Kraft und Lust hervorzugehen.

Ueber nichts wird jetzt heftiger geklagt, als über Geldmangel. Je mehr welches geprägt wird, desto

weniger ist zu finden, und wo man auch immer anklopft und ihm nachfragt, nirgends ist dieser Gast zu Hause. Sollte man, wenn man so ungeheure Geldsummen beständig in Weniger Hände zusammenströmen, und nie mehr daraus zurückkehren sieht, gleich als ob sie sich in einen bodenlosen Abgrund stürzten, sollte man da nicht glauben, daß, wie ehemals Mancher um große Summen Geldes dem Teufel seine Seele verkaufte, so jetzt Viele im Gegentheile um unermeßliche Geldströme ihm ihre Seelen wieder abzukaufen suchten, und so all das Gold und Silber, was er einst der Welt geliefert, wieder zu ihm zurückfließe als zu seinem Urquell? Nach dem allgemeinen Naturgesetze, daß Alles wieder dahin zurückkehren muß, woher es gekommen, hätte dieses seine Richtigkeit. Und warum sollte das Geld nicht auch unter den allgemeinen Naturgesetzen stehen? Folgt es ihnen doch auch darin, daß, wie in der gesammten Erde, so auch hier die größeren Formationen und Gattungen immer mehr verschwinden, und dafür die kleineren sich bedeutend vermehren, und so wie bey allen Bildungen die Intensivität desto mehr abnimmt, je mehr die Extensivität gewinnt.

So wie der Leipziger Meßkatalog nebst dem Verzeichniß der erschienenen Schriften (von denen aber auch Manche nicht erschienen) noch ein Verzeichniß der Schriften, welche künftig erscheinen sollen, enthält: so ließe sich wohl auch ein ziemlich starkes Verzeichniß jener Schriften verfertigen, welche erscheinen sollten, und denen, welche hätten erscheinen sollen, und die Aufstellung eines solchen Verzeichnisses wäre wohl nicht unmerkwürdig und unnütz, und könnte als ein Beytrag zur Charakteristik unsrer Literatur dienen. Wir erwähnen unter den Schriften, die erscheinen sollten, nur Göthes Fortsetzungen und Ergänzungen des Faust, der natürlichen Tochter des Elpenor, der Achilleis und der Unterhaltungen teutscher Ausgewanderten, dann seiner im Manuscripte vorhandenen Bearbeitung des Göz von Berlichingen für das Theater; ferner der Fortsetzungen von A. W. Schlegels Uebersetzungen des Shakespeare und Calderon, nach denen sich alle Besitzer der ersten Bände schon so lange vergebens sehnen, von Tiecks Sternbald und Jean Pauls Flegeljahren; endlich der Tragödien: der 24ste Februar von Werner und Palnatoke von Oehlenschläger, um nur Einiges von dem Vorzüglichsten von dem zu berühren, worauf das Publikum gewissermaaßen schon ein Recht besitzt, wenn gemachte Hoffnungen und Versprechungen, sie mögen nun ausdrücklich gegeben, oder aus dem bereits Gegebenen hervorgegangen seyn, anders ein Recht ertheilen. Wenn wir aber auch alles das anführen wollten, was eigentlich noch erscheinen sollte, d. h., was unsrer Literatur noch Noth thut, allenfalls mit Angabe jener Schriftsteller, die dem Mangel abhelfen könnten, so würden wir ein sehr bedeutendes und schwieriges Werk zu liefern haben, was voluminöser als ein paar Meßkataloge werden würde, und wozu uns Zeit und Kräfte fehlten; ja, ein solches Werk müßte wohl eigentlich von Mehreren zusammen bearbeitet werden, um recht lehrreich zu seyn, und gehört wirklich selbst unter die Schriften, welche erscheinen sollten. — Von den Schriften, die hätten erscheinen sollen, erwähnen wir bloß der Wanderjahre Wilhelm Meisters von Göthe und der philosophischen Gespräche von Schelling, so wie seiner Schrift: die Weltalter, welche Werke wir mit so großem Vergnügen als bereits erschienen angekündigt gelesen, und mit so großem Mißvergnügen und Bedauern nachher doch, als nicht erschienen, nicht erhalten haben. Waren diese Schriften zu früh angekündigt, noch ehe sie vollendet waren, aber haben die Verfasser so schnell ihre Gesinnungen geändert? Wir wissen es nicht; aber so viel scheint uns gewiß zu seyn, daß Männer dieser Art das Publikum nicht so grausam täuschen und necken sollten.

K. v. D.

Auflösung des Räthsels in unserm letzten Blatte:
Danzig (wo die, welche den stumpfen Thurm der Marienkirche besteigen, durch eigens dazu privilegirte Blinde begleitet werden).

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 14. Mai.

Ueber Vaterlandsliebe.

Sie sind nicht mehr, und Rom starb nach!
Erhoben durch die Patrioten,
Fiel mein geliebtes Rom, als allen Bürgerrotten
Ein patriotisch Herz gebrach.

Daß dieser Fall der grossen Stadt
Die sicher-stolzen Völker lehre:
Der größte Staat sey schwach, der ungezählte Heere,
Doch keinen Patrioten hat.

Uz.

„Vaterlandsliebe ist die Basis der Staatengebäude, so wie der Verstand ihr Schlußstein. Ohne sie dient das brillanteste Außenwerk nur zur Augenweide einer flüchtigen Bewunderung; es steht weder den Stürmen der Zeit noch verwahrt es vor andern Einflüssen der politischen Zugluft. Die Beweise hievon, wenn du sie nicht lieber anderswo suchen willst, findest du in den majestätischen Ruinen auf Griechenlands und Italiens klassischem Boden.“

In unsern Zeiten war, leider! dieses Wort, wie so manches andere schöne, herrliche, zum leeren, bedeutungslosen Schalle geworden. Höchstens lasen es noch die Schulknaben in ihrem Thucydides und Tacitus, und übersetzten es — in ihre Sprache, statt in ihre Herzen.

Es ist wahrlich kein leidenschaftlicher Vorwurf, den man den Teutschen machte, daß sie, dem Geiste und Herzen nach, dem ganzen Erdboden angehörten, nur nicht dem vaterländischen. Die fremde Sitte war unter uns herrschend geworden, wie die fremde Mode. Wir fanden unter uns viele Franzosen, Engländer, andere Nationalen, nur wenige Teutsche. Keine Nation war gegen Fremde so gerecht, gegen sich selbst so ungerecht.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß dieser Kosmopolitismus in humanen Rücksichten sehr liebenswürdig sey, und achtungswürdig in literarischen Beziehungen. Der Teutsche ward dadurch mehr, als Bürger eines Landes; er ward Weltbürger — Mensch im eigentlichsten Sinne des Wortes.

Aber diese Allerweltsfreundschaft war verderblich und tadelnswerth in politisch-militärischen Verhältnissen. Bey einem so befremdeten Sinne und getheilten Interesse erniedriget sich nämlich der Nationalstolz und entkräftigt sich der kriegerische Muth. Wer allen angehören will, kann den Seinigen am wenigsten angehören. In dem Maße sich der Philantropinismus ausbreitet, verenget sich der Patriotismus.

Was ohne diese Vaterlandsliebe aus dem teutschen Staate geworden; wie die Kraft dieses colossalen Körpers allmählig unter dem Drucke der Zeiten und Verhältnisse dahin geschwunden, so, daß er neulich schon als abgelebter Greis in das schmähliche Grab der Vergessenheit zu sinken drohte — — das haben wir gesehen.

Und haben auch gesehen, was mit dieser Vaterlandsliebe Wunderbares geschehen könne; wie dieser nämliche Staat so plötzlich von einer allmächtigen Kraft durchdrungen, neues Leben gewann und neue Lebensfreude; wie er, der Niedergeworfene, gleich einem verjüngten Riesen, die schmählichen Fesseln abstreifte, und den Unterdrücker, der schon auf die unmächtige Brust die Ferse triumphirend gesetzt hatte, mit nerviger Faust von sich schleuderte; und nun wieder da steht in seiner Naturfreyheit und Jugendkraft zur Verwunderung der Welt!

Nachdrücklicher hat wohl noch nie die Geschichte dieses große Wort gelehrt. Wehe uns, wenn wir es auch diesmal überhörten; wenn neuerdings partielles Interesse die Staaten theilen sollte, und in den Staaten die Stände, und in den Ständen die einzelnen Körper; wenn (denn aus kleinen Mißverhältnissen geht jedes große, ganze hervor) der Bürger, mit Scheelsucht auf die würdevolle Muße der höhern Stände blickend, Hand und Fuß ruhen ließe, um ja nicht — den Staatsmagen zu füttern; wenn der Adel, stolz auf ererbte Vorzüge, von den Verdiensten seiner Ahnen und ihren Gütern selbstsüchtig schweigen wollte; wenn endlich der Krieger auf die Wage, womit das Vaterland den verschiedenen Ständen Gerechtigkeit zutheilt, mit der trotzigen Miene des Stärkern noch sein Schwert legen würde! — —

Wahr ist es, wer immer zu dem schönen Berufe der Vaterlandsvertheidigung die Weihe trägt, der verdient einen vorzüglichen Dank von seinen Mitbürgern. Mit Geld lohnen sich seine Verdienste nicht, nur mit Ehre. Aber indem er seinen Stand vor allen achten soll, muß er darum andere Stände verachten? darf er dem Staate, statt zum Schutze, zum Trutze leben? das Eigenthum des Bürgers rauben, statt zu sichern? die Ruhe, das Gesetz, die Sitte untergraben, statt zu befestigen? Ist denn ein anderes Vaterland für den Krieger, ein anderes für den Bürger? Oder ist gar sein Stand — das Vaterland?

Doch diese Scheidewand zwischen Bürgern und Kriegern ist niedergefallen, seitdem ein jeder Bürger im Drange der Verhältnisse zum Krieger, und eben darum jeder Krieger zum Bürger geworden. Durch diese herrliche Umstaltung, Wiedervereinigung, Veredelung der Stände verschwindet von selbst jeder Haß des Bürgers gegen den Krieger, den er nicht mehr, wie ehemals, als seinen Peiniger, sondern als seinen Beschützer betrachtet; so wie jede Verachtung des Kriegers gegen den Bürger, den er nicht mehr als seinen Lohnknecht, sondern als Mitbruder behandelt. Wie die Römer weder Bürger noch Krieger kannten, sondern nur Römer, d. h., Vaterlandsfreunde zu Hause und im Felde, gleich bereit und geschickt zu Kriegs- und Friedens-Künsten, so auch wir Teutschen. Und wie lange Römergeist in uns lebt, so lange bleibt auch unter uns Römer-Freyheit.

Zwischen jener Allerweltfreundschaft und dieser Standesvorliebe hält die Vaterlandsliebe, wie jedes Schöne und Große, die goldene Mitte. Sie schnüret das Herz weder zu weit, noch zu enge, sondern so, daß es gerade die nähere Menschheit, die Nachbarschaft, schützend und nährend umfassen und pflegen kann.

Willst du ein Gleichniß? Ich würde es dir nicht so weit her — vom Himmel holen, wenn nicht dieses geahndete Vaterland dem irdischen so nahe läge, wie Leben und Tod. Aber sieh einmal hinauf in diese ewig blühende Ordnung der Gestirne. So viel Sonnensysteme, so viel Vaterlande! Um jeden Hauptgloben (ihre Zahl ist Myriade) wälzen sich auf verschiedenen Bahnen (Ab-Ständen) die Planeten alle; keiner drängt sich näher zum Mittel-Puncte, keiner entfernt sich. Durch dieses concentrische Wirken erhalten sie ihren Staat in unwandelbarer Ruhe, und zittern nicht auf ihren Bahnen, wenn ein drohender Komet vorbey rauscht.

So wahr ist es, daß Ein analoges Gesetz in der physischen und moralischen Welt obwalte! Die Welt der Willkühr soll sich überall nach der Welt der Nothwendigkeit bilden. Denn kann für

uns ein anderes, höheres Ideal seyn, als die hehre, weise Natur?

Man behauptet zwar, daß ein stricter Patriotismus dem loyalen Kosmopolitismus Eintrag thue. Allein beeinträchtigen sich denn in ihren Verhältnissen jene Sonnensysteme? Weil sie neben einander sich bewegen, müssen sie darum gegen einander stehen? Sind nicht jedem derselben von der ewigen Vernunft die Schranken des Raumes und der Kraft angewiesen, die Gränzsteine mit der Aufschrift: Bis hieher und nicht weiter!?

Es gibt freylich (das ist nicht zu läugnen) Patrioten eigener Art, welche wähnen, daß sie ihr Vaterland dann schon redlich lieben, wenn sie nur das Ausland herzlich hassen. Es ist dies die Vaterlands-Liebe des Bürgers, der den Untergang einer fremden Nation freudig — ansieht, aber das Wohl der eigenen unwillig befördert; es ist die Vaterlandsliebe des Kriegers, der mit blinder Wuth den Feind bekämpfet, aber auch mit zügelloser Willkühr den eigenen Bürger bedrückt; es ist endlich die Vaterlands-Liebe des Eroberers, welcher seinem Volke dadurch ewigen Frieden versichern will, daß er mit dessen mißbrauchter und vergeudeter Kraft, durch Verheerung und Entvölkerung der feindlichen Welt, Ruhe — Grabesruhe verbreitet.

Wie ganz anders ist die ächte Vaterlandsliebe? Sie wirkt nicht so fast zurückstoßend, als vielmehr anziehend, d. h., als eine nach dem Mittelpuncte gravitirende Kraft, die eben darum mittelbar jeder excentrischen Kraft widersteht. Wie die Familienliebe, bezeigt sie, bey der innigsten Annäherung an die Ihrige, bey der zärtlichsten Sorge und der rastlosesten Thätigkeit für ihr Wohl, doch Verträglichkeit mit den Nachbarn, ohne Mißgunst, ohne Händelsucht. „In meines Vaters Hause (die Erde ist freylich nur ein Dachstübchen) sind viele Wohnungen; und es liegt nur an uns, d. h., an den Kaisern und Königen, daß jeder, wie der Samojede, die seinige als die beste ansehe und liebgewinne.

Ob wohl Vaterlandsliebe, wie einige behaupten, ein angebornes Gefühl sey? So viel ist wenigstens gewiß, daß jeder fünfzehnjährige Jüngling Patriotismus beweiset, wenn irgend eine Tugend. Den Boden, der nähret und erziehet, gewinnet selbst das Thier lieb; warum sollte es nicht der Mensch? Die Erziehung kann viel verderben, noch mehr vernachlässigen. Es dürfte die Neigung nur nicht unterdrückt, und die Gesinnung allmählig geweckt werden. Das Herz, das einmal in die Fugen des Staatengebäudes gelegt ist, verbindet sich mit der Zeit von selbst mit den übrigen bis zur Unzertrennbarkeit. Ein isolirtes verwittert.

Darum sehen wir auch täglich, daß Menschen, die das Vaterland der Geburt späterhin vertauschen mit einem Vaterlande des Erwerbes, sich nicht los reissen können in Gefühl und Erinnerung von ihrer mütterlichen Amme. Ich verzeihe ihnen nicht nur diese kindlich-dankbaren Regungen, ich billige sie sogar; und fodere nur einsweilen Gehorsam aus Pflicht, biß endlich auch die Neigung die hülfreiche Schulter unter die Unterthanslasten legt. Wer seinen Patriotismus ausziehen kann, wie einen Handschuh, der gilt mir als ein Mensch, in dem weder Treu noch Glaube zu finden ist.

Was ich damit behaupten will, gilt eigentlich den Soldatenstand. Das neuere Conscriptions-Gesetz *), das den Kindern den Schutz der Mutter zur Pflicht macht, ist den Vernunft- und Staats-Grundsätzen gemäß. Was kann denn, sagt Jemand sehr wahr, ein Fremder für innerlichen Beruf fühlen, für ein fremdes Land zu siegen oder zu sterben? Sollte man es nicht für eine Art Blutschande halten, wenn Fremde für Geld und gute Worte Blut und Leben in die Schanze schlagen? Freylich geben auch zwey kalte Steine Feuer; allein man muß sie lange reiben; mit einem eilfertigen „Fertig! Schlagt

*) Freylich nicht das Fleischer-System, das alljährig 300,000 und mehr Menschen auf die kaiserlich-königliche Schlachtbank lieferte!

an! Feuer!" ists hier nicht gethan. Zur Zeit der Anfechtung fallen die Miethlinge ab!

Daraus erklären sich auch alle die unglaublichen, furcht- und fruchtbaren Erscheinungen eines Volks-Krieges. Da kämpft nicht bloß Gold gegen Gold, Kopf gegen Kopf, sondern die Gesammtkraft der Nationen. So wenig ein Sonnensystem untergehen kann, so wenig ein Volkssystem, wenn nämlich ein festes, einiges, dauerndes Zusammenhalten ist. Spanien war seit Jahrtausenden schon mehrmalen von Feinden besetzt, aber nie besiegt; oder auch: der spanische Boden, aber nicht das spanische Volk. Für dieses hatte zu der Araber Zeiten eine Höhle in Asturiens Schluchten noch Raum, und nach wenigen Jahrhunderten sah ihr König in seinen Landen die Sonne weder auf- noch untergehen.

Preußen stieg und sank während einem Jahrhundert mit unglaublicher Schnelle. Was nämlich bloß Monarchen bauen, können Monarchen wieder zerstören — durch physische und intellectuelle Kraft. Binnen zwey Monaten sah sich dieses Land auf der höchsten Spitze seiner Größe, und am äußersten Rande des Verderbens. Aber sobald die Nation selbst sich erhob mit der unwiderstehlichen, moralischen Kraft, da vermochten auch gegen sie nichts weder die alten noch neuen Legionen. Solch einen bleibenden Ruhm gab noch kein Fürst einem Volke, kein Volk einem Fürsten. Fürst und Volk haben sich so ihre Pflichten treulich abgetragen, und ihre Rechte auf wechselseitige Achtung für immer begründet.

Diese Erscheinungen, die wir seit einem Jahrzehend an jedem einzelnen Volke der Teutschen anstaunten, und nun am ganzen teutschen Volke noch mehr bewundern, haben auch das verjährte Vorurtheil widerlegt, daß Patriotismus nur in Republiken gedeihe, nicht eben so in monarchischen Staaten. Als wenn das Vaterland nicht dasselbe wäre, die Vormundschaft möge nun in den Händen Aller, oder Einiger, oder eines Einzigen seyn! Ja, muß nicht im letztern Falle die Vaterlandsliebe sogar wirksamer das Ganze durchgreifen, da alle Theile der großen Maschine von einer einzigen Haupttrieb-Feder bestimmt, nach einem einzigen Hauptzwecke hingeleitet wird? In des Fürsten geheiligter Person sind die Kräfte und die Hoffnungen aller Einzelnen hinterlegt; indem sich also eine Nation um den Thron lagert, bildet sie eben dadurch einen unübersteiglichen Wall um seine heiligsten Güter — Freyheit, Ehre und Vaterland.

Freylich in des Friedens gemächlicher Ruhe, wo nicht selten der zuversichtliche Herrscher auf seinem erhöhtern, abgerissenen Posten sorglos waltet, und die Kinder des Vaterlandes, des Gemeinwohls vergessen, selbstsüchtigen Genüssen fröhnen: da artet leicht das monarchische System in Despotie oder Anarchie aus, je nachdem die, von verschiedenen Interessen beschwichtigten Kräfte hier- oder dorthin ins Uebergewicht schlagen.

Aber laßt nur die Prüfungszeit der allgemeinen Gefahr heran rücken; laßt nur einen auswärtigen Feind die Sorglosen aus ihrer Ruhe aufschrecken und zum alles geltenden Kampfe bewaffnen: mit welcher Sehnsucht werden sich dann Fürst und Volk wieder suchen! mit welcher Innigkeit sich vereinigen, ermuthiget von dem Losungsworte: Einer für Alle! Alle für Einen! In solchen stürmischen Zeiten muß ein Vater des Vaterlandes dem verwaiseten Volke werther seyn, als jemals; um ihn, als den Antesignanen im Kampfe, versammeln sich die Patrioten alle, und folgen ihm, wohin auch seine Standarte ruft, zum Siege oder zum Tode.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 18. Mai.

Den Manen der in den Feldzügen 1813 und 14 gebliebenen Teutschen.

Ruhet sanft ihr edeln Hüllen,
Halme sankt ihr hingemäht,
Teutschlands Hoffnung zu erfüllen,
Die in neuem Glanz ersteht.

Muth, und Kraft, die in euch schlugen,
Säeten ihn des Frühlings Keim,
Und den Schatz des Herbstes trugen
Wir in euren Särgen heim.

Hochzeitstrauß sey uns die Neßel,
Die das Grab des Armes drängt,
Der die zwanzigjähr'ge Feßel
Teutscher Freyheit aufgesprengt.

Neu gedüngt von eurem Blute
Sprießt des teutschen Ruhmes Saat,
Die des Himmels ehrne Ruthe,
Frankreichs Herrscher niedertrat.

In des tollen Roßes Zügel
Fiel erwürgend eure Faust,
Daß der Sturmwind eure Hügel
Noch von seiner Wuth umbraust.

Erz und Paros Marmor künden
Zwar nicht eure Thaten an,
Und zerstampft auf blut'gen Gründen
Ist der Gräber lockre Bahn.

Sanft doch, wie des Baches Welle,
Wie der Hain der Weste Raub,
Tönt der Ruf der Ahnung helle
Auf der Erde heil'gem Staub.

Und den Wand'rer heitrer Nächte
Ziehet sie auf jedes Grab,
Wo ein Teutscher fiel, wie Mächte
Aus der Geisterwelt herab.

Lebt ihr gleich im Land der Wonnen
Nicht mehr Zeugen unsrer Lust,
Strahlt eu'r Name doch gleich Sonnen
Ewig in des Teutschen Brust.

Trunken von der Lippe fliegen
Wird er, die euch dankbar singt,
Wenn von Kulm und Leipzigs Siegen
Spät des Barden Harfe klingt.

Philipp Schmid.

Proben moralischer Verdorbenheit unsrer Zeit.

Herr Karl von Normont, Sohn eines reichen Gutsbesitzers aus Flandern, wanderte beym Ausbruche der Revolution aus und kehrte bey erfolgter Amnestie wieder nach Frankreich zurück; es gelang ihm, von seinem Vermögen noch so viel herauszureißen, daß sich seine jährliche Einnahme ungefähr auf 8000

Franken belief. Im Jahre 1802 heirathete er in einem Alter von 45 Jahren Maria Elisabetha Katherina Leverd, Tochter eines Gewürzkrämers aus Paris; sie hatte nur 19 Jahre; ihre Jugend und ihre Schönheit waren beynahe ihre einzige Aussteuer. Diese Verbindung war sehr bald beunruhigt. Die eigene Tante dieser jungen Frau, Frau Leverd, genannt Mellers, war Anfangs an ihrem Unglücke schuld. Diese lebte nämlich schon seit dreyßig Jahren mit Karl von Normont auf dem vertraulichsten Fuße, und hatte ihn sogar bey seiner Auswanderung begleitet; sie fürchtete daher, die Herrschaft, welche sie bisher über ihn ausgeübt hatte, möchte durch eine in der Blüthe des Alters und der Schönheit prangende Gemalin beeinträchtigt werden. Sie wohnten in einem unter dem Namen der Frau Mellers auf sieben und zwanzig Jahre vorausgemietheten Hause, die Domestiken wurden als in ihrem Solde stehend betrachtet, so daß Frau von Normont eine Fremde im Hause schien. Die Tante verbot es den Domestiken ihr zu gehorchen und sie zu bedienen, sie behandelte sie wie eine Zofe oder wie eine Tagwerkerin, sie überhäufte sie mit Schmähworten und hieß sie nur schlechtweg Babet. Mehrere Fremde waren eines Tages Zeugen der Erniedrigungen, die sie ihrer Nichte in einem so hohen Grade empfinden ließ, daß sich die junge Frau gezwungen sah, lautweinend den Tisch zu verlassen. Der Gemal, der dabey zugegen war, sagte nur ganz kalt zur Tante: Lassen Sie doch ab, Madame!

Herr von Normont führte übrigens ein sehr unordentliches Leben, er versuchte schon in den ersten Tagen seiner Verheirathung ein Mädchen Namens Daguilleur, die im Hause Köchin war, zu verführen, machte aber leichtere Fortschritte bey Julie Jacquemin, dem Kammermädchen der Frau Mellers; er wurde mehrmals bey diesem Mädchen überrascht; diese benutzte ihre Eroberung, um ihre Schwester Veronica und ihren Bruder Dominikus Jacquemin in's Haus zu bringen. Frau Mellers begünstigte die Unordnung im Hause des Hrn. v. Normont; seine Gemalin war der Gegenstand der Verachtung der Domestiken und vorzüglich der Mädchen Jacquemin, die so gar ihr Betragen verdächtig zu machen suchten.

Die Gesundheit der Frau von Normant widerstand so bitterm Verdruß nicht lange. Dieselbe wurde noch mehr durch den Eindruck erschüttert, welche eine Begebenheit auf sie machte, wodurch sie in Lebens-Gefahr gerieth. Zwey Gauner schlichen sich Nachts in das Zimmer, das sie zu Choisy bewohnte, und einer derselben, der ein Messer in blutiger Hand hatte, hielt ihr eine Blendlaterne vor das Gesicht, während der andere 6500 Fr. in Papier und 4 oder 500 Fr. in Geld aus dem Schreibtisch entwendete; sie nahmen auch überdieß noch viel Weißzeug und sonstige Effecten mit sich. Verschiedene den Domestiken des Hauses entschlüpfte Reden und das träge Wesen, womit sie sich anschickten, der Frau v. Normant zu Hülfe zu kommen, so bald sie rufen konnte, laßen vermuthen, daß sie die Urheber dieses Diebstahls kennen: die Debatten werden diesen Vorfall aufklären und ohne Zweifel die Gründe ihres Stillschweigens erklären. —

Frau v. Normont war so glücklich, von der Regierung eine Entschädigung zu erhalten, welche das Vermögen ihres Gemals zwischen 60 bis 80/000 Livr. Renten brachte. Sie hoffte, ein so wichtiger Dienst würde ihr nun wohl ein besseres Schicksal bereiten, aber sie war auch in dieser Erwartung betrogen. Sie wurde endlich schwanger und sah sich nun nur noch neuen Verfolgungen ausgesetzt. Die Mädchen Jacquemins trieben ihre Verwegenheit und Unverschämtheit so weit, daß sie den Gemal glauben machten, er wäre zu alt um Vater zu seyn, und seine Frau mache häufige Reisen nach Paris rc. Diese Elenden versuchten Alles, um Frau v. Normant bey Jedermann in schlechten Ruf zu setzen.

Frau v. Normont kam mit einem Mädchen nieder. Die Erbitterung ihrer Feindinnen brach nun in die höchste Wuth aus. Als ihr Gemal der Julie Jacquemin einstens sagte, sie möchte seine Gattin doch ein wenig schonen, antwortete sie ihm: Sie soll zum T * * * gehen: hätt' ich ein Weib, wie das

Ihrige, ich würf' es zum Fenster hinaus! Die Mutter wollte keine Amme, sondern das Kind selbst stillen. Es hat keine Sorge, sagte jenes Mädchen, das Kind bleibt nicht am Leben."

Diese traurige Vorhersagung traf ein. Das Kind begann, nachdem es 14 Tage am Zahnen gelitten, sich wieder zu bessern, man gibt ihm einige Löffel voll Suppe, die in der Küche der Frau Mellers gekocht worden war und es stirbt unter heftigen Zuckungen, welche der Mutter sowohl, wie auch dem Chirurgen von Choisy, Hrn. Azamar, äußerst verdächtig schienen.

Frau v. Normont wurde zum zweytenmale schwanger. Veronica Jacquemin bringt ihr eine Tasse Kaffee, die sie sehr schlecht findet, sie fühlt auf der Stelle Schmerzen, und ein sehr geschickter Arzt ist der Meinung, daß man eine fausse couche bewerkstelligen wollte, und da zu diesem Zwecke die Dosis des Gifts, welches in den Kaffee geschüttet wurde, nicht hinreichend war, so hatte man desto mehr davon in die Nudelsuppe für den Mittag gemischt. Julie Jacquemin entfernte sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit aus dem Hause; sie kam aber nieder und das Kind wurde einem Menschen Namens Bourré übergeben, der sich für den Vater desselben ausgab. Aber Hr. v. Normont nahm das lebhafteste Interesse an diesem Kinde, ging öfter nach Bagnolet, um es zu sehen, und bezahlte sehr reichlich die Amme. Der beleidigten Gattin gelang es, sich den Taufschein zu verschaffen und sie verlangte, mit diesem Actenstücke in Händen, daß Julie Jacquemin aus dem Hause getrieben werden sollte. Aber sie erhielt nur Beleidigungen und Spott, und Julie trieb die Unverschämtheit so weit, daß sie sogar ihre Gebieterin zu schlagen versuchte. Der Vater der letzten drang vergebens in Hrn. v. Normont der verruchten Kühnheit dieser Creatur Einhalt zu thun, seine Vorstellungen wurden von dem Schwieger-Sohn mit Drohungen und Schimpfreden erwidert. Frau v. Normant unterliegt endlich so heftigen und widerholten Schlägen, sie erleidet mehrmal convulsivische Anfälle und der Doctor konnte ihr erst nach einigen Tagen verordnen, ein wenig Suppe zu nehmen. Man bringt ihr eine eckelhafte Brühe. Frau v. Normont stößt ihr widerlicher Geschmack auf, sie fühlt sandartige Theile zwischen den Zähnen krachen und hat auf die dringenden Bitten der Freundschaft kaum zwey oder drey Löffel voll davon gegessen, als sie ein heftiges Schneiden und grimmige Magen-Schmerzen empfindet; ein durch laues Wasser hervorgebrachtes heftiges Erbrechen mildert zwar ihr Uebel, aber sie fühlt sich gänzlich an Kräften erschöpft. Der Arzt gerieth bey seiner Ankunft in das größte Erstaunen, er verlangt den Rest dieser Suppe zu sehen, und erhält zur Antwort, daß man sie weggeschüttet hätte; er verlangt das Kammermädchen der Frau v. Normont soll allein die Arzneyen holen, er trägt ihr auf, seine Verordnungen wohl zu befolgen und bittet, man möchte der Kranken erlauben, den Topf in ihrem Zimmer an's Feuer stellen zu dürfen. Wird man es glauben? der Gemal widersetzt sich dagegen. „Das hieße, sagte er, die Domestiken beschimpfen." Sie soll bersten, das Ungeheuer, schrie Veronica, wir sind dann aus aller Verlegenheit und du Julie, wirst sehr glücklich. Ihr würdiger Bruder Dominik fügte noch bey: Man setze sie ganz nackt vor die Thüre, wie sie hereinkam. Hr. v. Normont vernimmt Alles und thut bey der Sache weiter nichts, als daß er beyde Schwestern umarmt, indem er sie ganz ruhig zu seyn heißt, er würde sie nicht verlassen.

Die Unglückliche und durch anonyme Briefe voll schrecklicher Drohungen Verfolgte hat noch Muth, die Wegsendung der Domestiken zu begehren. Doktor Asselin erklärt, daß er ohne diese Maasregel für ihr Leben nicht gutstehen könnte. Der Gemal zaudert, er verspricht, nimmt sein Wort wieder zurück, und schlägt endlich eine auf gegenseitige Einwilligung beruhende Ehescheidung vor. Sein Anerbiethen wird mit dem größten Eifer angenommen. Er verspricht das Haus von Choisy, 40,000 Fr. statt eines Pachtguts, womit er zur Zeit seiner Verheirathung eine Schankung gemacht hatte und 8000 Fr. Reisegeld. Man willigt in Alles ohne

weiters zu handeln ein. Aber er schlägt alsbald wieder andere Bedingungen vor, die man zurück weiset, er beruft sich auf die Rechte des Gemals, befiehlt seiner Frau sich nach Choisy zu begeben und dort war es denn, wo am 31. März 1813 eine Scene vorfiel, welche die Blicke und Nachsuchungen der Gerechtigkeit auf sich zog. Man fand Frau v. Normont am 1. April gegen 8 Uhr Morgens starr und kraftlos auf einem Bette ausgestreckt, das in dem Saale stund, und in ein Tuch und eine Decke gehüllt. Ihr Gesicht, so wie das Tuch, waren mit einer schwarzen und öhlichten Substanz überflossen, die einen Geruch von Terpentin von sich gab. Man bemühte sich anfangs vergebens, sie aus dieser Ohnmacht vermittelst geistiger Liqueurs zu ziehen. Nachdem man ihr den Mund öffnen konnte, ließ man sie ein paar Brechpillen hinabschlucken, die aber keine Wirkung hervorbrachten: man gab ihr hierauf mehrere Gläser Wasser ein, in das man Seife aufgelöst hatte, worauf sie sich heftig erbrechen mußte, doch kam keine schwarze Substanz zum Vorschein; der Apotheker Barcoffe aber erklärte, er hätte einige Flocken bemerkt, die er durch das Alkali der Seife mit Terpentin Essenz hervorgebracht glaubt. Das Innere des Mundes war entzündet, und am linken Schlüsselbein bemerkte man eine schmerzliche Röthe, welche durch einen heftigen Druck mit ungewöhnlicher Gewalt bewirkt zu seyn schien.

Frau v. Normont erklärte, als sie wieder zu sich selbst kam, dem Friedensrichter, daß sie sich Tags vorher, den 31. März, gegen 11 Uhr Abends in ihrem Schlafzimmer in ihr gewöhnliches Bett gelegt; sie fühlte sich in großer Bewegung, ihr war's, als ob sie das Alpdrucken hätte; sie glaubte aus dem Bette zu fallen, und wurde aus diesem Zustande erst durch die Erschütterung gerissen, die man sie in dem Augenblick empfinden ließ, wo sie auf das im Saale stehende Bett geworfen wurde; sie bemerkte einen kleinen Menschen, der ihr mit der einen Hand den Kopf hielt, und mit der andern ihr eine Tasse an die Lippen setzte, und als sie das Dargereichte nicht trinken wollte, ihr den Mund mit einem kleinen Stabe öffnete und den in der Tasse befindlichen Liqueur darüber in ihren Mund gleiten ließ. Sie verlor hierauf ihr Bewußtseyn. Sie fügte noch bey, daß man das in dem Secretär ihres Schlafzimmers, wie in dem des Saales befindliche Geld, wie auch Bijouterieen entwendet habe.

(Der Beschluß folgt ein andermal.)

Nachlese von Gesetzen.

Freyheit ist Glück. Das Gesetz, die Mutter der Freyheit, ach, liebt oft
Wie die Aeffin ihr Kind, drückt an den Brüsten es todt!

1.

Sokrates sagte (Stanlei Hist. Philos. P. III. cap. V. p. 126.) „Die Gesetze entstanden nicht der guten Menschen wegen.“ Hierauf gründen sich Argesilaus Worte (ib. P. IV. p. 397). „Wie der Staat, reich an Arzneimitteln und Arzneilehrern, arm ist an Gesundheit, so ist der Staat, reich an Gesetzen, arm an Redlichkeit.“

2.

Demosthenes (in seiner Rede gegen den Timokrates) rühmt ein Gesetz der Lokrier, nach welchem jeder, der ein neues Gesetz in Vorschlag bringen wollte, in öffentlicher Versammlung, einen Strick um den Hals, für die Annahme sprechen mußte. Fiel das Gesetz durch, so wurde der Redner erdrosselt. Daher sey es geschehen, daß durch 200 Jahre kein neues Gesetz gegeben wurde.

3.

Der Gesetzgeber gleicht darin einem Dichter, daß er jeden Ueberfluß und Prunk vermeide, der dem Ganzen schadet. Man kann ihm, wie Korinna einst dem jungen Pindar, zurufen: Säe mit der Hand, und schütte nicht den ganzen Sack aus! S. Plutarch moral. Werk übers. von Kaltwasser II. Bd. S. 61. Wiener Ausg.

L—t.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 21. Mai.

Ueber Heldenmuth und Kriegerehre.

Heroismus ist Muth aus Bewußtseyn der Pflicht. Er misset nicht, wie der gewöhnliche Muth, die Gefahr, die sich ihm, — noch die Kraft, die er ihr entgegen stellet. Ohne Hoffnung und ohne Furcht kämpft er, bloß dem Gesetze gehorsam. Er mag darum überwinden oder unterliegen, er ist doch Sieger — wo nicht Sieger über die Gefahr, wenigstens Sieger über sich selbst.

Es gibt einen doppelten Heroismus, einen leidenden und einen thätigen. Jener gibt Geduld zum Ausdauern, dieser Kraft zum Ueberwinden. Ich will nicht entscheiden, wer von beyden mehr Verdienstlichkeit hat. Jeder ist gut — zu seiner Zeit und an seinem Orte. Wo die Hindernisse selbst weichen, da soll man duldend harren oder umgehen; wo nicht, da soll man kräftig handeln und durchbrechen. Dort wäre Gewalt eben so unklug, als hier Geduld unvernünftig.

Muth, sagt Jemand, braucht man, wie Salz, zu Allem; beym Kaminer-Tod eben so, wie auf dem Bette der Ehre. Und nicht bloß zum Tode, sondern auch im Leben. Daher die Frage: ob es schwerer — und verdienstlicher sey, für die Menschheit zu denken oder zu kämpfen? für das Vaterland zu leben oder zu sterben?

Mich däucht, die Antwort sey die richtige, daß der Bürger im Allgemeinen mehr des duldenden Heldenmuthes bedürfe, der Krieger aber des thätigen. Der Beruf des Bürgers erfodert meistens nur eine sanft auflösende, langsam schmelzende Wärme; der Beruf des Kriegers aber eine verzehrende, wildlodernde Flamme. Denn Friede ist ein Tag des Sonnenscheins für das Vaterland, so wie der Krieg ein Tag des Ungewitters; obgleich beyde erfrischend und fruchtbringend.

Der kriegerische Heroismus ist eine gewaltige, plötzlich wirkende Kraft, die das Hinderniß nicht bloß weghebt, sondern wegwirft; die, gleich einer Lawine, vom Herzen sich losreißt und Alles mit sich zum Untergange fortwälzt. Es ist eine Stoßkraft, die mit Einem Male das nämliche Hinderniß wegräumt, was die Ziehkraft des leidenden Muthes erst mit der Zeit ebnet.

Wie zu allem Großen, so werden Menschen auch zum Kriege geboren. Die Natur schaffet ihre Genie's für das stürmische, wie für das ruhige Leben. Manche können, was Onkel Toby von sich gesteht, schon als Schulknaben keine Trommel rühren hören, ohne daß ihnen das Herz im Leibe schlägt. Nicht sie sind es, die diesen Lärm im Innern schlagen, sondern die Natur. Wenn es wahr ist, daß die Natur bey ihren Menschengeburten Thierseelen, wie Thiergesichter, absieht, so möchte ich sie die Löwen unter den Menschen nennen, so wie es unter uns geborne Hasen gibt.

Indessen Genies sind, wie ihre Producte, Ab-

weichungen von der Regel, *seltene Erscheinungen*. Was also die *Natur* Mangel- und Fehlerhaftes läßt, muß die *Erziehung* zu ersetzen suchen, d. h. diejenige, die mit dem Knaben anfängt und mit dem Manne nicht aufhört — die Erziehung durch *Schule* und *Staat*. Und das kann sie, — kann den Heldenmuth in Löwennaturen *veredeln*, und in Lammnaturen *einpflanzen*. Denn wozu hätten wir sonst jene souveräne Kraft, die *Vernunft*, die die Neigungen lenken und den Trieben gebieten soll, — die Alles kann, was sie will, wenn sie will, was sie soll?

Und diesen Heldensinn zu wecken, stehen dem Staate überhaupt zwey Methoden zu Diensten: durch *sinnliche* Reize und durch *geistige* Motive.

Zu den erstern rechne ich das *Brod* — eine Lock-Speise, die, so lange die Menschen noch hungern, nicht zu verachten ist. Allein zur Heldenbildung reicht sie schwerlich hin. Denn wer um Brod dient, wird auch bald *nur* um des Brodes wegen dienen (wie das lasttragende Thier, das sein mühseliges Tag-Werk um der Disteln wegen aushält); und wer nur an den Tisch denket, vergißt zuletzt Arbeit und Gebet, oder zählt seine Schritte nach den Portionen ab, die ihm der Staat zuschneidet. Der Klügere ist darum nicht der Bessere; ich meine: manche arbeiten heute und schwitzen und hungern, damit sie morgen desto reichlicher genießen und gemächlicher verdauen können. Sie dienen dem Vater des Vaterlandes als fromme, getreue Söhne, *damit sie lange leben auf Erden*.

Für die übrigen, d. h. die meisten gilt, statt jeder andern Ermunterung, der *Zwang* mit dem Gemeinspruche: „Er wird sich schon um seine Haut wehren, wenn er muß.“ Aber auch (setze ich hinzu) seine Haut schonen, wenn er kann. Denn der gemeine Mann, der so viel, ja Alles einzusetzen hat in diese Decimirungs-Lotterie, was darf er denn zuletzt hoffen, als höchstens — einen friedlichen Abschied? Er wird freylich wollen, weil er muß (der Bauernwille!); aber das leidigste ist eben, daß die Wirkung des Zwanges dort *aufhört*, wo sie eigentlich erst *anfangen* soll.

Doch was fragen wir lange? Da einmal der Mensch aus Leib und Seele besteht, so müssen auch sinnliche und geistige Reize zusammen wirken, um ihn zu großer Anstrengung und Aufopferung zu ermuntern. Solche Menschen also ausgenommen, deren Seele reinkörperlich ist, d. h. die nur a posteriori fühlen, so werden die übrigen eines *innern* Antriebes um so mehr bedürfen, als das Geistige nur durch den Geist erzielt wird. Um dazu bewogen zu werden, daß man sein Leben, d. h. das Bedingniß alles Guten einsetzet, muß etwas Höheres, als das Leben, das thierische, gewonnen werden können. Der Geist macht größere Foderungen, und gibt edlere Versprechungen, als der Körper. Seine Pflicht umfasset nicht nur sein Ich, das *Individuum*, sondern auch die *Gattung*, die Menschheit; so wie seine Hoffnung weiter reicht, als die Zeit, sogar von der Ewigkeit ihren Tribut nimmt.

Wenn die *Vaterlandsliebe* dem Staate gibt, was des Staates ist, so gibt die *Selbstliebe* der Person, was der Person ist. Beyde Gefühle zusammen verschmelzen sich in dem *Ehrgefühle*.

Als *Bürger* betrachtet sich der edle Krieger als ein Glied der großen Kette, welche die Nationalehre, den Nationalreichthum, die Nationalfreyheit mit eherner Kraft umschließt und beschützt. Wohin das Ganze zieht, dahin folgt er als Einzelner; die Gesammtmacht mag sich nach Innen verengen, oder nach Außen erweitern, er folget und strebet mit all seiner Stärke und Dauer. Denn er weiß, daß das Individuelle nur bestehen könne im Zusammenhange des Allgemeinen, so wie das Allgemeine nur durch das concentrische Zusammenwirken des Individuellen. Ueber das willen- und wissenslose Einzelne herrschet die Potenz, deren letzter und erster Ring am Scepter oder Commandostab hängt.

Durch diese unbedingte Hingebung verliert er aber, als *Mensch*, nichts von seinem persönlichen Werthe. Vielmehr, indem er auf seine Selbstständigkeit um der Gesammtheit wegen freywillig verzichtet, gewinnt er durch das gekräftigte, befreyte Ganze selbst an Freyheit und Würde. Die *Ehre der Nation* gereicht auch

zur Ehre der Individuen; so wie jede schöne That des Einzelnen zum Ruhme des ganzen Volkes.

Darum beneidet auch keiner den andern um seine Ehrenzeichen, jeder nur um die Ehrenthaten. Indem er die tapfern Krieger alle mit gerechtem Stolze die Helden seines Vaterlandes nennt, bestrebt er sich durch patriotische Gesinnungen und Handlungen ihrer würdig zu seyn. So freuet sich jeder Unterthan seiner Fürsten, welche die Welt mit Thatenruhm erfüllen; so jedes Heer seiner Anführer, welche mit den Zeichen der Tapferkeit prangen.

Dies ist das ächte Ehrgefühl des patriotischen Kriegers. Nicht die windige Prahlerey, die ihren Werth nur von der Verläumdung und Verachtung fremder Nationalen tragen läßt; nicht der bornirte Eigendünkel, der sein Ich um einen selbstbeliebigen Preis anschlägt; nicht die verkehrte Eitelkeit, die ihre Beweiskraft im Degen, und ihren Werth in der Uniform nachweiset; sondern das reine, lebhafte Gefühl, welches aus dem ermunternden Bewußtseyn hervorgeht, daß er durch das öffentliche Verhältniß der Sohn eines Heldenlandes sey, und durch seinen persönlichen Werth es zu seyn verdiene.

Wahrlich, es ist kein eitles Phantom einer phantastischen Eigenliebe um die Ehre des Kriegers. Es ist reine Selbstachtung seines Werthes und bescheidene Veröffentlichung des Verdienstes. So viel trägt und wagt Niemand, als der Krieger; so wenig genießt und gewinnt Niemand, als er. Wie von jenen frommen Söhnen (in unsers Pfeffels schönen Dichtung) der frömmste sein Herzblut den Manen seiner Mutter weihet: also der Krieger, als der erste Sohn seines Mutterlandes. Jeder Bluts-Tropfe ist ihm eine Perle in der Bürgerkrone, und jede Narbe ein Adelsdiplom, wenn auch kein Ehrenzeichen seine Brust schmücket.

Kein großer Mann verachtete je das schöne „digito monstrari: heic est." Aber der Unterschied ist dieser. Der kleine Mensch bleibt selbstgefällig stehen, wenn ihm der lärmende Beyfall des Pöbels zurauschet, und ruht gemächlich auf seinen errungenen Lorbeern aus. Der große Mann hingegen ist bescheiden in seinen Foderungen, und strenge in seinen Leistungen. Anstatt den Ruhm zu erwarten, der seinen Thaten folgt, bestrebt er sich vielmehr ihm rastlos voranzueilen, zufrieden mit dem stillen Bewußtseyn seines Werthes und der reinen Bewunderung weniger Edlen.

Und solch ein Ruhm ist nicht nur wohlthuend für den gefeyerten Helden, sondern auch für seine Nation. Schon dies ist wichtig, daß jede Heldenthat des Einzelnen für das Volk selbst, das solche Kraftmänner erzogen hat, die Achtung des Feindes abzwingt.

Aber noch wichtiger ist, daß das Beyspiel des Helden die Seinigen zu ähnlichen Thaten ermuthiget. Dadurch wurde ein Leonidas der Retter seines Vaterlandes; ein Horatius Kokles der Befreyer des bedrängten Roms; ein Winkelried der Besieger übermüthiger Schaaren. Nicht die Lücke der Speere, die er mit seiner Brust auffing, sondern das Beyspiel des Muthes, womit er voran ging in den Tod, bahnte seinen Schaaren den Weg in die gedrängten Reihen der bepanzerten Feinde.

Und solche Helden wirken nicht bloß auf die Zeitgenossen, sondern auch auf die Nachkommen seines Volkes bis zu den spätesten Jahrhunderten. Das ist die gefeyerte, beneidenswerthe Unsterblichkeit der Helden, des Schweißes der Edlen werth und ihres Blutes. Noch wandelt und wirket Hermann unter den Teutschen, Friederich unter seinen Preußen, jeder große Mann unter seinem Volke.

Der Held gehört sogar nicht bloß seinem Volke an, sondern der Welt. Denn jede Heldenthat besteht auf sich selbst; sie ist erhaben über jede Mißgunst, und frey von Haß und Partheylichkeit. Darum ist selbst am Feinde die Heldentugend lobens- und nachahmungswerth. Darum stehen im Tempel des kriegerischen Ruhmes die Monumente Hannibals und Scipio's nebeneinander; so wie die Helden jenes siebenjährigen Kampfes ihre Lorbern auf den nämlichen Feldern pflückten.

„Auch dann, frägst du, wenn der Krieger für unedle Zwecke streitet?" Ich frage aber auch: Kann, darf denn der Krieger untersuchen, entscheiden, für welche Sache er kämpfet, wenn es die Sache des

Vaterlandes ist? wenn ihn die rechtmäßige Obergewalt, der Wille des Fürsten und die Stimme des Volkes zu den Waffen rufet? Die subjective Ueberzeugung kann nur über eigene Handlungen gebieten, nicht über fremde aburtheilen. Der Glaube von der Rechtmäßigkeit deiner Sache beruht doch auch zuletzt auf einem positiven Grunde.

Diese blinde Unterwerfung (man könnte sie die politische Subordination nennen) ist keine Herabwürdigung, ich wiederhole es; sie ist nothwendig um des Ganzen willen, also pflichtmäßig und ehrenvoll. In der großen Sache des Völkerzwistes kann nur das Volk, der Fürst Richter seyn. Alle Revolutionen geschehen im Kabinet; im Felde sind sie Meutereyen. Das ist die unbestechbare Stimme aller Zeiten und Völker.

Freylich wenn irgend ein aufgeklärter Kopf in die Machinationen eines Despoten einen tiefern Blick wirft; wenn er mit Schaudern die verborgenen Zwecke des Ehrgeitzes und des Eigennutzes entdeckt; wenn er dann sich selbst zu sehr hochachtet, sein Vaterland zu sehr liebet, als daß er zu dem ungerechten, barbarischen Spiele seinen Arm oder Kopf herleihen möchte: was dann? — Wer wagt zu entscheiden? Wer will einen Brutus tadeln, wenn er durchgreifend entgegen handelt? wer aber auch einen Cicero preisen, wenn er stillschweigend mitduldet? oder endlich einen Cato verdammen, wenn er, da er weder handeln konnte noch dulden wollte, durch den Tod seine Ehre und Freyheit zu retten sucht?

Glücklich, wem nicht diese traurige Alternative fällt; wem Hand und Herz in Einem heiligen, großen Berufe begegnen — für Recht und Freyheit, für Fürst und Vaterland! Mit diesem erhebenden, beseligenden Bewußtseyn, daß er seine Freyheit nicht dem Eigensinne einer tyrannischen Willkühr hingebe, daß er seine Ehre nicht in der Unterdrückung und Ausrottung harmloser, friedlicher Völker suche; sondern daß er sein Gut und Blut, sein Alles für edle, menschenfreundliche Zwecke opfere: wie sollte er nicht muthigen Herzens der Vaterlandsfahne zueilen, um im schönen Bunde gleichgesinnter Brüder von den Heerden und Altären feindliche Horden abzutreiben, und die herrlichen Güter der Freyheit und des Friedens zu erringen?

Proben moralischer Verdorbenheit unsrer Zeit.

(Beschluß.)

Frau von Normont gelang es, als sie in der Nacht vom 31. März zum 1. April erwachte, ihre rechte Hand aus den Umhüllungen zu befreyen, womit dieselbe umgeben war, und den Stab aus ihrem Munde herauszuziehen, der in Form eines Knebels darin befestigt war, sie fiel aber, nachdem sie sich mehrmal zum Erbrechen angestrengt hatte, auf's Neue in Ohnmacht, und kam erst in dem Augenblicke zu sich, wo der Apotheker Baccosse zu ihrer Hülfe herbeygekommen war.

Man fand an eben diesem Tage, den 1. April, einen Becher im Saale, der ungefähr sechs Unzen faßte, und eine Tasse, worin sich noch eine Portion schwarzen Liqueurs gleich demjenigen befand, der auf der Decke ausgegossen war. Aus der Analyse dieses Liqueurs ging hervor, daß er aus Gallerte und Therpenthin mit Beymischung von ein wenig Zinn und Quecksilber bestand, und die Aerzte erklärten diesen Trank für wirklich tödtlich. (Wir übergehen nun die sämmtlichen Indizien, welche das Protokoll aufbewahrt und schreiten zu den Puncten, welche geeignet sind, die Neugierde unsrer Leser zu fesseln.)

Das Tribunal erster Instanz hatte am 2. September vorigen Jahrs einen Verhaftbefehl gegen den Gemal und die Tante, so wie gegen die Julie Jacquemin und den Menschen Namens Bourré, als Angeklagte erlassen, Urheber und Mitschuldige an der gegen die Person der Frau von Normont versuchten Vergiftung zu seyn; dieser Befehl aber wurde durch den kaiserl. Hof für nichtig erklärt und befohlen, die zwey ersten Angeklagten in Freyheit zu setzen, aus dem Grunde, weil gegen sie keine hinreichenden Beschwerden vorhanden wären. Die Beschuldigten allein sind Julie Jacquemin, Kammermädchen, 29 Jahre alt und Ludwig Bourré, Garçon de Kaisse.

(Wir werden unsern Lesern mit der Zeit einen gedrängten Auszug der Debatten mittheilen, welche bey den öffentlichen Verhören des Assisenhofes statt gehabt haben.)

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 25. Mai.

Empfindungen im Wonnemond.

Des Meisters Stimme hat ertönt: „es werde!"
Mit neuem Reiz erwachet Mutter Erde.
Der Sonne Blick ist nun so mild! —
In tausend keimenden Gestalten
Sieht man der hohen Gottheit Bild
Auf's Neue sich entfalten. —

Hört die Lerche in den Lüften
Und die Nachtigall im Busche
Den ersehnten Lenz begrüßen:
Horcht! der ernste Kukuk ruft.
Schwalb' und Storch sind eingezogen
Und die Wachtel kam geflogen. —

Auf! fröhliche Jugend,
Geschmücket mit Tugend
Hüpf' auf blumigten Wegen
Dem Frühling entgegen! —

Nehmt die zarte Birkenrinde,
Streifet Schalen von den Weiden,
Pflücket Blätter von den Zweigen,
Blas't dem holden Frühling Lob! —

Ertönet Schallmeyen!
Knaben und Mädchen
Von Dorf und Städtchen,
Beginnet den Reihen!
Laufet und springet,
Spielet und singet,
Jubelt und scherzet,
Küsset und herzet. —

Kommet her in meinen Garten,
Meine Laube grünet lieblich;
Freundlich ist der Rosen-Teppich:
Frauen-Veilchen, Hyazinthen,
Kaiserkronen, Erdbeerblüthen,
Schönes Liebchen, Maien-Blumen;
Je länger je lieber, vergiß mein nicht —
Düften alle hier im göttlichen Licht.

Die Seele schwimmt in Wonn' auf heit'rer Flur;
In jedem Tropfen Thau zeigt sich des Schöpfers Spur:
Ein segenvolles Jahr verkünden jene Blüthen —
Doch, Alles scheinet herrlicher im Frieden —
Und schöner grünt das Laub der Bäume;
Süßer ist der Blüthe Duft;
Goldner sind des Frühroths Säume;
Lieblicher weht dann die Luft,
Wenn die Lieb' des Menschen Brust durchglüht! —

Auf blumigter Au, im dampfenden Thal,
Auf Bergen und Höh'n, im grünenden Hain,
Sind Freuden ohne Zahl
Für Groß und Klein. —

Pflücket Jungfrauen die duftenden Blumen;
Bindet den Geliebten Sträuße:
Doch, für hochherzige Vaterlands-Retter
Sammelt die trefflichsten Blüthen und Blätter:
Mit dem lieblichsten Kranz werde der Sieger erfreut;
Ihm nur seyen die schönsten Blumen geweiht. —

Pflegt Frauen holdselig das Zarte und Schöne!
Mit Muth und Kraft rüstet euch Vaterlands Söhne:

Der Mann wirke stets für Wahrheit und Recht,
Bekämpfe mit Weisheit der Bösen Geschlecht —
Was dem Guten widerstrebt werde verbannt:
Frey fühl' sich Tellus zu Wasser und Land!
Der Zwietracht Dämon sink' hinab als Leiche
Und allen Völkern grünen Friedenszweige! —

Borherr.

Scene aus einem noch ungedruckten Drama.

(Garten, seitwärts ein Pallast mit einem Altan.)

Donna Anna erscheint auf dem Altan, Don Francesco kömmt aus dem Pallast, geht einige Schritte vorwärts, sieht dann um, und erblickt Anna. —

Franc.

Seh' ich recht? noch einmal zeigen
Will sich mir dein holdes Bild?
Von dem Altan engelmild
Sich noch einmal zu mir neigen?

Anna.

Ich muß dich noch einmal sehen
Denn mir wird's um's Herz so bang,
Als wenn du auf Jahre lang
Müßtest Lieber! von mir gehen.

Franc.

Wenn die Sonne Nacht will theilen
Und der schöne junge Tag
Unbewölkt sich zeigen mag,
Werd' ich dich zu seh'n nicht weilen!

Anna.

Wird die Nacht nicht lange dauern?
Ach! bis sich der junge Tag
Unbewölket zeigen mag
Wird wohl Anna lange trauern.

Franc.

Trauern Anna? Unsrem Glück
Gab Alvaro seinen Segen

Und mir kann sich Lust nur regen
Bey so holdem Liebesblick.

Anna.

Einmal noch hab' ich gesehen
Dich Francesco, leb nun wohl!
Wie ist mir das Herz so voll!
Ich will nun von hinnen gehen.
Ungern mag ich von dir scheiden
Denn mir ist, als wollte sich,
Unglück waffnen gegen dich,
Schützend möge Gott dich leiten.

Franc.

Bange macht dich nur die Nacht,
Wenn am Morgen du erwacht,
Wird dir jede Sorge schwinden,
Und ich werde froh dich finden.

Anna.

Ach Francesco sprächst du wahr!
Ja, wohl wird die Nacht entweichen
Doch nicht wird mein Busen schweigen
Und mein Aug' wacht immerdar.

Franc.

Mit des Traumes holden Schwingen
Naht sich liebreich mir dein Bild,
Und die Nacht kann's nicht erringen,
Daß sie mir dein Bild verhüllt.
Da du zart nun um mich schwebest
Geht das Unheil still vorbey;
Schont das Herz, in dem du lebest,
Liebchen, drum nicht bange sey.
Froh ob deinem zarten Gruß
Ob der Rosenlippen Kuß
Will ich mit Rodrigo zieh'n
Durch das monderhellte Grün.

Anna.

Ziehe in dein stilles Zimmer;
Denn die Nacht ist keinem hold,
Und des Mondes Zauberschimmer

Ist nicht, wie des Tages Gold,
Täuschend ist der nächt'ge Schein
Drum, ich flehe, geh' hinein!

Franc.

O ich habe keinen Willen
Wenn dein Mund zum Fleh'n sich neigt,
Drum will ich den Wunsch erfüllen,
Daß dir jede Sorge weicht.

Anna.

Sorgen bringt der Liebe Macht,
Schlaflos werd' ich, bis es tagt.
Ohne Gram, nicht ohne Sorgen
Harren bis zum frühen Morgen;
Nur für dich mein Auge wacht,
Don Francesco gute Nacht. —

(Sie verläßt den Balkon.)

M. Birnbaum.

Königliches Hoftheater.

München am 11. May 1814. Es ist, dünkt mich, ein hoher Genuß, zwey Meister in irgend einer Kunst, um den Vorrang ringend, die ganze Fülle Ihres Wissens entfalten zu sehen. Ein so herrlicher Anblick wurde heute dem Theater-Publikum Münchens zu Theil. —

Gespannter war wohl nie die Erwartung der Zuschauer bey irgend einem Theaterstücke, als da die Demoiselle Spitzeder in der Rolle der Jungfrau von Orleans auftrat. — Wir waren bisher gewohnt, in dieser hochtragischen Rolle unsere Altmutter zu bewundern, um so angenehmer mußte uns die Nachricht seyn, daß sie selbst, mit edler Bereitwilligkeit, der Fremden diese Rolle übergab, um zu zeigen, daß sie weniger von der Furcht, überwunden zu werden, als von dem Wunsche — das vergleichende Urtheil der Kenner zu vernehmen — beherrscht werde. —

So lange jede Kunst Manieren hat, läßt sich geradehin keine Vergleichung anstellen, wohl aber andeuten, was in einzelnen Fällen besser und anders hätte gedichtet, gemalt oder gespielt werden können. —

Ich will versuchen, eine solche Parallele zwischen den Demoisellen Spitzeder und Altmutter zu ziehen, die von einzelnen Scenen ausgehend, jedes allgemeine Urtheil vermeiden wird. —

Im Prolog, wo Demoiselle Altmutter unter dem großen Baume sitzt, und auf das Muttergottesbild sehnend blickt, steht Demois. Spitzeder, mit dem rechten Arme auf ihren Hirtenstab gestützt, das Haupt, halb rechts geneigt, mit wundersamen Empfindungen dem Bilde zuwendend, ächt hirtlicher Unschuld voll. Den bald darauf folgenden Monolog deklamirte sie meisterhaft; aber wohl rührt sie im stillen Schmerze die Seele, doch fehlt ihr die laute, volle, gesteigerte Sprache der Begeisterung, wenn die Schlacht-Trompete ruft. —

Die Scene der Versöhnung des Grafen von Burgund mit Graf Dünois, die Kampf- und Liebes-Scene mit Lionel, gab sie meisterhaft, doch in jener Scene, wo ihr Graf Dünois und La Hire vor dem Krönungszuge, im festlich geschmückten Saale die Fahne überreichen, und eine innere Stimme ihr sagt, sie sey nicht mehr rein genug, um die Fahne mit dem Bildniß der Allerreinsten zu tragen, war man versucht, die Demois. Altmutter zu vermissen, welche diese Bravourscene mit unübertrefflicher Meisterschaft durchführte. — Während Demoiselle Spitzeder scheu sich abwendet, wie eine Prinzessin in einer französischen Tragödie, wird Demois. Altmutter bey dem Anblicke des Bildes auf der Fahne den stets wachsenden Qualen der schrecklichen Erinnerung ihres Schwurbruches anheimgegeben. Und als wenn die Himmelsmutter sie zürnend ansähe, ergreift sie die Seelenangst, daß jede Nerve des Körpers konvulsivisch zittert, und das Auge starrt. —

Dagegen hat Demoiselle Spitzeder bey dem Krönungszuge, durch Gang, Haltung und Mimik dem Geiste des Dichters vollendet entsprechen, und —

den unbegränzten, aber verdienten Beyfall ärntend — ihre Vorgängerin eben so übertroffen, als nach dem Krönungszuge, da sie — dem treuen Gefährten ihrer Hirtenzeit die Hand drückend, und vertrauenvoll an den Himmel sehend — die Stadt Rheims verließ. —

Die Thurmscene, wo der feste Glaube an Gott und die heilige Jungfrau ihr Kraft gibt, den Tod selbst der Hand ihres geliebten Lionel stolz vorzuziehen, später aber die Ketten zu zerreißen, und ihren König noch einmal zu retten, dann die Sterbescene, wo sie — den Himmel offen und die heilige Jungfrau mit den Engelein in ewiger Glorie schauend — noch einmal ihre Reinheit und göttliche Sendung betheuert, und dann hinauf wallet, — lassen an Vollkommenheit der Darstellung nichts mehr zu wünschen übrig. —

Die angestrengte Zusammenwirkung der Spielenden, besonders des Herrn Stenzsch als König, des Hrn. Kürzinger als Graf Dünois, der Frau v. Fischer als Agnes Sorel, des Hrn. Carl als Lionel, der aber die zu raschen Bewegungen seiner Arme etwas mäßigen dürfte, trugen sehr viel zu der vortrefflichen Durchführung dieses Stückes bey. —

Ich kann nicht umhin, des Hrn. Franz, als Deputirter der Stadt Orleans zu erwähnen, der eine seltene Art von Stimme — Modulation besitzt, wodurch er das herzlich-Rührende unnachahmlich ausdrückt. —

Demoiselle Spitzeder ist eine ausgezeichnete Künstlerin, und verrath in ihrem Spiele ein tiefes Studium der Deklamation und der Mimik, so wie des Geistes, den der Dichter in jede Scene legte. — So wird jeder Kenner mit mir urtheilen, und den Abend — an dem er sie spielen sah — unter die unvergeßlichen seines Lebens zählen.

F. D.

Von der Witterung im Monat Juni 1814.

Bis zum letzten Viertel wird im Ganzen ein nicht gar schlimmes, aber immer unsicheres Wetter seyn, davon sich der 3te gewitterhaft und um den 8ten herum ein Tag besonders stark mit Hageln einstellen dürfte. Dann kommen nach dem 11ten ein Paar schöne Tage; es trübt sich der Himmel aber bald wieder und ändert sich bis zum 18. hin, an welchem Tage (vielleicht schon am 17ten) sehr grobe Witterung aller Art einfallen und sich wohl schwerlich vor dem 25sten wieder bessern wird. Nun kommen schöne Tage, die aber dennoch nicht gänzlich vor allem Gewitterhaften frey seyn werden. — Im Falle in den Monaten Juni, Juli und August die Sonne so große schwarze Flecken bekommen sollte, daß man sie mit gemeinen Fernröhren leicht wahrnehmen kann, so wird allemal sehr schwüles und heißes Wetter, worauf Gewitter und Regen folgen, sich bilden; Lichtarmuth aber bringt auch im Sommer leicht Rieseln, Schnee und Reif, wenn auch sonst schönes Wetter zu erwarten wäre, wie es im vorigen Monat zwischen dem 7ten und 13ten sich zutrug. So unruhig Alles bey uns ist, ist es nicht im heitern Mond; doch aber hat Schröter daselbst auf dem Boden liegende Wolken bemerkt und ich habe auf dem Ellenberg neulich (am 26ten May Abends) unter des Mondes Randgebirg Hipparch die feinste Miniaturzeichnung von einem aus drey Armen entstehenden Flußbett deutlich gesehen, das gegen das dunstige Meer (*Mare Vaporum*) hin seinen Lauf nimmt. Auch die von Schröter entdeckte Rille am Higinus in eben dieser Gegend habe ich schon am 20sten April d. J. als ein ebenfalls aus drey Armen entspringendes Flußbett erkannt, welches deutlich auch im obigen Mondmeere sogar mit einem Delta sich endigt. Noch andere Rillen, die ich neu entdeckte, und welche, wie durch Kunst gemachte Geräumte in Wäldern aussehen, warten noch auf nähere Besichtigung mittelst meines neuen Achromaten. Die Saturnskugel zeigt nur zwey größere Aequatorialstreifen, wie der Jupiter und seine nördliche Zone fängt an seine ehemalige graue Farbe stark zu verlieren. Auch habe ich bemerkt, daß die weiße Tinte des Saturnrings und die gelblich-graue der Kugel sehr veränderlich sind. Auch die Farbe des Raums zwischen den beyden Ringen ist zu Nachtzeit bald schwärzer, bald grauer und nebichter anzusehen. So verhält sichs auch mit dem innern Rande des engern Ringes, welcher sogar zuweilen feinstreifig aussieht, was denn doch wohl nur von Meteoren herrühren möchte, denen der Ring, wegen der vielen Monde, vorzüglich unterworfen seyn muß.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 28. Mai.

An die Fremden.

Geliebt hab' ich, gelebet und gelitten,
Gerungen und gehofft, wie ihr,
Um herrliche Erreichungen gestritten
Mit rüstiger Begier.

Des Lebens Woge ist indeß geschwollen,
Und seine Wunder zeigte mir das Seyn,
Anmuthiger Gestalten Wiederschein
Ist aus der Tiefe meines Selbsts erquollen.

Vertrauend hörte ich die Foderungen,
Die mir die laue Mitwelt wies.
Ach, wer hat nicht um Wildnisse gerungen,
Wie um ein Paradies!

Mit Kinderglauben hieng ich an Gestalten,
Um die der Schimmer der Verklärung log;
Was meinen Glauben, meine Hoffnung trog,
Es mußte meiner Liebe Kraft entfalten.

„Hienieden wohnen nicht die Ideale,
„Von welchen deine Ahnung spricht;
„Sie leben dort, gesonnt von reinerm Strahle,
„Den nicht Vermengung bricht."

„Am Schutte dieser irdischen Pygmäen,
„Aus Marmor, Holz und Erz gebaut,
„Begegnen dem, der gläubig aufwärts schaut,
„Im unerschaffnen Glanze die Ideen."

Dies war die Götterstimme der Orakel,
Die ich in meiner Seele trug,
Bis des Verstandes Herostratsche Fackel
An meinen Tempel schlug.

Da wälzte sich des langen Brandes Wüthen
Durch das ergriffne Heiligthum;
Die wunderbaren Kräfte warf er um,
Vertrocknend des Gefühles reine Blüthen.

Doch unversehrbar, wie ein Phönix, fliegen
Die alten Kräfte aus des Brandes Graus,
Wie siebenfach geläutert Gold gediegen,
In der Ideen Licht heraus.

Das Ewige im Irdischen zu finden,
Von Welt und Geist das Wechselspiel;
Nur dies Bestreben, dieses Ziel,
Kann noch mein Selbst vereinigen und binden.

Froh grüß' ich, wer den Glauben rein bewahret,
In stiller Liebe hoffend ringt
Nach dem, was ihm, von jeher offenbaret,
Der Urwelt Seher singt.

Nur im Ideen-Kreis blüht Licht und Leben;
Gott hat die Göttliche in uns gehaucht,
Wer in den Schlamm des Irdischen sie taucht,
Dem hört sie auf ihr heil'ges Licht zu geben.

Emerich Morus.

Ein Kapitel aus dem neuesten Werke der Frau von Staël Holstein *).

Die Frauen.

Natur und Geselligkeit sind für die Frauen eine große Schule, wo sie leiden lernen; und es darf, dünkt mich, nicht geleugnet werden, daß sie in unsern Tagen, in der Regel, besser sind, als die Männer. Zu einer Zeit, wo der Egoismus das allgemeine Uebel ist, müssen die Männer, im Besitz aller positiven Vortheile weniger Edelmuth, weniger Gefühl besitzen, als die Frauen. Diese hängen nur durch die Bande des Herzens mit dem Leben zusammen; und selbst, wenn sie sich auf Abwege verirren, sind diese Verirrungen eine Folge des Gefühls, das sie fortzieht. Ihre Persönlichkeit zählt immer zwey, während die des Mannes nur ihn zum Ziel hat. Man huldigt ihnen nur durch die Zuneigungen, die sie einflößen; die zuerst in ihnen entstanden, sind mehrentheils dargebrachte Opfer. Die schönste aller Tugenden, die Hingebung, ist ihr Genuß und ihre Bestimmung; es kann kein Glück für sie geben, das nicht der Wiederschein des Ruhms und des Wohls eines Andern wäre; mit einem Worte, außer sich leben, sey's durch die Ideen, sey's durch Empfindung, sey's vor Allem durch die Moralität, ist, was der Seele ein Gewohnheitsgefühl von Größe und Erhabenheit gibt.

---

*) Dasselbe führt den Titel: „Teutschland" wurde unter Napoleons Herrschaft in Frankreich gedruckt, von der Gensdarmerie auf Befehl des General Savary vertilgt, trat hierauf in England an's Licht, verbreitete sich von dort bey der neuen Umgestaltung der Dinge nach Frankreich und ist bereits in's Teutsche übersetzt, in Berlin bey Julius Eduard Hitzig erschienen und hier in der Fleischmann'schen Buch-Handlung zu haben. Wir werden bey Gelegenheit einige kritische Bemerkungen über diese höchst interessante Schrift unsern Lesern mittheilen und heben vorläufig das dritte Kapitel in des ersten Bandes erster Abtheilung aus, um denselben eine Probe von dem Scharfsinne und dem unterhaltenden Tone zu liefern, womit die geistreiche Verfasserin Alles, was sie schreibt, zu würzen versteht.

In den Ländern, wo die Männer durch politische Einrichtungen berufen sind, alle kriegerische und bürgerliche Tugenden auszuüben, zu welchen die Vaterlandsliebe entflammt, nehmen sie die erste Stelle wieder ein, die ihnen gebührt; hier treten sie mit Glanz wieder in ihre Rechte als Herren der Welt: nur wo sie einiger Maaßen zur Unthätigkeit oder zur Knechtschaft verdammt sind, sinken sie desto tiefer herab, je höher sie sich zu erheben bestimmt waren. Die Bestimmung der Frauen hingegen bleibt immer dieselbe; sie wird ihnen einzig von ihrem Gemüthe vorgezeichnet, die politischen Umstände tragen nichts dazu bey. Wenn es den Männern an Geschick oder an den Mitteln fehlt, ihr Leben auf eine edle, würdige Art zu benutzen, so rächt sich die Natur an ihnen für die Gaben selbst, die sie ihnen ertheilte; die Thätigkeit ihres Körpers dient bloß dazu, die Trägheit ihres Geistes auffallender zu machen; die Kraft ihrer Seele wird zur Rauheit; ihre Tage vergehen in gemeinen Uebungen und Vergnügungen; sie beschäftigen sich mit Pferden, mit der Jagd, mit Tischgelagen, lauter Sachen, die als Zerstreuungen Platz finden können, aber als Beschäftigungen, den Menschen zuletzt zum Vieh herabwürdigen. Während dessen bilden die Frauen ihren Verstand, und Empfindung und Nachsinnen erhalten in ihrem Gemüth das Bild des Edeln und Schönen.

Die teutschen Frauen besitzen einen eigenthümlichen Reiz; sie haben eine rührende Stimme, blondes Haar, eine blendende Haut; sie sind bescheiden, wie die Engländerinnen, nur nicht so blöde; man sieht es ihnen an, daß sie seltener auf Männer gestoßen sind, die ihnen überlegen waren, und daß sie überdieß von den strengen Urtheilen des Publikums weniger zu befürchten haben. Sie suchen durch die Empfindsamkeit zu gefallen, durch die Einbildungskraft zu interessiren; die Sprache der Dichtkunst und der schönen Künste ist ihnen geläufig; sie kokettiren mit der Schwärmerey, wie man in Frankreich mit Witz und Scherz Kokettterie treibt. Der hohe Grad der Rechtlichkeit, der dem Charakter der Teutschen zum Grunde liegt, macht die Liebe für die

Frauen und ihre Ruhe weit weniger gefährlich; vielleicht geben sie sich diesem Gefühl um so zutraulicher hin, da die Liebe in Teutschland die Farbe des Romans trägt, und Verachtung und Untreue hier seltener als irgendwo sind.

In Teutschland ist die Liebe eine Religion, aber eine poetische Religion, welche zu leicht duldet, was sich durch Empfindsamkeit des Herzens entschuldigen läßt. Man kann es nicht in Abrede seyn, der Heiligkeit der Ehe geschieht, in den protestantischen Ländern, durch die Leichtigkeit, womit sie getrennt werden kann, großer Abbruch. Die Frau nimmt sich einen andern Gatten, wie der Dichter eine Nebenscene in seinem Drama abändert. Die Gutmüthigkeit beyder Geschlechter macht, daß die Scheidungen leicht und ohne Bitterkeit vor sich gehen; und da es unter den Teutschen mehr Einbildungskraft als wahre Leidenschaft gibt, so ereignen sich bey ihnen die seltsamsten Begebenheiten mit einer seltenen Kaltblütigkeit. Dadurch aber verlieren Sitten und Charakter ihre Festigkeit; der Geist der Paradoxie erschüttert die heiligsten Einsetzungen, und zuletzt gibt es über nichts mehr feststehende Regeln.

Man darf mit Grund über die Lächerlichkeit einiger teutschen Frauen spotten, die ihren Geist unaufhörlich bis zur Ziererey hinaufschrauben, und durch süßlich-gesetzte Worte Alles verwischen, was ihren Verstand und ihr Gemüth hervorstechend und vorragend machen könnte; sie sind nicht falsch, aber auch nicht ohne Falsch; sehen und beurtheilen nichts mit dem Lichte der Wahrheit, und die wirklichen Begebenheiten des Lebens tanzen vor ihren Augen vorüber wie phantasmagorische Bilder. Fällt es ihnen ein, sich leicht zu zeigen, so behalten sie auch dann noch den Anstrich von Empfindsamkeit, die in ihrem Vaterlande in so hohen Ehren gehalten wird. Ein teutsches Frauenzimmer sagte mit melancholischem Ernste: „Ich weiß nicht, wie es zugeht; aber die Entfernten schwinden mir gleich aus der Seele.“ Eine Französin würde dem Gedanken eine lachendere Wendung gegeben haben; aber im Grunde wäre es der nämliche gewesen.

Diese kleinen Lächerlichkeiten sind als Ausnahmen anzusehen, und es gibt, ihnen unbeschadet, unter den teutschen Frauen viele, die mit Wahrheit empfinden, und ihre Empfindungen mit Einfachheit ausdrücken. Ihre gebildete Erziehung, ihre natürliche Reinheit der Seele, machen die Herrschaft, die sie ausüben, sanft und gleichförmig. Mit jedem Tage flößen sie uns mehr Theilnahme für Alles, was groß und edel ist, ein, mehr Zutrauen in jede Gattung von Hoffnungen, und verstehen sich vorzüglich darauf, den dürren ironischen Spott abzuhalten, der einen Hauch des Todes über alle Genüsse des Herzens verbreitet. Gleichwohl trifft man nur selten bey den teutschen Frauen jene Geistesschnelligkeit an, wodurch die Unterhaltung lebhaft und der Ideengang in rasche Bewegung gesetzt wird; eine Art von Vergnügen, die sich schwerlich anderswo findet, als in den witzigsten und geistvollsten Gesellschaften von Paris. Es bedarf der feinsten Auswahl einer französischen Hauptstadt, diese seltene Unterhaltung zu gewähren; an allen andern Orten findet man gewöhnlich nur Beredsamkeit im öffentlichen, und Herzens-Genuß im vertrauten Umgang. Die Unterhaltung, oder vielmehr die Gabe der Unterhaltung, als Talent betrachtet, ist nur in Frankreich einheimisch; in allen übrigen Ländern unterhält man sich aus Höflichkeit, aus Erörterungsgeist, aus Freundschaft; in Frankreich ist die Conversation eine Kunst, wozu unstreitig Einbildungskraft und Seele erfoderlich sind, die aber auch, wenn man will, geheime Mittel besitzt, den Mangel und die Abwesenheit dieser beyden Bestandtheile zu ersetzen.

Scene aus einem noch ungedruckten Trauerspiel.

(Garten im Mondschein, seitwärts ein Pallast mit einem Altan.)

Francesco mit einer Laute und Rodrigo.

Rodr.

Was wohl ist dies, daß heute jedes Wort

Aus deinem Munde in mir Wehmuth weckt?
Und daß so ungern ich von dir mich trenne,
Als könnt' ich lange dich nicht wiederseh'n? — —
Doch mag der Liebe zartes Flüstern nicht
Den dritten Horcher, drum will ich bescheiden
Abseitwärts wandeln in dem Laubengang'
Bis Anna's Mund die gute Nacht verkündet,
Und wieder mir Francesco ganz gehört.

(Will gehen.)

Franc.

(Seine Hand fassend.)

Ach wie so gut bist du, Rodrigo! bald
Will ich dir folgen, wenn mir Anna's Auge
Das liebetrunkne Herz erweitet, dann
Sey dir des Abends schöner Rest gewidmet.

Rodrig.

(Drückt ihm innig die Hand, mit Wehmuth.)

Auf Wiederseh'n!

Franc.

Geleite dich der Himmel!

(Rodr. geht ab.)

Franc.

(Ihm nachsehend.)

Wem solch ein Freund das treue Herz geöffnet,
In dem das eigne Herz er wiederfindet,
Und wem die Jungfrau sittig sich ergeben,
Die so an Reizen, wie an Tugend glänzt,
Der möge nimmer sein Geschick beklagen,
Und gerne selbst das Vaterland vermissen,
In zweyen Herzen süße Heimath findend.
O der kennt wahrlich nicht der Freundschaft Werth,
Dem Herz, Gefühl, Gesinnung, That und Wort
Nicht unauflösbar an ein Wesen kettet,
Das rein erwiedert diese reinen Klänge.
Der ist getäuscht, wem nicht dies Glück geworden,
Und ernstlich mag er anderwärts es suchen!
Die liebende Natur belebte unsern Staub
Mit einem Theilchen ihres ew'gen Seyns,
Und mancher Leben hat sie gleichgeformt,
Das gleiche Seyn in ihren Busen pflanzend.
Dies ew'ge Wesen, wie's vereinzelt sproßt,
Sucht nur das **gleiche**, das verwandte Wesen
Mit ihm sich einend in der **gleichen** Brust;
Und dies ist Liebe, dies der Freundschaft Sinn.
Wie nun der Mann im festen Busen wahrt
Dies ew'ge Wesen, seine Würde achtend,
Dagegen liebend sich das Weib erschließt
Und ihre Reinheit ihre Schönheit adelt,
So Frauenliebe sich verrathend äußert,
Und schnell zum Gleichen sich das Gleiche paart.
Doch forschend sucht der Mann, bis er im Manne
Des gleichen Wesens **seltne** Perle findet. —

M. Birnbaum.

Conzert.

(Nürnberg.) In Hrn. Candido d'Almeida aus Lissabon, Virtuosen auf dem Piano Forte haben wir am Pfingst-Sonntage einen Künstler zu bewundern das Glück gehabt, dessen Spiel Alles, was in Tagesblättern und öffentlichen Urtheilen von seinem hohen Kunsttalent Ruhmvolles ausgesprochen wurde, weit übertraf. Eine öffentliche Huldigung kann daher nur ein sehr schwacher Nachklang der Gefühle seyn, die seine Töne in denen hervor zauberten, die sein Conzert hörten; sie ist nur Gerechtigkeit gegen seine Verdienste, nur eine Aeußerung des Dankes für den, den Anwesenden gewährten, hohen Genuß Was Hr. d'Almeida auf dem Piano-Forte leistet, möchte man das Unglaubliche nennen, wenn man es nicht hörte, nicht sähe; das Auge bemüht sich umsonst, seinen Fingern zu folgen, das Ohr kann auch nicht einen falschen Ton entdecken, und Schwierigkeiten, die jedem Andern unübersteiglich scheinen, werden von diesem Künstler mit einer Reinheit, einer Andauer, einer Sicherheit und Ruhe vorgetragen, die sich nicht beschreiben läßt. Dieser große Meister kennt die Kunst, durch sein Spiel nicht zu ermüden; die hohe Vollendung, mit der er Alles vorträgt, spricht das innerste Gefühl an, und das Ohr lauscht begierig, auf einem Meere von Tönen gleichsam wogend, auf immer neue Wendungen, es wird nicht gesättigt, das Ende kommt ihm immer zu bald In seinen Compositionen entfaltet Hr. d'Almeida einen Reichthum von Ideen, und im Adagio besonders eine Tiefe, die sein hohes Talent im vollsten Glanze da stellt und den Hörenden überrascht, tief ergreift und hinreißt. Seinem Spiele kann man mit Recht das (so oft mißbrauchte) Lob beylegen, daß es einzig in seiner Art und wohl unübertrefflich sey.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 1. Juni.

Frühlingslust.

Laßt o Vögelein nun wieder
Durch die Wälder lustig klingen
Eure wundersel'gen Lieder,
Wollet, wollet alle singen:
Frühlings-Sonne, Frühlings-Sonne,
MayenWonne, MayenWonne!

Liebend möcht ich euch umfassen
Holder Lieder zarte Sänger;
Doch ich muß euch schnell verlassen,
Darf euch hören nimmer länger,
Eine zärtre Sängerinne
Holder singet mir von Minne.

Spielet, spielt nur Strahlen golden
Um der Blumen froh Gewimmel;
Seht die Augen meiner Holden,
Wie ein SternenPaar am Himmel,
Wenn sie spielend um mich funkeln
Euren goldnen Schein verdunkeln.

Bäume, Bäume schön belaubte,
Winket ihr mir gleich so süße
Mit den Armen, mit dem Haupte;
Weichen müssen eure Grüße
Ihres Hauptes leisem Sinken,
Ihrer Arme süßerm Winken.

Lockt mich grüne WaldesNächte
Nicht zu euren Dämmerungen!
Ihrer dunkeln Locken Flechte
Kuhlender mich hält umschlungen.
Doch beschattet meine Rose,
Schlummert sie in eurem Schooße.

Weiß und rothe Blüthe thaue
Deinen Balsam durch die Lüfte!
Meine weiß und rothe Fraue
Hauchet köstlichere Düfte.
Würd' ich diesen Kelch nicht kennen,
Möchte nichts von euch mich trennen.

Wach' erwache LiebesRose,
Die Geliebte zu bekränzen;
Meine Rose, meine Rose
Kannst du doch nicht überglänzen;
Aber schönes Loos erwerben,
Kannst an ihrem Busen sterben.

Meine Lieder! tönet Freuden
In des Frühlings Harmonieen;
Ihr verstummtet bald vor Leiden
Müßte ich die Gute fliehen,
Ach! wenn sie mich nimmer liebte
Die Erwählte, die Geliebte.

F. C. Mielach.

Vom Einfluß des Rittergeistes auf Liebe und Ehre *).

Das Ritterthum ist für die Neueren, was die Heldenzeit für die Alten war; alle edle Erinnerungen der europäischen Nationen knüpfen sich an die Ritterzeit an. In allen Hauptepochen der Geschichte war das allgemeine Princip des menschlichen Thuns immer Enthusiasmus irgend einer Gattung. Diejenigen, die man in den entferntesten Weltperioden Helden nannte, hatten die Ausbildung des Menschen zum Zwecke; jene dunkle Sagen, die sie uns als Bändiger von Ungeheuern schildern, spielen auf die ersten Gefahren an, welche die werdende Gesellschaft bedrohten, und vor welchen die Stützen ihrer lockern Verbindung sie beschützen sollten. Auf diesen ersten Enthusiasmus der Menschenausbildung folgte der des Vaterlandes; er schuf und gab, was bey Griechen und Römern Großes und Schönes hervorgebracht worden ist. Diese Vaterlandsflamme erlosch, als es kein Vaterland mehr gab; und einige Jahrhunderte später entstand der Rittergeist. Der Rittergeist bestand in der Vertheidigung des Schwachen, in der Biederkeit des Kampfs, in der Verachtung der Ränke und Kunstgriffe, in dem christlichen Liebessinn, welcher Menschlichkeit und Menschenliebe selbst in den Krieg bringt, mit einem Worte in allen Gesinnungen und Gefühlen, die den heiligen Dienst der Ehre an die Stelle des wilden Geistes der Waffen setzen. Das Ritterthum, im Norden geboren, hat sich im mittäglichen Frankreich durch den doppelten Zauber der Dichtkunst und Liebe verschönert. Von jeher zollten die Germanen den Frauen Achtung und Ehre; die Franzosen suchten ihnen zu gefallen. Die Teutschen haben ihre Minnesänger; nichts aber läßt sich mit unsern Trouvères und Troubadours vergleichen; und vielleicht sind sie die Quelle, aus welcher wir unsere wahrhafte alte National-Literatur schöpfen sollten. Obschon der Geist der Nordbewohner mit dem Christenthum weit mehr Berührungspuncte hatte, als das Heidenthum der alten Gallier, so gibt es doch kein Land, wo die Christen edlere Ritter, und die Ritter bessere Christen gewesen wären, als Frankreich.

Die Kreuzzüge wurden für den Adel aller Länder ein Vereinigungspunct, und erhoben den Rittergeist zu einer Art von europäischem Patriotismus, der alle Seelen mit demselben Gefühl erfüllte. Das Feudalsystem, diese ernste, traurige politische Schöpfung, welche aber einiger Maaßen der Rittergeist begründete, indem sie ihn zum Landesgesetz erhob, hat sich bis auf den heutigen Tag in Teutschland erhalten. In Frankreich machte Cardinal Richelieu demselben ein Ende, und seit dieser Epoche bis zur Revolution, hat es den Franzosen an einer Quelle von Enthusiasmus gänzlich gemangelt. Man wird mir einwenden, die Liebe zu ihren Königen sey ihr Enthusiasmus gewesen: zugegeben aber, daß dieses Feuer eine ganze Nation habe entflammen können, so war doch ein solches Gefühl so ganz mit der Person des Souverains verbunden, daß es überaus schwer gehalten hätte, unter der Regentschaft oder unter Ludwig XV. einen Funken davon angefacht zu haben, der die Franzosen zu irgend etwas Großem vermocht hätte. Der Rittergeist, der noch hier und da zu den Zeiten Ludwigs XVI. flammte, erlosch nach dessen Tode, und wurde, wie ihn ein feiner geistreicher Geschichtschreiber *) nennt, durch den ganz entgegenstehenden Geist der Fatuität ersetzt. Anstatt die Frauen in Schutz zu nehmen, sucht der eingebildete, eigenliebige Geck sie zu Grunde zu richten; statt Ränke und Kunstgriffe zu verschmähen, bedient er sich ihrer gegen ein schwächeres Geschlecht, rühmt sich stolz seiner Erfolge, und entweiht den den Tempel der Liebe, anstatt die Gottheit anzubeten.

Die Tapferkeit selbst, die ehedem der Biederkeit zum Bürgen diente, wurde zum glänzenden Mittel, sich davon loszusagen; denn es kam nun nicht mehr darauf an, wahrhaft zu seyn, sondern den im Zwey-

*) Noch eine Probe aus dem neuesten Werke der Frau von Staël-Holstein.

*) La Cretelle.

Kampf zu erlegen, der es wagte, uns der Lüge zu zeihen. Die eingeführte Herrschaft der Geselligkeit in der großen Welt unterdrückte den größten Theil der ritterlichen Tugenden. Frankreich befand sich damals ohne allen Enthusiasmus; und da es einer Nation nicht daran fehlen darf, wenn sie sich nicht verschlechtern und auflösen soll, so war es unstreitig dieses natürliche Bedürfniß in Frankreich, welches, schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in allen Gemüthern die Liebe zur Freyheit erweckte.

Der philosophische Gang des menschlichen Geschlechts scheint also sich in vier verschiedene Zeit-Räume abtheilen zu lassen: in die Heidenzeiten, die der Welt die erste Ausbildung gaben; in die Zeiten des Patriotismus, die den Ruhm des Alterthums ausmachten; in die Ritterzeit, welche Europa's kriegerische Religionsepoche war, und in die Liebe zur Freyheit, deren Ursprung mit der Reformationsgeschichte zusammenfließt.

Teutschland, mit Ausnahme einiger an der Nachahmungssucht Frankreichs kränkelnder Höfe, ließ sich nicht von der Freygeisterey, der Immoralität, dem geckhaften Leichtsinn, der seit der Regentschaft den natürlichen Character der Franzosen umgewandelt hatte, anstecken. Noch hatte die Lehnsverfassung in Teutschland die alten Grundsätze der Ritterzeit aufrecht erhalten. Noch schlug man sich im Zweykampf, seltener zwar als in Frankreich, weil die deutsche Nation nicht so lebhaft ist, als die französische, und alle Volksklassen nicht, wie in Frankreich, ihr Ehr-Gefühl in die Tapferkeit setzen; aber die öffentliche Meinung wachte im Allgemeinen strenger über Alles, was mit der Rechtlichkeit zusammenhängt. Hatte Jemand gegen die Gesetze der Moral verstoßen, so hätte er sich zehnmal des Tags schlagen können, ohne die öffentliche Achtung wieder zu gewinnen. Man hat mehr als einen Franzosen von guter Gesellschaft, auf den Vorwurf einer verdammlichen Handlung, antworten hören: „Es kann seyn, daß ich unrecht that, aber Niemand wird es mir dreist in's Gesicht sagen dürfen.“ In einer Erklärung dieser Art liegt der tiefste Grad moralischer Verderbtheit; denn wohin wäre es mit der bürgerlichen Gesellschaft gekommen, wenn es bloß darauf ankäme, sich zu schlagen, um dadurch das Recht zu erlangen, einander alles mögliche Leid anzuthun? um sein Wort brechen, um lügen, verläumden zu dürfen, weil, ohne Duell, Niemand uns in's Gesicht sagen darf: „Du bist ein Lügner!“ mit einem Worte, wenn man die Biederkeit von der Bravour trennen, und den Muth in ein Mittel verwandeln könnte, den Strafen der Gesellschaft zu entgehen?

Seitdem der Rittergeist in Frankreich verlöscht war, seitdem es in Frankreich keinen Gottfried von Bouillon, keinen Ludwig den Heiligen, keinen Bayard mehr gab, die der Schutz des Schwachen waren, und sich durch ihr Wort, wie durch unauflösliche Ketten gebunden glaubten, darf ich, gegen die allgemein eingeführte Meinung, behaupten, daß von allen Ländern der Erde Frankreich vielleicht dasjenige gewesen ist, wo die Frauen, von der Seite des Herzens, am wenigsten glücklich waren. Man nannte Frankreich das Paradies der Frauen, weil sie in Frankreich eine große Freyheit genossen; aber eben diese Freyheit war eine Folge der Leichtigkeit, mit welcher man sich von ihnen losmachte. Der Türke, der seine Weiber einschließt, beweiset ihnen wenigstens dadurch auf seine Weise, daß sie seinem Glücke unentbehrlich sind; der Liebesabenteurer, wie sie uns das vorige Jahrhundert in Menge aufstellt, sieht die Weiber als Opfer seiner Eitelkeit an; und diese Eitelkeit besteht nicht allein darin, sie zu verführen, sondern sie zu verlassen. Er setzt seine ganze Ehre darin, mit leicht hingeworfenen und keiner beleidigenden Auslegung fähigen Worten sagen zu können: Die und die Frau habe ihn geliebt, jetzt mache er sich nichts mehr aus ihr. Zum Baron von Bezenval sprach einst einer seiner Freunde: „Meine Eigenliebe ruft mir zu: Quäle sie zu Tode!“ Und diesen Freund beweinte Bezenval mit vielen Thränen, als er zu jung starb, um den schönen Vorsatz ausführen zu können. „Mein Engel, läßt La Clos in einem Roman, der durch die ausgesuchteste Immoralität, die er zur Schau trägt, Schaudern er,

regt, einen seiner Unschuldwürger sagen, „mein Engel, man wird Alles in der Welt müde.“ Zu eben der Zeit, als behauptet wurde, die Liebe habe in Frankreich ihren Thron, möchte ich im Gegentheil sagen: die Galanterie habe das schöne Geschlecht in den Bann gethan; und sobald die Sand-Uhr ihrer Herrschaft abgelaufen, habe man für die Frauen weder Großmuth, noch Dankbarkeit, noch Mitleid gehabt. Man ahmte die Töne der Liebe nach, um sie in die Falle zu locken, wie das Crocodill die Kinderstimme nachmacht, um die Mütter herbeyzurufen.

Zeigte sich Ludwig XIV., dessen Ritterweise und Artigkeit gegen das schöne Geschlecht bis in die Wolken erhoben wird, nicht hart und grausam gegen die, welche ihn über Alles geliebt hatte, gegen die Herzogin von la Valiere? Was man davon in den Memoires de Madame liest, ist über alle Einbildung. Ludwig brach der Unglücklichen das Herz, das nur für ihn geschlagen hatte. Zwanzig Jahre, am Fuße des Kreuzes zugebracht, waren kaum hinreichend, die Wunden zu verharschen, die das grausame Betragen Ludwigs der Liebenden, der Verstossenen, geschlagen hatte. Nichts ist so grausam, als die Eitelkeit, und da nichts so sehr, als die Gesellschaft, der gute Ton, die Mode und Glück bey Frauen dazu dienen, die Eitelkeit aufzuregen, so gibt es kein Land, wo das Glück der Frauen größere Gefahr läuft, als Frankreich, weil dort Alles von dem, was man die Meinung heißt, abhängt, weil dort Jeder von Andern lernt, was man fühlen muß, um zu den Leuten von gutem Geschmack gerechnet zu werden.

Die Frauen haben endlich (leider muß ich's gestehen) den Entschluß gefaßt, Antheil an der Unmoralität zu nehmen, die ihren Thron umstieß. Seitdem sie am Werthe verloren, haben sie weniger gelitten. Gleichwohl hängt, bis auf wenige Ausnahmen, die Tugend der Frauen noch immer von dem Benehmen der Männer ab. Der Leichtsinn, den man ihnen Schuld gibt, entsteht aus ihrer Furcht, verlassen zu werden. Sie stürzen sich in die Schande, um der Beleidigung zu entgehen.

Die Liebe ist eine weit ernstere Leidenschaft in Teutschland als in Frankreich. Die Poesie, die schönen Künste, die Philosophie selbst und die Religion, haben aus dieser Empfindung eine Art von irdischem Gottesdienst gemacht, der einen edeln Reiz über das Leben verbreitet. Es hat in Teutschland nicht, wie in Frankreich, sittenlose Schriften gegeben, die von allen Volksklassen gelesen wurden, und die in der feineren Welt das Gefühl der Liebe, im Volke den Sinn für die Moralität zerstörten. Gleichwohl besitzen die Teutschen mehr Einbildungskraft als wahre Empfindsamkeit; ihre Rechtlichkeit allein bürgt für ihre Beständigkeit im Lieben. Die Franzosen haben im Allgemeinen Achtung für positive Pflichten; die Teutschen halten sich mehr durch ihre Herzensneigungen, als durch ihre Pflichten gebunden. Was wir oben von der Leichtigkeit der Ehetrennungen gesagt haben, dienet zum Beweis; den Teutschen ist die Liebe heiliger als die Ehe. Ehrenvoll ist unstreitig für sie das Zartgefühl, welches sie Versprechungen treu erfüllen heißt, wozu das Gesetz sie nicht unverbrüchlich verpflichtet; gleichwohl sind für die bürgerliche Ordnung Gesetze wichtiger, die die Unauflöslichkeit der Ehen verbürgen.

Noch waltet und herrscht, wenn ich es so nennen darf, im leidenden Sinn, der Rittergeist unter den Teutschen. Sie sind unfähig zu betrügen; ihre Biederkeit findet sich in allen engeren Verhältnissen wieder; aber jene Kraft, welche von den Männern so große Opfer, von den Weibern so große Tugenden erheischte und erhielt, und das ganze Leben, so zu sagen, zu Einem heiligen Werke bildete, in welchem immer nur Ein Gedanke vorwaltete; jene Ritterkraft und Energie der alten Zeiten hat in Teutschland nur eine verwischte Spur zurückgelassen. Alles Große, was hinfort in diesem Lande vollbracht wird, kann nur eine Folge des liberalen Antriebes seyn, der in Europa auf die Ritterzeiten gefolgt ist.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 4. Juni.

Nachtruf.

Du schläfst wohl schon, Fadime;
Egli wacht! —
Im Mitternacht Gestimme
Gute Nacht!

Der Mond bescheint so trübe
Thal und Hain;
Im Sehnen heißer Liebe
Denk ich dein.

Du ruhst im weichen, warmen
Eiderdun.
Wann wird in deinen Armen
Egli ruhn?!

Was flüstert wohl, Fadime,
Durch die Luft?
Kennst du nicht Egli's Stimme?
Egli ruft!

Beut dir ein freundlich Sehnen
Hand und Mund,
Willkomm und Gruß zum schönen
Seelenbund;

Und kühlet deine Wange
Leises Wehn,
Und flüstert's still und bange:
„Wiederseh'n!“

Und wallt die Brust durch Süsse
Schnellern Bluts.
So zweifle nicht und wisse,
Egli thut's!

Nun schlummern deine Sorgen.
Dulde denn,
Wenn sie am frühen Morgen
Auferstehn.

Du weinst und bist so ferne.
Wie, ach wie
Ertrüg für dich so gerne
Egli sie.

O zage nicht, wenn trübe
Wetter dräun.
Es folgt ja bald der Liebe
Sonnenschein.

Und wanken deine Freuden,
Wankt dein Muth;
So denk mir bleibt in Leiden
Egli gut.

So schlafe sanft, Fadime,
Egli wacht!
Im Mitternacht Gestimme
Gute Nacht!

Morus.

Schreiben aus München.

Ich bin nun schon über ein Monat hier, liebe Freundin, und habe vor lauter Zerstreuung noch keinen Augenblick gefunden, Ihnen zu schreiben, was und wie ich's hier fand. Sie sollen aber dafür einen recht langen Brief von mir erhalten, den ich ordentlich in Kapitel abtheilen will, damit Sie ihn desto bequemer zu Ende lesen mögen. Ich sollte das

Erste Kapitel

mit der Beschreibung eines großen Conzerts beginnen, worin zwey große musikalische Darstellungen, mit Musik, von Winter, gegeben wurden. Es waren die Schlacht und der Einzug der Alliirten in Paris; der Poët nennt sich auf dem Titelblatte, wo Sie seinen Namen auch lesen mögen. Die Poësie ist der eines Hrn. Bürgermeisters in A * * * an die Seite zu stellen, wenn sie sich anders an die Tags-Zeiten erinnern, deren Verfasser derselbe ist, und die Hr. Kapellmeister Ritter v. Winter in Musik setzte.

Man muß sich darüber wundern, wie man in einer Hauptstadt unsers in der Dichtkunst so weit vorgerückten teutschen Vaterlandes an Geschmack noch so weit zurück seyn kann, daß Producte der Art, worin man die Poësie einzig am Reim erkennen kann, so hoch geschätzt werden, daß sie große Meister durch ihre Kunst gleichsam zu verunsterblichen streben. —

Man begreift nicht, wie da, wo doch für Phantasie und Gemüth gar nichts ist, für die Musik etwas seyn könne. Man hat schon vor 80 Jahren in Teutschland bessere Verse gemacht: denn nicht nur gluth- und farblos, sondern auch klanglos sind diese Gedichte, deren Stoff doch äußerst poëtisch und deren Zweck rein musikalisch gewesen. So viel und nicht mehr! Von der Musik des Hrn. Kapellmeisters Winter sind nur Lobpreisungen zu sagen. Man erwartet von seiner Composition eine neue, für das Friedensfest bearbeitete große Cantate: der Himmel gebe, daß die Poësie von besserer Art sey, sonst mag der Gebildete lieber den Text verwünschen und die Musik allein zu genießen verlangen.

Zweytes Kapitel.

Worüber man sich in den Gesellschaften lange stritt, war ein Vergleich zwischen den Demoisellen Altmutter und Spitzeder. Letztere trat nämlich als Johanna von Orleans hier auf. Ihre Erscheinung mußte frappiren, denn sie kam neu. Und sagen Sie mir immer, was Sie wollen, wir Baiern haben das in unsrer Art, daß wir dem Neuen, besonders aber dem Fremden schon im Voraus unsern Beyfall zuwenden, ehe wir es noch gesehen. Der Künstler halte sich hierin an das nullus propheta est salvus in patria. Bisher galt Demoiselle Altmutter als Johanna für fast unübertrefflich; der Beyfall, so oft man sie sah, wollte nie ein Ende nehmen. Natürlich, man wird zuletzt auch Alles müde; so sehr aber auch dieses manchmal von guter Wirkung wäre, indem man hier gegen Manches, was von verfehlter Art in der Kunst der Mimik und Deklamation ist, zu nachsichtig ist, so reibt sich doch gerade immer am Bessern der wandelbare Geschmack der größtentheils aus Halbgebildeten bestehenden Menge. Ein Urtheil, welches die Frucht der Ueberlegung wäre, ist von Menschen nicht zu erwarten, deren Gedanken selten reif werden durch Studium oder Erfahrung, sondern es ist ein gewisser Instinct, eine Art von eigenem Behagen, welche den Beyfall der Zuschauer bestimmt. Der Vernünftige würde gesagt haben: um zwischen zwey Künstlern, die in einem gleichen Fache wetteifernd auftreten, mit Grund zu urtheilen, muß man es nicht versuchen wollen, einen dem andern zu unterordnen, sondern lieber die eigene Sphäre eines Jeden als für sich bestehend erörtern, um auf diese Weise zu zeigen, was Jeder in seiner Art ist. Bey Geschmacks-Urtheilen ist dieses der einzige Weg, welcher zur Unpartheylichkeit führt. Wo die Absprünge zwischen den Wetteiferern zu groß sind, da versteht es sich von selbst, daß eine solche Verfahrungsweise zu gelinde seyn würde, aber es kann sodann auch von keiner Vergleichung mehr die Rede seyn. Wie man die Demoiselles Altmutter und Spitzeder unter sich vergleicht, darüber nur ein Pröbchen aus einer Conversation unsrer Cirkel.

Der Tonangeber aus der Gesellschaft. Nun, was sagen Sie dazu? Nicht wahr, diese Johanna ist eine ganz andere, das heiß' ich ein Spiel! So was läßt sich sehen!

Eine Dame. Ja, die Spitzeder hat aber gestern gefallen, entsetzlich gefallen!

Der Tonangeber. Ja, dagegen ist die Altmutter nichts.

Die Dame. Ich sag' es auch.

Der Tonangeber. Die spricht ganz anders, sie geht ganz anders, sie agirt ganz anders, wie man es an der Altmutter nicht gesehen, denn die ist von ihr ganz verschieden.

Die Dame. Ich weiß nicht, aber eigentlich hat mir die Altmutter so recht doch nie gefallen. Ich muß sagen, daß mir noch nichts so gefiel, als der Spitzeder ihr Spiel, sie macht die Johanna einzig, wirklich unübertrefflich.

Ein Zweyter. Wie oft haben Sie wohl die Mlle. Spitzeder als Johanna gesehen.

Der Tonangeber und die Dame. Einmal.

Ein Zweyter. Und wie oft Mlle. Altmutter?

Obige beyden. Mein Gott, fast so oft man die Johanna von Orleans hier gegeben.

Ein Zweyter. Glauben Sie wohl, daß eine einzige Vorstellung hinreichen mag, um eine Schauspielerin nicht bloß nach der Wirkung der Neuheit, sondern nach dem Verdienst, das sich erst durch wiederholte Prüfung eines Kunstwerks ergibt, zu würdigen, und über eine andere zu erheben, gegen die man in einem Augenblicke leicht ungerecht seyn kann, wo der Reiz der Neuheit den Beobachter gegen das Verdienst des Alten besticht. Denn eingestanden, daß das Spiel der Mlle. Spitzeder wirklich vortrefflich war, so bin ich doch weit davon entfernt, den Kunstwerth der Mlle. Altmutter so sehr zu verkennen, daß ich ihrem Verdienste in Vergleichung ihres Spieles mit dem der Mlle. Spitzeder nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte. Es kömmt hier überhaupt und vorerst auf die Ansicht an, welche Mlle. Altmutter, so wie auf die, welche sich Mlle. Spitzeder von dem Charakter der Johanna gebildet, ob die eine Schiller's Ideal mehr aufgefaßt als die andre, ob jeder in ihrer Art eigene Seiten desselben besonders gelangen oder in wiefern das Ganze; kurz, ich glaube, es kömmt auf eine vorhergängige reife Ueberlegung an, bevor man seine Meinung als entscheidend äußern darf.

Der Tonangeber. Ja, wie Sie so meinen, so glaube ich allerdings, daß die Altmutter wohl auch die Johanna recht gut gibt, aber die Spitzeder, will mir scheinen, gibt sie doch besser: es ist gleich etwas anders, wenn man fremde Schauspieler sieht.

Eine Dame. Ich muß es auch gestehen, mir ist es so bey der Häser, der Benda, und kurz bey allen gegangen, sie haben mir besser als die unsern gefallen.

Ein Gast. Das finde ich ganz natürlich: die Schauspieler, die auf Reisen gehen, haben schon ihre Forcerollen zu sich gesteckt; die haben sie nun schon in ganz Teutschland herumgespielt und wissen sie von Grund aus; ist's damit zu Ende, so reisen sie wieder an einen andern Ort, wo sie's auf gleiche Weise treiben, so daß man sie nirgens in Etwas anderm erblickt, als worauf sie ihr halbes Leben studirt, und was sie wohl schon hundertmal gegeben. Unsre Schauspieler und Schauspielerinnen hingegen müssen oft in größter Geschwindigkeit bey neuen Stücken ihre Rolle einstudiren und sich oft in Fächern zeigen, die nichts weniger als die ihrigen sind; da ist von Forcerollen nur selten die Rede, und trifft sich der Fall, so ist es schon zu oft, wenn man einen Schauspieler mehr als ein paarmal des Jahrs darin erscheinen sieht: denn so wie die besten Stücke dem Publikum gleichgültig werden, wenn man sie zu oft wiederholt, so werden es am Ende auch die besten Schauspieler, wenn sie zu oft in denselben Rollen hintereinander erscheinen. Lassen wir Mlle. Spitzeder hier, sie soll die Johanna uns nur halbmal so oft geben, als wir sie von Mlle. Altmutter gesehen, und man wird bey jeder Vorstellung von seinem ersten Erstaunen immer mehr und mehr zurückkommen; bis sich's am Ende denn findet, daß beyde diese Rolle gleichgut spielen, und die eine die andere da einholt, wo sie zurückbleibt und so umgekehrt. Ich habe Fehler bey Mlle. Altmutter bemerkt, aber Fehler, die man im Vergleiche mit den vielen Vollkommenheiten, welche diese Künstlerin besitzt, billig übersehen muß; dasselbe läßt sie in Bezug auf Mlle. Spitzeder sagen. Das Heroische der Ersten paßt gut zu den vielen großen Stellen in der Johanna, wo sich der kriegerische Geist, das unbezwingliche Gemüth dieser gotterfüllten Jungfrau hervorhebt; die weichere Stimme, das Ruhigere in den Bewegungen, die mehr gelassene Haltung, Eigenschaften der Mlle. Spitzeder, passen recht gut, wo Johanna im Bewußtseyn der innern Schuld vor sich selber erbebt, wo sie nicht mehr die Reine, sondern die Sünderin ist. So gelang z. B. der erste Monolog, wo Johanna Abschied von den Bergen nimmt, der Mlle. Altmutter unübertrefflich, denn hier tritt eine Heldenjungfrau aus dem Kreis ihres stillen Hirtenlebens hinüber in die Heldenbahn des Kriegerlebens, hier erfüllt sie hohes Vertrauen zu der schützenden Gottesmutter, sie ist sich ihrer Kraft und des Ausganges ihrer Sendung be-

wußt; der Monolog dagegen, wo sie in die weichen Klageworte ausbricht: die Waffen ruh'n ꝛc. wurde von Mlle. Spitzeder viel wehmuthsvoller und zarter deklamirt. Solche Vergleichungen lassen sich nicht allein bey Scenen, sondern bey jeder Abwechslung der Empfindungen aufführen, deren es oft in jeder Scene vielfältige gibt.

Der Tonangeber. Sie mögen da sagen, was Sie wollen, es kann seyn, daß Sie recht haben, aber es kömmt darauf an, wie man die Sache findet, wenn man sie selbst sieht.

Die Dame. Ich kann nur wiederholen, daß die Spitzeder die Johanna völlig comme il faut gespielt hat, wie ich Ihnen sage, comme il faut; ich habe nicht alles gehört, was Sie da gesagt haben, ich habe inzwischen nur an die Spitzeder gedacht, aber ich muß Ihnen sagen, Sie hat gespielt, comme il faut. —

So urtheilt die Menge; der Geist ist selten, der mit Verstand spricht, und wo er sich hören läßt, wird er selten vernommen. Die Menschen haben meistens sich selbst in Gedanken, während andere mit ihnen sprechen, und ihre Antworten auf das, um was man sie frägt, fallen daher immer so aus, als ob es ihnen beliebte, halb in der Gesellschaft zu schlafen und halb zu wachen. — — —

Gegenwärtig spricht man überall von einem großen Kunst-Genusse, der uns in wenigen Tagen hier werden soll. Herr Joseph Klötz vollendet so eben ein wahrhaft kolossales Gemälde in Transparent, welches den Brand von Moskau darstellt. Dasselbe wird im königl. Vorstadt-Theater vorgezeigt werden, und muß von äußerst überraschender Wirkung seyn. Es ist ein herrlicher Gedanke, die größte Begebenheit unserer Zeit, welche die Veranlassung zu den großen Veränderungen des allgemeinen Zustandes der Dinge in Europa war, öffentlich zur Schau auszustellen, damit den Menschen es recht anschaulich gemacht werde, wie viel Vaterlandsliebe und Heroismus bey einem Volke vermögen, bey welchem Irreligiosität und Eigenliebe noch nicht so tiefe Wurzeln gefaßt, wie in andern Ländern; wo die Kraft und der Gemeingeist noch zu Hause sind und das heilige Nationalgefühl noch Wunder zu wirken vermag. Ein Volk, welches der Feind durch Schilderungen von barbarischer Rohheit herabzuwürdigen strebte, sieht sich in der Gefahr, seine unermeßliche uralte Kaiserstadt von demselben besetzt zu sehen. Zu Smolensk, der heiligen, hat er bereits die Schlüssel gefunden, mit ihnen will er die ehrwürdige Czarenburg erbrechen und sodann den nordischen Koloß fest mit den Banden seiner Herrschaft umschnüren. Schon rücken sie heran, seine zahllosen Heeresschaaren, schon wimmeln die Straßen der ungeheuren Stadt von seinen Haufen — da übermannt es das brave, hochherzige, glaubensvolle Volk, und die Feuersäulen steigen hoch über die Zinnen der Tempel und Palläste empor, die ganze Stadt verwandelt sich in einen brennenden Ofen, im Umkreise vieler Meilen erblickt man nur ein unermeßliches Flammenmeer, und die Nation bringt ihrer Liebe zum Vaterland, bringt der Rettung Europa's diesen ungeheuren Opferbrand, zum unsterblichen Zeichen, was ein rauhes aber kräftiges Volk vermag, wenn es zu den letzten Waffen greift, um einen übermäßigen Feind zu vernichten. Die Geschichte hat keine Begebenheit aufzuweisen, welche dieser an die Seite gesetzt werden könnte, herrlicher hat noch keine Stadt in ihrem höchsten Glanze geprangt, als dieses heilige Moskau in seinem großen majestätischen Schutte. Es liegt da in seinen Trümmern, wie Cato in seinem Blute, der Genius der Freyheit breitet seine Flügel darüber aus, wie ein Phönix, der neu verherrlicht aus seiner Asche empor stieg. Dahin sendet euren Dank, ihr geretteten Völker, von dort ging das Werk der Erlösung aus; es war als ob sich aus dem innern verzehrenden Brande der Herzen das Feuer gebildet, das mit allmächtigen Flammen nach Aussen wirkte, und zuletzt eine ganze Stadt in seinen verzehrenden Gluthen verschlang. Die Geschichte dieser Begebenheit, o Muse, halte der Gegenwart und der Nachwelt mit großen Buchstaben vor, damit die lebenden Geschlechter sie sich oft wiederholen, und der Enkel das höchste Bild unserer Zeit in ihr erblicke.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 8. Juni.

Die Insel Elba *).

Geographie, Etymologie und Geologie, Natur-Beschaffenheit, Berge, Klima, Größe, Bevölkerung ꝛc.

Die Insel Elba liegt im mittelländischen Meere, und wird durch den Kanal von Piombino von dem italienischen Kontinent getrennt. Sie wird von Inseln in größerer oder kleinerer Entfernung umkranzt, nördlich von Capraja und la Gorgone, östlich von Parmajolas Felsen und dem Hetrurischen Littorale, südlich und süd-östlich von den Inseln de Giglio, Montecristo und Pianosa, westlich von Korsika.

Den Griechen war diese Insel unter dem Namen Αἰθαλια (Aethalia) bekannt. Dieser Name schreibt sich von dem griechischen Stammwort αἰθος, (Glut) her, und wurde der Insel ihrer Eisenminen und Eisenhämmer wegen beygelegt. Die Lateiner nannten sie ihrer Wälder wegen Ilua oder Ilva. Sie ist mit Bergen bedeckt. Einzeln betrachtet sind dieselben abwechselnd an Form und Ansehen, im Ganzen genommen aber zeigen sie sich als eine Masse kahler Felsen, welcher Anblick die Seele in eine Art von Traurigkeit und Erschlaffung versetzt. Von der Seite des Kanals Piombino findet man nichts als schlechte Wege, verlassene Hütten, elende Weiher, zwey armselige Dörfer und eine Festung. Dagegen ruht das Auge mit Wohlgefallen auf dem Montegrosso, der mit Myrthen, Rosmarin, Mastix bewachsen und dem Monte-Giove, dessen Oberfläche mit grünen Steineichen, einigen Korkbäumen, Lorbeerbäumen, Taxus- und wilden Oelbäumen geschmückt ist. Die Hügel, welche sich gegen Longone hinaus erstrecken, zeigen nur nackte Felsen, ohne Erde und beynahe allenthalben ohne erfrischendes Grün. Bey Hermitage gewinnen sie einen Ossianischen Anstrich, welcher die Seele zu träumerischen Betrachtungen leitet. Im Mittelpunkt der Insel prangen die Hügel mit dem friedlichen Oelbaum, dem nützlichen Maulbeerbaum, und der rankenden Weinrebe. Die Jujube breitet ihren schönen Blätterschmuck aus, die indische Feige und die Cerasuntische Kirsche verschönern sie mit ihren Früchten. Im Westen zeigt der Gipfel und Abhang der Berge nur hartes Granitgestein. Des Landmanns Mühen erzwingen aus dem kleinen Fleckchen Erde, das sich zu ihren Füssen befindet, den Segen der Fruchtbarkeit.

Ein italienischer Himmel lacht über dieser Insel. Ihr Klima ist gemäßigt. Zur Winterszeit, die wie in Italien, beynahe immer regnerisch ist, bedecken sich die Gipfel der hohen Berge der Capania mit Schnee. Dann wird die Kälte, hauptsächlich in diesem Theil der Insel, strenger. — Die größte Kälte seit Menschengedenken war am 14. Febr. 1782. Es fror damals drey Tage nacheinander; eine große Menge Oelbäume und alle Agrumi *) gingen zu Grunde. Die Seewinde mildern zur Sommerzeit die große

*) Auszug aus der Voyage à l'Ile d'Elbe par Thiebaut d'Arsene. Paris 1808.

*) Unter diesem Namen begreifen die Italiener die Orangen-, Citronen- und Citronatbäume.

Hitze. Ein glänzender Frühling, ein durch kalte und feuchte Nächte gemilderter Sommer, unbeständiger Herbst und kurzer, regnerischer Winter bezeichnen hier die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten.

Es mangelt der Insel an Flüssen und Seen; doch fließt aus kühlen Brunnen ein klares und gesundes Wasser, das aber größtentheils im Sommer versiegt. Es durchschlängeln sie mehrere Bäche, deren vornehmster Rio genannt wird. Seine Quelle liegt unfern dem Dorfe gleiches Namens in einer köstlichen Gegend. Seine schönen, reichlichen Gewässer entreissen sich mit sieben Armen dem Bassin, das sie umfangen hält. Sie wachsen und nehmen ab mit den Tagen. Um die Sonnenwendzeit im Sommer, wo gewöhnlich die Gewässer niedrig stehn, schwillt dieser Bach zu einer beträchtlichen Breite. Er setzt 18 Mühlen in Bewegung und ergießt sich, nachdem er eine Meile Landes durchlaufen, in des Meeres salzige Fluth. Der Infiltration des Rio läßt sich ein Phänomen zuschreiben, welches Inn- und Ausländer mit Staunen füllt. Wenn man nämlich in den Ufersand am Meere ein etliche Zoll tiefes Loch gräbt, füllt es sich mit angenehmem süßen Wasser. Diese Eigenheit hat er mit dem Rhein, dem Tajo, dem Po, der Donau und andern großen Flüßen gemein. —

Schon ehe man den Gebrauch des Eisens kannte, welches den Hauptreichthum der Insel Elba ausmacht, noch vor der Erbauung Roms, war diese Insel bewohnt. Die Etrusker hielten sie zuerst inne. Ihre Bevölkerung mußte damals ansehnlich seyn; weil sie, nach Virgil, dem Aeneas 300 Elitensoldaten gegen den Turnus schickte. Diese Behauptung stützt sich auf ein köstliches Denkmal, welches man auf der Insel aus der Erde grub. Es ist dies eine aus einem weichen Steine (petrosilix) verfertigte Lanzenspitze. Auch berichtet Silius Italicus, daß sie, gleich Sicilien nach dem unglücklichen Tage an der Trebia 3000 treffliche, bekleidete und bewaffnete Bogenschützen hergab, und die römischen Konsulen mit vielen Waffen versah.

Im Jahre 1778 zählte die Insel Elba kaum 8000 Einwohner. Gegenwärtig ist ihre Anzahl auf 12000 gestiegen.

Der Charakter dieser Insulaner zeichnet sich immer durch einige Originalzüge aus. Sie sind auf eine wunderbare Weise an ihre Heimath gebunden, lieben die Arbeit, und sind bey gemeinschaftlicher Gefahr alle Soldaten. Man sieht sie gleich den ersten Römern abwechselnd von dem Ackerbau in das Lager eilen. Mehr als einmal schlugen sie Horden der Barbaresken, die in ihr Land einfielen, und ihre Aussaat ärndten wollten, zurück. Pianosa, von woher sie eine große Menge Korns beziehen, ist noch vom Blut der Türken geröthet, die dort unter ihren Streichen gefallen. Sie unterlagen einige Male, oft aber hat die Wuth der Verzweiflung sie vor dem Schrecken einer langen und peinlichen Sklaverey bewahrt.

Die Elbaner sind gut, gastfreundlich, und gleichen den Phäakern, diesem verläumderischen Volke, von dem die klugen Nausikaa den vielgewandten Odüsseus warnt, auf keine Weise. Sie sind aber, wie alle schwache Nationen, zu Schmeichlern geboren.

Sie sind gewöhnlich regelmäßiger Größe, von starkem Körperbau und guter Konstitution, und lieben die Jagd und alle mühsamen Uebungen. Sie haben im Allgemeinen schwarze Haare, braune Haut, einen feurigen und durchdringenden Blick. Ihr frugales und thätiges Leben macht sie stark, heftig, tapfer, und trägt zu Erhaltung ihrer Gesundheit bey. Obgleich die Erziehung, welche immer einen bestimmten Einfluß auf Lebensart, Glück oder Unglück der Menschen hat, auf der Insel Elba sehr vernachläßigt ist, obgleich unaufhörliche Revolutionen, heftige Stürme, die so oft die Sicherheit und das Eigenthum ihrer Einwohner bedrohten, ihrem Charakter eine finstere Wendung geben mußten, so werden sie doch nicht von jenem Geiste des Hasses und der Rache besessen, der andere Völker auszeichnet. Sie haben nicht die Grausamkeit des düstern Sarden, und das Ungeduldige eines Sicilianers. Sogar die List, die Trägheit und Sorglosigkeit der südlichen Nationen sind ihnen fremd. Man bringt sie nur mit Gewalt auf. Sie sind eher abergläubisch als fanatisch, allgemein aber unwissend und leichtgläubig. Doch ist ihnen eine gewisse Beweglichkeit der Einbildungskraft eigen, welche sie für starke Eindrücke em-

pfänglich macht. Daher schreibt sich auch ihr Geschmack an übertriebenen Geschichten und allem was wunderbar und außergewöhnlich ist Sie kennen nicht den anmassenden Luxus der Städte. Ein schwarzer Strohhut, ein weisses Mieder, ein kurzer blauer oder rother Rock macht die Tracht der Weiber aus. Eine Blume, Bänder, ein dicker Ring, große Ohrengehänge, eine goldene Kette sind der Gegenstand einer Koketterie, die nicht reizlos ist."

Im Allgemeinen findet man gesundes Blut unter den Eingebornen. Es gibt Greise, die in ihrem neunzehnten Lustrum noch keine Gebrechlichkeit des Alters fühlen. Die Weiber sind nicht schön, und die Mädchen entstellen sich noch durch eine Gewohnheit, die zugleich höchst schädlich ist. Sie fesseln die wachsende Brust durch ein ungeheures Mieder und festgebundene Bänder. Dieser ermüdende, abgeschmackte und grausame Gebrauch verursacht eine gezwungene und unangenehme Ausdehnung in die Breite, und macht ihre Arme und ihre Bewegungen steif. Sie sind sehr eifersüchtig und zum Mißtrauen geneigt. Mit 13 oder 14 Jahren sind sie mannbar, doch altern sie frühzeitig. Sie sind gute Mütter, opfern sich denen, die sie lieben, gänzlich auf, und erfüllen ihre Pflichten pünktlich und getreu.

(Die Fortsetzung folgt.)

München im Mai 1814.

Die Aufführung Nathan des Weisen von Lessing auf dem hiesigen Hoftheater war eine angenehme Erscheinung, angenehm schon auch darum, weil dies Meisterwerk Lessings zum erstenmal die hiesige Bühne betrat.

Lessing, der große Heros teutscher Literatur, und mir scheint beynahe am größten als Theolog, verwebte diese seine originellste Seite auf eine sehr gelungene Weise mit der dramatischen Form, und so entstand der Nathan, der von dieser Seite aus angesehen auf den wichtigsten Standpunct zur Beurtheilung der Aufführung selbst gibt; denn nur dann entspricht ein Schauspieler den Foderungen der Kunst, wenn er die Aufgabe des Dichters zu seiner eigner macht, wenn er in seinem Sinne fortwirkt, und dessen Idee auf eine gleichsam lebendig plastische Weise darstellt. Wir wollen versuchen zu beurtheilen, in wiefern die Akteurs der hiesigen Bühne, diesen gewiß nicht ungerechten Foderungen entsprochen haben.

Was zuerst die Hauptpersonen betrifft, durch die Lessing seine Idee am unmittelbarsten realisirt wissen wollte, so ist die Idee des absolut gleichen Werthes aller Religionen, den zu zeigen des Dichters Hauptaugenmerk ist, unverkennbar in den drey Hauptcharaktern des Nathan's, des Sultans und Tempelritters niedergelegt. Was nun zuerst das Spiel des Hrn. Kürzinger als Nathan betrifft, so stehen wir nicht an, es vortrefflich zu nennen, obschon er den Foderungen des Dichters nicht in allem und jedem entsprach, und es freylich noch nicht zu der Vollkommenheit theatralischer Kunst brachte, in der wir hauptsächlich in dieser Rolle einen Iffland anzustaunen, uns gedrungen fühlen. Indessen zeigte Hr. K. wie weit er es im Studium des Dichters gebracht habe, er schien lebendig und warm seine Idee aufgefaßt und im Gefühle durchdrungen zu haben, darum trug er auch mit Gefühl, und so vor, daß er am ehesten von des Dichters Meinung überzeugen konnte. Leicht und ungezwungen war jede seiner Bewegungen, er blieb, was besonders hier mir nothwendig dünkt, von jeder exaltirenden Gestikulation frey, und zeigte, daß es möglich sey, Bewegung ohne bewegliche Ziererey, Action ohne steifes oder unnatürliches und zu häufiges Umherwerfen der Arme, Haltung ohne lächerliche Sucht, in den Stellungen zu gefallen, mit wahrer Kunst ohne ängstliches Haschen nach Regeln in die Darstellung zu bringen. Besonders meisterhaft gelang ihm die schöne Erzählung der drey Ringe und der derselben vorhergehende Monolog. Da auf diese Erzählung die ganze Wirkung der Absicht des Dichters hauptsächlich gerichtet zu seyn scheint, da dieses der entscheidende Punct der ganzen Handlung ist, so mag man es Hrn. K. gerne verzeihen, wenn er auf diese Stelle, wie es schien, sein meistes Studium verwandte, und in dieser sein Spiel den Culminations-

Punct erreichte, weßwegen er denn auch mit vollem Recht, sollt es auch bloß schon um dieser Stelle willen seyn, das Hervorrufen verdiente. Im übrigen schien es, als ob es in seinem Plane läge, vor dieser Scene zurückhaltender, nach derselben mit mehr verhaltener Innigkeit zu spielen, was jedoch leicht in jenem Falle den Schein mangelnder Wärme, in diesem beynahe den Schein von Mattigkeit des Spiels veranlassen konnte. So stellte er denn diese Scene in ihrem eigenthümlichen Glanze dar, und theilte sein Gefühl der hohen Idee Lessings auch dem Publikum mit, das hier mit vollem Beyfall die Bemühungen des Dichters und Schauspielers lohnte. —

Minder entsprach diesen speciellen Foderungen der Kunst rücksichtlich der im Drama vorwaltenden Idee Hr. Stentzsch. Er mag wohl sehr geeignet seyn mit Glück einen Sultan, aber nicht einen Saladin zu geben, am wenigsten einen Saladin im Lessingschen Sinne, der es bis zu dieser Höhe einer universellen Religionsansicht gebracht. Dazu fehlt es ihm selbst an der Außenseite des saladinischen Charakters, der sich in fester männlicher Bestimmtheit äußert, wozu eine auf den Beyfall gerichtete gesuchte Zierlichkeit und Weichheit der Bewegung nicht zu passen scheint.

Am mindesten genügte das Spiel des Hrn. Karls. Er hat die allgemeine Aufgabe des Dichters selbst, und die specielle der reinen Darstellung des Charakters des Tempelritters verkennt, und nur die Aussenseite dieser schönen Seele hervorgehoben, worauf eben, weil es Aussenseite und zwar nicht ganz vortheilhafte Aussenseite ist, kein hoher Werth zu legen ist; denn das Aufbrausende dieses Charakters läßt nur dann gut, wenn man es mit der Innenseite vergleicht, oder um lessingisch zu reden, eine „rauhe Schale" mag man nur dann beachten, wenn sie einen „reinen Kern" hat.

So viel von den Hauptcharakteren, denen noch Recha beyzuzählen seyn dürfte, indem sie sich als Wirkung der universellen Ansicht der 3 Haupthelden, und als eine um so reinere Form der Idee des Dichters darstellt, je weniger dieser Charakter von den Einflüssen eines speciellen Religionsverhältnisses modifizirt wird. In diesem Sinne nun spielte freylich Madame Karl nicht, indessen mag man ihr Bemühen, das ihr in Rücksicht auf kindliche Einfalt, reine Natürlichkeit und ungezwungene Gutmüthigkeit des Charakters der Recha, recht wohl gelang, auch für das Gelungenseyn der Ausführung einer höheren Foderung hinnehmen. — Mad. Kanabich als Sittah spielte mit dem dieser Rolle nöthigen edleren Anstand, mit der gemessenen Haltung eines überlegenen weiblichen Geistes, nur vermißte man in etwas die Würde der Schwester Saladins.

Seltsame und gemeine Charaktere dürfen auch in Nebenrollen nicht karrikirt werden, wovon die Darstellenden des Derwisches und der Daja, eher jedoch ersterer, ganz frey blieben, und den Beweis gaben, daß es auch hier nicht so ganz leicht sey, dem Sinne des Dichters gemäß, in gehöriger Gränze sich zu halten; und karrikiren wollte der Dichter doch gewiß nicht.

Was die Darstellung im Ganzen betrifft, so rechtfertigt die absolut und relativ zu große Ausdehnung des Stücks für die Bühne die geschehene Abkürzung, besonders mag man leicht die Scene mit dem Patriarchen entbehren, da sie doch immer einen die theologische Tendenz Lessings beurkundenden, und sonst von seiner polemischen Natur zeugenden Ausfall enthält, wobey man den Dichter an die Beherzigung seiner eignen Worte erinnern möchte: „ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse."

Rücksichtlich des Costumes haben wir nur zu erinnern, daß es nicht unpassend gewesen wäre, wenn Nathan in einem andern als seinem Reisekleide bey dem Sultan erschienen wäre. Uebrigens ist die Darstellung in so ferne als sehr gelungen anzusehen, als alles zu einem schönen Ganzen zusammenwirkte.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 11. Juni

Die Flüchtlinge.

Reich' die Hand mir, folg' dem Herzen!
Laß uns ziehn ins ferne Land,
Wo entflohen Gram und Schmerzen
Liebe immer Zuflucht fand.
Sieh, wie Gottes Sterne blinken
Uns zu leiten sichre Bahn:
Fröhlich führ' ich dich hinan,
Wo uns Ruh' und Frieden winken.

Durch die Schrecken dunkler Nächte,
Führet uns ein Pfad zum Licht,
Uns geleiten hohe Mächte:
Fasse Muth und bebe nicht.
Aufwärts laß uns hoffend steigen
Unsrer Liebe Morgenroth
Wird, auflösend unsre Noth,
Dort im schönen Land sich zeigen.

Wohl geh'n über Felsenstege,
Ueber Dornen, Stein und Sand
Unsrer Flucht verborgne Wege
Doch sie führen uns ins Land
Wo die Liebe Hütten bauet,
Sicherheit uns froh umfängt;
Denn an Leid verkettet hängt
Was der Mensch je froh erschauet.

Siehst du in der blauen Ferne,
Hell beglänzt von Mondes-Strahl,
Aufgethürmt zum Reich der Sterne
Jener Berge dichte Zahl?
Dorthin, dorthin geht die Reise
Dort winkt uns der Liebe Glück!
Richte auf den trüben Blick: —
Wein' am Busen mir nicht leise. —

Hast du Liebes denn verlassen?
Weinet denn ein theures Herz? —
Kannst du immer noch nicht hoffen,
Was der Brust gab seinen Schmerz?
Ach — ich fühl' es, kalt vorüber
Geht dir das Belebte wohl:
Doch es schlägt dein Herz — so voll
Der Natur, die dir noch lieber.

Denn hier stehen die schlanken Bäume,
Einst von theurer Hand gepflanzt,
Und hier sind die grünen Räume,
Wo ich froh als Kind getanzt.
Jene Blumen, jene Kräuter
Duften nur im Vaterland:
Wo mich einst das Leben fand
Lacht der Himmel mir so heiter.

Doch auch hinter jenen Bergen,
Findest du die grüne Flur,
Jubelt dir das Chor der Lerchen,
Siehest du der Heimath Spur.
Nahet Phantasie dir freundlich,
Wenn du sicher ruhst im Arm
Treuer Liebe, sonder Harm,
Dann ist nicht Erinnerung feindlich!

Betty S—dt—r.

Folgender Aufsatz ist in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (St. 59. 11. April, 1814.) enthalten. Da er eine äußerst vortheilhafte, in Kürze durchgreifende Würdigung einer Kunst-Anstalt enthält, die man hier im Allgemeinen noch zu wenig kennt und schätzt, so wird es nicht undienlich seyn, diesem Aufsatz, ganz so, wie er ist, in unsern Blättern eine Stelle einzuräumen.

Bey dem in den letzten Jahren, selbst unter den teutschen Provinzen, sehr erschwerten litterarischen Verkehr, mußte unsre Universitäts-Bibliothek der Oeuvres Lithographes par Strizner, Piloti et Compagnie, eines der wichtigsten einheimischen Kunst- und Prachtwerke, bisher entbehren. Nach der glücklichen Umänderung der Dinge war es daher eine der ersten Sorgen der hiesigen Bibliotheksverwaltung, dasselbe in München anzukaufen. Zufällig davon benachrichtiget, daß jenes Prachtwerk von hieraus ge-

sucht werde, gaben Se. königl. Hoheit, der Kronprinz von Baiern, gewohnt, auch mitten im Geräusch der Waffen der Künste des Friedens eingedenk zu bleiben, den Befehl, nicht nur jetzt sogleich ein Exemplar der bereits erschienenen 47 Hefte, sondern auch künftig die Fortsetzungen derselben, in Höchstihrem Namen unsrer Universität als Geschenk zu übermachen. Von dem ehrfurchtsvollsten Dank durchdrungen, erkennt sie den unschätzbaren Werth dieses Unterpfandes der gegen sie fortdauernden gewogenen Gesinnungen eines Prinzen, dessen erhabene Eigenschaften und seltene Tugenden während Höchstihres unvergeßlichen Aufenthalts allhier aller Herzen mit tiefer Verehrung erfüllt haben.

So gern Recensent den Genuß, den ihm dieses Werk verschafft hat, mit seinen Lesern theilen möchte, so unmöglich ist es ihm, weil dazu die Ansicht aller 282 Blätter, die entweder aus Handzeichnungen, oder aus Skizzen, Entwürfen, Copien nach Mahlereyen u. s. w. bestehen, erfoderlich seyn würde. Aus diesem Grunde wird er nur auf diejenigen Blätter aufmerksam machen, welche entweder durch ihre treue Nachahmung oder die Vollkommenheit der technischen Behandlung das größte Lob verdienen, aller Bemerkungen sich aber enthalten, welche etwa über die Echtheit der Namen der Künstler, die die Blätter führen, bey ihm entstanden sind, so wie er auch sein Urtheil über den hohen Werth der Kunst des Steindrucks, und der Vervollkommnung, deren sie fähig ist, bey einer anderen Gelegenheit aussprechen wird.

Lief. I. Ein sterbender Bischof, umringt von Geistlichen und andern Personen, nach Raphael. Lief. II. Ein Bruchstück aus dem Mord der unschuldigen Kinder, von Raphael, nach einem Kupferstich von Marc Antonio Raimondi. Lief. IV. Christus mit dem Kreuze und der Veronica, von Ligozio. Lief. V. Ein reizender Kopf der heiligen Jungfrau, nach einem Raphaelischen Bilde, und der Kopf eines Engels nach Guido Reni. Beyde Köpfe sind mit schwarzer Kreide gezeichnet. Lief. VI. Zwey Köpfe des Christkindes und des h. Johannes, nach einem Bilde von Raphael; eine schöne Landschaft, von Claude Gelée, und ein vortrefflicher Kopf der keuschen Susanna, nach einem Gemählde des Dominichino. Lief. VII. Ein Kopf der heil. Anna, nach einem Gemählde des Raphael, und zwey meisterhafte Köpfe eines todten Christus, und einer Madonna, von Daniele da Volterira. Lief. VIII. Der Erlöser zwischen zwey Heiligen, nach Andrea Mantegna. Lief. IX. Ein überaus schöner Kopf von Raphael, nämlich sein Porträt, von ihm selbst gemahlt. Lief. X. Ein meisterhafter Kopf von Albrecht Dürer. Lief. XI. Ein herrlicher Satyrkopf. Lief. XII. Der Kopf eines Philosophen nach einem Bilde von Raphael, gezeichnet von C. v. Mannlich. Lief. XV. Eine entzückende Landschaft von Rembrandt; die Bildnisse Raphael's und seines Lehrers P. Perugino, aus Raphael's Schule von Athen. Lief. XVIII. Die Schöpfung des Universums, nach Raphael. Lief. XIX. Ein ausdrucksvoller Kopf des heil. Johannes, von Albrecht Dürer. Eine heil. Familie. Man liest unter diesem Blatt: Essai au crayon à la plume et à l'estampe, fait à la lithographie de Munich le 15 9bre 1809. Denon. Der Urheber ist kein andrer, als der bekannte ägyptische Reisende, berüchtigt durch seine Kunstplünderungen in ganz Europa. Das meisterhafte Porträt Tilly's, nach Anton van Dyck. Mars und Venus, eine große Composition von Giulio Romano. Lief. XX. Ein edler Kopf des heil. Bruno, von Guido Reni. Lief. XXI. Ein schätzbares Bildniß von C. A. Scaglia, bereits durch einen Kupferstich des A. van Dyck bekannt. Eine reizende Landschaft von Rembrandt. Bildniß des Calvins, von H. Holbein. Lief. XXII. Ein bewundernswürdiger Kopf der heil. Jungfrau, voll Ausdruck und Leben, nach Guido Reni. Eine Kirche und ein Klostergarten, nach Dom. Cuaglio. 1809. Lief. XXIII. Ein lieblicher Kopf des Christkindes, nach Carlo Dolce. Lief. XXIV. Eine Madonna mit dem Christkinde von Pietro Vanucci, genannt P. Perugino. Die Abstufung der Lichter ist nicht genau beobachtet. Eine Judith, nach Andrea Mantegna. Lief. XXV. Eine Skizze nach Girolamo

da Carpi. Eine Caryatide, nach Raphael, gezeichnet von C. v. Mannlich. Jupiter und Antiope, nach Tizian. Lief. XXVII. Ein Fluß, mit Nymphen in einem Walde, eine herrliche Zeichnung nach Polidoro Caldara. Lief. XXVIII. Ein Besuch der heil. Jungfrau, von Andrea del Sarto. Lief. XXIX. Christus, wie er von einem Engelchor bedient wird, nach le Sueur. Lief. XXX. Ansicht einer Kirche, nach einer Federzeichnung von A. Carracci. Eine Abnehmung vom Kreuz, von N. Poussin. Lief. XXXI. Eine Karyatide, nach Raphael. Lief. XXXII. Eine schöne Figur, von demselben Meister; ein Ecce homo, von A. Carracci. Dieses Blatt ist bey Kerzenscheln erleuchtet. Herodes an der Tafel, von Andrea del Sarto. Artemisia, von Henr. van Bles. Lief. XXXIV. Die Krönung der heil. Jungfrau, von Pelegrino da Modena. Eine Flucht nach Aegypten, von Gio. Giuseppe del Sole. Christus betend im Garten, von Michel Angelo. Lief. XXXV. Der heil. Marcus, von Passignano. Die Drapperie schließt sich zu fest an die nackten Theile an. Die Himmelfarth der heil. Jungfrau, von Fr. Bartolomeo di S. Marco (?). Ein reizendes Porträt eines Frauenzimmers von Leonardo da Vinci, mit der Unterschrift Portrait d'une Princesse.. Allein es ist kein andres Porträt, als das der berühmten Lisa del Giocondo, das bereits seit den Zeiten Franz I. in dem französ. Museum bewundert wird. Lief. XXXVI. Der Tod der heil. Jungfrau, eine große Composition von Martin Schön. Lief. XXXVII. Ein Chor von Engelchen, nach Ludov. Carracci. Aeolus, wie er die Winde einschließt, von Diepenbeek. Lief. XXXVIII. Alpheus und Arethusa, von Ebendemselben. Ein heil. Johannes, nach P. Veronese. Lief. XXXIX. Ein Kampf zwischen Löwen und Pferden, nach einer Federzeichnung von A. Dürer. 1505. Ein Karabiener, von J. Werner. Lief. XL. Ein Löwe und ein Hirsch, nach einer Federzeichnung von A. Dürer. 1505. Die Madonna mit dem Christkinde, zwischen den heil. Franziscus und Johannes, von Rotenhammer. Lief. XLI. Ein schönes Köpfchen eines fünfjährigen Mädchens (der Prinzessin Louise von Baiern), von Stieler. Callisto im Bade der Diana, eine große Composition von A. van der Werff. Lief. XLII. Ein andres sehr anziehendes Köpfchen eines achtjährigen Mädchens (ebenfalls einer baierischen Prinzessin), von Stieler. Von gleichem Werth ist das Bildniß der jüngsten dreyjährigen Prinzessin, von demselben Meister, in der XLIII. Lieferung. Lief. XLIV. und XLV. enthalten unter andern die geistreichen Köpfe der zwölfjährigen baierischen Prinzessin Elisa, und ihrer Schwester, der Prinzessin Amalia, beyde von Hrn. Stieler gezeichnet. Der berühmte heil. Johannes und Petrus, gemahlt von A. Dürer im Jahre 1526. Man bewundert dieses Meisterstück in der Galerie Sr. Majestät zu München. S. Mannlich's Beschreibung der kurpfalzbaierischen Gemählde-Sammlungen B. II. S. 270. Nr. 1100. Lief. XLVI. Ein reitzendes Köpfchen eines achtjährigen Mädchens (einer baierischen Prinzessin), von Stieler. Lief. XLVII. Eine vortreffliche mit der Feder entworfene Skizze, von Donato Creti. Die Madonna dal Rosario, oder die heil. Jungfrau mit dem Christkinde, das einen Rosenkranz hält, von P. Perugino.

Wir können den Fleiß, die Aufmerksamkeit und Treue, mit welcher die Originalzeichnungen, nach ihrer verschiedenen technischen Ausführung, copirt worden sind, nicht genug loben und empfehlen. Da der Steindruck kein Geheimniß mehr ist, und da wir auch von andern Orten Steindrücke erhalten haben, von denen man in unsern frühern Anzeigen Nachrichten finden kann: so wäre es sehr zu wünschen, daß man das technische Verfahren, welches man zu München beobachtet, bekannt machen möchte, um die verschiedenen Versuche mit einander zu vergleichen, das beste und zweckmäßigste zu wählen, und auf diese Weise diese herrliche teutsche Erfindung zur höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit zu bringen.

München, bey Ernst August Fleischmann: Beschreibung der Haupt- und Resi-

benzstadt München, in topographischer, geschichtlicher und statistischer Hinsicht. Von Jos. Ant. Eisenmann, Professor der Geschichte und Erdbeschreibung am königlichen Kadeten-Korps in München. Zweyte, verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Mit 15 Kupfern und einem Plane. 1814 236 S. in 8.

Der schnelle Absatz, den diese Schrift in ihrer ersten Auflage gehabt hat, und der ungetheilte Beyfall, den man ihr schenkte, munterten den thätigen Hrn. Verfasser auf, sein in der Vorrede zur ersten Auflage gegebenes Versprechen einer noch vollständigeren Beschreibung, zu erfüllen.

Demselben Plane folgend, den der Hr. Verf. früher bey Bearbeitung dieser Schrift beobachtete, hat er nicht nur das schon Vorhandene einer genaueren Prüfung und Untersuchung unterworfen, sondern auch das, was neu hinzugekommen ist, aus den sichersten Quellen zu schöpfen gesucht.

Hieraus kann man auf das Zuverlässige jeder Angabe und jeder einschlagenden Bemerkung einen richtigen Schluß machen; ein Umstand, der hier um so bedeutender ist, als der Werth solcher Beschreibungen einzig und allein von der Aechtheit und Zuverlässigkeit der Quellen abhängt, woraus die Angaben geschöpft sind. — Zum Beweise einer genauen und sorgfältigen Vergleichung, z. B. in Ausmittelung der Wahrheit hinsichtlich der Bevölkerung der Hauptstadt München vergleiche man nur die Vorrede zur zweyten Auflage S. VII. — IX. —

Es würde viel zu weitschichtig seyn, den ganzen Umfang des gesammten Inhalts hier noch einmal wörtlich anzuführen; es genügt schon zu wissen, daß daraus nichts hinweggelassen ist, was dem Interesse des Werks selbst nachtheilig oder für die Befriedigung der Neugierde und die nöthige Belehrung der In- und Ausländer durchaus nothwendig wäre.

Wie viel aber noch zum früheren Inhalte hinzugekommen, und wie bedeutend er dadurch vermehrt wurde, das mögen die Leser von selbst daraus abnehmen, daß diese zweyte Auflage an Bogenzahl fast noch einmal so stark ist, als die erste.

Die neu hinzugekommenen Paragraphen aber sind: die Maximiliansanstalt weiblicher Erziehung für höhere Stände, S. 98. — Das Central-Taubstummen-Institut, welches künftig seinen Platz hier haben wird, S. 105. — Vorzügliche Privat-Bibliotheken, S. 110. — Kurze Geschichte der Kunst, S. 111. — Vorzügliche Privat-Gemälde- und Kupferstich-Sammlungen, S. 134. — Die Volkstanz-Schule, S. 141. — Der Gottes-Acker, S. 193. — Alle Gewerbe von verschiedener Art, S. 202. — Niederlage weiblicher Handarbeiten, S. 205. — Grünenwald, S. 227. — Scheftlarn, S. 231. —

Alle diese Puncte in Vereinigung mit den schon in der ersten Auflage enthaltenen, hat der Verf. mit möglichster Kürze und Deutlichkeit dargestellt.

Zugleich hat der Hr. Verleger, um den innern Gehalt des Werks noch mehr zu erhöhen, es nicht ermangeln lassen wollen, dasselbe mit 15 theils größern, theils kleinern Kupfern zu bereichern, welche alle entweder Ansichten der Hauptstadt selbst und einiger ihrer Umgebungen, z. B. Nymphenburg, Schleißheim, Starenberg ꝛc., oder Darstellungen mehrerer ihrer schönsten Plätze und Gebäude enthalten. — Wir begreifen wohl, daß solche Verschönerungen eines Werkes, wenn sie zugleich selbst auch nur einigen Kunstwerth haben sollen, nicht ohne bedeutenden Kostenaufwand geleistet werden können, wodurch das Werk dann verhältnißmäßig vertheuert, nicht mehr die Zahl von Abnehmern findet, die sich sonst dazu würde gefunden haben. —

Unter die bessern Darstellungen können jedoch gerechnet werden: Die Ansicht von München; jene der St. Michaelskirche, des Schloßes von Schleißheim und des Starenberger-Sees.

Wir nehmen übrigens gern den guten Willen fürs Werk, und bescheiden uns, daß um diesen Preis rücksichtlich der Kupfer wohl nicht viel Besseres hätte geliefert werden können.

Druck und Papier sind gut, und machen dem Hrn. Verleger Ehre.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 16. Juni.

Fortgesetztes Schreiben aus München.

Drittes Kapitel.

Ueber Nathan theile ich Ihnen ein Urtheil eines Freundes mit, welcher der Vorstellung dieses Meister-Stücks während seines hiesigen Aufenthalts beygewohnt hatte. (44. St. des Gesellbl.) Ueber die Oper Athalia ließe sich viel, unendlich viel sagen. Wenn irgend eine Oper Stoff geben mag, um etwas Bestimmtes über das Wesen der Oper überhaupt zu sagen, so ist es unstreitig diese, denn sie nähert sich an Gehalt und Form jenem Ideale am nächsten, wie eine Oper eigentlich seyn soll. Dabey ist die Sprache sehr edel, die Versifikation leicht und das Ganze voll Größe und Würde. Ich werde versuchen, Ihnen meine Kunstansichten darüber in einem Aufsatze mitzutheilen und hoffe bis dahin durch mitgetheilte Urtheile mehrerer unpartheyischer Musikverständiger in Stand gesetzt zu werden, Ihnen auch über des Hrn. Baron v. Poißl Composition Einiges mit Grund zu sagen. So viel kann ich Ihnen vorläufig melden, daß sie hier recht sehr gefallen und daß das öffentliche Urtheil eben so viel Vollkommenheiten darin erblickt, als die solide Anspruchlosigkeit des äußerst bescheidnen Künstlers vielleicht daran zu tadeln finden möchte. Nur der aber ist von seinem Ideale wirklich durchdrungen, der über dem Erreichten immer noch ein Unerreichtes erblickt, und der sich so oft über sich selbst erhob, als er Meisterstücke seines Genies in die Welt gesetzt, welche fortgesetzte Stuffen seiner genialen Künstlerlaufbahn bilden.

Viertes Kapitel.

Ich habe Ihnen gesagt, mit welcher Neugierde man dem Genuß entgegenharrte, den uns der Anblick des transparent gemalten Brandes von Moskau gewähren sollte; ich will Ihnen nun auch die Wirkung beschreiben, den derselbe hervorbrachte. Es war Samstags den 19. Juni, als derselbe im königl. Theater am Isarthor vorgestellt wurde. Erst wurde ein Stück nach Kotzebue, die Vergeltung, gegeben. Sie kennen das Stückchen, den alten Leibkutscher Peter des III.; man setzte statt erstern einen invaliden Gardisten und statt letztern den Kaiser Alexander, und traf noch andere, mehr in die Zeit hereingehörende Veränderungen. Besonders gut haben Mlle. Laurent als des Meister Lebrechts Tochter und Hr. Lanius als Iwanschko gespielt. Das Stückchen ist, so wie alle dergleichen, die von oder nach Kotzebue sind, gar weinerlich: die menschliche Gebrechlichkeit, das Elend in diesem Jammerthale hienieden, und denn doch wieder eine pudelnärrische Freude, ein rechtes kalmukisches Frohseyn, dazwischen eine winselnde Liebesscene und eine Hochzeit, die wie aus den Wolken gefallen kömmt, der Kaiser wie Gott Vater u. dergl. mehr, das Alles ist so gut nach Kotzebue, als es von Kotzebue selbst seyn könnte. Auf dieses Ojemineische folgten — erst noch ein paar lustige Hochzeittänzlein, um das Vorhergehende zu schließen, dann aber — eine äußerst pompöse Schlachtsymphonie, von herrlicher Composition,

welche zugleich vortrefflich exekutirt wurde. Allmählich waren alle Lichter verschwunden und es war düster geworden, wie in einem Geisterreiche. Da rollte der Vorhang empor, es zeigte sich uns die Vorhalle eines Tempels und eine weibliche Gestalt, die sich als Muse der Geschichte ankündigte, schien gleichsam aus dem Innern, wo sie die großen Thaten der Zeit aufgezeichnet hatte, die Stufen herabgekommen zu seyn, um in Betrachtungen darüber zwischen den Hallen des Vorhofes zu verweilen. Da man den Theaterzettel oder den über dem gedruckten Prolog stehenden Titel nicht als integrirend mit dem für die Deklamation bestimmten Inhalt ansehen kann, so mußte sich die Muse der Geschichte allerdings als solche vorerst kenntlich machen und Shakespeare hat in seinen Prologen auch immer dasselbe beobachtet; indessen hätte sich die Muse allerdings dadurch veranlaßt finden sollen, mehr Beziehung auf eine sie anhörende Menge blicken zu lassen, die denn doch von ihr eben dadurch vorausgesetzt wird, da sie nicht nöthig hat, es sich selbst zu bekennen, daß sie die Muse der Geschichte sey. Jedoch ist dieser Fehler nicht von großer Bedeutung, denn es geschieht in Erzählungen von erhabener Art gar häufig, daß der Erzählende, hingerissen von dem Interesse, welches der gewichtige Stoff einflößt, neben den Zuhörern an dem, was er vorträgt, auch selbst mitgenießt. Auch war es in jeder Hinsicht nöthig, zur Erhöhung der Deklamation immer diejenige Einkleidung vorzuziehen, welche dem heroischen Gegenstand am meisten lyrischen Schwung erlaubt, da man ja weiß, wie Anruffungen der Zuhörer, und Anwendungen ꝛc. immer einen gewissen Predigerton verrathen, der nirgends lästiger als auf dem Theater ist. Es ist daher gut, daß der Verf. nur am Ende Europa's Völker im allgemeinen durch die Muse aufrufen läßt, wodurch der erste Vers des Prologs wieder gerechtfertigt dasteht, indem sich nun die Muse der Geschichte doppelt würdig erscheint, da sie als solche ihre Augen auf ganz Europa kehrt, und sich selbst gleichsam durch das Bewußtseyn ihres hohen Berufes dazu auffodert, diese erhabene That nach ihrer ganzen Größe zu erfassen. Es dürfte dem Ernste, welcher den Hauptzug im Charakter der Muse der Geschichte ausmacht, wohl wenig angemessen scheinen, daß dieselbe sich von etwas hinreißen lasse: aber gerade das sollte die Größe dieser That ganz besonders bezeichnen, daß es selbst die Muse der Geschichte mächtig und wunderbar faßt, so oft sie sich das Bild derselben vergegenwärtiget. Der Act des ruhigen, besonnenen Aufzeichnens ist als geschehen anzusehen; sie überläßt sich Gedanken und Betrachtungen, die ihre Phantasie und ihr Gemüth zugleich aufregen: es ist nicht ihr Beruf, daß sie herkömmt, um chronologisch und faktisch zu erzählen, sondern ihr Standpunct ist der erhabene eines Wesens, das sich lebendig angeregt fühlt von einer Erscheinung der Zeit, deren Größe sie vorher mit strengem Ernste geprüft, und in so fern hat sich der Monolog erst zum Prologe geeignet. Denn daß da die Muse der Geschichte erscheinen soll, aus dem Grunde, um uns eine Erklärung über etwas zu geben, wozu wir derselben zu bedürfen glauben, hieße unhöflich die heilige Muse zu unserm Dienst herbemühen, und es war daher besser, irgend eine Situation auszumitteln, wo sie sich gerade so mit sich selbst beschäftigt, daß die Anschauungen und Ergießungen ihres Geistes und Herzens mit dem zusammenstimmen, was vor und in uns so eben vorgeht. Ist die Muse übrigens hie und da phantastisch genommen, so erfoderte dieses die Deklamation, und von dieser Seite muß man sich mehr einen begeisterten Prologus statt einer trocknen, ernsten Geschichtsmuse denken. — Mad. Bader nahm sich als Muse der Geschichte vortrefflich aus. Sie war ganz weiß gekleidet und trug einen Lorbeerkranz in den Haaren. Aber die Schuhe und weißseidenen Strümpfe hätten wir weggewünscht, als dem Costüm einer Muse der Geschichte zuwider. Sie sprach den Prolog mit sehr viel Feuer und Ausdruck. — Die Vorhalle des Tempels verschwand, und wie durch einen Zauberschlag erschien auf einmal der Brand von Moskau vor unsern Augen. Welche

Wirkung dieses furchtbar-schöne Schauspiel auf alle Zuschauer machte, läßt sich unmöglich beschreiben: es war der höchste Grad von Ueberraschung, den es allgemein hervorgebracht hatte. Der rauschendste Beyfall drückte die höchste Bewunderung und das höchste Erstaunen zugleich aus, und dann war es wieder stille, als ob man die Flammen wollte knistern und die Balken krachen hören, oder als ob man ein allgemeines Schweigen wollte eintreten lassen, um das Feyerliche des Schauspieles dadurch zu erhöhen. Aber das Entzücken der Zuschauer brach bald wieder in neue Ausbrüche des höchsten Beyfallsbezeugens los und wechselte so dreymal mit tiefer Stille und dem lärmendsten Geräusche ab, welches jedoch den höchsten Grad erstieg, als der Vorhang gefallen war, da denn nun Jedermann Hrn. Joseph Kloß, den Meister dieses Werkes, hervorrief. Dieser aber, nicht erwartend, die Augen des Publikums neben dem Kunstwerke auch auf den Künstler gerichtet zu sehen, wie sich solches in der Regel der Schauspieler nur schmeicheln darf, und von einem so großen Beyfall zu sehr überrascht, hatte nicht mehr so viel Fassung, als daß er bis an's Ende hätte auf dem Theater bleiben können, weßhalb er das Publikum um Verzeihung bitten, daß er auf einen so laut und andauernd geäußerten Aufruf nicht öffentlich erschienen, um seine Dankbarkeit zu bezeigen.

Man kann in der That nicht bald etwas sehen, was von größerer Wirkung wäre, als dieses Gemälde, und alle Beschreibung desselben ist vor der Hand rein unmöglich. Es gehört eine außerordentliche Fertigkeit in der Kunst zu dieser Art von Malerey. Man muß ein Transparentgemälde von Hrn. Jos. Kloß nicht mit jenen Spielkarten ähnlichen Machwerken in Vergleichung setzen, wie man sie in Kloster-Kreuzgängen als Kirchen-Dekorationen bey ehemaligen Heiligsprechungsfeyerlichkeiten aufbewahrt; um ein Transparent, wie der Brand von Moskau, zu malen, muß man die optischen Gesetze von Licht und Schatten, ferner die chromatischen Wirkungen wohl kennen, die die wenigen Farbpigmenten, die hier anwendbar sind, eines auf das andere haben. Schon Hr. Prof. Simon Kloß hat bey frühern Festesbeleuchtungen, hier zum erstenmal, die allgemeiner gekannten Allegorien als Reliefs einfärbig transparent vorgetragen, was dem guten Geschmack und der Würde der Darstellungen wegen des Ernstes und der Erhabenheit der Ideen weit angemessener ist, als das bunte Farben-Gemenchsel. Nur bey Gegenständen von der Art, die nach ihrer Natur Leben und Farbe enthalten müßen, ist die Anwendung der Farben zweckmäßig; doch gehört dazu eine Kenntniß in der Farbentheorie, wie wir sie von Hrn. Jos. Kloß angewendet bewundern, um den hohen Grad von Täuschung, den sein Gemälde auf uns machte, zu bewirken.

Das Gemälde füllte seiner Größe nach den ganzen Hintergrund des Theaters nach allen Dimensionen aus, und erschien durch den Zauber der Malerey und der Beleuchtung in einer so täuschenden Perspective, daß man einen weiten, tiefen Raum davon besetzt zu sehen glaubte. Vorzüglich schön präsentirte sich der Kremlin, der so recht im rothen Wiederschein des unermeßlichen Brandes sich zeigte. Die Beleuchtung des Flußes war ausnehmend schön und der Natur getreu entsprechend. Eben so herrlich nahmen sich die Abstufungen der Brandfarbe aus, die von dem glühenden Schmelz des eigentlichen Feuers sehr schön in die von demselben erst hell, dann immer dunkler und dunkler gefärbten Rauchwolken überging, wovon der ganze Himmel überzogen war. Man glaubte in eine unendliche Ferne zu blicken, und der Schein des Brandes schien sich vom Gemälde heraus auf die Zuschauer zu werfen und den ganzen Umkreis des Schauspielhauses zu beleuchten.

So wie die Bewohner der Gebirge in wilden sturmbewegten Zeiten einem ganzen Lande das Zeichen von einer gewonnenen Schlacht oder sonst einer großen, das Volk beglückenden Begebenheit dadurch geben, daß sie Feuer anzünden auf den Bergen, und wo die Gipfel nicht hoch genug empor zu steigen ver-

mögen, um ihre Flammenschrift der weiten Ferne lesen zu lassen, der Himmel in einem hellen Wiederschein gleichsam den Abdruck derselben darbietet, so schien Moskau der ganzen Welt eine Fackel aufgesteckt zu haben, die, wie ein Leuchtthurm in unendlicher See, einem ganzen Welttheil den Anfang einer neuen und bessern Ordnung der Dinge verkündigen und allen Völkern das Zeichen geben sollte, welches das Ziel sey, wonach die Zeit jezt streben müsse, um den alten Kreislauf zu enden und einen neuen, den der Wiederbefreyung vom Joche der Knechtschaft, zu beginnen. Wie eine flammende Morgenröthe loderte die Sonne der Freyheit an dem Himmel, der sich hoch und weit über Moskaus Zinnen gewölbt, und aus den Flammen dieses Brandes band die Nemesis jene Zornruthe zusammen, womit sie den Eroberer gezüchtigt, der ihr in der Wuth der Verzweiflung eine der Fackeln entriß und den ehrwürdigen Kremlin damit in die Luft sprengte, um sich an dem Werke der gerechten Vergeltung durch eine tyrannische Rache zu vergreifen. Die alten Felsen-Mauern und Thürme rissen wie durch ein Machtgebot der Hölle entzwey, aber die Nemesis verwandelte die Art ihrer Strafe, und den der Brand einer ganzen Stadt nicht abhalten konnte, neue Frevelthaten zu begehen, dem sollte nun ein ganzes Land voll eisiger Luft und der Anblick eines durch den tödtenden Frost in lauter Leichen verwandelten Heeres die Lehre mit auf die Heimkehr geben, daß ein Gott ist und eine gerechte Vergeltung!

Schon zu den Zeiten der Römer hatte uns Numantia gezeigt, was Heldenmuth und Patriotismus vermögen. Denn als diese spanische Stadt, welche nach Aussage eines römischen Geschichtschreibers keine andern Mauern als die tapfern Leiber ihrer Vertheidiger hatte, sich endlich dahin gebracht sah, der größten Uebermacht weichen zu müssen, trugen alle Einwohner, ohne Ausnahme des Alters und des Geschlechtes, ihr Köstlichstes und Liebstes auf einem Platz zusammen, und thürmten davon einen Scheiterhaufen empor, in den sie sich, nachdem sie ihn von allen Seiten in Brand gesteckt hatten, auf die heldenmüthigste Art stürzten. Cervantes hat diese erhabene That durch ein unsterbliches Drama verherrlicht. Der edle spanische Geist, lange Zeit niedergehalten durch die Despotie der Philippe und durch die Inquisition, hat seinen alten Heldenruhm in einem fünfjährigen Nationalkriege auf die glänzendste Weise erprobt; was Saragossa in unsern Tagen gethan, steht an Erhabenheit der Heldenthat der Numantier nicht nach, und ein zweyter Cervantes wird darin einen eben so begeisternden Stoff zu einer gleich herrlichen Darstellung finden. Dieses hat ein Volk unter dem warmen Himmel eines von der Natur vielfach gesegneten Landes gethan. Aber auch da, wo keine heisse Sonne, keine freygebige, üppige Natur die geistige Kraft des Menschen erhöht und seine Leidenschaft rascher und feuriger macht, brachte ein hoher religiöser Sinn, eine brennende Vaterlandsliebe und eine beyspiellose Uneigennützigkeit einen Entschluß zur Reife, dessen Ausführung alles übertrifft, was der Heldenmuth und Patriotismus in alten und neuen Zeiten je Großes und Unsterbliches wirkten. Der Brand von Moskau ist der Fels, woran Napoleons Fortuna gescheitert; seit jener Catastrophe trieb sein leckes Schiff ohne Mastbaum auf der stürmischen See voll blutiger Schlachtfelder umher, und seine Irrfahrt vom Kremlin bis zu den Tuillerien, und von Dresden bis Portoferrajo schreibt sich von dem Tage her, wo Rostopschin das große Loosungswort zum heiligen Brande von Moskau gegeben.

Berichtigung.

In dem Prologe, der an der Theaterkasse an den Abenden, wo der Brand von Moskau vorgestellt wird, gedruckt zu haben ist, muß es auf der lezten Seite Vers 9. neu verjüngter, statt neuvergnügter Herrlichkeit heißen.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 18. Juni.

Festgesang
auf
den feyerlichen Einzug der hohen Verbündeten in Paris.

Am 17ten April, bey Gelegenheit der Feyer des Tedeum.

Triumph! der Wüthrich ist geschlagen!
Das Bundesheer ist in Paris!
Zerschmettert liegt der Siegeswagen,
Auf dem er stolz der Welt sich wies.

Zerschmettert liegen seine Heere,
Die stolz auf seine Macht vertraut;
Zertrümmert liegen die Altäre,
Die ihm die Schmeicheley erbaut!

Und wessen Arm ist es gelungen,
Daß er zerbrach das Sklavenjoch?
Wer hat Lutetien *) errungen?
Hoch, Alexander, dreymal hoch!

Dir hat es Gott in's Herz gegeben,
Die Welt vom Joche zu befrey'n:
Fest war dein Schluß, kühn war dein Streben;
Nun ziehest du als Sieger ein!

Mit dir der Herrscher tapfrer Brennen,
Und Schwarzenberg, der Helden-Fürst,
Und — — doch wer mag sie alle nennen,
Von welchen du umschimmert wirst?

Seht ihr den Zug der Heldenheere?
Hört ihr das jubelnde Geschrey?
Es wogt und tost gleich einem Meere;
Was nur sich reget, strömt herbey.

Wie strecket sich des Zuges Länge!
Wie funkeln Schmuck und Waffenpracht!
Wie rauschen ihres Spieles Klänge!
Wie schüttert dieser Klänge Macht!

Ein tausendstimmiges Geschmetter
Des Volkes schallet himmelan:
„Hoch, Alexander, unser Retter!
Zu Boden der Tyrann, Tyrann!"

„Hoch lebe Franz, der edle Sieger!
Der edle Sieger, Wilhelm, hoch!
Und jeder tapfre Bundeskrieger!
Sie alle brachen unser Joch."

„Es leben alle Bourboniden!
Es lebe Ludwig Stanislaus!
Gott schenk' uns bald den süßen Frieden!
Und segne Reich und Königshaus!"

Und wieder schallet das Geschmetter,
Und wieder steigt es himmelan:
„Es leb', es lebe unser Retter!
So fall', es falle der Tyrann!"

*) Paris.

Und Alexander lebt und schaltet!
Und der Tyrann — er fiel, er fiel!
Und der im Himmel lebt und waltet,
Führt bald uns zum erwünschten Ziel.

Bald lächelt uns der holde Friede;
Und Frankreichs alten Herrscherthron
Besteigt ein milder Bourbonide,
Ziert wieder eines Ludwigs Sohn.

O Gott, dem Lob und Dank erschalle,
Gib uns den süßen Frieden bald!
Sieh, darum flehen Dir heut Alle,
Aus deren Mund dein Lob erschallt,

Triumph! — Es leben unsre Heere!
Es lebe unser Fürstenbund!
Den Siegern Preis und Dank und Ehre!
Und Preis und Dank von Mund zu Mund!

Auch Baierns Karl und Wrede leben!
Sie fochten in der heißen Schlacht,
Die diesen Festtag uns gegeben,
Die diese Freuden uns gebracht!

Auch ihnen scholl der Schrey der Freude,
Der Dank der Rettung himmelan;
Noch einmal hoch, Ihr Helden Beyde! —
Hoch, Vater Maximilian!

Und Ludwig, der schon lange brannte,
Zu brechen des Tyrannen Joch;
Der laut sich seinen Feind bekannte,
Ha, Baierns Ludwig lebe hoch!

Und Preis und Dank, Euch Tapfern allen,
Die, auf der wahren Ehre Feld,
Für Gott und Vaterland gefallen!
Wohl Euch in einer bessern Welt.

Professor Hölzl, in Passau.

Die Insel Elba.

I. (Fortsetzung.)

Getrocknete Gartenfrüchte, ein aus Schafmilch bereiteter Käse, der den Geruch und Geschmack schlechten Fettes hat, guter Speck, der sich jedoch nicht aufbewahren läßt, gesalznes und geräuchertes Fleisch, grobes Brod, Fische, marinirter Thänfisch, etwas Vegetabilien — darin besteht die Nahrung der Elbaner. Sie consumiren viel gesalzne Käse von Sardinien. Auch genießen sie viel Kastanien, die zu Ende Oktober eingesammelt werden. Wenn diese Frucht durchs Feuer gedörret worden, wird sie ihrer doppelten Hülle beraubt und in der Mühle zu Mehl gemahlen, welches von süßem Geschmack und gelblichgrauer Farbe ist, die sich jedoch nach der Qualität der Kastanien mehr dem Weiß nähert. Dieses Mehl verhärtet sich zur festen Masse. Um es aufzubewahren, muß man es an einen trocknen Ort bringen, stark pressen und zwey oder drey Finger hoch mit Asche oder Sand bedecken. Die Elbaner machen Pollenta und Pasteten daraus, die weit ergiebiger sind, als die von Mais.

Sie nähren sich auf eine höchst ökonomische Weise. Nur an Festtagen kömmt frisches Fleisch und ein weißer Wein, den eine sorgfältigere Behandlung vortrefflich machen würde, auf ihre Tafel. Die anderen Tage essen sie Morgens Pollenta, gegen Mittag Brod und Erbsen oder ein anders in Wasser abgekochtes und mit Oehl angemachtes Gemüße; Abends Suppe und zuweilen gesalzne oder marinirte Fische.

Ihre Häuser sind niedrig. Das Innere wird sehr reinlich gehalten; die Möbeln sind einfach aber dauerhaft.

Alles Küchengeräthe ist von Thon, welchen sie aus Neapel und Toskana beziehen. Die Betten sind ihrer Größe wegen merkwürdig; es schlafen 3, 4, oft sogar 6 Personen darinnen. Oft reicht ein einziges Bett für eine ganze Familie hin. Der Gebrauch dieser, in Italien sehr gewöhnlichen Betten, schreibt sich aus den glänzenden Zeiten des Ritterthums her. In Frankreich und Teutschland sah man im 17ten Jahrhundert noch dergleichen.

Die Bewohner der Städte sind dagegen ungewöhnlich lecker in ihrer Nahrung sowohl als in ihren Gewohnheiten. Sie nähren sich mit kostbarem Brod, und beziehen ihr Fleisch, ihre Fische, Gemüße und Früchte meistens von dem festen Lande.

Die Vergnügungen und Festlichkeiten haben auf der Insel Elba jenen glänzenden Charakter der Lustigkeit nicht, der sonst Volksfesten eigen ist. Der Tanz ist die Lieblingsunterhaltung der jungen Leute; aber er ermangelt jenes Ausdruckes der Empfindung, jener abwechselnden Bewegungen, die den Wanderer durch Roms und Neapels, Tarents und Calabriens Gefilde bezaubern. Um die Zeit der Aernte hört man nicht den Frohsinn der Schnitter in Lieder der Freude ausbrechen. Die Sommerhitze erdrückt am Tage den leichten Sinn und Abends hört man nicht, wie in den Ebenen Toskana's, die Violine oder Guitarre das Ende des Tagwerks und die Zufriedenheit der Herzen verkünden. Die lauten Tafelfreuden dringen nicht bis in die Nachbarschaft. Die Weinlese ist dagegen das Karneval der Winzer. Die Freude ist lärmend. Während die Trauben gepflückt werden, wiederholt das Echo den Ton der Instrumente.

Die Festlichkeiten sind gering an Anzahl und ermangeln der Abwechslung.

Für die jungen Leute ist es, wie bey den Griechen und Lipareten eine Schande, nicht schwimmen und keine Barke führen zu können. Auch setzen sie vielen Werth auf die Geschicklichkeit, beym Scheiben-Schießen das Ziel zu treffen.

Das schöne Geschlecht ist zu sehr mit den Sorgen des Hauswesens und der Viehzucht überhäuft, als daß es nicht noch einförmigere Vergnügungen haben sollte.

Die Landessprache ist ein aus dem Toskanischen Dialecte herstammendes Patois: es hört sich leicht und ist nicht unangenehm. Die größte Ergötzung gewährt dem Volke das Improvisiren oder Recitiren von Versen über aufgegebene Gegenstände in den Schenken an Sonn- und Festtagen. Wie in Neapel, Florenz und Rom findet man in diesen Liedern ganze Stellen aus Tasso, Ariost oder Metastasio, die der Improvisatore seinem Gegenstand geschickt anzupassen weiß.

Die Kolonien, welche die Insel Elba nach den verwüstenden Einfällen Barbarosas und Dragotts bevölkerten, kamen von Neapel und Toskana. Daher ist es keine Seltenheit in gewissen Familien die Gebräuche der Mutterstadt wieder zu treffen, in Mitte der Sanftheit, Freymüthigkeit und herzlichen Leutseligkeit, die erkünstelte Höflichkeit und das Ernste des Toskaners, die Ungeschliffenheit und Grobheit des Neapolitaners, und die Laster alle zu finden, die im Egoismus ihren Ursprung haben; sey es der Egoismus der Liebe oder der Ehrsucht, — ein Kind des Glücks oder der Thorheit.

Die bey den Genuesern und Römern herrschende Gewohnheit, Stilete bey sich zu tragen, und sich derselben bey den geringfügigsten Händeln zu bedienen, wird auf der Insel Elba nicht bemerkt. Der Diebstahl ist selten, der Todschlag noch seltner. Die Zahl der Armen ist unbeträchtlich. Eine eigene Neigung der Elbaner zur Wohlthätigkeit bestimmt sie, ohne Unterlaß die Zahl der Bettler zu mindern.

II.

Acker- und Feldbau, Obst-, Baum- und Vieh-Zucht rc. rc.

Im Allgemeinen wird die Cultivirung der Gründe auf der Insel Elba sehr vernachläßigt. Zwar ist die Tiefe der vegetalen Erde unbeträchtlich, doch kann man mit geringer Mühe sie fruchtbar machen. Der Kornbau reicht kaum hin, die Bedürfnisse eines Vierteljahres zu befriedigen. Auch wird das Land nicht mit Pflug und Egge, sondern mit der Hacke und der schweren Schaufel bearbeitet. Das Getreide wird um die Mitte Juni mit der Sichel der Erde so nah als möglich abgeschnitten, auch ärntet man auf Elba noch Mais, Erbsen, Bohnen und andere Gemüße. Es gibt wenig Flachs und keinen Hanf. Der Zwirn, welchen man dort hat, wird aus den Blättern der zahlreichen Aloebäume gezogen, mit welchen die Felder von Longone bedeckt sind. Der Gartenbau wird ebenfalls von den Einwohnern vernachläßigt. Die Weiden sind selten, aber von herrlicher

Art. Künstliche Wiesen würden hier allenthalben glücken.

Es wachsen auf der Insel Elba alle europäischen Fruchtbäume mit Ausnahme des Apfelbaumes in großer Anzahl. Sie werden im Allgemeinen nicht kultivirt, daher denn auch ihre Gattung nicht zu den Besten gehört; die Birnen, Kirschen und Pflaumen gelangen dort zur vollkommnen Reife: ihr Saft ist fad und der Geschmack etwas wild. Die Apricose ist selten und schwer zu ziehen. Citronen, Granaten und Orangen gelingen wohl, nur verlieren sie hinsichtlich des Geschmacks. Feigen und Kastanien gibt es im Ueberfluß. Die Oehl- und Maulbeerbäume gerathen in einem großen Theil der Insel herrlich.

Der Weinstock ist schön und nur in zu großem Ueberfluß vorhanden, da der Boden, welcher zu seinem Anbau verwendet wird, eigentlich besser dem Getreidebau anstünde. Die Traube ist von vortrefflicher Art. Der rothe Wein ist selten, aber ausserlesen gut, der weiße hingegen wird als gemeines Getränk gezogen. Der Wein wird gebaut, wie in Europa, der Gebrauch der Kelter ist aber wie in Italien, wo der Wein noch gemacht wird, wie vor 2000 Jahren, unbekannt.

Bauholz mangelt den Elbanern beynahe gänzlich, Brennholz ist noch seltner. Die Insel hat nur geringfügige Gefälle. Die teutsche Eiche geräth dort nicht. Durch diesen Holzmangel sind auch die Eisenhämmer eingegangen, deren schon Diodorus erwähnt, und man sieht sich genöthigt, das rohe Eisen auf Korsika, an den genuesischen Küsten und im Toskanischen verarbeiten zu lassen.

So verursacht auch der Mangel an Weideplätzen den Mangel an Vieh. Die Insel Elba hat nur Esel, einige Maulthiere, elende Pferde, und wenige kleine Ochsen und Kühe. Die Mais- und Schilfblätter geben ihnen in der trocknen Jahrszeit reichliche Nahrung. Die Zahl der Schafe, Ziegen und Schweine ist beträchtlicher, aber die Art ist nicht besser. Die Bienenzucht wird ungeachtet der vortrefflichen Lage des Landes nicht getrieben. Auch sieht man daselbst keine Seidenwürmer, obgleich diese köstlichen Insecten hier vollkommen wohl fortkommen, und eine Quelle des Reichthums für die Einwohner werden könnten.

Dagegen findet der Jäger hier Wildpret aller Art; auch zeigen sich öfters Zugvögel, und man trifft noch hie und da wilde Katzen an. Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts befand sich auf der Insel Elba eine so große Menge Kaninchen, daß der Landmann durch ihre Verheerungen alle Jahre sich seiner Aernte beraubt sah. Man warf an die Orte, die sie am meisten belästigten, eine Menge trächtiger Katzen hin, welche die Kaninchen bis in ihre Höhlen aufsuchten, und ihre Zahl in kurzer Zeit verringerten. Durch dies Mittel vertilgten auch, nach Spalanzani, die Bewohner der kleinen Insel Bazilużo, die Kaninchen; und die Katzen, diese schädlichen Thiere, befreyten die Insel Procida von den noch schädlichern Ratten und Mäusen, deren Verheerungen so fürchterlich geworden, daß sogar Kinder in der Wiege davon verzehrt wurden.

Es gibt weder Wölfe noch Füchse auf Elba, und die Wildschweine sind seit einigen Jahren ebenfalls zu Grunde gegangen. Eine große Anzahl Reptilien bevölkert das Land. Man findet daselbst den kleinen Scorpion, die Blindschleiche, Eidechsen, die giftige Viper, und nach warmem Sommerregen eine so große Anzahl kleiner Kröten, daß man keinen Schritt thun kann, ohne eine zu zertreten. Auch finden sich auf Elba alle in Italien einheimischen Insecten, Mücken und Stechfliegen. Besonders auffallend ist eine Spinne, die auf ihrem runden Leibe von glänzendem Schwarz, drey gleichmäßige Streifen blutrother Tupfen hat. Sie spinnt ihr Netz auf dem Boden hin, und wirft sich mit unglaublicher Geschwindigkeit auf ihre Beute. Vorzüglich ist der Scorpion ihr ein köstlicher Schmaus. Ihr Biß ist sehr gefährlich, oft sogar für Menschen tödtlich. Mit vermehrter Hitze nimmt auch die Subtilität ihres Giftes zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 22. Juni.

Die Insel Elba.
(Fortsetzung.)

III.
(Industrie, Handel, Krankheiten, Spitäler, Gefängniße)

Die Industrie, diese mächtige Triebfeder der Hülfsquellen, welche die Natur unablässig dem Menschen darbietet, dieses ewige Prinzip der Thätigkeit, des Fleißes und der Geduld scheint hier auf die ersten Grundsätze der Landwirthschaft zurückgeführt. Die Schlafheit ist ein Gift, welches in Gemeinschaft mit dem Sittenverderbniß, deren Beweis sie ist, die Staaten herabwürdigt und die verständigsten Einrichtungen zerrüttet. Die Wirkung dieser Entnervung wird auf der Insel Elba sehr sichtbar.

Der Handel besteht in der Einfuhr von Getreide, Käse, Vieh und andern nothwendigen Lebensbedürfnissen; in der Ausfuhr des Thunfisches, des Landweins, des Salzes, der Desertweine, des sehr gesuchten Essigs, des Granits und hauptsächlich des Minerals.

Im ganzen Lande gibt es weder Fabriken noch Manufacturen. Die Insel Elba zollt in dieser Hinsicht den Meerküsten von Frankreich und Italien Tribut.

Die Salzquellen, deren es im Golf und in der Gegend von Porto-Ferrajo und Longone viele gibt, werden immer der Gesundheit der Einwohner und der Reinheit der Luft nachtheiliger seyn, als sie Vortheile zu bringen im Stande sind, so lange sie so schlecht benutzt werden. Die Salzmagazine sind schön und bequem, vorzüglich jene, welche der Großherzog Leopold auf der Spitze von Capo Bianco erbauen ließ.

Sonst fischte man an den Küsten der Insel Muscheln, worunter Einige Perlen enthielten. Diese Fischerey hat, wie die an den persischen Küsten, in Süd-Amerika und Schweden durch die habsüchtige Kurzsichtigkeit der Einwohner, welche die Bänke erschöpften, und durch das Ankern der Schaluppen am Ufer, ein Ende genommen.

Der Fang des Thunfisches ist sehr beträchtlich; er hat jährlich zweymal statt; das erstemal beginnt er mit dem 15. April, und endigt mit Anfang July. Das zweytemal findet er im September und October statt. Er wird zu Porto-Ferrajo und Marciano vorgenommen. Dieser Fischfang ist ein wahres wiewohl barbarisches Volksfest.

Der unaufhörliche Gebrauch gepöckelten Fleisches, schwarzen Brodes und schlechten Weines, verursacht viele Krankheiten. Den Schnürbrüsten, deren sich die Weiber und Kinder bedienen, sind eine Menge Brustkrankheiten zuzuschreiben, denen vorzüglich die schwangern Frauen unterworfen sind. Die feuchten Nächte, die starken und kalten Thaue, der schnelle Wechsel der Winde und anderer Meteore, und hauptsächlich die warmen und feuchten Südwinde sind ebenfalls Schuld an vielen Krankheiten. Dieselben werden durch die Gewohnheit der Eingebornen, Opium und schweißtreibende Mittel bey allen Unpäßlichkei-

ten ohne Unterschied anzuwenden, oft langwierig, gefährlich oder gar tödtlich gemacht.

Es befinden sich zwey Spitäler auf der Insel; eines zu Longone, welches schön ist, und eine gesunde Lage hat; dagegen das andere zu Porto-Ferrajo in fünf engen Sälen 250 Betten enthält, die obgleich klein, für zwey Personen eingerichtet sind, und auf diese Weise die Leiden der Menschheit anstatt sie zu vermindern, nur vermehren können.

Die Gefängnisse sind klein, und allgemein gesund, mit Ausnahme dessen, welches sich an der Spitze von La Linguella befindet.

IV.

Historischer Ueberblick.

Drey Jahrhunderte nach Ilions berühmtem Falle vereinten sich in Italien nach dem Beyspiele des Bundes der Amphyctionen mehrere Völkerschaften; die Etrusker, Sabiner, Lateiner, Samniten und Brutier; keine ging auf Eroberungen aus. Die Bewohner des friedlichen Saturniens genossen in Ruhe eines langen Wohlstandes, der ihnen Freyheit und Ueberfluß sicherte.

Die Etrusker, auch Tyrrhenier und Pelasger genannt, waren die ältesten Besitzer der Insel Elba. Sie ging hierauf einige Zeitlang auf die Phocäer über, welche Marseille erbauten. Nach deren Niederlage blieb sie unter dem besondern Schutze der Lucumonen von Populonia. Unter ihrer Regierung gaben sie dem frommen Aeneas die Hülfe an Streitern gegen den tapfern Fürsten der Rutuler.

Die Insel Elba sollte bald andern Herren zufallen. Das stolze Karthago bemächtigte sich der Herrschaft über das mittelländische Meer und folglich auch über die Insel Elba. Es scheint, daß sie an den Kriegen gegen Syrakusa Antheil genommen; denn kurze Zeit nach der Niederlage der karthaginensischen Seemacht wurde Phoeius auf die Insel Elba gesandt, um die Blutscenen dort zu wiederholen, welche aus Trinacrien ein weites Grab gemacht. Dieser, durch Geld heimlich bestochene General zog sich jedoch ohne Schaden zu verüben, zurück; wie aber der Verrath entdeckt wurde, stürzte Apelles an der Spitze von sechszig Dreyrudern erst auf Corsika, dann auf Elba, verheerte rings Alles mit Feuer und Schwert, machte eine große Anzahl Gefangene, und erbeutete alle daselbst vorhandenen Reichthümer.

Etrurien bevölkerte die verwüstete Insel zum zweytenmal, als die Römer begannen, Italien im blutigsten Kampfe um die Obergewalt mit Helden zu überziehen. In dieser furchtbaren Bewegung brachte es drey Jahrhunderte zu, bis endlich die Samniten und Etrusker überwunden, und das ganze Land unter das Joch des römischen Adlers sich beugte. Mit der Freyheit der verbündeten Nationen verschwanden der Territorialreichthum, die Bevölkerung und der Wohlstand; die Künste und Wissenschaften wurden verbannt.

Wie in neuern Zeiten Frankreich, so strebten die Römer mitten in ihren Eroberungen nach einer Universalmonarchie. Als sie Herren Italiens waren, bemächtigten sie sich Siciliens und trugen dann ihre Herrschaft bis unter dem fernsten Himmelsstriche Afrika's und Asiens. Karthago fiel, und nach ihm erröthete kein Volk mehr, der Preis des Siegers zu werden.

Die Insel Elba gewann unter der römischen Herrschaft ihren ehemaligen Wohlstand wieder. Sie lieferte zur Zeit des zweyten punischen Krieges ihr Contingent an Menschen und alles, zu Ausrüstung einer Flotte nöthige, Eisen.

Roms Glück untergrub seine Tugend. Die Abkömmlinge des Cincinnatus, Kamillus und der Scipionen befleckten das Forum mit dem Blute des Bürgerkrieges. Marius und Sylla überschwemmten Italien mit einer Sündfluth von Drangsalen.

Die Anhänger des Besiegers der Cimbern und Teutonen sahen sich genöthigt aus Rom zu fliehen, und in den benachbarten Provinzen Schutz vor Sylla's Verfolgungen zu suchen, ohne ihn zu finden; denn er ließ alle Städte, die ihnen Zuflucht gestattet, belagern und der Plünderung Preis geben. Diesem Umstand verdankt auch Populonia seine Zerstörung. Deßhalb wurde auch die Insel Elba ein Schauplatz des Gemetzels und der Zerstörung. Von des Augustus gepriesenem Jahrhundert an bis zu

Anfang des neunten Säculums, war diese Insel nur mehr ein Ort der Verbannung und des Elends.

Inzwischen wurde durch die Herrschaft der Gothen, den mörderischen Krieg der Griechen, die Ankunft der tapfern Scandinavier, die während zwey Jahrhunderten Italien von den Alpen bis nach Rom ruhmvoll beherrschten, die Wiedergeburt des alten Ausoniens vorbereitet.

Schon sind Rom, Neapel, Amalfi, Gaëta, Venedig frey; nur das Exarchat und die Pentapolis sind Luitpranden noch unterworfen; die Päpste rufen Karl den Großen nach Italien. Dieser Fürst kömmt, besiegt die Lombarden, nimmt den Titel eines Patriciers (Patrice) an, und stellt das abendländische Reich, welches damals aus ganz Teutschland, Frankreich und Italien bestand, wieder her.

Auf die glänzende Regierung dieses Monarchen, welcher das Genie des Gesetzgebers mit den Talenten des Feldherrn vereinigte, folgten das 8te und 9te Jahrhundert, die zerstörendsten in der Weltgeschichte, die mörderischen Kriege der Karlovinger, der Einfall der Normanen und Sarazenen. Die Unordnung wurde allgemein, Falschheit und Ruchlosigkeit verlängerten die Barbarey, die Fluren glichen nur mehr einer weiten Wüste. In dieser schrecklichen Zeit ward die Insel Elba einer militairischen Colonie afrikanischer Mauren zur Beute, die sich Siziliens, eines Theils von Großgriechenland und aller Inseln im mittelländischen Meere bemächtigt hatten.

Nach der Entsagung Karls des Dicken folgten 63 Jahre der schrecklichsten Anarchie. Die Edelleute, welche sich damals der 30 großen Lehen oder Herzogthümer der Lombardey bemächtigt hatten, stritten unter sich um Italiens Herrschaft. Sie schwächten sich einer durch den andern, und der blutige Krieg, den sie begonnen, war das Signal der Auflösung aller gesellschaftlichen Bande. Damals drang der Sohn aus Teutschlands Wäldern, Otto der Große, über die Alpen, und ließ sich zu Pavia zum König der Lombarden, und zu Rom zum Kaiser des Abendlands krönen.

Diese Begebenheit gab den Italienern ihre Energie wieder, sie flößte ihnen das Bedürfniß des Ruhmes und der Unabhängigkeit ein. Pisa und Genua gaben das Loosungswort der Freyheit; sie nahmen eine Consular-Regierung an, und bald entwickelten sich die Keime einer Macht, welche die der Venetianer und Amalfier gleichkam.

Der Pabst Johann der XVIII. lud die katholischen Mächte ein, das Mittelmeer der Herrschaft der Mauren zu entziehen, und setzte Sardinien zum Preis des Sieges aus. Kaum ward diese Bulle bekannt, so rüstete sich schon die Republik Pisa gegen die Sarazenen. Sie verjagte die Ungläubigen von den Inseln Elba, Korsika, Sardinien, und schlug sie bis Spanien und Afrika zurück. (1004 u. 5.)

Dieser Sieg erweiterte die Handels- und politischen Verbindungen der Stadt Pisa. Stolz über die Bewunderung, die man den Pisanern zollte, bewaffneten sie ruhmgierig eine neue Flotte, mit der sie nach den Meeren von Großgriechenland steuerten, und ihre Stadt beynahe ganz ohne Vertheidigung ließen.

Muset, König der Mauern, der so eben sich Sardiniens wieder bemächtigt hatte, benutzt die Unvorsichtigkeit seiner Feinde, dringt nächtlicher Weile in die Mündung des Arno, verwüstet Pisa, und zieht sich beladen mit seinem köstlichen Raube zurück.

Indessen trug die Flotte an den kalabresischen Küsten große Vortheile über die Sarazenen davon. Sie wurden unter Rhegglos Mauern gänzlich geschlagen, und gezwungen, die wüsten Gegenden flüchtig aufzusuchen, wo einst Uttika und Karthago geblüht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreiben aus Wien vom 21. Juni.

Sonnabends den 18. beehrte Se. Maj. der Kaiser und König in Begleitung Ihrer Majestät der Kaiserin und der kaiserl. königl. Familie, unter Aufwartung des kaiserl. königl. höheren Hofstaates das Hoftheater am Kärnthnerthor mit Ihrer Gegenwart, um einer zur Feyer Ihrer Ankunft verfaßten allegorisch-dramatischen Vorstellung, die Weihe der Zukunft genannt, beyzuwohnen. Als JJ. MM. in Ihre Loge traten, wurden Sie mit Trompeten- und

Packenschall, der aber vor dem lauten und innigen Lebehoch der gegenwärtigen Zuschauer kaum zu vernehmen war, empfangen. Der Saal war sehr voll, und der Anblick dieser auserlesenen festlich geschmückten Versammlung, so wie die reiche Beleuchtung des Hauses wahrhaft zauberisch. Als der Schall der Paucken und Trompeten und der Jubel ruhte, ward der Vorhang aufgezogen; man sah ein gegen den Hintergrund aufsteigendes Orchester auf der Bühne, das mit 184 Personen besetzt war, die alle gleich hochrothe, reich mit Silber besetzte Uniform trugen, und den beliebtesten Chor aus Händels Timotheus mit einem neuunterlegten Texte vortrugen. Sehr überraschend war es, wie nach Beendigung dieses Chores statt des ersten Vorhanges ein andrer, welcher unsere Kaiserstadt, vom Glanze der aufsteigenden Morgensonne beschienen, darstellte, herabgelassen wurde. Nach einem, für die bedeutende Mühe das eben gesehene Orchester wegzuschaffen, äußerst kurzen Zwischenraume, der durch meisterhafte Solos ausgefüllt wurde, folgte das Stück selbst, das in Rücksicht des Textes vom Hrn. Hoftheater-Sekretär Sonnleithner herrührt, und wozu der Hr. Opern-Director Weigl die Musik komponirt hat.

Es beginnt mit einer Begrüßung der Irene, die an der Hand ihrer Mutter Victoria sich dem reichen Ufer des alten Isters genaht hat. Muth, Ruhm, Freundschaft und Treue bitten sie, Segen, Freude und Lust spendend hier zu wohnen. Irene willigt auch ein, aber „ihre Gunst soll Lohn, nur wer des Glückes würdig ist, soll glücklich seyn." Geschichte und Wahrheit sprechen für Austria, die auf Irene's Auffoderung endlich erzählt, was sie und ihre Schwester-Provinzen in diesen verhängnißschweren Zeiten, im treuen Bunde mit Rußland, Preußen, England rc. gethan, bis endlich „die Blüthe des Oehlzweig hervorbrach und der Sterblichen Wünsche Irenen auf Rosengefieder hernieder trugen." Aber Irenen genügt der Glanz der Waffenthaten nicht, sie frägt auch nach Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst, Ackerbau, Handel, die sogleich von Grazien, Horen und Scherzen umtanzt, sich ihr nahen, worauf Irene erklärt, daß sie bey Austria wohnen, und ihr Glück befördern will, ja sie stellt ihr frey zu wählen, was sie als das höchste Glück wünscht. Austria bittet den zu beglücken, von dessen Glück das ihrige unzertrennlich ist, und die Gerechtigkeit spricht den geliebten Namen Franz aus. Hierauf befiehlt Irene der Austria, ihre Söhne und Töchter um sich her zu versammeln, damit sie dieselben zum Glück der Zukunft weihe. Man sieht nun die Völker, welche Oesterreichs Scepter unterworfen sind, durch fünfzig, in verschiedene Nationaltrachten gekleidete, Paare repräsentirt, vor der Irene, Victoria und Gerechtigkeit, welche zur Linken des Zuschauers eine erhabene Stelle eingenommen haben, vorüberziehen und sich in einen Halbkreis aufstellen. Irene weiht Austria's geliebte Kinder zum ungetrübten Glück der Zukunft, und der allen Herzen wohlbekannte Gesang: Gott erhalte Franz den Kaiser rc. machte den Beschluß. — Die vorzüglichsten Mitglieder der Hoftheaters und des Theaters an der Wien nahmen Theil an der Aufführung, und boten alle ihre Kräfte zum Gelingen des Ganzen auf.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Versammlung die leisesten Anspielungen im Stücke benutzte, um den vollen Herzen Luft zu machen, und die Gefühle an den Tag zu legen, welche der Anblick Sr. Maj. des Kaisers in der Mitte Seiner erlauchten Familie, Seine so lang entbehrte Nähe erregen mußte. Wer könnte den Jubel beschreiben, als an der oben bezeichneten Stelle die Gerechtigkeit den Namen aussprach, welcher das Losungswort für Oesterreichs Glück geworden ist! die Wonnetrunkenheit als beym Absingen des „Gott erhalte Franz den Kaiser rc. alle Anwesenden freudig mit einstimmten, und zwischen jeder Strophe dem weisesten und gerechtesten Fürsten ein lautes Lebe hoch gebracht wurde! daß Glück endlich, welches die Versammlung fühlte, als sie in dem gerührten Blicke ihres Monarchen den Wiederstrahl ihres tiefen, innigen Dankgefühls leuchten sah.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 25. Juni.

Die Insel Elba.

IV.

Historischer Ueberblick.

(Fortsetzung.)

Wie die Pisaner bey ihrer Rückkehr von der Landung der Korsaren und der bis in dem Schooß der Republik verübten Frevelthaten Kunde erhielten, entflammte sie eine allgemeine, enthusiastische Rachbegierde gegen die Verwüster des Vaterlandes. Die Pisaner steuerten mit vollen Segeln Sardinien zu, wo Musets Flotte gerade lag; der Seeräuber flieht, sie holen ihn ein, schlagen ihn — tragen den vollständigsten Sieg über ihn davon. Die Inseln werden gereinigt, und Muset gezwungen einen schmählichen Frieden einzugehen.

Dieser neue Sieg hielt indessen die Mauern nicht von fernern Unternehmungen ab. Die Wellen des Tyrrhenischen Meeres werden von dem kühnen König Majorka's, Nazaredech, durchschnitten, dessen Name bald Frankreichs und Italiens Küsten mit Schrecken füllt. Neue Gefahren bereiten neue Triumphe. Pisa ging noch einmal auf die Jagd des Piraten aus, und siegte noch einmal glorreicher als je, da es den Flüchtigen bis in seine Staaten verfolgte. Majorka wurde ein Jahr lang von ihm belagert, und die Sarazenen wichen endlich dem Muthe und der Ausdauer der Pisaner. Das Resultat dieser Expedition war die Hinwegnahme der balearischen Inseln, die Ermordung Nazaredechs, die Gefangennehmung seines Nachfolgers und eine unermeßliche Kriegs-Contribution.

Um dieselbe Zeit wurden die Inseln Elba, Korsika und andere von ihnen abhängige Eilande den Pisanern durch den Papst Gelasius II. als Eigenthum zugetheilt. Diese Besitzergreifung erregte den Neid der Genueser, die denn auch im Jahre 1119 Pisa den Krieg erklärten, und ihn 14 Jahre lang mit abwechselndem Erfolge fortrieben. Beym Friedensschluß blieben Elba und die kleinen Inseln Pisa, Korsika allein wurde beyden Staaten zugetheilt. Das Jahr 1133, in welchem dieser Friede geschlossen wurde, ist noch besonders durch die Entdeckung der Pandekten, den Untergang Amalfi's, und den Ursprung jenes langen Kampfes der italienischen Republiken gegen die gewaltthätigen Eingriffe des teutschen Kaisers in ihre Rechte und Freyheiten, berühmt.

Kaum hatte Friedrich von Schwaben den Thron der Cäsaren erstiegen, als er, die Unabhängigkeit Italiens als einen Zustand des Aufruhrs betrachtend, die Verpflichtung einging, das Ansehen des Papstes in Rom wieder herzustellen. Bald naht er sich an der Spitze einer zahlreichen Armee als Sieger. Er verwüstet das Mailändische, durchzieht Toskana ohne Widerstand zu finden, und macht sich Rom unterwürfig. Alle Städte suchen seinen Schutz, dessen hauptsächlich Genua sich in reichlichem Maaße zu erfreuen hatte. Er machte sich sogar anheischig die Zwistigkeiten zu schlichten, welche zwischen Genua und Pisa hinsichtlich der von beyden Republiken in Constantinopel errichteten Colonien obwalteten. Aber plötzlich schlug die lombardische Liga Friedrichs Trup-

pen zurück, und zwang ihn durch kräftigen Widerstand, durch den Konstanzer-Frieden die Freyheit der italienischen Republiken anzuerkennen und ihre Existenz sicher zu stellen.

Bald hernach erregten die unruhigen Köpfe der Patrizier einen Aufruhr, und gaben neuen Gefahren ihre Entstehung. Die Ehrsucht verzehrte sie; ihre Vergrößerungsplane brachten ihnen den Untergang. Das Volk empörte sich und Italien sah jenen wilden Kampf in seinem Schooße entstehen, der unter dem Panier der Guelfen und Gibelinnen mehrere Jahrhunderte hindurch fortwüthete.

Gegen das Jahr 1192 hatte sich Pisa unter den Schuz des Kaisers begeben, und wurde von diesem im Besitze der Inseln Elba, Korsika, Capraja und Pianosa bestätigt. Heinrich VI. erhub sie zu Lehen, um sie den Pisanern auf immer zu verleihen, die denn auch von da an die Sache der Gibelinnen nie mehr verließen.

Genua war lange Zeit von Bürgerkriegen zerrissen worden. Um die Ruhe wieder herzustellen, mußte es die Form seiner Regierung ändern, sein Wohl in die Hände eines fremden Potentaten legen, die Bürger von aller Verwaltung ausschließen, oder den Krieg zu seinen Nachbarn hinüberspielen. Dieses letzte Mittel war gefährlich, aber das einzige, welches den unruhigen Factionsgeist gänzlich zu ersticken vermochte. — Pisa wurde dazu auserwählt; und der Besiz von Elba, Korsika und den andern Inseln zum streitigen Punct. Die, ohnehin schon von Haß und Eifersucht gegen den blühenden Zustand dieser Republik erfüllten Genueser sezten dießmal zur völligen Zerrüttung ihres Handels alle Mittel ins Werk. Mit den Lukkesern vereint, schlugen sie die Flotte der Pisaner an den Felsen Meloria (August 1284.) Der wahnsinnigen Rachgier der Genueser genügte dieser glückliche Erfolg, der den Verfall von Pisa herbeyführen mußte, nicht; sie schworen seinen völligen Untergang. In kurzer Zeit standen die Florentiner mit ihnen im Bunde. Der Graf Ugolino della Gherardesca weigerte sich demselben beyzutreten, weßhalb ihn auch Dante in seinem göttlichen Gedicht verunsterblicht. Von 1285 bis 1290 erlitten die Pisaner nur Unglücksfälle, und endlich wurden sie noch von den verbannten Guelfen, welche die Genueser in ihr Interesse gezogen, gänzlich aufgerieben. Bey dieser Gelegenheit fiel die Insel Elba den Lukkesern anheim, welcher sie von den Genuesern gegen eine jährliche Abgabe von 8500 Goldgulden unter der Bedingung überlassen wurde, daß sie sich das Souverainitätsrecht vorbehielten.

Aber Guido di Montefeltro, dieser berühmte Feldherr der Pisaner, nahm die Insel Elba wieder hinweg, und sicherte ihren Besiz der Republik, indem er den Einwohnern Privilegien ertheilte und sie fortwährend in gutem Vertheidigungsstand hielt.

Während der ehrgeizige und unruhige Gian Galeazzo Visconti, Mailands Herzog, sich ganz Italien furchtbar machte und die Pest einen großen Theil Europas verheerte, regierte Messer Pietro Gambacorta den Staat von Pisa in der Eigenschaft eines Volksprotectors und Waffen-Oberhaupts. Den Jacopo Vanni d'Appiano hatte er zutrauensvoll mit der Würde eines Kanzlers des Raths der Alten bekleidet, und vertraute ihm selbst, als seinem Geheim-Schreiber alle Geschäfte an. Aber Appiano vergaß der Verpflichtungen, die er gegen seinen Herrn hatte. Er verrieth ihn an den Herzog von Mailand. Die Faction der Raspanti trieb lebhaft in ihn, die vertriebenen Gibelinnen zurückzurufen, die Faction Bergolina zu vernichten, Gambacorta zu tödten, und die Zügel des Staats, den man unter Viscontis unmittelbare Protection stellen würde, zu ergreifen. Nach reiflicher Ueberlegung des Planes empörte man das Volk, und im Augenblick als Gambacorta zu Pferde steigen wollte, um durch seine Gegenwart den Aufruhr zu stillen, tauchte der schändliche Appiano seine Hände in das Blut seines Freundes und Wohlthäters. In demselben Augenblick ließ er auch die 2 Söhne des Gambacorta umbringen, und übernahm selbst die Leitung der Republik am 21. October 1393. Er herrschte fünf Jahre lang und hinterließ seinem jüngsten Sohne Gherardo das Recht der Nachfolge.

Beym Tode des Usurpators foderten die Pisaner von seinem Sohne ihre Freyheit wieder. Mehrmals erneuerten sie ihre Foderung. Endlich bemerkte

Gherardo, daß sich die Zahl der Mißvergnügten täglich mehre, und da er fürchtete, sich flüchten oder elend umkommen zu müssen, verkaufte er Pisa an den Herzog von Mailand um 200,000 Goldgulden, vorbehaltlich der ihm als Erb-Eigenthum verbleibenden Piombino, Buriano, Scarlino, Sugherieto, Follonica, Vignale und ihre Ländereyen, so wie auch die Inseln Elba, Pianosa und Montechristo. Dieser Verkauf hatte am 19. Februar 1399 statt. Dieses Ereigniß war weit entfernt, von glücklichen Folgen für die Insel Elba zu seyn; sie sah sich durch dasselbe unter die Herrschaft der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit und der Aussaugungen aller Art versetzt, und die Pest verminderte ihre Bevölkerung auf eine höchst betrübte Weise. Ihr eingeschränkter Handel wurde endlich gänzlich vernichtet, ihr Acker-Bau vernachläßigt, habgierige Hände leiteten die Arbeiten an den Eisenminen, und die Granitgänge wurden im Stich gelassen. Die Zahl der Auswanderungen wurden durch alles dies sehr vermehrt.

Gherardo d'Appiano konnte sich ungeachtet seines Hochmuths, seiner Nichtswürdigkeit und Schwachheit nicht verbergen. Er hatte sich seit 1403 für mehrere Jahre unter den Schutz der florentinischen Republik begeben, sowohl für sich, als auch im Namen aller seiner männlichen Abkömmlinge. Die Republik setzte er auch zur Vormünderin seines Sohnes Jacopo II. ein, der den von seinem Vater geschlossenen Contract bey seinem Regierungsantritt erneuerte. Dieses Actenstück ist vom Jahre 1419. Indessen empörte er sich im Jahre 1431, erklärte in Vereinigung mit dem Herzog von Mailand, der gerade Lukka belagerte und den Florentinern die Forts Monteverdi und Canneto wegnahm, denselben den Krieg.

Die Florentiner nahmen, aufgebracht über diesen neuen Schritt des verrätherischen Hauses der Appiani, die 2 Forts wieder hinweg, belagerten Piombino, bemächtigten sich desselben und erhielten sich dessen Besitz acht Jahre lang. Im Jahre 1437 verwehrten sie der Seemacht des Königs von Neapel die Einfuhr in den Hafen, und verjagten ihn ebenfalls von den Inseln Elba, Pianosa und Montechristo. Drey Jahre später riefen sie Jacopo zurück, gaben ihm seine Staaten wieder, und nahmen ihn wieder gegen einen jährlichen Tribut in ihren Schutz, wobey sie sich eine unumschränkte Handlungsfreyheit in seinen Häfen vorbehielten.

Jacopo starb im Jahre 1450 ohne Kinder zu hinterlassen; seine Schwester Chatarina ergriff die Zügel der Regierung und ließ sich dem Bunde mit Florenz für 10 Jahre einverleiben. Diese Uebereinkunft wurde jedesmal von ihren Nachfolgern mit religiöser Feyerlichkeit bey ihrem Regierungsantritt erneuert. Obgleich schon damals die Lage der Insel Elba sehr schwierig war, so bereitete sich doch ein schrecklicherer Zeitpunct für sie vor. Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts herrschten über Europa drey gleich muthige und gleich ehrsüchtige Fürsten, und bedrohten es täglich mit der Gewalt ihrer Waffen. Karl der V., der bereits Spanien, Sizilien, die Franchecomté und die Niederlande beherrschte und über Amerika's Schätze gebot, bedrohte Frankreich mit einem Einfall. Franz I. suchte Italien mit seiner Krone zu vereinigen, und Soliman, dieser furchtbare Krieger, der sich Syrien, Mesopotamien und Aegypten unterworfen, nahte sich erobernd Teutschland, und würde nach ihm sich vielleicht des ganzen Europa, das er durch Bürgerkriege und Religionsstreitigkeiten zerrissen sah, bemächtigt haben.

Man kann die Begebenheiten dieser reichhaltigen Zeit nur in sofern berühren, als sie auf die Geschichte der Insel Elba Bezug haben. Wir übergehen daher die weitern Vorfälle des Krieges, der Teutschland und Frankreich verheerte, und beschränken uns auf den italienischen Krieg, der uns unserm Gegenstand näher bringt. Die Insel Elba wurde der Gegenstand der ehrgeizigen Plane des ersten Großherzogs von Toskana, Cosimo de Medici, welcher sich seit 1537 der Oberherrschaft zu Florenz bemeistert, und sich unter die Fahnen Kaiser Karl des V., als Herrn des alten Hetruriens, gestellt hatte. Soliman, Franz des I. Verbündeter, hatte den glänzenden Sieg zu rächen, den der Kaiser in Afrika's glühenden Sandwüsten über ihn erfochten. Er stößt unter Ariaden Barbarossa's Anführung eine mächtige Eskadre in das mittelländische Meer, schlägt Karls Flotte gänzlich und

verheert alle Küsten. Diese Nachricht verbreitet Schrecken durch ganz Italien. Cosimo, welcher das Verbrechen des Usurpators vor den Augen der Toskaner unter dem Deckmantel eines Beschützers der Künste und Wissenschaften verbergen wollte, wagte es, einen Plan zu entwerfen, um seine Nachbarn und Alliirten ihrer Rechte zu berauben. Er führte ihn nach und nach und mit viel Geschicklichkeit aus. Er benutzte den Schrecken, welcher sich aller Gemüther bemächtigt, um dem Kaiser die Unfähigkeit Appiano's, sich lange gegen die Angriffe und den Muth der Türken zu halten, vorzustellen. Er schilderte ihm diesen Fürsten als schwach und nachläßig, entblößt an Marine, Menschen, Kriegsvorrath und Geld, und verlangte mit der Vertheidigung seines Staats beauftragt zu werden. Der Kaiser willigte ein. Cosimo schickte Truppen auf Elba, stellte die Befestigungswerke von Piombino wieder her und legte Garnison hinein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Parmentier des sechszehnten Jahrhunderts.

Im Morgenblatt 1807. Nro. 97 wird von einem durch den nun verstorbenen Apotheker Parmentier zu Paris veranstaltetem Mahle erzählt, wobey Alles aus Kartoffeln bereitet war. Bey demselben trug man zwey Potagen, zehn verschiedene Schüsseln, und zwey Platten zum Desert auf — Alles von Kartoffeln, aber Alles anders zugerichtet. Auch zwey Sorten Brod von Kartoffeln waren dabey. Nach Tische servirte man Kartoffelkaffee und Liqueur aus Kartoffeln gebrannt. Ehre dem berühmten Franzosen, dessen Erfindungsgeist diese Tafel besetzte! Aber vergessen werde auch nicht das Verdienst des Teutschen, der schon vor mehr als hundert Jahren auf die mannichfaltige Benutzung der Frucht aufmerksam machte, die der Verfasser des vorerwähnten Aufsatzes das sicherste Bollwerk Europens gegen Hungersnoth, Pestilenz und Entvölkerung mit Recht nennt! Schon der bekannte J. J. Becher sagt, in seiner „Närrische Weisheit und weise Narrheit," S. 5. „Ich habe die amerikanischen Pukatos oder Erdäpfel mit sehr gutem Succeß in Oesterreich gepflanzet, welche gutes Brod, Wein und Brandwein geben" *).

J. K. Höck.

Von der Witterung im Monat Juli 1814.

Die ersten 5 Tage dieses Monats sind veränderlich und gewitterhaft, dann folgen drey angenehme Tage. Am 10. aber bringt das letzte Viertel schlechtes Wetter, welches, wenn die Sonne Licht genug spendet, gegen den 14ten hin sehr heiß und schwül werden muß, da es dann bis 18ten fortfährt, Gewitter zu erzeugen, wonach sich große Regengüsse wiederholen dürften, die erst zwischen den 24 und und 28sten wieder ganz ausbleiben, da es bis Ende des Monats nun meist schön und nur durch kleine Gewitter, oder einzelne Regen unterbrochen werden kann. — Die Regenübergänge nach den 27sten des letztverflossenen Monats würden zu Gewittern sich gebildet haben, wenn nicht die Sonne zu sparsames Licht ausgespendet hätte; denn mehrere Oeffnungen, die zum Theil neu entstanden, zum Theil den 21sten am östlichen Sonnenrand hereinrückten, verschwanden allmählig und verkleinerten sich, so, daß man hieraus auf Mangel an empyreischem Gas schließen mußte. — Den 17ten Juli wird unterm 102° 2' der Länge und 30° 48' der nördlichen Breite in Tibet in Asien um 7 Uhr 16 Min. Morgens nach Berliner mittlerer Sonnenzeit die Sonne vom Mond ganz bedeckt werden und unterm 167° 47' der Länge und 4° 49' nördlicher Breite geht sie bey den neuphilippinischen Inseln, wenn es in Berlin 9 Uhr 0' 29" Morgens ist, total verfinstert unter. Die Dauer der totalen Verfinsterung ist 3 St. 25' 3" und der ganzen Finsterniß 5 St. 59' 50". Bey uns ist es aber nicht so; unser Herr Prof. Bauer hat sie für unsern Münchner-Horizont berechnet; wir wollen uns nach Viertel über 5 Uhr frühe mit Fernrohr und Sonnenglas bereit halten, wenn es schön und heiter Wetter ist und uns gefaßt machen, um 6 Uhr 1' die Sonne am südlichen Rand vom Mond nur höchstens 1 Zoll 24 Min. bedeckt zu sehen. In ganz Europa wird nirgends ihr halber Theil bedeckt, z. B. in Rom 2 Zoll 50 Min. und in Constantinopel 5 Zoll 0 Min. Im Norden von Europa sieht man an den meisten Orten gar keine Spur einer Finsterniß.

---

*) Zwar ist es, wie Beckmann in s. Grundſ. der teutschen Landwirthschaft, §. 178. bemerkt, ein Fehler, wenn man Kartoffel, (Solanum tuberosum,) Erdäpfel, (Helianthus tuberosus) und Patate (Convolvulus Batatas) für einerley hält, oder diese Benennungen verwechselt. Aber noch jetzt ist dieser Fehler sehr gewöhnlich, und daß Becher a. a. O. von Kartoffeln rede, möchte wohl keinem Zweifel unterworfen seyn.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 29. Juni.

Die Insel Elba.

IV.

Historischer Ueberblick.

(Beschluß.)

Die von der lästigen Nähe der Korsaren befreyten Genueser beobachteten ohne Unterlaß die Plane und das listige Benehmen des Großherzogs. Sie widersetzten sich lebhaft seiner Besitznahme der Insel Elba und der Feststellung seiner Seemacht in Piombino sowohl als Pisa. Es war nicht sowohl das Interesse der Familie Appiano, welches sie vertheidigten, als vielmehr die Furcht, sich von Cosimo beym italienischen Küstenhandel verdrängt und denselben sich des Handels mit der Levante bemächtigen zu sehen. Sie fürchteten, Korsika, welches sie täglich durch ihre Neckereyen und die wildeste Tyranney beunruhigten, werde ihn als Herrn erkennen.

Inzwischen überwinterte Barbarossa nach der Wegnahme von Nizza in Toulon. Von den Franzosen bey der Rückkehr des Frühlings verabschiedet, segelte er nach Constantinopel. In den toskanischen Gewässern landete er noch einmal auf Elba, verursachte dort neue Beschädigungen, und verließ sie nur, um das Fort Piombino, die Insel del Giglio und die Städte Talamone und Ponto-Ercole zu zerstören und eine große Anzahl der Einwohner gefangen mit sich fortzuführen. Der Widerstand Cosimo's hinderte die türkische Flotte, Orbitello zu nehmen, und zwang sie gegen das Königreich Neapel zu fliehen.

Cosimo begehrte nun vom Kaiser zum Lohne seiner Dienste die Investitur von Piombino, der Insel Elba und anderer Ländereyen. Der Kaiser versagte sie ihm, und erkannte die Rechtmäßigkeit der Ansprüche Appiano's, welcher unter dem Namen Jacopo V. herrschte. Der Großherzog verschmerzte den Kummer, welchen er darüber fühlte. Er vertröstete seine Erwartungen auf andere Zeiten, und behielt ein Detachement von 100 Mann in seinem Solde auf der Festung Piombino. Als ihm der zu Crespy am 18. Sept. 1544 unterzeichnete Friede erlaubte, mit dem französischen Hofe Verbindungen anzuknüpfen, sendete er an Franz den I. einen Gesandten, welchen dieser Fürst aufnahm.

Im Jahre 1546 begehrte Karl der Vte Geld von seinem Alliirten. Cosimo schickte ihm, als ein gewandter Politiker der ihm zugefügten Kränkung vergessend, 400,000 Thaler, und erhielt dagegen das Versprechen nach 9 Monaten mit der Investitur von Piombino bekleidet, und in Besitz der Insel Elba gesetzt zu werden.

Die Genueser suchten nach allen Kräften die Verwirklichung dieses Versprechens zu hindern: sie boten dem Kaiser beträchtliche Summen an. Allein da inzwischen Jacopo V gestorben war, und seine Wittwe keinen Widerstand zu leisten vermochte, befahl Karl V. nach Verfluß des bestimmten Termins, daß der Großherzog selbst durch Gewalt von seinen neuen Staaten Besitz nehme; dies geschah am 22. Juny 1548. Piombino war damals der Mittelpunct der

Verschwörungen, welche der Papst, die Ausgewanderten von Florenz, die Mißvergnügten in Italien, die Genueser und die Agenten Frankreichs, deren Anführer die Strozzis waren, gegen den Großherzog eingeleitet hatten.

Inzwischen hatte sich der 19jährige Jacopo VI. dem Kaiser zu Füssen geworfen, und ihm die Ungerechtigkeit vorgestellt, mit welcher er des Erbtheils seiner Väter beraubt worden. Karl der Vte wurde durch diese Vorstellungen gerührt und der Großherzog sah sich den Besitz der erlistigen Länder am 24. July desselben Jahres wieder entzogen. Dagegen empfing er den Staat von Sienna, und zur Entschädigung dessen, was er für die Befestigung von Piombino gethan, wurde ihm das Recht ertheilt, auf der Insel Elba an der Stelle, wo heut zu Tage Porto-Ferrajo steht, eine Stadt zu bauen, woselbst ihm auch ein Strich Landes von 2 Quadratmeilen eingeräumt wurde.

Seit dem Jahre 1516 hatten die Spanier die Bewohner von Algier bedroht, und diese nahmen nun ihre Zuflucht zu Barbarossa, diesem berühmten Korsaren, der sich vom gemeinen Matrosen zu einer solchen Höhe von Ruhm geschwungen hatte. Er bemächtigte sich des Königreichs und stellte es unter den Schutz Solimans, dessen Admiral er wurde. Sein Glück fesselte die Aufmerksamkeit der Kühnen, und seinem Beyspiel folgend, sah man in kurzer Zeit den Gouverneur von Tunis, Abu Ferez sich zum unabhängigen Herrn aufwerfen, und Dragutt die Stadt Tripolis in Besitz nehmen.

Dieser letztere beunruhigte bald das Mittelmeer. Die erste, von ihm selbst angeführte Flottille erschien daselbst im Jahre 1550. Sie war 42 Segel stark und verheerte ohne Barmherzigkeit die Küsten des südlichen Italiens. Im Jahre 1552 verwüstete sie die toskanischen Ebenen und die benachbarten Inseln, 1553 drang sie auf die Insel Elba. Die Korsaren ankerten am 7. August in dem Meerbusen, wo sich heut zu Tage Porto Longone befindet, und nahmen während ihres zehntägigen Aufenthalts daselbst Capoliveri, Rio, Grassera, Marciano, Pomonte und Sant' Ilario, machten die Bewohner zu Sklaven, plünderten Alles, und verbrannten, was sie nicht mit sich nehmen konnten. Sie wollten sich auch auf Porto Ferrajo werfen, allein sie wurden mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen. Da ihnen die Insel Elba keine Nahrung für ihre Grausamkeit mehr darbot, so segelten sie nach Korsika, welches sie in die Hände der Franzosen zurückgaben, und kehrten im September beladen mit Raub und Gefangenen nach der Levante zurück. Zwey Jahre nachher kamen sie wieder an der Spitze einer Flotte von 62 Galleren und 25 Galeoten nach Elba, und verheerten die Insel Elba nochmals auf eine so schreckliche Weise, daß sie sich bis heut zu Tage noch nicht von ihrem damaligen Unglück erholen konnte.

In dieser Lage befand sich Elba unter der Regierung Jakob des VII. Da er keinen Erben hinterließ, so bemächtigte sich nach seinem Tode der Vizekönig von Neapel im Namen des Königs von Spanien seiner Besitzung. Spanien hatte ein Recht darauf, weil die Familie Appiano mit dem alten und ruhmvollen Hause von Aragonien verwandt war.

Philipp der IIIte befahl, um den Einfällen der Barbaresken Einhalt zu thun, die Erbauung von Lungone. Seit dieser Zeit war nur mehr Pianosa der Schauplatz des Krieges der Türken und Elbaner.

Gegen Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts ging die Insel Elba unter dem Titel einer Donation, so wie das Fürstenthum Piombino, in die Hände des Hauses Ludovisi von Bologna über. Seine Regierung war ruhig und durch kein besonderes Ereigniß ausgezeichnet. Dasselbe gilt von der Zeit, wo die Buoncompagni durch Verheirathung zu dem Besitz von Rio, Capoliveri, Campo, Marciana, und ihren Ländereyen kamen. Seit 1735 herrschte der König von Neapel als Herr von Lungone, der Großherzog von Toskana als Eigenthümer von Porto-Ferrajo daselbst.

Endlich gestaltete die französische Revolution die Oberfläche Europa's um. Die Insel Elba hatte mit der Vernichtung und Wiedererrichtung des Großherzogthums Toskana gleiches Schicksal, bis sie, erst

dem Königreich Hetrurien, dann dem französischen Reiche einverleibt worden.

B. S—dt—r, geb. W.

Lythographie.

München in Commission der Lindauerschen Buchhandlung. Aeskulaps Hahn und Amors vergiftete Fackel. Eine Idylle nebst fünf Fabeln. — Ein poetischer und lythographischer Versuch von Christian von Manlich, königl. baier. Director sämmtlicher Kunstsammlungen, Hofkammerrath und Ritter des Verdienstordens der baier. Krone, korrespondirendem Mitgliede des königl. Instituts von Frankreich. — Text 10 S. mit 6 lythographirten Darstellungen. gr. Fol. —

Im Vorberichte gibt der verdienstvolle Herr Verfasser den Grund der Entstehung und Herausgabe dieses Werkes an. Er sagt: „Folgende Idylle, so wie die Fabeln sind nur Bruchstücke eines größern Werkes über die europäischen Vögel, in welchem nicht nur ihre Abbildung, sondern auch Begebenheiten sowohl aus der heil. Schrift, als aus der Welt-Geschichte, und sogar die Thorheiten des Aberglaubens bis in unsern Zeiten, auf welche die Vögel Einfluß hatten, in Gemälden vorgestellt sind. Da mein Sohn, dem ich dieses Werk bestimmt habe, zur Zeit, als diese Vorstellungen gemahlt wurden, noch ein Kind war, so wollte ich zu seiner Belehrung einige Fabeln und eine Idylle beyfügen, wozu die Vögel abermals nach ihrer Art den Stoff lieferten. —

Ein Versuch, ob die Lythographie auch kleine Gegenstände in Kreidemanier liefern könne (der so ziemlich gelang), und das Zurathen einiger Freunde bewogen mich, den Text den Vorstellungen beyzufügen, um sie zu erklären, so wurde gleichsam, wie von Ungefähr dieser doppelte Versuch bekannt gemacht.“

Daraus, und aus der Zueignung dem Sohne des Herrn Verfassers geht klar hervor, daß es des zärtlich liebenden Vaters einzige Absicht war, den Sohn in reiferen Jahren dadurch vor Ausschweifung und Thorheit zu warnen. Er sagt unter Andern: „Mein erster Gedanke bey meinem Wiederaufleben (nach überstandener Krankheit) bist du lieber Karl! mein erstes Geschäft sey, hier auf meinem Ruhebette dir eine Idylle zu dichten, zu der ich bey zunehmenden Kräften die Gemälde verfertigen werde. Mögen sie dir nützlich werden, lieber Karl! mögen die Lehren, welche ich in Fabeln und Bildern dir hinterlasse, dich bewegen, in den Jahren der aufbrausenden Leidenschaft vorsichtig und enthaltsam zu seyn! und bist du in Gefahr zu fallen, o! dann möge deine Einbildungskraft dir deines längst modernden Vaters Geist, als ängstlich besorgten und zärtlich warnenden Freund vorführen.“ —

Seite 4 beginnt die Idylle, deren Inhalt von einer bildlichen Darstellung zur andern kurz folgender ist: Chlorine bittet den Vater, den Hahn tragen zu dürfen, den er dankbar dem Gott bringen will, weil er ihr die beste Mutter wiedergab. —

An der Hand des zärtlichen Gatten wallet mit ihm die geliebte Mutter nach Aeskulaps Tempel. Voll Freude den Hahn sanft an sich drückend, hüpft die Kleine, ähnlich dem Bruder, vor ihnen her. — Dies ist zugleich der Inhalt der ersten hiezu gehörigen Darstellung. —

Doch die kaum Genesene ermattet bald, und der besorgte Vater ladet sie ein, sich in erfreulicher Kühlung am Stamme des Ahorns zu lagern; Chlorine zu ihren Füßen, und auch der Knabe, der sich sanft in den Schoos der Mutter schmiegt. — Inhalt der zweyten Darstellung.

Hier frägt nun die geschäftige Tochter den Vater, warum er dem Gott der Aerzte einen weißen Hahn, und nicht ein Lamm oder eine Taube zum Opfer bringe. Der Vater erzählt ihr hierauf, Amor habe einst sich auf Arkadiens Gebirgen niedergelassen, den Vater Aeskulap dort gefunden, mit geheuchelter Schwermuth sich vor ihm krank gestellt, und um Heilung ihn gebeten. Arkadiens Jünglinge und Mädchen, von des Gottes Nahe mächtig angezogen, seyen herbeygeeilt, und vom Schmerz ergriffen den

Gott ihrer Herzen krank unter Aeskulaps Händen zu sehen, wäre Kalliroe, die schönste der Jungfrauen des Landes zur Hütte geeilt, hätte ihr Liebstes einen Hahn mit weißem Gefieder gebracht, um durch diese Gabe den Gott zur Rettung Amors zu bewegen. Aeskulap habe lächelnd die Gabe angenommen, und seit der Zeit werde ein Hahn, als ein ihm besonders wohlgefälliges Opfer auf seinen Altären ihm gebracht.

Der Vater fährt hierauf weiter fort: Amor habe indessen Köcher, Bogen und Fackel abgelegt, und letztere nicht ohne Absicht neben Aeskulaps Schlangenstab. — Während nun Aeskulap beschäftigt gewesen, dem Gott stärkende Kräuter auf den leidenden Theil seines Körpers zu drücken, habe der tückische Knabe mit dem rechten Fuß den Stab immer näher zur Fackel gestoßen, der zuletzt, aber zugleich auch mit ihm der Zorn der um ihn gewundenen Schlange entbrannte, die wüthend all ihr Gift in Amors allmächtige Fackel spie.

Wie Kallroe ängstlich flehend den Hahn darreicht, und Aeskulap den Knaben zu heilen bemüht ist, während die Schlange ihr Gift in Amors Fackel speit, dies macht den interessanten Gegenstand einer wahrhaft originellen und sinnreichen Erfindung auf dem dritten Blatte aus.

Laut lachend, beginnt der Vater sofort, sey hierauf der Muthwillige dem getäuschten Gott der Aerzte entflohen, der, nach kurzem Staunen sich gerächt fühlend, Schreckliches den Sterblichen verkündet habe, die Amors und seiner trügerischen Mutter wärmste Verehrer seyn werden. — In langen Schaaren werden sie elend heranschleichen, Jünglinge auf Stäbe gestützt, als wären sie Greise. Wehe ihnen, tief gebeugt werden sie an meinen Altären liegen, und dich und deinen Muthwillen verfluchen. —

Nach dieser Erzählung erhoben sich Vater und Mutter von dem Ruheplatz. Chlorine folgte bald, dann auch der hold blühende Knabe. Des Vaters seltsame Erzählung war unverstanden an beyden vorübergegangen; doch hatte heimliche Scheu vor des Gottes geheimer Macht, und Furcht und Entsetzen sich ihrer bemächtigt.

Vierte Darstellung.

Lycidas erwartet die Fremden an der Stufe des Tempels, und führt sie in das Heiligthum des Gottes.

Gegenstand der fünften Darstellung, womit sich der Text der Idylle, und mit dem Opfer im Tempel auf dem sechsten Blatte die gesammte Darstellung in Bildern schließt. —

(Der Beschluß folgt.)

Das Tatowiren.

Sonst glaubte man, das Tatowiren sey nur ein Bestandtheil der Toilette der Wilden. Aber Hartmann *) behauptet, daß es wahrscheinlich unter den Hebräerinnen der ältesten Vorzeit nicht minder gewöhnlich gewesen sey, und zu unsrer Zeit fehlt es auch nicht an tatowirten Europäern. Unter den Franzosen, die in unsern Tagen der Krieg nach Teutschland führten, sah man Mehrere, die unauslöschliche Figuren an den Armen trugen, und von ihnen lernten das Tatowiren die Teutschen. Wie die Bewohner von Nukahiwa mit kammartig ausgezackten und zugespitzten Vögelknochen die Haut, nachdem die Figuren darauf gemahlt sind, durchstechen, und, wann das Blut durch die feinen Oeffnungen durchschwitzt, die Kohle eines Nußkerns, mit etwas Wasser als Farbe angemacht, einrieben **), so werden von unsern europäischen Tatowirern die Puncte, welche in der Folge die unauslöschlichen Figuren bilden, mit einer gewöhnlichen Nadel in die Haut gestochen, und hernach, je nachdem die Figur schwarz oder roth werden soll, mit Schießpulver oder Röthel eingerieben. Die Operation soll, wie sich glauben läßt, schmerzlich seyn, und wäre also wohl ein Beweis mehr, daß der Mensch, der heilsame Schmerzen scheut, zwecklose sich selbst auflegt.

J. K. Höck.

*) In s. Werke: „Die Hebräerin am Putztische und als Braut.“ (Amsterdam 1809.)

**) Die Art des Tatowirens auf Nukahiwa ist abgebildet in Bertuch's Bilderb. H. 141. Nro. 1. 2.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 2. Juli.

Das Sonntagsfest.
Eine Idylle in mehrern Gesängen.
Der Ausflug.

Mittag war es vorbey; da hob die Gesellschaft vom Tisch sich,
Flugs in's Nebengemach zum stattlichen Putze die Mädchen,
Während, in's Fenster gelehnt, sich die Männer vertraulich besprechen,
Ueber den nächsten Congreß zu Wien und über das Neuste
Im Gebiete der Kunst; denn einzig vor Allem gewähret doch
Die Geschichte des Tags und des Lebens ewige Jugend
(Jene der Wirklichkeit Stoff, die Welt des Geistes die andre,)
Was befriedigen kann den Bürger zugleich und den Denker.
Emil traurig und ernst, doch voll Dank den Göttern ergeben,
Und Guido sein Freund, gemüthvoll, heiter und edel, —
Beyde sammeln sich gern an einer Tafel am Sonntag,
Um die schwellende Brust sich traulich zu öffnen einander,
Und bey fröhlichem Scherz und freyer, herzlicher Rede
Zu zerstreuen den Sinn, den vielmal im Leben verstimmten. —
Heute glänzte ihr Blick in schöner, glücklicher Freude
Und den Harrenden gleich im vollgefüllten Theater,
Wenn von Schiller ein Stück, die Braut von Messina zum Beyspiel,
Wird gegeben, so sah'n ungeduldig erwartend die beyden
Nach der Thüre, von wo die Lieblichen sollten erscheinen,
Die durch unschuldigen Witz und durch seelenvolle Empfindung,
Wie durch holde Gestalt und herzbezaubernde Anmuth
Den zufriedenen Kreis der Freundschaft und Liebe verschönten.
Jezo hüpfet herein, und flugs da liegt er am Boden,
Peppy, das liebliche Kind, im rothen Kleidchen und um den
Schöngebildeten Hals den weißen Kragen mit Spitzen,
Und ihn hebt auf den Arm Emil, der glückliche Vater,
Schnell durch Possen und Scherz vertreibend das heftige Weinen,
Das, wie manchmal der Blick der wolkenumlagerten Sonne
Schnell sich in Lachen verkehrt, bevor noch die Thräne vertrocknet.
Auf nun thut sich die Thür, und Virginie schwebt wie ein Engel
Wunderlieblich herein, mit der süßen Miene der Unschuld
Und dem leuchtenden Blick; sie, die liebevollste und schönste,
Die, wie Ottilie sanft und wie Mignon fromm ist und kindlich.
Wie wenn der Blumen schönste du schaust auf duftiger Maiflur,
Trunken dein Herz sich fühlt, Geruch und Farbe bewundernd,
Und in Träume versinkt dein Geist voll hohen Entzückens,
Also schauern die Seelen der Freunde vor Wonne zusammen,
Als sie ihnen erschien, wie aus der Fremde das Mädchen,
Das uns Schiller besingt, und deß sinnvolle Bedeutung
Ihre Himmelsgestalt dem reinen Gemüthe entfaltet.
Helles, weißes Gewand umfließt der lieblichen Glieder
Regelmäßigen Bau und niedlich sitzet der Hut ihr,
Den sie mit künstlicher Hand nach eignem Geschmack sich geformet.
Federn nicht prangen darauf, er prunkt nicht mit köstlichen Spitzen;
Nicht gebogen hervor nach Art der russischen Mützen,
Und chinesisch halb, es fehlt nur noch oben das Glöcklein,
Auch nicht eine aus Stroh geflochtne Lavine von Kopfputz
Zeigt sich nach jeziger Art der Hut, ein närrischer Einfall!
Rund ist die Form und geschmückt mit schottischfarbenen Bändern,

Einfach flattert der Strauß, von je länger je lieber geflochten,
Ueber dem niedlichen Schirm, und zwey der goldenen Locken
Fallen in Ringeln herab den schön gebildeten Nacken.
Also tritt sie hervor und schon auch folgen die Andern,
Adelaide zuerst im neuen schimmernden Kleide,
Schön an Wuchs und Gestalt, und verschämt an Wesen und Haltung;
Wohl versteht sie die Kunst mit Geschmack zu ordnen den Anzug
Und zur Grazie gebaut läßt Alles schön ihr und artig,
Vielfach ändert sie wohl in müßigen Stunden den Putz ab
Selbst erfindend die Form, die der Mode am nächsten und dennoch
Nicht zu weit ist entfernt von dem teutschen bessern Geschmacke.
Ihr am Arme die Freundin, die schlankgewachsne und hohe,
Im sonntäglichen Staat; sie umfließt nach römischer Sitte
Roth das Merinokleid, drum mag sie Terentia heißen.
Laura tritt nun hervor, und verlangend strebt von des Vaters
Arme der Kleine herab und streckt nach der Mutter die Hände.
Sittsam ist sie geputzt, sie gleicht Virginien an Einfalt,
Der sie an Geist und Gemüth verwandt ist und innig befreundet.
Nenn' ich Psyche die eine, die jung noch blühet an Jahren,
Mag ich Madonna gern die andre benennen, die älter,
Doch noch prangend im Flor der Jugend, rein ist und züchtig.
Sie ist Mutter, es ziert sie vor Allem der herrliche Knabe
Mit dem Goldgelock und den blauen freundlichen Augen;
Sie ist Gattin und fühlt sich beglückt in zufriedener Ehe;
Sie ist Freundin und nährt der Flammen reinste im Leben
Wie die heilige Gluth die Vestalin am Altar gehütet.

Und nachdem sie bestellt, was das Haus bedarf und die Küche
Und die Kästen verwahrt und die Thüren verschlossen mit Vorsicht,
Naht sich die Tante zuletzt. Wohl tönt der Titel nicht lieblich;
Denn wir wissen wie bös in Romanen sich Tanten benehmen,
Und gar manche vielleicht nicht besser im wirklichen Leben!
Doch so bescheiden und gut und so nachsichtsvoll und vernünftig
Wie die Tante Susane ist keine zu finden auf Erden.
Munter ist sie und selbst noch nicht gealtert verdirbt sie
Keinen unschuldigen Scherz der frohen glücklichen Jugend.
Und so brach man denn auf in trauter, muntrer Gemeinschaft,
Langsam fort durch die Stadt und hinaus zum Thore, nach Schwabing
Wo die Wandernden bald ein kühlender Schatten erfrischte.

Fortsetzung des Schreibens aus München.

Die Beleuchtung.

Ich schicke Ihnen hier ein Büchlein, *) das enthält die Beschreibung der herrlichen Beleuchtung, welche bey Gelegenheit der Durchreise Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich statt gefunden hatte. Ich weiß nicht, wie sie das Büchlein finden werden, denn ich hab's nur halb gelesen, weil ich die Illumination selbst sah, aber ich kann Ihnen versichern, daß letztere ausnehmend schön war und mir großes Vergnügen verschaffte. Das so lange angehaltene ungünstige Wetter, das bald nachher wieder von Neuem ausbrach, schien einem hübschen Tage, begleitet von einer noch schönern Nacht Raum gemacht zu haben. Nach 8 Uhr, wo ich mich noch vor den Thoren befand, sah ich die lichten Dampfwolken schon über die vorzüglich beleuchteten Plätze emporsteigen. Ich lenkte meine Schritte nach dem Karlsthore, um den daselbst errichteten Triumphbogen zu betrachten; Sie finden ihn in der Beschreibung so geschildert, daß es überflüßig wäre, noch mehr über ihn zu sagen. Auf dem Max-Joseph-Platze, vor dem Rathhause und so vielen andern Hotels und öffentlichen Gebäuden bin ich gestanden, die wie aus lauter Licht gegossen sich zeigten; ich sah lange Straßen voll funkelnden Sterne und zwischen dem Allen das bunt durcheinander sich treibende, neugierige Volk. Der Enthusiasmus, der allenthalben unter dem Volke herrschte, war einzig. Wo der Kaiser in Begleitung Sr. k. k. Hoheit des

*) Spaziergänge durch München am Abend des 10. Jun. 1814, bey der Beleuchtung zur Feyer der Anwesenheit Sr. k. k. Majestät Franz des I. Kaisers von Oesterreich.

Großherzogs von Würzburg und unsrer königlichen Familie erschien, ertönte das lauteste Vivat. Die Menge war aber auch so groß, daß man die größte Mühe hatte, hindurchzukommen. Noch umsummt das dumpfe Getöse meine Ohren, noch glaub' ich mich eingeklemmt zwischen Wagen und Pferden; und unwillkührlich hineingerissen in den wildesten Strudel der Menge. Wirklich, meine Freundin, es begegnete mir und mehreren ehrlichen Leuten, daß wir an diesem Abend ein paarmal in eine Art von Lebensgefahr geriethen. Wenigstens war meine Angst nicht viel geringer, als ob es mir wirklich an's Leben gehen sollte. Da stand ich am Karlsthore z. B. und, wieder mein Vermuthen wählten die hinausfahrenden Wagen gerade dieselbe Straße, welche die hereinkommenden nahmen, ja, um die dadurch entstandne Unordnung noch zu vermehren, hatte der Zufall gerade auch einige Reiter dazu gefügt, die, des zu langen Wartens überdrüßig, an der Seite der Wagen sich zum Hindurchkommen Luft zu machen suchten. Denken Sie sich nun dazu die von Außen und Innen auf diesem Puncte zusammengewoogte Menge von Menschen, die wie in einem eingesperrten Kessel so heftig brauste und gährte und schäumte, daß die Menschen in den Wagen gleichfalls herzlich bange gehabt haben mußten vor dem Anbranden so erbitterter Wellen! Ich hätte wohl herzlich gerne vom Flecke kommen mögen, da mir von Natur jeder Zustand, wo man sich gehemmt fühlt, zuwider ist, aber meine eben nicht sanften Umgebungen demonstrirten mir den Beweis der reinen Unmöglichkeit so nachdrücklich a priori und a posteriori, daß ich gegen so triftige Gründe nichts anders mehr zu thun vermochte, als mich in Geduld bis zu einem glücklichen Ausgange zu verhalten. Ich glaubte mich am besten vor allen Stößen dadurch zu sichern, daß ich so sehr, wie möglich, den Leib einzog, aber das taugte schlechterdings zu nichts, denn je mehr ich Raum machte, desto näher traten mir die Nachstehenden zu Leibe, ja ich hätte in eine Mücke zusammenschwinden dürfen, um so leichter hätte man mich erdrückt. Ich nahm daher ein gutes Beyspiel an meinem Nachbar, der seines Ansehens von der Zunft der Herren seyn mochte, welche an Schrannentagen die Landleute auf dem Getreidmarkte bedienen. Ich muß sie schon Schrannenknechte heißen, so platt dieses auch lautet, da ich wirklich in Verlegenheit bin, ihr Gewerbe unter irgend ein Kunst- oder Industriefach zu rubriziren, wie die vor alten Zeiten so genannten Friseurs, Schneider, Schuster, und Seifensieder heut zu Tage sich gar gut Haar- und Kleiderkünstler, Lederverarbeiter, Seifenfabrikanten u. dergl. benennen. Dieser mein Nachbar schien sich wirklich in einer Kunst eingeübt zu haben, die ihrem Meister leicht einen veredelteren Namen verschaffen könnte; er besaß eine erstaunliche Fertigkeit, mit seinen robusten Ellenbogen und Händen auf die Rippen der Umstehenden zu wirken, daß er eine beträchtlichen Peripherie freyen Raum um sich hatte. Da ich mich auf die Kunst des Boxens leider gar nicht verstehe, so ließ ich die Offensive wohl bleiben, und hielt mich bloß an die Defensive, indem ich die Arme so kräftig vorstämmte als möglich. Ein anderer meiner Nachbaren bediente sich eines minder kräftigen, doch eben so wirksamen Mittels. Wo er sich beengt sah, trat er denjenigen, die sich zu nah ihm auflegten, ziemlich derb auf die Zehen, doch so, als ob es aus Zufall geschehe, wobey er sich denn allemal entschuldigte; dieser höfliche Mann, von dessen unhöflichen Tritten sich meine Füsse alle Gemeinschaft verbaten, bekam dadurch immer mehr Raum um sich und man sah es ihm an den Zähnen an, hinter welchen er erzschelmisch hervorlachte, wie viel er sich auf sein Ränkestück heimlich zu gute that. — Ich harrte demnach und harrte — und nachdem ich meine Geduld gerade bis auf die letzte Dosis verbraucht, kam nun, ich kann nicht sagen auf einmal, denn ich war müder vom stehen geworden, als mich das Gehen am ganzen Tage gemacht; — kam nun in des Herrn Namen die Rettung. Wie mir war, kann ich Ihnen nicht beschreiben, aber ich fühlte die Wohlthat der Ruhe recht süß. Ich war so müde geworden, daß ich auf der Stelle mich heimbegab, meine erschöpften Beine und wunden Rippen zu Bette legte — und einschlief. Als ich am andern Tage ausging, was

ren die meisten Häuser, die gestern wie mit Flammen ganz überzogen gewesen, jezt mit eben so viel schwarzen Puncten bedeckt. So läßt aller Glanz am Ende häßliche Spuren zurück, dachte ich bey mir selbst, aber schwerlich hegte eine eitle Dame, die stolz auf ihre jugendlichen Reize an mir so eben vorüberrauschte, als ich diese philosophische Bemerkung machte, dieselbe Gesinnung nicht; sie würde dieses sic transit gloria mundi sonst auf sich angewendet und nicht unterlassen haben zu denken, daß an der Stelle, wo jezt nur Huldreiz und Anmuth thronen, einst häßliche Runzeln ihren Platz einnehmen und dem vorübergehenden Wandrer gleich bemoosten Ruinen oder gleich den schwarzen Rauchpuncten an Häusern nach einer zaubervollen Beleuchtung wehmüthig an die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Herrlichkeit erinnern werden. Als ich vor's Karlsthor kam, begrüßt' ich die Stelle, wo ich gestern so in die Enge gerathen, nicht ohne einen kleinen Rückfall der Angst, die ich dabey ausgestanden hatte. Aber das Gefühl des überstandenen Ungemachs flößte mir einen großen Stolz ein, gleich dem, der den erfindungsreichen Kotzebue erfüllt haben mag, als er in der Schilderung des merkwürdigsten Jahres seines Lebens sich so vieler und großer Nöthen und Drangsale erinnert, wovon ihm die Welt nicht mehr oder noch weniger glauben mag als mir von meiner Lebensgefahr, aber poetam licet esse mendacem, mag sich Hr. von Kotzebue entschuldigen — und ich . . . ?

Lythographie.

München in Commission der Lindauerschen Buchhandlung. Aeskulaps Hahn und Amors vergiftete Fackel. Eine Idylle nebst fünf Fabeln ꝛc. ꝛc.

(Beschluß.)

Dann folgen noch fünf Fabeln, alle einfach und voll lehrreichen Inhalts. Zum Beweise davon wollen wir die dritte hier beysetzen:

Der Adler und die Eidexe.

Durch welches Mittel stiegst du so hoch? rief einst der König der Vögel, als er auf einem der erhabensten Gipfel von Helvetiens Alpen, neben sich die Eidexe erblickte. Durch anhaltendes Kriechen, antwortete zitternd das armseilge Geschöpf. —

Krieche nie, lieber Karl! erhebe dich wie der Adler, und fehlen dir Gelegenheit und Kräfte, so betrachte neben dir das bescheidene Veilchen, das im Grase versteckt durch lieblichen Geruch den Wanderer erquickt, und seinen Pfad verschönert. Dann tröste dich der süße Gedanke: auch im Verborgenen können edle Seelen groß und nützlich seyn. —

Da sich der Hr. Verf. selbst über das Gelingen der Darstellungen in lythographischer Hinsicht im voranstehenden Berichte deutlich ausgesprochen hat: so setzen wir nur noch bey, daß die Figuren von Hrn. Piloty, die Landschaften aber von Hrn. Wagenbauer nach den Originalgemälden des Hrn. Directors v. Manlich verfertigt sind. Die Ideen dazu sind eben so glücklich gewählt, als lichtvoll und dem schönen Texte entsprechend dargestellt. Ein zarter Geist und ein sinnvoller Ausdruck belebt jede Gruppe, jede ist von edler, einfacher Anordnung. Ohne ängstlich gesuchten oder erzwungenen Effect ist jede durch eine der Natur gemäße Vertheilung von Schatten und Licht richtig und harmonisch zusammen- und auseinandergehalten. Alles verräth darin den tief verständigen Meister in der Kunst, der wie durch Umriß und Färbung auch noch durch den Begriff seinen Gegegenstand, so wie er es fodert, ruhig und einfach, gefällig und sinnreich zu schildern verstand.

Glücklich der Sohn, dem die weisen Lehren des Vaters auf solche Art durch Werke der Kunst, die aus des Vaters eigenem Geiste geboren sind, zur Klarheit der Anschauung gebracht werden. Ewig fühlt der Sohn dadurch im Innersten sich angeregt, denn nimmer erstirbt so das Wort des Vaters, und wenn längst die Zunge erstarrt ist, und die Lippen erkaltet sind, die es sprachen, so lebt es fort in Bildern, die der unsterbliche Geist dem innigst verwandten Geiste erschuf, damit es ihn freundlich schütze, und väterlich warne und mahne immerdar. —

Sp. —

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 6. Juli.

Fortsetzung der Idylle in mehrern Gesängen.

Der Spaziergang.

„Hoch auf wirbelt der Staub auf der Höhe dort über dem Wasser,
Und zu Wagen und Pferd im gedrängten Zuge nach Wörring
Wandert das lustige Volk, dem das Glück mit reichlichen Händen
Füllte die [illegible] Pfad,
Wenig geschützt vor Staub und dem Brande der glühenden Sonne,
Wer nicht Palläste bewohnt, von Renten lebet und jüdisch
Lauert auf eiteln Gewinn. Uns aber winket der Laub-Gang,
Uns die erfrischende Milch an des Dörfchens beschattetem Abhang,
Wo um den ländlichen Tisch es so kühl sich lagert und traulich,
Uns die liebliche Fahrt auf des Sees lazurenem Spiegel,
Wenn der Abend sich naht mit linden, freundlichen Lüften."
So sprach Emil und ihm versetzt dagegen Guido:
„Hätt' ich des Goldes auch heut', und Wagen zu Hause und Pferde,
Perlte köstlicher Wein mir täglich auf reichlicher Tafel,
Nichts gewährte mir doch, so reines, volles Entzücken,
Als der erheiternde Gang in der Freunde trauten Gesellschaft.
Fliegt doch der Vogel am liebsten, weil flink ihm und leicht das Gefieder;
Drum, so schreit' ich auch gern, im Gefühle der Kraft und Gesundheit
Ueber Wiesen und Feld, und freudig geht mir das Herz auf,
Lacht der Himmel so blau, und so hell und sonnig wie heute!
Hört, wie es rauscht, o kommt und seht die stolze Kaskade."
Und sie eilten heraus aus des Laubgangs dämmernder Kühle,
Sah'n von der Brücke herab des Flußes tosenden Abfall
Gleich als hätte Natur mit gewichtiger Hand in die Fluthen
Mächtige Felsen gewälzt, so ordnete sinnend die Kunst es:
In den reißenden Sturz des Wassers pflanzte sie Steine,
Daß aufbrause die Flut in wilden, schäumenden Wirbeln
Und wie zurückgeschleudert von Klippen heftiger tose.
Herrlich zeigt sich und hoch im Hintergrunde die Brücke,
Rings umgeben mit Wald; es schauet das Aug' mit Vergnügen,
Wie so selig dahin lustwandeln die Städtebewohner;
Denn in der Ferne gewinnt ja alles Leben erst Reize.
„Wunderbar dünkt es mir doch, so bemerkte Laura gar weislich,
Hier, wo so sanft das Gebüsch und die Gegend lächelt so friedlich,
Plötzlich mitten im Fluß, der frisch und munter, doch wild nicht
Rauscht die Fluren dahin, zu schau'n die mächtigen Massen,
Die von Bergen allein die ewigzerstörende Zeit wälzt.
Friedlich zeigt sich der Park; er schwimmt, ein seliges Eiland,
In der Ebne so sanft, und nimmt, ein beschatteter Tempel

Stiller, ländlicher Ruh, den Wandrer gar wirthlich und mild auf;
Streng, so scheinet mir, spricht die Kunst zur sanften Natur hier!" –
Doch Virginie spricht zur Freundin die lieblichen Worte:
„Laß nur Phantasus sich zur Kunst gesellen und plötzlich
Wie auf Zaubergebot gestaltet sich anders die Gegend.
Wo du im Hintergrund jezt schaust die umwaldete Brücke,
Hebt sich, von Tannen bepflanzt, schnell eine hohe Gebirgswand.
Rings an den Ufern umher verschwindet die Ebne, es ragen
Düster herein und hoch, mit weitvorspringenden Felsen,
Ueberwachsen mit Moos und wildem Gesträuche die Berge,
Daß wie durch nächtliche Schlucht der Strom sich unten dahinwälzt.
Oben am schroffen Geklüft, da springt von Zacke zu Zacke
Leicht die Gemse und flink, und schmal am Saume des Abgrunds
Führt den Jäger der Pfad zum Gipfel empor in die Wolken,
Wo der Heerden Geläut und die Alpenlieder ertönen."
Und einfallend mit Hast fängt Laura begeistert das Wort auf:
„Unten seh' ich am Fuß des Gebirgs, wo über die Felsen
Rauscht der schäumende Strom, ein frommes Kind in Gedanken.
Meine Virginie ist's, die weit aus der Ferne gekommen!
Sinnig sizt sie, gesenkt den schönen Blick in die Wellen:
Ach, wahrsagend wie Stimmen der Geister reden die Wellen,
Reden die Bäume zu ihr und die wandelnden Wolken am Himmel.
Weithin ziehet der Strom, es segeln die Wolken zur Ferne,
Und sie weinet und denkt: nur zu bald auch scheid' ich von dannen!
Ueber die Berge hinweg, von der Heimath traulichem Heerd fern,
Hat dein Schicksalsgestirn dich hergeleitet, wo anders
Herrscht die Sitte und fremd erklingen die Zungen der Menschen.
Traure nicht, es ersetzt der Freundschaft himmlische Tröstung
Vieles der sehnenden Brust: es wohnt ein schönerer Himmel,
Als die südliche Luft der Heimat je ihn geathmet,
Dir in zufriedener Brust; du kamst, ein Mädchen der Fremde,
Aber dem Rohen nur fremd, doch verwandt wie die seligen Götter
Jedem reinen Gemüth, das der Tugend huldigt und Schönheit."

Während die Freundinen so von Vergangenheit schwärmten und Zukunft,
Phantasievoll und zart sich verlierend in selige Träume,
Wählte Terentia den Punct, den besten, zu zeichnen den Abfall,
Und besprach sich darüber mit Adelaiden gar sinnvoll.
Anders sprachen die Freunde. Den Menschen zunächst und die Rechte
Der Natur und des Staat's betrafen ihre Gespräche.
„Sieh, so sagte Emil, gestalten will sich das Chaos
Nach erbittertem Streit; doch die Elemente entzweyen
Schon sich wieder bevor noch die Sonne des Friedens geleuchtet.
Sag', wie staunten wir oft ob der Kraft und dem eisernen Muthe,
Den das hispanische Volk sechs Jahre bewiesen im Kampfe?
Dort auch, wähnten wir gern, entreißt nicht allein sich den Fesseln
Einer tyrannischen Macht, die mit bleyernem Scepter sich aufdrang,
Ein heroisches Volk; zugleich zersprengt es die Ketten,
Die viel schimpflichern noch, der Finsterniß und des Wahnes,
Sie, die niedergedrückt den Geist in hierarchischen Zeiten,
Als das Glaubensgericht noch verübt die blutigen Frevel
An der freyen Vernunft. Doch nein! die Kerkergewölbe
Dröhnen nun schon auf's neue und unter dem heiligen Mordbeil
Fallen die Häupter, o Gott, der besten, der edelsten Bürger!
Nicht die Wunden, ha nicht die Opfer, die treu sie geleistet
In den Tagen der Noth dem Vaterland, dem bedrängten,
Nichts vermag sie vom Tod, dem unverdienten zu retten!
Wehe! wehe! wer glaubt noch an Menschheit, wer an die Götter!"
Und ihm drücket die Hand wehmüthig der edle Guido.
„Laß uns verzichten auf Alles, so spricht er voll tiefer Erfahrung,
Was die Weisesten je, was gewollt auf Erden die Besten!
Sieh' den Haufen, er jagt nach dem Schein und folgt der Gewohnheit.
Wohl erhebt es den Geist, sich veredelt zu denken die Menschen,
Der Anstrengungen werth und der Opfer der Weisen und Tapfern,
Denn der Gute nur glaubt nicht gern an der Menschen Verschlechterung.

Doch es schleichen umher der Eigennutz und die Schwäche,
Jener trotzig und frech, mit frömmelnder Stirne die andre,
Beyde wuchernd um Lohn auf Erden oder im Himmel!
Ein Glück gibt es allein, es ist das häusliche, stille:
Freund seyn und sich geliebt zu fühlen von edleren Seelen;
Deine Schönheit Natur, und o Kunst dein himmlisches Walten,
Hebt uns über die Welt empor und ihre Gebrechen!"
Und indem sie so sprachen, da überraschte sie plötzlich
Schwabing, das freundliche Dorf, und ermüdet sanken die Wandrer
Auf den blumigen Rasen am kühl beschatteten Abhang,
Wo man die Aussicht hat auf den See, den nahegelegnen,
Und erwarteten so die erfrischende Milch und den Butter.

Fortsetzung des Schreibens aus München.

Sie werden aus den Zeitungen gelesen haben, daß unsre Truppen aus dem Felde zurückgekommen sind. Da ich Ihnen stets Alles mittheilte, was große Empfindungen in mir erregte, so müssen Sie mir schon erlauben, daß ich Ihnen den Einmarsch derselben in unsre Stadt etwas beschreibe. Das erste Linien-Infanterie-Regiment König war das erste, welches hier eintraff. Das Wetter war ungünstig, dennoch macht' ich mich auf, und ging den braven Streitern eine beträchtliche Strecke weit entgegen. Ich hatte keinen Freund, hatte keinen Verwandten darunter, aber ich fühlte alle meinem Herzen so theuer, daß ich einem jeden hätte um den Hals fallen, und ihm danken mögen für seine Ausdauer im Ungemach, für seinen Löwenmuth im Streite. Die Mannschaft hatte ganz das Aussehen, welches der Krieg ertheilt; es lag ein hoher, feyerlicher Ernst in den Gesichtern, die Haltung war leicht und edel, und Alles zeugte von Kraft und Gesundheit. Diesen Menschen, dachte ich, ist das Leben ein wahrhaft gewonnenes; sie, an die sich der Tod oft so nah und vielfach herangedrängt, haben ihn gleichsam überwältigt und statt ihrer Körper, wonach er den raubgierigen Zahn gewetzt, ihm feindliche Leichen in den Rachen geworfen. Verzeihen Sie mir, daß ich den Tod hier mit einer wilden Bestie vergleiche; aber ein andres ist ja der Tod, den die Natur herbeyführt, und ein andres der Tod auf dem Schlachtfelde. Jener schließt müde Augen mit sanftem Lächeln, wenn Sie so wollen; aber der blutige Tod der Schlachten erlegt seine Opfer mit eiserner Keule. Um den Sterbenden auf dem Krankenlager sammeln sich theilnehmende Freunde, um ihm die letzten Stunden seines Lebens durch ihren Trost und ihren Beystand zu versüßen. Aber der Unglückliche, den eine Kugel hingestreckt, wälzt sich mit andern verwundeten Kammeraden im Blute, und wenige von den zahllosen Elenden, die da winseln und röcheln nach einer heißen, mörderischen Schlacht, vermag die Hülfe zu retten, wozu die Pflicht und das Erbarmen die Menschen herbeyführt. Wir weinen über den Missethäter, wenn er hingerichtet wird, und doch ist's nur der Tod, den er erleidet. Der Blick auf ein Schlachtfeld zeigt uns aber mehr, als wovor die Schwachen und die Lasterhaften nur beben: hier ist der Tod Tausenden Wohlthat, um die sie mit Innigkeit flehen; denn lebendig verschmachten müssen, ohne Erfrischung, ohne Verband, auf harter, kalter, blutiger Erde — dieses ist mehr als bloß sterben! Ach! und von diesen Helden, welche in der Blüthe ihres Lebens ausgezogen und dem Tode, der Gefahr und allen Verhängnissen des Krieges sich bloß gestellt, um das Vaterland zu retten, von diesen Helden kehren viele nicht mehr. Die bloß neugierigen Zuschauer erblicken ihre Lücken nicht in den Reihen der Heimkehrenden; diese Gemüthlosen, die es nicht wissen, was es heißt, nicht mehr zu kommen, sie fühlen es auch nicht, was es eigentlich um das Heimkehren ist. Diesen Menschen dient Alles zur Zerstreuung ihrer langweiligen Zeit; ihre Herzen sind bereits ausgebrannt für alles Erhabene und Große, wenn sie je solcher Eindrücke empfänglich gewesen, drum suchen sie müßig auf der Straße Stoff, um ein paar Stunden damit aufzehren zu können. Erwartet von Ihnen nicht, daß sie euch Vivat rufen, ihr wackern Helden! erwartet von ihnen nicht eine empfindsame Thräne, Manen der Tapfern, die noch die Fahnen der Heimkehrenden umschweben! Dieses Volk hängt an nichts sein Herz, als an das, was die Sinnen kitzelt und die Neugierde befriedigt. Aber da haben sich Aeltern, Brüder, Verwandte versammelt, da steht das theure Weib und das liebende Mädchen — sie laßt euch begrüßen, ihr warmer Handschlag und ihre innigen Küße, die überströmenden Augen und

die heftig klopfenden Herzen — Krieger, das thut wohl, wie der Siegesmarsch und wie das lohnende Bewußtseyn in der muthigen Heldenbrust! — Ja, theure Freundin, es war ein Anblick, der mit nichts zu vergleichen ist, diese Scenen des Wiedersehens — nach so gefahrvoller Trennung zu sehen. Es war der schönste Triumph der Menschlichkeit auf jene schreckensvollen Tage, wo Ehre, Pflicht und selbst die Religion es diesen Tapfern geboten, zur Befreyung ihres Vaterlandes ihr eignes Blut und das ihrer Feinde zu vergießen; in diesen Stunden des Wiedersehens kehrte das Herz wieder in seine heiligen Rechte und das Gefühl so zarter Menschlichkeit machte, indem es in so rührenden Scenen hervortrat, den Krieger liebenswürdig zugleich und furchtbar.

Die Trommeln wirbelten, die Soldaten traten in Reihe und Ordnung und sieh', ein schöner, junger Held, der mit an der Spitze war, als sie ausgezogen in den Krieg, der in Schlachten mit ihnen gekämpft und durch das Feuer seines Muthes und die Unerschrockenheit seines Geistes sie stolz auf seine Führung gemacht: Er, der fürstliche Sprößling, der ihnen vorausgeeilt war auf seiner Rückkehr nach dem königlichen Vaterhause, er naht jetzt heran, um seine tapfern, siegreichen Kampfgenossen hereinzubegleiten in den friedlichen Bezirk jener Mauern, die zugleich mit der Stadt auch den erhabenen Sitz umschirmen, worauf der **Vater des Vaterlandes** an der Seite der **besten Königin** thront. Für die Stadt nicht allein, sie haben für die heiligen Rechte des Thrones, sie haben für die Sicherheit des Vaterlandes gefochten, diese Löwenritter im Kampfe. Drum sind sie herausgeströmt die treuen Bewohner der glücklichen Hauptstadt, um freudejubelnd den Einzug der Sieger zu verherrlichen, drum reicht das dankbare Vaterland ihren Fahnen den Lorbeerkranz, drum feyert München den Tag ihrer Heimkehr als ein Fest, das die reinste, patriotische Freude erhöht.

Es war ein bezaubernder Anblick, meine Freundin, die schöngeschmückte Jugend mit Lorbeerkränzen und Blumensträußen zu erblicken, und ich fühlte mich in dem feyerlichen Augenblicke, wo der Empfangsact vor sich ging, so durch und durch erschüttert, daß ich mich aus der Menge hinwegbegeben mußte, um mein Herz in Thränen ausschütten zu können. Neben den beyden Lorbeerkränzen, die man an den Siegesfahnen befestigte, dachte ich bey mir selbst, hätte man noch einen dritten in Bereitschaft setzen sollen. — Sie fragen, wozu? Ich würde ihn auf das Bajonett des ersten Grenadiers gepflanzt haben, und ein schwarzes Band, das um ihn hätte geflochten seyn müßen, würde der gerührten Menge gesagt haben: So ehren wir mit treuem Gedächtniß die Helden, die in unsern Reihen für das Vaterland sind gefallen! — Die Welt mag mich wohl wunderlich finden, aber meine Schuld ist es nicht, daß ich die Welt noch wunderlicher finde!

Später rückte das Vte National-Feldbataillon München hier ein. Auf seinem Wege kam es an der Stelle vorbey, wo es voriges Jahr gerade um diese Zeit im Lager gestanden. Da nickte wohl mancher Geist seinen stillen Gruß ihnen aus dem Walde zu und flüsterte leise:

Lebt wohl, ihr Brüder,
In einer andern Welt wieder!

Dieses Bataillon wurde, so wie die Artillerie, welche am gleichen, so wie am folgenden Tage hier einrückte, auf dieselbe feyerliche Weise bewillkommt, wie das früher hier eingetroffene erste Linien-Infanterieregiment König.

Gegenwärtig, liebe Freundin, besitzen wir die Eliten der Linientruppen hier. Es sind Grenadier-Kompagnien von allen Regimentern, Leute vom schönsten und kräftigsten Schlage, die ganz geeignet sind, eine königliche Garde zu bilden. Die Nationaluniform, über die ich Ihnen lange nichts mehr geschrieben habe, ist wirklich durch eine königliche Verordnung der Nationalgarde III. Klasse vorgeschrieben worden, und wird bereits von sehr vielen Gardisten getragen, da es nicht an Ermunterung dazu fehlt, und die eben so solide als für das Auge wohlgefällige Tracht sich jedem, der nur etwas Geschmack besitzt, und den sonst keine Nebenrücksichten an's Alte fesseln, ohnedieß schon empfiehlt. Dagegen scheint eine andere Tracht hier sehr aufzufallen, nämlich die englische. Die Männer dieser Nation, deren einige hier sind, tragen noch Fraks nach einem Schnitte, der bey uns schon seit Jahren aus der Mode gekommen; sie sind knapp und zugestutzt und die Hüte nur unmerklich geändert. Die Damen fesseln ungemein die Schaulust der neugierigen Menge, doch habe ich zum wenigsten gefunden, daß ihr Anzug mehr seltsam, aber nichts weniger als geschmacklos ist. Sonderbar aber kam es mir vor, eine Dame sich gar entsetzlich über diese Tracht lustig machen zu hören, welche doch einen Hut auf ihren Kopf gepflanzt hatte, der zu den geschmacklosesten gehört, die je im Reiche der Mode mögen erfunden worden seyn. Er sah aus wie eine russische Grenadiermütze, ging rückwärts tief in's Genick hinab, hatte am Hinterkopf eine Form, die einem Auswuchs des Kopfes angepaßt zu seyn schien und lief nach der Spitze zu fast in einem Halbzirkel vorwärts; von oben gegen die Stirne herab bog er sich dagegen ein. Das Ganze war mit Bändern und Bauschen besteckt und behesstet, daß es das Ansehen von etwas, ich weiß selbst nicht was, mehr aber von einem bocksledernen Schlauch als von einem Damenhut hatte. Und das Frauenzimmer, welches ihn trug, lachte über das kleine Häubchen der Engländerin — ! ! ! Adieu!

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 9. Juli.

Fortsetzung der Idylle in mehrern Gesängen.

Die Siesta.

Reinlich, im dörflichen Putz, erscheint die bewirthende Milchfrau,
Bringt wohlschmeckendes Brod und den frischbereiteten Butter,
Dann die erquickende Milch und den süßen, glänzenden Honig.
Und nachdem sie geruht und der lieblichen Kühle genoßen,
Lagerte sich um das Mahl voll inniger Lust die Gesellschaft.
„Sagt, was kümmert der Mensch, so begann die Tante zu reden,
Viel sich um prunkende Kost, die gewürzreich kitzelt den Gaumen,
Aber den Magen verdirbt und in Gift verwandelt die Säfte.
Scheint es mir doch als hätte gesorgt für alle Geschöpfe
Gütig die Mutter Natur! O seht' das wallende Korn dort,
Wie so herrlich es steht! und schaut den saftigen Frucht-Baum!
Seht, wie summet um's Haus der Bienenschwarm so geschäftig!
Wie so staatlich einher nach der Weide schreitet die Heerde!
Fülle der Nahrung wohnt in der Kühe strotzenden Eitern;
Munter tanzet der Stier; es hüpft das Lämmchen vor Freude
Und das Böcklein ergötzt sich gar mannichfaltig an Sprüngen.
Seht, im reinlichen Hof stolziret gar herrlich ein Ritter;
Roth erglühet der Kamm auf dem buntbefiederten Kopf ihm.
Eh' noch das Morgengeläut aus dem Schlafe wecket die Dörfer,
Tönt sein schmetternder Ruf schon herab vom dampfenden Miste,
Wo ihn das Damengefolg beym Levér gar artig bewillkommt.
Diese stärkende Luft, wie athmet so heiter die Brust sie!
Wie so anders erquickt das ländliche Mahl doch im Freyen,
Als die städtische Kost; und säß' ich im fürstlichen Prunksaal,
Keine der Speisen fürwahr, so köstlich sie düften, so kunstreich
Sie der Köche Geschmack erfunden, behagte so wohl mir
Als womit die Natur uns hier bewirthet so einfach.
Seht den Städter doch an, der vom Morgen schwelget bis tief die
Nacht am Himmel erscheint. Hohl ist sein Auge und düster
Und sein Muth ist erschlafft und verdorrt die Frische der Jugend.
Rüstig fühlt sich und stark dagegen der muntere Landmann,
Ob auch mager die Kost und die Arbeit hart und beschwerlich,
Desto lauterer ist sein Sinn: er fühlt sich zufrieden."
Und indem sie so spricht, bringt ein rothbackiges Mädchen
Die gesottene Milch in reinlicher Schaale dem kleinen
Peppy, der eben erwacht; ihn trug, den schlummernden Engel,
Auf dem Arm mit Bedacht bis nach Schwabing die gütige Tante.
„Seht, so spricht nun Emil, wie sich sammeln des Hauses Genossen,
Wenn es winterlich stürmt, um des Heerdes gesellige Flamme,
Wo man bey dampfendem Thee und Tabak den Abend verplaudert,
Also, wenn brennend die Glut des Sommers lodert vom Himmel,
Sitzt im Kreise herum, von der duftenden Laube beschattet,
Bey erfrischender Milch am heißen Mittag' die Gesellschaft,

Sagt', was treiben wir nun? ein Spiel, so dächt' ich, vertriebe
Wohl am besten die Zeit; drum rathet, was wollen wir spielen?"
Und sie stimmten hierauf in die Runde, ein's nach dem andern,
Vielerley rathend und doch schnell wieder verwerfend den Einfall,
Bis Virginie zuletzt angab das Spiel des Vergleichens.
„Seht, ich denk' mir ein Ding, so beginnt sie des Spieles Erklärung,
Und ihr sagt mir alsdann womit ihr vergleicht das Gedachte.
Hab' ich's genannt, so beweist, warum ihr es also verglichen.
Manchmal paßt sie wohl gut, man könnt' sie nicht besser ersinnen,
Oft auffallend verkehrt belustigt als Scherz die Vergleichung.
Sagt nun, womit ihr vergleicht, was im Augenblick' ich mir denke?"
Und Guido vergleicht es mit einem Felsen behende;
Laura hierauf mit der Nacht und dagegen Emil mit dem Tage,
Adelaide vergleicht es mit einem Nagel; bedenklich
Spricht die Tante: „ich will's mit einem Stabe vergleichen."
Und drauf reimend versetzt Terentia: „ich mit dem Grabe."
„Nun, so fragte Virginie mit lächelnder Miene Guido:
Wissen möcht' ich nun wie sich verhält ein Felsen zur Freundschaft?
Wohl, versetzt er darauf, gleicht trefflich dem Felsen die Freundschaft:
Denn wie er fest im Meer dasteht, den Stürmen und Wogen
Unerschütterlich trotzt und ruhig den Gipfel emporträgt,
Wenn ihn Gewitter umzieh'n, zum hohen, ewigen Himmel;
Also, erhabenen Blick's und standhaft raget die Freundschaft
Hoch auf Erden empor, beschützend mit mächtigem Schilde
Gegen Gefahren und Noth den Unterdrückten im Leben. —
Und ich vergleiche sie mit der Nacht, spricht Laura voll Tiefsinn,
Weil sie die Stille liebt, und so ernst ist und so verschwiegen,
Und den wenigen nur, die ihr treu anhangen und redlich,
Gleich dem lieblichen Strahl der Nacht im Verborgenen leuchtet.
Wohl, so wendet Emil das Gleichniß, läßt mit dem Tag auch,
Weil er so offen wie sie, sich vergleichen die himmlische Freundschaft.
Wie das erquickende Licht die ermattete Blume emporhebt,
Richtet in stürmischer Zeit sie des Dulders gesunkenes Haupt auf,
Und würzt doppelt die Lust des Lebens in seligen Tagen. —
Einen Nagel vergleich' ich nicht ungegründet die Freundschaft,
Spricht, als die Rede sie trifft, gar sinnvoll Adelaide;
Sie befestigt die Herzen an Gott durch hohes Vertrauen,
Denn wo die Freundschaft wohnt, die wahre, da wohnet der Glaube,
Und wo zwey sich versammeln in Gott, da ist er der dritte. —
Was dem Müden der Stab, das ist uns allen die Freundschaft,
Spricht die Tante, — und ich, so schließet Terentia die Reihe,
Folge nicht nur dem Reim, buchstäblich sprech' ich den Satz auch:
Was dem Müden das Grab, das ist uns allen die Freundschaft.
Als an Guido nun kam die Reihe, sich etwas zu denken,
So verglich mit dem Frühling es Laura, Emil mit der Liebe,
Mit der Natur die Tante, Terentia mit dem Gemüthe,
Mit den Sternen Virginie und Adelaide mit Milchbrey. —
Denn, spricht Laura, es ist die Kunst ein ewiger Frühling;
Unser Leben verwelkt, doch jugendlich blühet sie immer,
Und wie an Blumen reich und an Blüthen der liebliche Maimond,
Also prangt sie gar schön an Tönen und Farben und Bildern. —
Und wie die Liebe ist sie ein innres, heimliches Walten,
Spricht begeistert Emil; sie glüht, ein göttlicher Funke,
Für das Heilige, wie für das angebetete Schöne
Glüht das liebende Herz; ja sie selbe gestaltet nur Schönes,
Wie wir an Raphael es und den großen Meistern erblicken,
Die nur, weil sie geliebt, so kunstreich formten die Schönheit. —
Was in der großen Natur der Gottheit schaffende Allmacht,
Ist der Mensch in der Kunst, so spricht voll Würde die Tante. —
Was mit geistigem Aug', so führt die Vergleichung Terentia,
In der großen Natur geschaut der begeisterte Künstler,
Das gestaltet sich erst in seinem Gemüthe zu jenen
Ideale, wonach er bildet das göttliche Kunstwerk.
Drum ist tief das Gemüth, wie der Kunst unendlicher Himmel —
Wie die Sterne so mild, und das Herz erhebend zum Himmel

Wie ihr lieblicher Schein, so, spricht Virginie, scheinet
Mir die göttliche Kunst: sie verklärt das Irdische himmlisch! —
Alle hatten verglichen, nur Adelaide noch stockte.
Schwer, so sagt sie nach langem Bedenken, mag' ich vergleichen
Was so hoch ist und hehr, mit gemeiner irdischer Speise.
Doch jezt fällt mir es ein; was dem Kinde als Nahrung der Milchbrey
Ist dem Geiste die Kunst; sie, eine Speise der Götter,
Ist, schon hienieden gereicht, ein Vorgeschmack uns des Himmels. —
Sagt, womit ihr vergleicht, so frägt nun Laura die Andern,
Was ich mir denke jezt? — Und Emil vergleicht es mit einem
Becher köstlichen Wein's, mit einem Karfunkel Guido;
Einem Schachte vergleicht es die Tante, Terentia mit Perlen,
Adelaide mit einem Pantoffel, endlich Virginie
Mit dem Gotte Saturnus. — Warum, frägt Laura behende,
Willst du doch mit Saturnus deine Augen vergleichen?
Und die es nicht vermuthet, Virginie entgegnet der Freundin:
Wie vergänglich die Zeit, die er vorstellt, also vergänglich
Ist auch der edelste Theil an des Menschen Körper, die Augen. —
So nicht rede, o Freundin, vielmehr laß mir die Vergleichung,
Sprach, mit schmeichelndem Ton einfallend, die liebende Laura:
Als Saturnus geherrscht, da blühten noch goldene Zeiten;
Goldene Stunden blüh'n, wenn du, o Freundin, bey uns weilst! —
Wie, so redet Emil, der Wein das menschliche Herz labt,
Also erquickt ein Strahl aus den schönen, bezaubernden Augen
Jedes Menschen Gemüth; und wie, wer tief in die Schaale,
Die ihm mit Nektar gefüllt Lyäus, tauchet die Lippen,
Leicht sich fühlet berauscht, so rath' ich, zu tief nicht zu blicken
In so leuchtende Glut, es geräth in Flammen das Herz sonst. —
Wie des Karfunkels Schein den Sinn, den mystischen, fesselt,
Spricht Guido, so zieh'n mich diese begeisternden Augen
Mächtig und wunderbar in eine romantische Traumwelt. —
Wie im nächtlichen Schacht, so spricht die Tante, das Gold glänzt,
Also funkelt der Glanz in Virginiens himmlischen Augen. —
Laßt sie mit Perlen mich vergleichen, so rufet Terentia;
Aber die köstlichsten auch der Perlen sind nicht so schimmernd;
Eine Perle nur weiß ich, womit ich sie einzig vergleiche,
Diese Eine, sie ist der Schönheit himmlische Perle.
Und nachdem sie bedacht sich, redet nun Adelaide:
Wie dem Pantoffel sich schmiegt gehorsam in sclavischer Ehe
Der geduldige Mann, so beugt vor dem mächtigen Zepter,
Den mit Winken versteh'n so himmlische Augen zu führen,
Sich der Liebende gern — Und lächelnd sprangen nun alle
Von den Sitzen empor; kühl nahte und freundlich der Abend
Und zur lustigen Fahrt lud nun der glänzende See ein.

Alterthumskunde.

Aarau bey Heinrich Remigius Sauerländer, 1814.
Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit. Mit Beyträgen zur Künstlerentwickelung. Von G. Freyherrn v. Seckendorf genannt Patrick Peale, Doktor der Philosophie und Privat-Docent an der Universität zu Göttingen. Mit 6 Kupfertafeln und 196 S. in 8.

Jezt, wo Europa der Friede wieder gegeben ist, wo zum wenigsten jener Druck nicht mehr existirt, welcher vorher auf dem Stande der Gelehrten gelastet, jezt ist es wieder Zeit, daß die Wissenschaften und schönen Künste diejenige Pflege erhalten, deren sie nothwendig bedürfen, wenn nicht unser Zeitalter in den Zustand der größten Barbarey zurücksinken soll. Es beginnt für den, welcher die wahre Freyheit zu schätzen weiß, das gesegnetste Zeitalter. Fast überall, wo wir hinblicken, sitzen Monarchen auf den Thronen, welche selbst Freunde, Beschützer, ja sogar Eingeweihte der Pallas sind. Herr Baron v. Seckendorf bringt seinem teutschen Vaterlande ein herrliches Friedensgeschenk; es sind Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit. Es gefiel dem Hrn. Verfasser, sich neben seinem rechten Namen noch Patrick Peale zu heißen. Wir Teutsche, die wir einen Jean Paul, Novallis rc. besser kennen, als einen Friedrich Richter und Baron von Hardenberg, wissen, was dieses bedeuten soll. Es ist höchst interessant die Person und die schriftstellerische Tendenz des Hrn. Baron v. Seckendorf kennen zu lernen und wir glauben deßhalb unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir Ihnen die von ihm selbst verfaßte Vorrede zu diesen Vorlesungen mittheilen, da ihr Inhalt völlig geeignet ist, Ihnen seine Bekanntschaft in beyderley Hinsichten zu verschaffen. Hier folgt sie:

„Die Schreckbilder der Lützner-Schlacht am 2. Mai des Jahrs 1813 lagen düster auf meiner Seele. Nie hatte ich den Mord so entzügelt und so nahe gesehen als an diesem Tage, während mein heißes Gebet zu Gott aufstieg, flehend, daß aus jenem schrecklichen Blutvergießen Teutschlands Befreyung, Eintracht und

Friede hervorgehen möchten. Ich hatte die Ermannung, ich hatte die Tugend und Seelengröße Preussens gesehen, als sein König zu den Waffen rief. Es schien mir unmöglich, daß der Allmächtige und Allgerechte den Sieg verweigern würde denen, die nicht mit Raubbegierde in den Kampf traten, sondern mit den Gefühlen des Rechts und voll Edel-Muth. Und doch wendete sich der Sieg auf die Seite Frankreichs, dem ich ihn nicht wünschen konnte. — Da sank es dunkel auf meine Seele! Aber ein neues Licht trat hervor und in meinem Innersten sprach eine Stimme: und doch ist Gott gerecht, und doch wird er sein Volk erretten! Was ist der Kampf auf Erden, wie klein ist er! und träten die Völker aller Erdtheile in die Schranken, wenn man ihn vergleicht mit der Sicherheit, mit der Unabänderlichkeit, mit welcher die Gestirne ihre Bahn durchlaufen, viel größere Gestirne, als dieser Planet. So empfand ich es, aber ich konnte dennoch länger nicht das Gefühl der Wehmuth mir vergrößern wollen, durch den Anblick der Unglücklichen meines geliebten Vaterlandes Sachsen. Ich war zu ohnmächtig ihnen zu helfen! Die Brust mit heiligen und ernsten Gefühlen erfüllt, trat ich daher eine Reise an nach Baiern und in die Schweiz. — Hier in der Schweiz sah ich den Frieden, sah die große Natur und fand der Menschen so viele, deren ich mich mit wahrer Achtung stets erinnern werde. Gastfreundlich ward auch ich, wie so viele aufgenommen, welche der Krieg hieher scheuchte, und dem Gesammteindruck, den die Schweiz und ihre Bewohner auf mich machten, verdanke ich es allein, daß ich wenigstens so viel Gemüthsruhe fand, um die Aufsätze ausarbeiten und ordnen zu können: welche ich hier dem Publikum mittheile.“

„Wie man dem Nelkenstock Senker entnimmt, die im mütterlichen Boden wurzeln, so auch verhalten sich die hier erscheinenden Aufsätze zur allgemeinen Lehre vom Schönen. Ich hatte dießmal die bildende Kunst mir zum Gegenstande gewählt, und es ist daher dieses Büchlein vor allem dem bildenden Künstler und Freunden der bildenden Kunst gewidmet. Findet es eine günstige Aufnahme, so werde ich ähnliche Aufsätze künftig erscheinen lassen, welche die übrigen Zweige der Kunst zu Gegenständen haben.“

„Die Vergleichung der Kunst des Alterthums mit der neuern Kunst, welche in diesem Bändchen den Anfang macht, trug ich in drey Vorlesungen an mehrern Orten vor. Sie ist hier ausgeführter angestellt, als bey dem auf wenige Stunden eingeschränkten Vortrage. Sechs Zeichnungen begleiten sie, welche nach Darstellungen aufgenommen worden sind, mit denen ich jenen Vortrag begleitete.“

„Der zweyte Aufsatz: Beyträge zur Künstlerentwicklung, kann, hoffe ich, dem Künstler nicht allein, sondern auch dem Dilettanten von einigem Nutzen seyn. Hieran schließen sich noch zwey Aufsätze: Für die Beschauung der Bildergallerien und Antikensammlungen; und: Die Künstler, eine flüchtige, psychologische Parallele. Beyde enthalten nur fragmentarische Andeutungen. Warnung vor dem Uebel ist mehr ihr Zweck, als unmittelbare Nachweisung dessen, was geschehen sollte.“

Dieses sind seine Worte, welche er am 28. Oktober 1813 zu Winterthur auf der Reise schrieb. Sie sind die eines hochherzigen, gemüthvollen Teutschen. Als ich Hrn. v. Seckendorf auf seiner Reise nach der Schweiz in München kennen lernte, fand ich denselben offnen Denker, denselben Mann nach dem Herzen Gottes an ihm. Es war eine Stunde, die zu den schönsten meines Lebens gehört, welche mir seine lehrreiche und unterhaltende Gesellschaft verschaffte. Er durchflog München nur, um sein von den Stürmen der Zeit hart bedrängtes Gemüth auf jenen Höhen zu erheitern, wo, wie der Strahl des Tages auf den Spitzen der Berge, so auch die Sonne eines bessern, eines friedlichen Lebens am längsten verweilte. — Die Friedenssonne ist nun über ganz Europa aufgegangen; alle Teutsche theilen jezt ein brüderliches Gefühl, und führt den tiefen Forscher der bildenden Kunst sein Schicksal je wieder durch München, so mag sein Aufenthalt, zur Freude seiner Bekannten und Freunde, ganz gewiß länger hier dauern, als es bey seiner lezten Durchreise geschah.

S—r.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 13. Juli.

Fortsetzung der Idylle in mehrern Gesängen.

Die Schifffahrt.

„Sieh," so redet Emil zu Guido, als am Gestade
Des romantischen See's sie wandelten fröhlich und heiter,
„Wie in Gruppen umher sich lagert das Volk an den Ufern!
Zwischen dem grünen Gebüsch, wie schimmern der Mädchen Gewänder,
Und wie schwebet ihr Gang so leicht, als ob sie den Boden
Kaum berührten im Flug! Zur Seite schreiten mit ernstem,
Abgemessenen Schritt die Aeltern und die Verwandten,
Und verstohlenen Blicks rückwärts die scheuen Verliebten.
Fernher rauschet Musik; im Gehölz dort hinter dem Hafen
Hüpft der Tanzenden Schaar mit geschwinden, beflügelten Schritten.
Vielmal wandert der Krug dort unter den Bäumen zum Keller,
Und auf glühendem Rost zischt unaufhörlich die Bratwurst.
Zahllos drängt sich heran die lustige Menge zur Schifffahrt
Und ein Plätzchen wohl schwer, so fürcht' ich, bekommen wir heute." —
Hastig eilet voran und bestellet den Schiffer Guido
Und schon steiget behend in den Kahn die ganze Gesellschaft.
Froh ertönet Gesang, hoch flattert vorn am Verdecke
Weiß die Fahne und blau, und so auch am Hut des Piloten
Der befiederte Busch. Und Guido spricht zur Gesellschaft:
„Gleich dem Leben erscheint, wenn man's vergleichet, die Schifffahrt;
Munter segelt hinaus in die Welt der hoffende Schiffer;
Frisch zu gewinnen das Glück, die Freude zu haschen im Fluge
Strengt er die Kräfte an und handhabt Steuer und Segel.
Weithin treibt ihn der Kiel, er lernt der entlegenen Länder
Sitten und Sprachen versteh'n und sammelt sich Kenntniß und Reichthum.
Während der Bürger daheim einförmig die gleichen Geschäfte
Die alltäglich den Mann ernähren, gemächlich betreibet."
„Aber, erwiedert Emil, bedenklich dünkt mir die Fahrt doch;
Wie der Schiffer gestellt sein Glück auf schwankende Wogen,
Also zerfließt es gar leicht und reißt ihn hinab in den Abgrund.
Sieh', wie freundlich sie glänzt, die kühle, schmeichelnde Welle!
Ihr Gemurmel wie sanft! Wie gleitet über die Tiefe
Sie so munter hinweg! es scheint, der unendliche Himmel
Senke sich liebend herab, um in den krystalenen Wellen
Frisch zu färben sein Blau; es spiegeln die grünen Gebüsche
Sich in der glänzenden Flut und selber laden den Schiffer
Zum erquickenden Bad die linden, lieblichen Wellen.
Doch er steuert hinaus, ihn locken die falschen Syrenen
Auf die einsame Höh', wo weit die Ufer verschwinden!
Weh', nun übt den Verrath der tückische Freund an dem Opfer,
Das er so schmeichelnd gelockt in die falsche, verderbliche Schlinge!
Müde sitzt er im Kahn, der arme Betrogne, und langsam
Geht und träge die Fahrt; denn plötzlich schweigen die Winde,
Und der kräuselnde See wird flach und düster und dunkel.
Aengstlich schaut der Pilot umher und sieh', da erhebt sich
Am mittäglichen Saum des Himmels schwer ein Gewitter;
Und schon kocht es und gährt; schon peitscht die schäumenden Fluthen

Dumpferbrüllend der Sturm, daß in tobender Wuth sie zum Himmel
Schleudern den krachenden Kahn des hart bedrängten Piloten."
Aengstlich rückten, indem er so sprach, die Mädchen zusammen,
Und ein kräftiger Schrey entfährt den von Schrecken Ergriffnen
Als beschlossen Emil die Furcht erregende Schildrung.
Froh, als ob sie entfloh'n des Schiffbruchs schrecklichen Nöthen,
Sprangen sie nun an's Land, als an einer Insel der Kahn hielt,
Die, in Mitte des See's, einsiedlerisch ladet zur Einkehr
In ihr grünes Asyl den Freund der ernsten Betrachtung.
Allen war es so wohl, es war so feyerlich Allen,
Daß sie verstummten lang und versanken in selige Wehmuth.
„Liebst du die Einsamkeit?" so redete Laura zur Freundin.
Und wie Flötengetön, wie der Aeolsharfe Gesäusel
Tönt es ihr lieblich und sanft von Virginiens duftenden Lippen:
„Gerne weil' ich allein, doch fühl' ich mich, Freundin, allein nicht,
Wenn ich auch einsam bin! denn stört das laute Getümmel
Nicht den sinnenden Geist und bin ich geschieden von Aussen,
Sieh' da thut sich in mir die geheime, innere Welt auf,
Wo die Erinnerung wohnt und das süße, gemüthliche Träumen.
Du auch kennest den Ort, wohin, der Wirklichkeit müde,
Wie in sein heimatlich Land der Geist so gerne sich flüchtet.
O mir ist es so lieb', den Blick gewendet nach Innen
Zu verweilen allein im stillen Reich der Gedanken;
Seltsam ziehen vorbey, gleich einer Geistererscheinung,
Bilder der Jugendzeit; aus der Kindheit Tagen herüber
Dämmert manch' liebliches Bild, und in Blumen spricht dich und Tönen
Die Vergangenheit an; du fühlst dich nah den Entfernten,
Und die selber das Grab verschlang, sie zeigen sich sichtbar:
Denn es trennet der Geist, der verwandte, nie sich vom Geiste!
Was herbey mir geführt in wechselnden Scenen das Leben,
Sey's mir gewogen und hold, sey's ein mir feindliches Wesen,
(Seinen Dämon ja hat, wie seinen Genius jeder)
Sieh', das prüf' ich nun ernst; hier eign' ich die Freude mir recht an;
Und indem ich den Schmerz und das nothwendige Uebel
Ruhig ertrage und fest, so söhn' ich so mit dem Schicksal
Voll Ergebung mich aus. Du weißt, ich liebe die Dichtkunst,
Und so fällt mir gar oft aus Schiller ein himmlisches Lied ein,
Das mich beruhigt und stärkt, auch wenn ich nicht mehr allein bin. —"
„Ja, es wohnt im Gesang, so rief Emil voll Begeistrung
Eine himmlische Macht, die den Menschen erhebt und beruhigt,
Süße Thränen entlockt sie und schmilzt zu seliger Wehmuth
Das beklommene Herz. O seht, es ladet die Stille
Zu Gesängen uns ein; laßt uns wetteifernd verkünden,
Was den Busen erfüllt, in ungeregelten Weisen!"
Und sie schickten sich an, wie einst auf Arkadiens Fluren
Es die Hirten gepflegt, zu beginnen in Liedern den Wettstreit.
Von der schönen Natur sang ungekünstelt die Tante,
Und von der bildenden Kunst Terentia; Adelaide
Sang von der Tugend ein Lied. Guido rühmte die Liebe
Und wie Flammen entquoll's von des Sängers begeisterten Lippen,
Zu den Sternen empor trug ihn der tönende Fittig
Des Gesanges; doch jezt sank er zur sanfteren Klage,
Gleich der Wolke herab, die mit Thau befeuchtet die Erde,
Und ihm perlten selbst der Wehmuth Thränen im Auge!
„Dich besang ich," so schließt sein Lied in lieblichen Lauten,
„Glück der Liebe! weh' mir, daß so tief, so heiß ich empfinde
Liebe, dein goldenes Glück! ach wer, wie reich du beseligst,
So unendlich ermißt, der fühlt auch, was um der Liebe
Bittere Leiden es ist! Wie so melancholisch ihr flüstert
Stille Gebüsche umher! Wo anders, friedliche Insel,
Möcht' ich ruhen als hier, von Welt und Menschen geschieden,
Wenn die Liebe dereinst ihr Paradies mir versagte.
Ach wo weint' ich sie wohl, die Thränen unglücklicher Sehnsucht
Ungesehner als hier? wo könnt' ich einsamer klagen,
Und wo anders als hier wünscht' ich zu schlummern im Grabe?"
Und nachdem er geendet, erhob sich Laura begeistert:
„Freundschaft singet mein Lied", so beginnt sie erhabenen Schwunges,
Und hinrauscht der Gesang, wie Sternenflug und bemächtigt
Durch der Töne Gewalt sich tieferschütternd der Herzen. —
„Und ich singe ein Lied aus der Kindheit seligen Tagen,"

Also begann hierauf in provenzalischer Zunge
Märchenhaft den Gesang Virginiens himmlische Stimme.
Wie im Schimmer des Mond's ein Gang durch die einsame Waldnacht,
Zauberte vor den Geist gar wunderbare Gestalten
Ihr romantisches Lied. Es liegt in schweigender Zelle,
Während vom Thurme herab das Mettenglöcklein der Nonnen
Nächtlich rief zum Gebet, vor der Jungfrau heiligem Bildniß
Auf den Knieen ein Kind; es weiß sich vor innerer Wehmuth
Nicht zu faßen und weint. Und sieh', zu Perlen gestalten,
Zu hellleuchtenden, sich der Andacht glühende Thränen;
Engel des Himmels nah'n, sie aufzusammeln in Schaalen
Und die Himmlische spricht mit milden, lieblichen Mienen:
„Diese Thränen, sie sind aus klarem Brunnen geflossen,
Und so nehm' ich sie auf in meine Krone als Perlen.
Wo du auch wandelst einst und wie sich bekennet dein Glaube,
So du zur Gottheit fleh'st, die die Unschuld schützt und bewahret,
Sey getröstet, mein Kind, ich werde dein Flehen erhören!" —
Und Virginie singt, wie mit dem Kinde das Schicksal
Es im Leben gefügt, wie's oft in einsamen Stunden,
Wenn es zum Himmel gefleht, ein leises Tönen vernommen,
Gleich dem Mettengeläut im fernen Kloster der Nonnen,
Das es verlassen gar bald, um weit zu zieh'n in die Fremde,
Wo in fremder Sprache vor andern Altären es betet;
Und wie die Heilige oft in der Ferne treu ihm erschienen,
Mehr als verklärtes Bild der zarten, weiblichen Tugend,
Wie es der Glaube lehrt der neuen verständigen Kirche,
Denn als himmlische Braut, als Unbefleckte und Reine,
Wie sinnvoller sie uns der alte Glaube noch aufstellt. —
Kühler wehte der Wind; da rief im Gesange zur Abfahrt
Mit dem Schiffer Emil und dankte der ländlichen Gottheit,
Welche die Insel bewohnt, für die schöngenossene Stunde.
Und es schwebte der Kahn im Mondschein über den See hin,
Gleich dem Silbergewölk, das eben am Himmel dahinschwamm.
Freudig staunten sie all', als nun sie gelandet am Ufer,
Ob der unendlichen Pracht, die ausgegossen der Abend
Auf die ganze Natur, und freuten sich innig der Heimkehr.

Die Künstler,
eine psychologische Parallele *).

So gewiß man die Künstler auch Dichter nennen muß, sobald sie sich in das Gebiet der Poesie aufschwingen, so gewiß auch der Dichter ein Künstler ist, so kann er doch in die jetzt anzustellende Parallele nicht mit hinzugenommen werden. Er soll, damit er Dichter im höchsten Sinne werde, auch stets der vielseitigste an Kenntnissen und Empfindungen seyn. In dieser Vergleichung können nur aufgeführt werden, der Compositeur, der Sänger, der Bildhauer und Maler, oder der bildende Künstler überhaupt, der Virtuos auf einem Instrumente, der Schauspieler und Tänzer. Ich bin überzeugt, daß man mir eingestehen wird, daß ich diese insgesammt hier sogleich in der Rangordnung aufgeführt habe, die ihnen die Welt ertheilt, wenn gleich sie selbst oft darüber mit einander im Streit liegen. Daß man ihnen diese Rangordnung ertheilt, muß doch einen Grund haben, und wäre es auch ein höchst willkührlicher, wie ihn jede Rangordnung hat. An einem oder dem andern Orte ordnet man sie zwar nach dem, wie die allgemeine Liebhaberey sich bald für den musikalischen, bald für den bildenden, oder für den theatralischen Künstler entscheidet; an andern Orten richtet man sich nach dem Gelde, welches der Künstler erwirbt, am häufigsten aber sieht man sie selbst wie Geld an und taxirt sie nach der Seltenheit des Metalls. Der Compositeur indeß steht fast allenthalben oben an. Eigentlich tanzt die halbe Welt zum wenigsten, und es gibt der guten Tänzer viele, auch wenn sie kein Ballet tanzen können. Dies ist wahrscheinlich der Grund, warum man den Tänzer zuletzt nennt. Bey den Griechen ward der Tänzer sehr hochgeschätzt, doch waren die Tänzer jener Zeit vielleicht im höhern Grade Künstler, als die jetzigen. Es gibt auch viele, welche das wirkliche Leben zur Schau spielen, daher nimmt man den Schauspieler zunächst dem Tänzer, indeß gesteht man doch ein, daß gute Schauspieler so selten sind, wie Rothgüldenerz in großen, schönen Kristallen. Den Maler und Bildhauer muß man schon noch höher stellen, denn der klassischen werden nur wenige geboren, und dann, sie könnten sich beym Portraitiren rächen. Virtuos und Sänger sellen die vornehmen Dilettanten akkompagniren, mithin darf man sie nicht zu geringfügig betrachten.

Dem Künstler, welcher Art er auch sey, gab die Natur eine sehr lebhafte Phantasie. Er hat stets eine zweyte Welt in sich, die mit der wirklichen nur allzu oft im Widerspruch steht. Die Menschen erfreuen sich gern dieser Welt, aber sie mögen den Widersprecher nicht, darum sind die Künstler oft nur an sich selbst gewiesen, oder wenn man sie sucht, will man weniger sie, als ihre Kunst. Es gibt der

*) Als Probe der in unserm vorhergehenden Blatte angerühmten Schrift des Hrn. v. Seckendorf.

Beyspiele, daß Künstler geizig waren, doch keiner war es unbedingt; irgendwo zeigte es sich stets, daß sie das klingende Gut doch geringer schätzten, als die ideelle Welt in ihnen selbst. Vielmehr zehrt Genuß-Liebe den phantasiereichen Menschen am häufigsten aus. Künstler sind leicht zum Stolz geneigt, weil sie sich leicht einer Ueberlegenheit über die prosaischen Menschen, vornämlich im Maaß der Empfindung, bewußt werden können. Klugheit ist diesen, Gewalt des Gefühls dem Künstler gegeben. — Wie solche allgemeine Eigenschaften des phantasiereichen Menschen sich moduliren in den verschiedenen Arten der Künstler, das würde eigentlich die Aufgabe dieser Vergleichung seyn, obgleich die Lösung hier sich hinter ein scherzendes Gewand verbirgt. Die Modulation selbst wird bewirkt durch das, was eines jeden Kunst von der Seele des Künstlers erheischt.

Gewaltige Aufregung der Geisteskraft und ein das Gewicht haltender Hang zur Trägheit, sind fast allen gemein. Die prosaische Welt hat sehr unrecht, wenn sie vom Künstler verlangt, er solle sein handwerksmäßig, von früh bis zum Abend arbeiten, um sich einen Nothpfennig zu erwerben. Das geht gegen die Natur. Der prosaische Mensch ist der höhern Anstrengung des Künstlers unfähig, dieser der Ausdauer des erstern. Der Aktendurchwühler kann, seiner Natur nach, freylich nicht umhin den Künstler einen Müssiggänger zu nennen, denn arbeiten heißt in seinem Sinn, sich von früh bis zum Abend abarbeiten und doch fett dabey werden, wegen des Stillsitzens. Ueberhaupt das Sitzefleisch vermißt er am Künstler, und wer das nicht hat, ist ein überflüssiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, oder gehört höchstens zu den Luxusartikeln. Je mehr der Künstler seine Kraft zusammendrängt, besonders die geistige, in einen kurzen Zeitraum, desto größer ist alsdann auch sein Hang zum dolce far niente. Darum ist dieser Wechsel von Anstrengung und Nichtsthun bey keinem Künstler größer, als bey dem Schauspieler, und bey keinem Künstler trifft man leichter handwerksmässige Ausübung seiner Kunst an, als bey ihm, wenn er zu unablässiger Anstrengung, wenn er zu häufigem Spiel gezwungen wird. Kein Künstler bedarf wie er einen Aufwand an Geisteskraft in so kurzem Zeitraum zusammengedrängt; kommt es zu oft, so wird die Kraft abgestumpft. Die teutschen Theater vorzüglich verstehen es ihre Künstler zu ermüden.

Mit jenem angenehmen Nichtsthun verbindet sich der Hang zum Wohlleben. Dieser Hang wird daher auch am häufigsten beym Tänzer, Schauspieler, Virtuosen und Sänger und auch beym Kompositeur gefunden, wenn er auch Virtuos ist. Sinnengenuß pflegt sich ja überall im Leben mit dem Nichtsthun am liebsten zu vereinigen.

Der fleissigste von allen Künstlern ist der bildende. Sein Werk selbst verlangt Ausdauer. Bey diesem Bildner ist die geistige Anstrengung am anhaltendsten. Sein inneres Bilden begleitet ihn überall hin. Er ist es, der auch den wenigsten Hang zum Wohlleben hat. Sein dauerndes Werk gibt ihm einen sich stets erneuenden, sein langsam der Vollendung sich nahendes Werk einen immer steigenden Genuß. Er liebt daher auch mehr die Einsamkeit als alle andern Künstler, und weil er mühsamer erwirbt, so gibt es unter den bildenden Künstlern auch wohl die sparsamsten.

Der Compositeur, in dessen Seele so viele einzelne Instrumente gleichsam kämpfend auftreten, welche er zum Frieden bringen soll, wird nur allzu leicht der ernsteste und mürrischste von allen Künstlern. Er hat viel mit Zahlen zu thun, daher ist er auch der, welcher mit seiner Arbeit am meisten spekuliret und der am gewinnsüchtigsten sich zeigt, besonders, wenn er nicht zugleich Virtuos ist, und eigentlich lieber Virtuos als Compositeur. Der Bildner und Compositeur streben in ihren Werken am meisten nach innerer Zufriedenheit mit sich selbst. Der Tänzer vor allen, dann der Schauspieler, Sänger und Virtuos streben nach dem Beyfall der Welt. Darum ist auch der Ehrgeiz und Ehrneid nirgend größer als bey denen Künstlern, welche sich selbst als Kunstwerke ausstellen. Eitleres kann es eigentlich nichts geben, als der Tänzer und die Tänzerin, weil es bey diesen der Körper eigentlich ist, welcher gefallen soll. Musiker und bildende Künstler verrathen mehr Brod- als Ehrneid. Sie sind daher auch eher gerecht in ihrem Urtheil über Kunstwerke. Müssen es auch seyn, denn das Werk, als ein dauerndes, spricht für sich selbst. Der leichtsinnigste von allen Künstlern ist der Musiker. Wie seine Töne verhallen, so springt die Seele auch von Empfindung zu Empfindung. Der bescheidenste und ruhigste von allen ist der Bildhauer. Ruhe, Ausdauer und Geduld sind ihm bey dem widerspenstigen, oder vielmehr hartnäckigen Stoff, weil er hart und fest ist, den er bearbeitet, unentbehrlich, und dies geht auf des Künstlers ganzes Leben und Wesen über. Pedantismus und Mangel an Lebens-Geschmeidigkeit verräth der bildende Künstler mehr als jeder andere, weil seine Werkstätte ihn von der Welt trennt. Der geschmeidigste ist der Schauspieler, weil er das zusammengestaltete Leben darstellt. Nirgend auch ist daher das Intriguenmachen größer, als unter den theatralischen Künstlern. Trübsinn verräth oft, und dem entgegen gesetzt, die heftige Leidenschaft des Zornes, der Maler. Der Farben- und der Lichtwechsel sind in seiner Seele heimisch wie in seinen Werken. Wem zollt die Welt den meisten Ruhm? — Dem bildenden Künstler — oft aber erst nach seinem Tode.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 16. Juli.

Beschluß der Idylle in mehrern Gesängen.

Die Heimkehr.

„Wie ich so wandle mit euch,“ begann Terentia, „möcht' ich
Weit in die Welt hinein, in andre Länder, zu fremden
Menschen zieh'n; ich fühl' ach so tief ein heimliches Sehnen,
Wandl' ich im Schimmer des Mond's! O sagt, wann kämen wir wohl in
Das gesegnete Land der Kunst, nach Rom und Neapel,
Wenn wir immer so fort in Gemeinschaft wallten als Pilger?
Sagt', wie würd' es uns seyn, wenn ein Cicerone nun spräche:
Wo ihr, von Epheu umrankt, umher den weiten Ruin schaut,
Hat in herrlicher Pracht einst Herkulanum gestanden!
Und wenn tief nun hinab bey Fackelschein er uns führte
In das düstere Graun der unterirdischen Gänge,
Wo die Gemächer noch steh'n und der alte kostbare Hausrath,
Und auf vermodertem Sitz gar oft ein dürres Gerippe!
Sagt, wie würd' es uns seyn? Und oben im freundlichen Lichte,
Wo die Pinien wehn, und im dunkeln Laub die Orangen
Und die Citronen glüh'n, wo gleich der Cither gesangreich
Tönt der harmonische Laut der schönsten, lieblichsten Sprache?
Wenn wir wandelten so aus des Weinberges schattigen Lauben
In den duftenden Wald, wo die Myrthen blühn und der Lorbeer?“
Und Virginie begann nun sanft mit Laura zu singen
Mignons himmlisches Lied; die Seelen zerflossen in Sehnsucht,
Ach und träumten sich süß in Hesperiens liebliche Gärten.
„Scheint doch ein Paradies,“ so sprach jezt Adelaide,
„Diese Erde; o seht, welch tiefer, heiliger Friede
Waltet über der Welt! Und diese ewigen Sterne,
Diese heilige Schrift, die in Flammenzügen der Schöpfer
Mit allmächtiger Hand an's Himmelsgewölbe geschrieben,
Leset, sie lehrt, wozu uns Menschen der Höchste geschaffen.
Jeder Zweifel entflieht, wir fühlen unsterblich und ewig
Diesen Geist, der über die Zeit und den Raum sich emporschwingt;
Und wohl seliger nie sinnt über Todesgedanken
Der beruhigte Mensch, als wenn die unendlichen Sterne,
Die der Ewige trägt an seinem Herzen, ihm leuchten,
Wo er aus Dunkel in Licht, aus Nacht zum Tage emporschaut.“
Und tiefsinnig versetzt Emil: „Die Erde ist himmlisch;
Aber woher des Bösen so viel? enträthselt den Satz mir!
Großes lehrt die Vernunft und viel an Kräften vermögend
Zeigt sich rüstig der Mensch, zu fördern im Leben das Gute.
Aber die Leidenschaft bemächtigt sich sein und vernichtet
Mit gewaltiger Hand den festen Willen und Vorsatz;
Und der Verblendete stürzt nun in den Schoos des Verderbens,
Jagt, ein weichlicher Thor, nach der Wollust glänzendem Flitter,
Ha und tanzet zuletzt, stumpfsinnig und schwach mit dem Pöbel
Um das goldene Kalb, das der Aberglaube verehret.“
Und tiefsinnig versanken sie all in ernste Betrachtung.
Stille herrschte umher: das Gewässer murmelte leise
Und ein dünnes Gewölk barg züchtig die Scheibe des Mondes.

„Wie ist's lieblich zu gehn im Mondschein!“ redete Laura;
„Denkt an's Uebel doch nicht und hebt von der Erde zum Himmel
Den tiefsinnigen Blick; o seht, wie herrlich die Schöpfung!
Laßt zum Thiere hinweg den gemeinen Lüstling sich werfen,
Höhnend Gott und Natur mit dummem, frevelnden Spotte,
Laßt, vergötternd den Wahn, den Frömmler schwärmen und heucheln,
Und für das Heilige stumpf den beschränkten Sceptiker grübeln,
Mag verlachen den Geist, der über die Welt uns emporträgt,
Das elende Gewürm, das klein und niedrig am Staub klebt:
Diese alle, sie sind, o glaubt es, noch nicht die Menschheit;
Sie, die ein Gott erschuff, kann nicht verläugnen den Ursprung!
Sagt, wer führte uns so zusammen? wer knüpfte die Bande
Unsrer Herzen so fest? O der schönen Seelen noch viele
Wandeln unter dem Mond und sind uns verwandt und befreundet!
Ihnen laßt uns vertrau'n, sie laßt uns im Geiste umfaßen;
Denn der Glaube an sie erhebt die Herzen zur Tugend
Und besiegelt der Sterblichen Bund mit seligen Göttern.“ —
Innig drücket sie jezt an sich die sinnende Freundin
Und gewendet zu ihr spricht sie die zärtlichen Worte:
„Meine Virginie, sprich', wie ist dir? du bist so voll Trauer!
Sag' was trübet den Blick? was macht dein Herz so beklommen?“
Und Virginie spricht zur gerührten Freundin die Worte:
„Ruhig und still, wie in der Natur der schweigende Abend,
Ist es in mir; es scheint als kehre zur Ruhe der Geist auch
In sein Inneres heim, gleichwie der Wandrer am Abend
Sucht das wirthliche Dach, wo mit den trauten Genossen
Er der Ruhe genießt und des süßen erquickenden Schlummers.
Sieh', da versinkt er in sich und denkt mit liebender Sehnsucht,
An die Fernen, die sein sich gern und heimlich erinnern.
Und ihm gewähret ein Traum, was die Wirklichkeit strenge versaget!“
Und theilnehmend versetzt, nachdem sie geküßt sie, die Freundin:
„O es schwärmt sich so süß in stiller, feyernder Mondnacht!
Ach und am seligsten doch, wenn des Lebens theuerste Güter
In beglückender Näh mit uns sich freu'n und genießen!“
Ernst und gedankenvoll, gleich Schatten, schweben sie alle
Durch die Gebüsche dahin, von hohen Gefühlen ergriffen.
Horch', da hebt den leisen Gesang mit schmelzenden Lauten
Ein Nachtigal an; ihr tiefaufflötendes Stöhnen
Und der beflügelte Lauf der ungekünstelten Triller
Gießt den süßen Schmerz, dem so gern die Seele sich hingibt,
Wenn sie von Liebe schwärmt, in die sanft erschütterten Herzen.
Wie es dem Scheidenden ist bey'm Lebewohl, wie dem Fernen,
Wenn er in einsamer Nacht sein hartes Schicksal bejammert
Und das Vergißmeinnicht, das im Augenblicke der Trennung
Ihm die Geliebte gereicht, an's Herz voll sehnender Qual drückt,
So voll bitterer Lust und süßer unnenbarer Schmerzen
Flossen betrübt und froh mit den Tönen die Herzen zusammen.
Und schon waren sie nah' der Stadt, und stiller und immer
Wurd' es stiller im Kreis. Ein süßes Ahnen der Zukunft,
Und der Vergangenheit vorübergleitende Bilder
Senkten so tief in ihr innerstes Selbst die betrachtenden Geister. —
Ach, es endet in Stille zulezt ja jegliches Leben,
Wie das schweigende Grab es bezeugt und die friedliche Leiche.
Und so trennten sich jezt wehmüthig all' auseinander;
Mit dem entschlafenen Kind entschwand am ersten die Tante,
Herzlich trennten sich dann, die Hand sich schüttelnd, die Männer
Und mit zärtlichem Kuß und Umarmung schieden die Mädchen,
Nur die Worte: Lebt wohl! und, gute Nacht denn! noch wechselnd.

J. Sendtner.

Von der Kleidung der alten Römer.

1. §.

Es gab verschiedene Gattungen von Kleidern bey den Römern; die Männer, die Jünglinge, wie das schöne Geschlecht, hatten ihre besonderen. Eben so verschieden waren auch sowohl die Kleidungsstücke als Insignien der Soldaten und Imperatoren. Die Benennungen der Kleidungsstücke sind folgende:

Toga, Trabea, Tunica, Subucula, Spenula, Chlamys, Lacerna, Paludamentum, Ricinium, Läna, Stola, Capitium, Pallium, Zonä, Miträ, Plagulä. Wir wollen von jedem derselben einen kurzen Begriff geben.

2. §.

Form und Gebrauch der Toga.

Die Toga war den Römern so eigen, als den Griechen das Pallium, daher die Schriftsteller den Römer gewöhnlich Togatum, den Griechen aber Palliatum nennen und eben so ihre Theaterstücke bezeichneten. Auch war die Toga Zeichen des Friedens, so wie das Sagum Zeichen des Krieges. Die Toga, welche gewöhnlich über die Tunika angezogen wurde, war immer von Wolle, und meistens von halbrunder Figur, wie Dionys von Halikarnaß bezeugt. Wenn wir dem Athenäus glauben, so war sie zuweilen auch viereckigt. Ob sie aber offen, oder geschlossen und ohne alle Schlitzung gewesen, darüber sind die Meinungen verschieden. Nach dem Valerius Maximus (L. III. cap. II.) war sie offen, indem er erzählt, Scipio Nasica habe seine linke Hand um seine offene Toga geschlagen; Aldus Manutius aber behaupter, sie sey geschlossen gewesen. Sidonius will, man habe sie gebunden; Manutius widerspricht es. Daher Syllas Warnung vor dem Cajus Cäsar. „Hütet euch vor dem locker gebundenen Jünglinge" der eine von der Toga, der andere mit dem Sunton von der Tunika will verstanden wissen. Die Aermern trugen sie kürzer, die Reichern länger. Zu den Zeiten der Republik war sie länger, unter den Kaisern aber kürzer. Unter ihnen ward die Toga seltener und die Penuta, Lacerna und Tunica, alle von dunkler Farbe, kamen auf. Als August im Cirkus die Menge der Dunkelröcke erblickte, soll er im Scherze gesagt haben: „Sieh' da

Romas Volk, die Gebieter der Welt in umwallender Toga! (Virgil I. 282. A.)

Hierauf befahl er den Aedilen, niemand in den Cirkus zu lassen, als wer eine Toga trüge.

In der frühesten Zeit hatte die Toga keine Falten; nachmals aber nur zwey kurze, doch die eine tiefer als die andere. Die zwey Falten der Toga waren entweder angenäht oder angehängt, so, daß die obere sich von der rechten Schulter zur linken schief herabzog, die untere hingegen vom Nabel bis ganz hinunter lief.

3. §.

Verschiedene Gattungen der Toga.

Die Gattungen der Toga waren verschieden und mancherley; die Toga war nämlich praetexta, virilis, candida, pulla, sordida, purpurea, picta.

Praetexta hieß sie, wenn um ihren Rand ein Purpur-Saum gezogen war; virilis, wenn sie blos, ohne Purpur-Saum war; candida, wenn die an sich weisse Wolle noch mit Kreide glänzender gemacht wurde; pulla, wenn sie dunkel oder schwarzfärbig war; sordida, wenn sie zwar weiß, aber durch das längere Tragen beschmutzt war; picta, wenn sie purpurfärbig und mit Gold verziert war; purpurea endlich, wenn sie ganz von Purpur war, wodurch die letztere sich von der praetexta und picta unterschied, indem weder Saum noch Gold dabey war.

4. §.

Toga praetexta und virilis.

Eine oder die andere dieser Togen nach Willkühr zu tragen, war nicht erlaubt, sondern jede hatte ihre eigene Bestimmung. Die Prätexta war die Kleidung aller Magistrats-Personen, der Priester, der Magister, die einzelnen Ortschaften vorstanden, der Senatoren, welche die römischen Spiele besorgten; vorzüglich aber der Jünglinge bis in ihr 17. Jahr, und der Mädchen bis zu ihrer Verheirathung. Diese Sitte schreibt sich, wie Macrobius erzählt, entweder von Romulus oder von Tarquinius Priscus her. Romulus erlaubte dem ersten Jungen, den eine Sabinerinn geboren hat, die Prätexta; Tarquinius gestattete seinem Sohne, der noch als Knabe im Sabiner-Kriege einen Feind getödtet hatte, die Prätexta und Bulla. Die Toga virilis war allgemein bey Privatleuten, die man unter Feyerlichkeit im 17. Jahre, wo die Leitung des Pädagogen aufhörte und der Jüngling sein eigener Herr wurde, erhielt.

5. §.

Toga candida, pulla, sordida.

Die Toga candida pflegte nur von denjenigen getragen zu werden, die um Ehrenstellen warben; die pulla aber von denen, welche in Trauer waren, die z. B. Vater oder Mutter durch den Tod verloren hatten. Daher die erstern Candidati, die Letztern aber pullati oder atrati genannt wurden.

Unter den Kaisern kam das Tragen der Toga, so wie die weiße Farbe in Abnahme, und die Togen des Volkes waren meistens dunkelfarbig; daher die Farbe selbst unter den Bürgern zum Unterscheidungs-Zeichen diente, indem, nach der Farbe ihrer Toga, die Freybärtigen Candidati, die vom untersten Stande, die Plebejer, Pullati hießen, da sonst zur Zeit der Republik nur diejenigen Candidati genannt wurden, welche nach Magistratswürden trachteten; Pullati hingegen, welche in Trauer versetzt waren.

Die Toga sordida hatte beynahe dieselbe Bestimmung, wie die pulla. Wer nämlich irgend ein Unglück erlitten, oder eine Einberufung vor Gericht Verbrechen halber erhalten hatte: der trug, entweder um seinen Schmerz oder seine Besorgniß darüber auszudrücken, die Togam sordidam, und hieß sordidatus, ein Befleckter. Togen dieser Art trug auch öfters der gemeine Mann, der, seines geringen Vermögens wegen, nicht wie der Reiche, dieselben so oft waschen, oder mit einer neuen vertauschen konnte.

6. §.

Toga picta oder palmata.

Den ersten Rang unter den Togen behauptete die picta oder palmata. Die Benennung hat sie von den verschiedenen Figuren, wodurch sie einem Gemälde glich. Sie war das Triumph-Kleid der Imperatoren. Dem L. Aemilius Paulus, welcher den Perses besiegte, und dem Pompejus Magnus war es erlaubt, sich der bemalten Toga, wann und wo sie wollten, zu bedienen.

(Der Beschluß folgt.)

Unschädliche Schminke.

Aus Murhards Gemälde des griechischen Archipelagus.

In der Levante und hauptsächlich auf den Inseln des griechischen Archipelagus wächst eine Blume wild, die von daher zuerst in unsern abendländischen Lustgärten versetzt worden ist: ich meine die Iris, die in Griechenland Agriokrino oder wilde Lilie genannt wird. Aus den Zwiebeln dieser Blumenart wird die rothe Schminke bereitet, deren sich die Türkinnen und Griechinnen allgemein bedienen, die Schönheit ihrer Gesichtsfarbe zu erhöhen, und sich ein Ansehen von Gesundheit und Blüthe mitzutheilen, das durch unsere noch so künstlichen Schminken nie erreicht wird.

Man fängt damit an, die Zwiebeln der Iris zuerst von ihren äußern Schalen zu reinigen. Sind diese abgestreift, so haben sie ein blendend weißes Kolorit, das an Reinheit nur dem Schnee verglichen werden kann. Die von Schalen befreyten Zwiebeln werden nun sauber gerieben, so fein als möglich, und das pulverähnliche Mark, das man durch diese Manipulation als Resultat erhält, in reines Wasser gelegt. Hierauf wieder durch ein äußerst feines Stück Leinwand durchgetrieben. Auf das, was man nun in dem unter dem leinenen Tüchelchen gehaltenen Gefäß erhält, gießt man jetzt von Neuem frisches Wasser, und seihet es noch einmal durch Leinwand. Dies wird auch noch ein drittes Mal wiederholt. Nach diesen dreymaligen Waschungen und Durchseihungen werden die Trester weggeworfen, und man läßt das zum dritten Mal erhaltene Wasser zwölf bis fünfzehn Stunden stehen, um sich zu setzen. Dann wird das Wasser sachte abgegossen, und nun findet man auf dem Boden des Gefässes einen äußerst feinen Satz.

Dieser wird sorgfältig getrocknet, zu einem feinen Pulver zerrieben, und in wohlverstopften, am besten hermetisch verschlossenen Fläschen oder Töpfen aufgehoben, wo sich dieses Präparat sehr lange erhält. Es ist Schneeweiß und dient doch zur rothen Schminke; aber soll auch nicht, wie die unsrige, aufgelegt werden; die Anwendung ist vielmehr ganz verschieden. Man nimmt nämlich etwas davon zwischen die Finger, legt es auf die Wangen, und reibt es etliche Minuten lang mit der flachen Hand sanft ein. Die Wirkung ist eine Röthe, die weder durch Schweiß noch durch eine andere Wirkung verwischt werden kann. Den etwas starken Geruch des Irispulvers zu mildern, bringe man irgend eine wohlriechende Essenz, z. B. Bisam, in die Mischung.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 20. Juli.

Von der Kleidung der alten Römer.
(Beschluß.)

7. §.
Tunicae und latus clavus.

Unter der Toga pflegte man meistens zwey, zuweilen mehrere Tuniken zu tragen. Die zunächst auf dem Leibe hieß Subucula; die zunächst an der Toga — wurde Tunica genannt. Diese Tunika war enger und kürzer als die Toga. Anfangs hatten die Tuniken keine Ermel, erst später bekamen sie welche. Für Schimpf und Feigheit galt es, wenn diese die Hand oder Finger bedeckten. Durch die Tuniken unterschieden sich auch Senator, Ritter und Plebejer von einander. Die Tunika des Letztern war schlicht, und ohne Purpur-Streifen, die der Senatoren aber und Ritter mit Purpurstreifen, nur daß die an der Tunik der Ritter schmahl, die an der Tunik der Senatoren hingegen breit waren; daher eine solche Toga oder eine solche Tunika gewöhnlich latus clavus und tunica lati clavi genannt wurde. So hießen auch unter den Militär-Tribunnen einige Angusticlavii, andere laticlavii, weil jene einen schmahlen, diese einen breiten Streifen hatten. Diese Streifen waren aber nichts anders als purpurfarbige Blumen, welche auf das Kleid entweder aufgenäht, oder in dasselbe gewirkt waren. Tullus Hostilius soll sie nach Besiegung der Etrusker eingeführt haben. Diesen breiten Purpurstreifen bewilligte August den Kindern der Senatoren, nachdem sie die männliche Toga erhalten hatten, Tiber beraubte sie desselben wieder.

Aldus Manutius vermuthet, dieser Purpurstreifen sey den Söhnen der Senatoren sowohl als der Ritter von ihrem 17ten Jahre an erlaubt gewesen bis zum gesetzlichen Alter der Senator-Würde, doch so, daß sie ihn nur auf den Fall der Erwählung zum Senator beybehalten, sonst aber wieder ablegen sollten, indem dieser Purpurstreife eine Auszeichnung der Senator-Würde gewesen.

Die palmata Tunica, die noch ehrenvoller als der Purpurstreifen war, gehörte den Triumphirenden. Sie hatte den Namen von den darauf gemalten Palmen.

8. §.
Chlamys, Lacerna, Paludamentum, etc.

Chlamys, Lacerna, Paludamentum, Ricinium, Laena und Sagum waren militärische Kleidungen, welche über die Tunika angezogen wurden. Der Unterschied derselben läßt sich nicht genau bestimmen. Soviel ist bekannt, daß das Ricinium viereckicht gewesen, und die Laena von ihrem Wollenstoffe den Namen hatte. Die Lacerna war für die Soldaten, das Paludamentum für die Imperatoren, denn es war mit Purpur, Scharlach und Gold geschmückt. In diesem Kleide pflegte der Imperator in den Krieg zu ziehen; doch haben sich auch

die Legaten und Kriegstribunen, wenn wir dem Livius glauben, desselben zuweilen bedient. Es wurde auch Chlamys genannt.

9. §.
Penula und Stola.

Die Penula war eine beyden Geschlechtern gemeinschaftliche Kleidung, die zum Schutze gegen Kälte und Regen über die Tunika angezogen wurde. Eben dieses schreibt Nonius Marcellus von der Stola, die indessen nur eine weibliche Kleidung war, und den Schönen eben dazu, wozu den Männern die Tunika, diente. Wir lernen dieses aus dem Varro, der die Toga und Tunika den Männern, das Pallium aber und die Stola den Schönen beylegt. Denn wie die Männer über die Tunika die Toga anzogen, so zogen die Frauen das Pallium über die Stola an.

10. §.
Calceamenta.

Es waren zwey Gattungen von Schuhen, calceus und solea.

Der calceus bedeckte den ganzen Fuß; die solea nur die Fußsohle, und war, nach Aulus Gellius (L. XIII. cap. 21.), mit kleinen Bänderchen um den obern Theil befestiget.

Die Schuhe waren ferner entweder mullei, lunulati, oder perones und puri. Mullei hießen sie von der Purpurfarbe des Barben (mulli) einer Gattung Fisches; Lunulati von einer Zierath, die auf dem Schuhe aufgenäht war; Puri — weil sie vom puren Leder, ohne alle Verzierung waren.

Der Peronen bediente sich der gemeine Mann und der Reisende; der Lunulaten die Senatoren und Patrizier. Doch hatte diese Zierath keineswegs die Mondesfigur, sondern die des griechischen Buchstaben P, um schon dadurch einem jeden, der es sah, zu verstehen zu geben, daß der damit Geschmückte seine Abkunft von den hundert Senatoren des Romulus herleite. (Romulus soll nämlich diese Verzierung eingeführt haben. Nach Andern wurde sie von den Albanischen Königen entlehnt.)

Nach August's Zeiten trug man weiße Schuhe; die Imperatoren scharlachrothe. Unwahrscheinlich ist es aber, daß alle Senatoren und Patrizier purpurfarbige getragen haben.

11. §.
Ritus Gabinus.

Der eine Flügel der Toga, welcher gewöhnlich auf den linken Arm gelegt wurde, bildete — erstlich durch das Zusammenfassen, dann durch das Vorziehen gegen die Brust, eine Art von Knoten, welcher die Toga kürzer machte. Dieser Gebrauch leitet seine Benennung von Gabii her, einer Stadt in Latium. Die Bürger dieser Stadt wurden von dem Feinde überfallen, als sie so eben in ihre Toga gekleidet den Göttern opferten. Sie gingen dem Feinde, die Toga auf die erwähnte Art in einen Knoten geschlungen, entgegen und kehrten als Sieger zurücke. —

Also gekleidet pflegte der Consul Krieg anzukündigen, der Imperator zu opfern, die feindlichen Spolien zu verbrennen u. s. w.

12. §.
Annuli und Bulla.

Der Gebrauch der Ringe kam von den Aegyptiern und Juden zu den Griechen, von den Griechen zu den Römern: denn Thamar (Gen. 38) fodert von Juda einen Ring. Auch Pharao gab dem Joseph einen. (Gen. 41.) Bey dem Homer geschieht der Ringe noch keine Erwähnung; Plinius aber gedenkt des Ringes von Polykrates dem Samier. In den frühesten Zeiten trug zu Rom Niemand oder doch nur wenige einen Ring; nachmals aber der ganze Senat, aber eiserne. Goldene trugen nur die Triumphirenden oder die Gesandten. So war auch der goldene Ring eine Auszeichnung des Ritters, wie es des Senators der Purpurstreifen war. Dem gemeinen Manne war das Tragen eines Ringes während der Republik verboten; end-

lich aber stieg die Sucht nach Ringen so hoch, daß man deren an jedem einzelnen Gliede der Finger trug, und nun leichtere und schwerere, Sommer- und Winter-Ringe verfertiget wurden.

Wie den Rittern der Ring, so diente den Jünglingen der Vornehmern die Bulla zur Zierde. Sie war öfters von Gold, zuweilen von Silber oder anderm Metalle, in Gestalt eines Herzens gebildet, um durch den Anblick derselben in allen Fällen zur Herzhaftigkeit ermahnt zu werden. Das Tragen derselben soll sich von Tarquinius Priscus herschreiben. Dieser beschenkte nämlich seinen Sohn mit einer solchen, weil er noch als Knabe einen Feind erlegt hatte. Daher es allmählig Sitte ward, die Bulla den Söhnen der Patrizier zu verleihen.

Rellok.

Szenen aus Katilina, nach Voltaires.

I. Akt. Dritte Szene.

Catilina, Aurelia.

Aurelia.

Ach! theurer Gatte! scheuche sie hinweg
Die Schreckenbilder, die den Furien gleich
Mich quälend stets verfolgen! Lindere
Der Thränen Schmerz, die glühend meinem Aug'
Entstürzen! — Götter! welch ein Schauspiel! welch
Ein grausenvoll Erwachen —! Todesangst
Ergreift mich, da ich, folgend deinem Schritt
In dieser Mauern nächt'ges Dunkel trete —
Und doppelt stark erbebt mein Innerstes
Bey'm Anblick wilder Kriegesschaar. Erfüllt
Ist mein Pallast mit Kampfgeräth —? Wer ist's
Der uns bedrohen kann —? Wie, haben sich
Des Sylla, Marius, Carbo Zeiten denn
Erneuet? Sind zu Roma's Untergang
Erwacht der alten Nacht furchtbare Töchter? —
Erheitre doch der Stirne trübe Wolken! —
Du wendest ab den traurig finstern Blick —?
O bey der Liebe süßem Glück, bey dem
Geheimen Band, was unauflöslich uns
Vereint, bey dieser Liebe zarter Blüthe —
Gefahr, die nur der Mutter droht, sie ist
Mir fremd, nur sie, in die Du selber eilst,
Sie seh' ich jezt — o hab' Erbarmen mit der
Verwirrung, die mit tausendfacher Qual
Mein Herz zerreißt! Erkläre Dich!

Catilina.

Wohlan,
Es sey! Vernimm, daß es mein Ruhm, mein Glück,
Daß Deine Sicherheit, des Staates Wohl
Die Rüstung fodern, die in Dir erregt
Die Schreckens Ahnung. Wenn der Liebe, die
Beseligend Du mir geschenkt, ich nicht
Unwürdig bin, wenn Du mir ganz gehörst,
Drum sey was Du erfahren stets bewahrt
In deines Busens Innerstem. Es ist
Der besten Bürger heil'ges Recht, was ich
Vertheid'gen will. Senat und Volk siehst Du
Entzweyt; Du siehst von Haß und Neid entflammt der
Tyrannen wechselseitig feindlich Streben:
Man drohet rings, man waffnet sich zum Kampf
Und sieh', da ist's, wo ich mit klugem Sinn
Beschließ', der guten Sache beyzusteh'n.

Aurelia.

Wohl ist's mein Wunsch. — Doch wärst Du fähig mich
Zu hintergeh'n? Kann Herzen man, die uns
Zum Eigenthum die Liebe gab, noch täuschen —?
Indem Dein Thuen Du entschuld'gen willst,
Vermehrt sich meine Furcht. Zu sehr erweis't
Dein wirrer, wilder Blick den innern Kampf.
Was wird, was muß mein Vater denn beginnend,
Wenn plötzlich er das Kriegsgeräth erblickt?
Der Name Tochter, Vater, Eidam — oft
Schwieg er in seiner Brust, wenn Roma's Stimm
Ertönt! Nicht freut er unsrer Ehe sich;
Dem Tiefgekränkten ist Verbrechen nur
Mein Glück. Er soll, so sagt man, von Praeneste

Hieher berufen seyn. Was werden ihm
Für Früchte sich des Unglücksbundes zeigen?
Wie schrecklich hast die Macht, die über mich
Die Liebe Dir gegeben, Du mißbraucht!
Das Haupt bist Du von einem finstern Bund —
Doch Cicero, mein Vater, Cato, Rom,
Die Götter selbst, sie alle sind's, die Dir
Entgegen steh'n. Dich zu verderben kommt
Vielleicht noch heute Nonnius.

Catilina.

Von ihm
Befürchte nichts; er wird nicht kommen.

Aurelia.

Wie?

Catilina.

Nur um der Tochter und dem Eidam hier
Zu huld'gen, kann nach Roma er gelangen.
Mehr kann ich jezt nicht offenbar'n, doch sey
Es ewig unvergeßlich Dir, daß von
Dem meinen sein Geschick untrennbar ist.
Ja glaube, wenn er sieht, daß ich mit ihm
Des guten Entwurfs erste Früchte theile,
Er all zu glücklich nur sich fühlen wird,
Der stolzen Tyranney, die ihn gebeugt
Durch mich auf immer zu entsagen. Ja,
Ich öffne unversiegbar Euch — und hier
Müßt Ihr mir Beyde unbedingt vertrau'n —
Des Ruhmes und der Ehre heil'ge Quelle!

Aurelia.

Stets zweifelhaft ist Ruhm, Gefahr gewiß.
Was sinnest Du? Warum willst Du noch mehr
Des Schicksals raschen Lauf beschleunigen?
Von jener hohen Herrscher-Zahl zu seyn,
Die unter sich die Erde beben machen,
Genügt dies Deinem stolzen Ehrgeiz nicht?
Zu welcher Höhe steigest Du empor,
Um tiefer noch und schmählicher zu fallen? —
Es schrecket mich der schwarzen Ahnung Bild —
Zu sehr liebt' ich das Joch, dem ich gehorcht.
Das also ist der holde Friede, den
Ich mir geträumt, der Liebe süße Ruh,
Die ich erfleht —? Sie sind dahin! Es hat
Der Götter Zürnen mich darum gestraft,
Und grausam Alles, Alles mir entrissen.
Kaum hat ein sanfter Schlaf mein Aug' umhüllt,
So seh' ich Rom der wilden Flammen Raub,
Erblicke Mörderhände, Blutgerüste
Und Leichen und vergoßne Blutes-Ströme:
Ich seh' den Dolch gesenket in die Brust
Des theuren Vaters, seh' Dich selber rings
Von wüthendem Geleit' umgeben, wie
Auf Todtenhügel hingestrecket Dir
Der Geist entflieht, wie in der Gattin Blut
Mit Tygerlust den Arm Du tauchest und
An Deiner Seit' sie sterbend niedersinkt.
Erwacht, flieh' ich des Traumes gräßliches
Gebild', ich finde, angstvoll suchend in
Dem nächt'gen Dunkel, endlich Dich, und — ach!
Von Neuem schleuderst in den Abgrund Du
Des mir verheiss'nen Schicksals mich zurück!

Catalina.

Hinweg! mich schrecken die Auguriem nicht.
Wenn Dir, den Freunden und dem Staat' ich diene,
Verlang' ich Muth und nicht ein Klaggeschrey.

Aurelia.

Dient man, Grausamer! so dem Vaterlande?
Die That, zu der die Wuth Dich reißt, sie ist
Mir fremd; doch wär' sie wahrhaft groß, nicht hätt'st
Du meinen Rath verschmäht. Zwar scheinet Dir
Sie unser beyder Wohlfahrt zu gebieten:
Doch muß das Schlimmste ich befürchten, wenn
Du mir Dein Inn'res birgst. Verderben ist's
Was Du Dir schaffst. Verdächtig scheinst Du und
Gefährlich schon dem Consul, welchen Rom
Anbetet.

Catalina.

Angebetet, er, der Größ'
Und meines Glanzes. Feiger Nebenbuhler —?

(Der Beschluß folgt.)

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 23. Juli.

Szenen aus Katilina, nach Voltaire.

(Beschluß.)

II. Akt. Dritte Szene.

Catilina, Caesar.

Catilina.

Wie, Caesar, Du
Mit dem seit Sylla immer ich das Loos
Getheilt, dem glanzvoll ich geweissagt das
Geschick — Du, der gezeugt zu werden einst
Der Römer Erster — bist Du jezt denn nichts
Als erster Sklave des berüchtigten
Plebejers, der Dich reizt, der trozt —? Ich weiß,
Du hassest ihn, und Dein durchdringend Auge
Erblickt, was Rom beginnt, sich seiner zu
Befreyen. Wie und schwanken könntest Du —?
Dein Feuermuth er sollte fürchten, uns,
Der Knechtschaft Band zu sprengen, beyzusteh'n?
Es handelt Heut' sich um der Erde Loos
Und daß es ohne ihn entschieden würd',
Ertragen sollte Caesar dieß? Beneidest
Pompejus großen Namen Du nicht mehr?
Dein Haß gen Cato ist getilgt? bist Du
Entrüstet nicht zu dienen dem Altar
Den Cicero dem Wohl der Sterblichen
Befiehlt? der über Dich erhaben mit
Dem röm'schen Purpur thronet von Fibrens
Gestad der niedere Bewohner? Wirst
Du lange diese stolzen Kön'ge dulden?
Den glücklichen Lukull, den üpp'gen Räuber,
Von seinem Ruhm gedrückt, entnervt von Wollust:
Und einen Crassus der, anstaunend selbst
Die eignen Schätze, uns zu schmähen wagend
Mit gier'ger Fülle unterjochen würd'
Den Staat, wenn ihn zu kaufen er sich würdigte —?
Wohin Du nur die Blicke wendest, siehst
Du Roms Verwirrung oder Roms Verderbtheit,
Siehst jene feigen Bürger, wie sie der
Partheysucht, Zwietracht, Raub, am Blute der
Nationen sich ersättigen. Das Welt-
All rufet Dich, und Du bleibst ruhig —? Willst
Du Deinen Muth, den unbezwinglichen
Hinschwinden, ihn ersterben lassen? Fühlst
Mit Rom, das flehend nach Dir blickt, Du kein
Erbarmen? Bist Du mir dem zärtlichsten,
Dem inn'gsten Freunde treu?

Caesar.

Ja. Caesar wird
Wenn im Senate man Dich ungerecht
Behandelt, Dich vertheid'gen; zähle ganz
Auf mich. Ich kann Dich nicht verrathen — mehr
Verlange nicht.

Catilina.

Und ganz befriedigt ist
Dadurch Dein unbestimmter Wunsch? Für mich
Zu sprechen nur dies g'nügt Dir schon?

Caesar.

Ich hab'
Erwogen Deinen Plan, ich will ihm nicht

Entgegen steh'n, ich kann sogar ihn bill'gen —
Doch ihn ergreifen will ich nicht.

Catilina.

Ha! ich
Verstehe Dich: erklären willst Du Dich
Nur für die Glücklichen. Der ersten Kämpfe
Geruh'ger Seher willst die Früchte Du
Des Bürgerkrieges uns entreissen und
Auf unsre Trümmer Deine Größe bau'n.

Cansar.

Nein; nach Gefahren würd'ger meines Muthes
Streb' ich. Mein unbegränzter Haß gen Cato,
Der stolze Neid ob jener Lorbeern die
In Asien Pompejus krönen, das
Gewicht, der Ruhm, die Ehre Cicero's —
Nur den Entschluß erzeugten sie mir, noch
Zu überglänzen ihre Namen. Zu
Des Rheins, der Seine und des Tajo's Ufern
Ruft mich der Sieg, und dort such' meinen Antheil.

Catilina.

Beginne doch mit Rom! bedenk' daß Morgen
Als Herrscher ich mit Dir dort walten kann.

Cansar.

Dein Plan ist groß, vielleicht tollkühn und auch
Nicht Deiner unwerth; doch, Dir nichts zu bergen,
Je mehr er Dich erheben soll, ist er
So minder dann für mich geschaffen.

Catilina.

Wie —?

Cansar.

Ich will hier nicht Dein Diener seyn.

Catilina.

O glaub'
Daß willig man mit Cansarn Alles theilt.

Cansar.

Man theilet nimmermehr die höchste Macht.
Nie schmeichle Dir, daß wenn das Glück Dir lächelt
An Deinen Siegeswagen jemals Du
Mich fesseln kannst. Du sahst, ich bin dein Freund;
Ich will's, ich werd' es seyn; doch niemals werd'

Als Oberherrn ich meinen Freund erkennen.
Es wäre deß vielleicht Pompejus würdig,
Doch wenn er kühn genug, es zu versuchen,
So harret seiner drohend dieser Arm
Den Wunsch ihm zu vereiteln. Sylla, der
Den Muth zum Erbtheil Dir gegeben, den
Ich achte wegen seiner Kühnheit, doch
Ob seines rohen Wüthens hasse, er war's
Der uns zu Sklaven macht'; allein wenn er
Das Reich an sich gerissen, hatt' er es
Verdient. Er unterwarf den Hellespont,
Der Euphrat zitterte vor ihm, er war
In Asien Sieger, er bezwang den Mithridat.
Was thatest Du —? Hat unsre Fesseln je
Ein Fürst, ein Staat, ein Strom, ein Meer, von Dir
Besiegt verehrt, in Knechtschaft angebetet?
Groß kann dein Name einst noch werden,
Doch bist Du, Rom zu unterjochen, jezt
Noch nicht berechtigt, und noch hat mein Name,
Mein Anseh'n, meine Größe das Gewicht,
Den Glanz, die Reife nicht, die solche That
Erheischt. Im Geist seh' ich, daß unvermeidlich
Roms Unterjochung ist. Wozu das Schicksal
Mich aufbewahret, ist mir fremd. Doch wenn
Mich einst die Völker Roms zur Herrschaft zwängen,
Ich würd', eh solch ein hoher Sieg mich krönt,
Erweitern erst ihr Reich, und ihres Ruhms
Erhabnen Glanz erhöh'n, wenn mir dazu
Die Kraft verliehen. Ihrer werth will ich
Mich zeigen und bedeckt mit Lorbeern seyn,
Von ihnen selbst geachtet ihre Ketten.

Catilina.

Der Weg, den ich Dir zeige, ist vielleicht
Noch weit bequemer. Jener Sylla der
Zu unserm Herrn sich aufwarf, spr'ch, was war
Er denn? Ein furchtbar Heer besaß er, und ich —
Ich bilde eines. Alles was sich ihm
Darbot, mußt' ich erschaffen. Klug hat er
Die Zeit benüzt, und ich gebiete ihr.
Nur Eins noch will ich sagen: er war König —
Willst Du es seyn —? Willst Du hier Cicero's

Gesetz Dich unterwerfen, leben als
Sein Höfling, oder mit mir Herrscher seyn?

Caesar.

Von Beyden Keines. Thöricht wäre jezt
Verstellung. Achtung wohl, doch Liebe nicht
Noch Furcht erweckt mir Cicero. Dich — ich will's
Nicht bergen — liebe ich, doch ohne Dich
Zu fürchten. Sän Zwietracht im Senat,
Demüth'ge, Du vermagst's, die Undankbaren,
Ich bill'ge es; doch wenn bis dahin Dich
Das kühne Streben reißt, daß Du auch mir
Dein neues Joch auflegen willst — dann wird,
Im Herzen dem geheimen Plan getreu,
Den Feind der Römer dieser Arm bekämpfen.

L. H.

Aus einem Schreiben von Regensburg.

Vor einigen Tagen hatten wir das Vergnügen, den Hrn. Carl, Regisseur und Mitglied des königl. Hoftheaters zu München, und seine liebenswürdige Frau, eine geborne Lang, auf unsrer Bühne zu sehen. Hr. Carl trat am 29. Juny als Schwätzer auf, und ärntete wegen seines gerundeten, feinen und gedachten Spiels den verdienten Beyfall ein. Einige, die sich noch eines Reinhard's in eben dieser Rolle erinnerten, wollten Hrn. Carl den Rang nach ihm geben; allein — lassen wir zwey gleich gute Künstler in einer und derselben Rolle auftreten, und der erste wird im Vortheile seyn, weil die ersten Eindrücke sich gewöhnlich am tiefsten einprägen. Madame Carl gab am 1. July die Julie Fröhlich in den Verwandlungen mit angenehmer und reizender Gewandtheit; und an demselben Abend mit ihrem Gatten das dramatische Duett: Fehlgeschossen. Am 4. July war zu ihrer Einnahme „Die Errettung Moses aus dem Nilfluße," ein großes Melodrama in drey A. von Ritter von Plötz, mit Musik von Lindpaintner, und am 5. wiederholten sie auf mehrseitiges Verlangen die Costenoblesche Posse: Fehlgeschossen — und reisten hierauf noch denselben Abend nach München zurück.

Das Publikum hat sie nach seiner gewohnten Weise mit Hervorrufen bewirthet; die Gebildeten haben ihnen mit Vergnügen zugehört, und ihnen im Stillen für die schönen Genüsse gedankt, und nur bedauert, das Schöne und Liebenswürdige so schnell verschwinden zu sehen. — Um unserm Lobe einigen Werth zu geben, müssen wir auch einigen Tadel hinzufügen. Hr. Carl streift, besonders in seinem Schwätzer, zuweilen an das Kostbare, Gezierte, und Widrige in der Bewegung, und wirft, nach Tänzerart, gerne in Wellenlinien die Hände über den Kopf hinweg; sodann artikulirt er nicht genug, um überall verständlich zu seyn. Dieses verständlich seyn vermißt man bey ihm in der französischen Sprache weniger, als in der teutschen.

Madame Carl, von der Natur gegen alles Mißfallen, mit einer schönen Gestalt bewaffnet, wird unwiderstehlich alles Beyfalls sich bemeistern, wenn sie, zur Vermeidung des Eintönigen und Weinerlichen, die zu hohen Töne vermeidet, und mehr Sprach- als Singklang sich eigen macht. —

Einen neuen Kunstgenuß verschaffte dem hiesigen Publikum der fürstlich Taxische Rath und Bibliothekar, Hr. Krämer, durch Ausstellung verschiedener Kunstwerke im Saale des hiesigen Gesellschafts-Hauses. Diese Kunstwerke sind das Eigenthum hiesiger Einwohner. Hr. Krämer hat sie ausgewählt, zusammen an einem Ort gestellt, und dadurch wirklich das erste Beyspiel gegeben, was nachgeahmt und öfter wiederholt zu werden verdient. Die Einnahme war für den Zweck des hiesigen Frauenvereins.

Ueber das Bart-Tragen der Römer.

Die ersten Römer trugen nach dem Zeugniß des Plinius (L. VII. c. 59) einen langen Bart und wußten nichts von Barbierern, bis auf's Jahr der Stadt Rom 454, in welchem, wie Varro (de vita rust. L. II. c. 11.) bemerkt, ein gewisser P. Ticinius Menas dergleichen Leute aus Sicilien mit sich nach Rom gebracht. Von der Zeit an entstand der Gebrauch zu Rom, sich wenigstens das Gesicht bis auf den Kinn abscheeren zu lassen, und man findet

nicht, daß man sich nachher den Bart habe wachsen lassen, ausgenommen bey traurigen Begebenheiten. Daß aber in den ersten Zeiten sich die Römer eine Ehre daraus gemacht haben, den Bart zu tragen, sieht man aus dem Livius, welcher bey Erzählung der Eroberung Roms durch die Gallier anführt, daß einer dieser Barbaren den Senator Marcus Papirus bey'm Bart gezupft habe, worüber dieser höchst unwillig geworden. Auch bemerkt Varro (L. cit.) von den sehr alten Statüen, daß sie großes Haupthaar und Bart trugen. Aus dieser Ursache nennt Juvenal (Sat. VI. v. 103.) Tarquin, den letzten König, den Bärtigen: — Facile est barbato imponere regi. (Vergl. A. Gellius L. III. c. 4.)

Rellok.

Anekdote aus Göthes Leben 1).

Ich konnte nicht unterlassen, sagt er, Friedriken noch einmal zu sehen 2). Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahndungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friedriken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung.

Von der Witterung im Monat August 1814.

Allen meinen Regeln und Beobachtungen zu Folge werden wir mit einem trefflich schönen Aerntemonat beschenkt. Die ersten drey Tage angenehm Wetter. Etwas unsicherer sind die Tage vom 4ten bis 7ten; dann aber vom 8ten an bis zum Neumond (den 15ten) werden die unsichersten Tage des ganzen Monats seyn; denn sie werden mit Hitze, schwülem Sonnenschein, Regen und Gewittern wechseln. Von jetzt an bis zum 31sten werden die vortrefflichsten Tage kommen, die uns seit 1811 so selten mehr zu Theil wurden, und wenn auch kleine Gewitterwolken drohen, sie sind nicht zu fürchten: allerhöchstens ein ganz kleiner Regen kann aus ihnen entspringen. — Die schwüle, wallende Luft war der Beobachtung der am 17ten des vor. Monats vorgefallenen Sonnenfinsterniß nicht günstig. Der deßhalb unsicher zu bemerkende Eintritt geschah nach meiner Beobachtung in Palais Mar um 5 Uhr 43 Min. 55″. Die größte Verdunklung schien mir größer, als sie von Mehreren angegeben wurde, ich konnte sie aber nur durch das Augenmaaß beurtheilen, weil mir noch immer ein gutes Mikrometer mangelt. Der Austritt konnte wegen vorgetretenem Gewölk nicht aufgezeichnet werden. Ohne Sonnenglas verfolgte ich die Gestirne, und erblickte dieselben um 6 Uhr 27 Min., woraus ich sah, daß es noch einige Minuten bis zum Austritt andauern müsse; dann aber kam eine so dicke Decke von Wolken daher, daß jede Mühe, die Peripherie der Sonne zu bemerken, vergebens war. Ich beobachtete mit 100maliger Vergrößerung meines 4 1/2füßigen Achromaten, mit vierthalbzölliger Oeffnung (B. M.), daß an der Verfinsterungsgränze die Sonne selbst mit einem hellern Saume leuchtete und zwar bis an ihre Hörner, die mit noch hellern Winkeln erschienen. Der zu dieser Zeit sich zeigende Sonnenfleck war zwey Tage früher am größten, da man dann recht augenfällig sah, daß diese dunkeln Flecke Löcher in der Wolkensphäre der Sonne sind, die immer tiefer und tiefer zwischen den leuchtenden Nebelstreifen in die untere unbewölkte Sonnenatmosphäre hinabgehen. Das von mir am 26sten May zwischen Hipparch und Heginus liegende Flußbeet im Monde sah ich am 9ten July früh 2 Uhr und am 24sten July wieder sehr deutlich, und somit ist diese für Naturkunde sehr interessante Bemerkung ganz außer Zweifel gesetzt; es selbst und alle Arme schlängeln sich ganz genau wie unsere Flüsse in ähnlichen Ebenen. Ich entdeckte von demselben am 24sten auch noch einen vierten ehemaligen beträchtlichen Flußarm.

---

1) S. „Aus meinem Leben." Dritter Theil. S. 127.

2) Ehe er nämlich Straßburg verließ, in dessen Nähe sich Friedrike befand.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 27. Juli.

Ueber die französische Literatur.
(Aus Göthes Leben. Siehe 3ten B. S. 85 rc.)

Was uns von den Franzosen gewaltiger als alles andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutschen überhaupt, so wie dem nach französischer Cultur strebenden Könige, an Geschmack fehle. Ueber diese Redensart, die, wie ein Refrain, sich an jedes Urtheil anschloß, suchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen, aufklären darüber konnten wir uns aber um so weniger, als man uns versichern wollte, schon Menage habe gesagt, die französischen Schriftsteller besäßen alles, nur nicht Geschmack; so wie wir denn auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neuesten Autoren sämmtlich des Geschmacks ermangelten, und Voltaire selbst diesem höchsten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt auf die Natur gewiesen, wollten wir daher nichts gelten lassen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls, und den raschen derben Ausdruck desselben.

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

war Loosung und Feldgeschrey, woran sich die Glieder unserer kleinen akademischen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Diese Maxime lag zum Grunde allen unsern geselligen Gelagen, bey welchen uns denn freylich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte.

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anläße und persönliche Eigenheiten finden, so hatte die französische Literatur an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen als anziehen mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beydes kann die nach Lebensgenuß und Freyheit umschauende Jugend nicht ergetzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der französischen Litteratur niemals völlig unterbrochen gesehen, ja die innern politischen und religiosen Unruhen sowohl als die äußeren Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüthe gestanden haben. Durch günstige Umstände sey auf einmal eine reichliche Aerndte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar manches veraltet, das Lustspiel am ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse, dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneille's Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft

sein Vorgänger gewesen sey, den er, der allgemeinen Stimme nach, nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beynah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existirten und vegetirten noch, in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter, viele Literatoren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Societät auf die Schriftsteller nahm immer mehr überhand: denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten sich wechselweise, und mußten sich wechselweise verbilden: denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ist auch die französische Critik, verneinend, herunterziehend, misredend. Die höhere Classe bediente sich solcher Urtheile gegen die Schriftsteller, die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhren so unter einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publikum nicht imponiren, so suchte man es zu überraschen, oder durch Demuth zu gewinnen; und so entsprang, abgesehn davon was Kirche und Staat im Innersten bewegte, eine solche literarische Gährung, daß Voltaire selbst seiner vollen Thätigkeit, seines ganzen Uebergewichts bedurfte, um sich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung empor zu halten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und so mußte er selbst, der Alt-Vater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Uebels erzeigen, und, unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens, unwahr und falsch handeln. War es denn wohl der Mühe werth, ein so thätiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden sollte als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein solcher Zustand sey, entging seinem hohen Geiste, seiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte sich manchmal sprung- und stoßweise Luft, ließ seiner Laune den Zügel schießen und hieb mit ein paar Fechter-Streichen über die Schnur, wobey sich meist Freunde und Feinde unwillig gebärdeten: denn Jedermann glaubte ihn zu übersehn, obschon Niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publikum, das immer nur die Urtheile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und nichts ist unzulänglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiste aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen, bey einer deutschen Natur und Wahrheitsliebe, als beste Führerinn im Leben und Lernen, die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, ward die partheyische Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung so vieler würdigen Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sündfluth zu entkräften, alle versteinte Muscheln läugnete, und solche nur für Natur-Spiele gelten ließ, so verlor er gänzlich mein Vertrauen: denn der Augenschein hatte mir auf dem Baschberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrockneten Meeresgrund, unter den Exuvien seiner Ureinwohner befinde. Ja! diese Berge waren einstmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren, genug, das Rheinthal war ein ungeheurer See, eine unübersehliche Bucht gewesen: das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß

der Länder und Gebirge vorzuschreiten, es möchte sich daraus ergeben was da wollte.

Bejahrt also und vornehm war an sich selbst und durch Voltairen die französische Literatur. Lasset uns diesem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!

Auf thätiges und geselliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieses Verhältnisses, damit er selbst zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunsch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat sich Jemand so abhängig gemacht, um unabhängig zu seyn. Auch gelang es ihm, die Geister zu unterjochen; die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten seine Gegner mäßige Talente und einen ungeheuern Haß; nichts gereichte zu seinem Schaden. Den Hof zwar konnte er nie mit sich versöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Katharina und Friedrich die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowsky von Pohlen, Heinrich von Preußen, Carl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen; sogar Päbste glaubten ihn durch einige Nachgiebigkeit kirren zu müssen. Daß Joseph der Zweyte sich von ihm abhielt, gereichte diesem Fürsten nicht einmal zum Ruhme: denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er, bey so schönem Verstande, bey so herrlichen Gesinnungen, etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreiben aus München.

Ich kann Ihnen unmöglich schildern wie angenehm es jezt hier ist. Wir genießen seit Langem das herrlichste Wetter. Im Hofgarten ist alle Sonntage Mittags und alle Mittwoche Abends Musik; auch ist gerade Jahrmarkt, wo es gar mancherley zu hören und zu sehen gibt. Ich habe ein paar himmlische Mondscheinnächte genoßen, die so mild und so duftig waren, wie man sie nur in Italien genießen mag. Unser Völklein achtet zwar wenig darauf, denn ein schwärmerisches Teint ist es wohl allerdings, womit man gerne bey der schönen Welt imponiren möchte, aber auf den Genuß des Schwärmens verstehn sich die wenigsten nur. Man liest gerne eine empfindsame Mondscheinscene in einem Roman, ohne in sich die Mittel zu besitzen, einen so reizenden Traum sich einmal zur Wirklichkeit zu zaubern, weil dazu wirklich Phantasie gehört, und nicht blos Phantasterey. Bey dem Allem halte ich aber das schöne Geschlecht immer für geeignet, die stillen Reize des Lebens, die eigentlich gemüthlichen Freuden desselben, wahrzunehmen und mit Beyhülfe eines sympathetischen Wesens zu genießen; aber die Männer sind zu phlegmatisch, zu sinnlich, zu verstockt — und wenn auch dieses alles nicht — zum wenigsten doch zu ungeschickt, um sich dem Zarten so anzuschmiegen, wie es seine subtile Natur allerdings erfodert. Was ist es nicht für ein goldenes Leben um das zweyer Seelen, die sich in Liebe einander nähern? welcher Reichthum liegt für den Liebenden in dem Herzen der Geliebten? was vermag nicht auf ihn ein einziger Blick, wohin führt ihn ein Wort, welche Seligkeiten träumt er bey einem Kuße, in welche Himmel versetzt ihn eine Umarmung? Und doch — wie gering, wie gemein läuft oft diese schönste Periode des Menschenlebens ab. Alles, alles ist eingerichtet in der Welt, Mond und Sterne, Blumen und Blüthen, Quellen und Gärten, alles bietet den Liebenden sich an und ist da, wie zu ihrem Genuße geschaffen. Aber da stopft sich das Männlein hübsch solide den silberbeschlagenen Ulmerkopf, das Geschenk seiner Geliebten (man denke!), wenn er zu ihr geht, um seine Lippen mit dem Ambra des Knasters zu parfümiren, statt sie zu einem so heiligen Dienste, als der des süßen Kosens und Küssens, vorher in Honig zu baden, und lockt seinen Pudel herbey, um beym Spaziergange seiner Allertheuersten das possierliche Schauspiel des Apportirens zu verschaffen, wobey es an Zank nicht fehlen kann, indem der Pudel nicht ermangelt, seine träufende Wolle in ihrer

Nähe zu rütteln und das neue Kleid zu verderben, wobey es dann in der nächsten Meth- oder Kafee-, vielleicht auch gar Bierschenke zur Aussöhnung kömt.

Glauben Sie nicht, meine Freundinn, daß ich Ihnen hier von derjenigen Klasse spreche, die ein sogenannter vornehmer Stand den Pöbel nennt. Um's Himmelswillen: Nein! Meine Betrachtungen haben mich zu der Ueberzeugung geführt, daß sich sogar Junker und Fräuleins auf solchem Fuß lieben, wobey ich nur vergessen habe, der Sporen und Reitgerte, so wie der Lorgnetten und einer von vielen Gehängseln laut klirrenden Uhrkette zu erwähnen, welche Gegenstände die Herzen unserer Schönen unwiderstehlich affiziren. Das, womit man sich aber den größten Respekt bey ihnen verschafft, ist, wenn man so glücklich ist sie zu besitzen, eine Repetieruhr, um sie im Theater zu wiederholtenmalen klingeln zu lassen. Man will zwar wissen, daß man im Parterre und in Logen nicht zum Besten sieht, allein ich fand dieses nur so lange, bis man nach dem plötzlichen Hereinkommen den grellen Tagesschein gehörig mit der Dämmerung des Schauspielhauses verarbeitet hat: in diesem Falle hat man sich also außerhalb desselben wohl umsehen können, wie viel es an der Zeit ist: kaum hat man einige Minuten gesessen, so hat das Auge bereits so viel des mitgebrachten Tagelichtes gegen die vorhandene Dämmerung ausgetauscht, daß ein gleiches Verhältniß der Masse hergestellt ist, um recht gut nicht nur auf die Uhr sehen, sondern auch lesen zu können. Demungeachtet ist es ein beständiges Geklingel von Repetir-Uhren, und selten, daß man wohin blickt, woher der Klang kömmt, ohne nicht einen Beweis zu dem Satze zu finden: wo eine klingelnde Uhr im Theater, da pocht ein verliebter Puls im Herzen!

Es ist das Glöcklein, welches spricht:
Vergiß mein nicht!

Oder auch:

Ich bin der reiche Junker Welt,
Habe goldne Schnallen, goldne Ketten,
Meine Uhr, was wollt' ihr wetten,
Repetirt zu jeder Zeit:
Daran könnt' ihr schauen,
Mit staunendem Sinn
Ihr Mädchen und Frauen
Wie reich ich wohl bin!!

Ich habe von Mond und Sternen, von Blumen und Blüthen, von Quellen und Grotten geredet, aber, mein Gott, was soll das für Liebende nach dem vornehmen Schnitte! Da stände ja gar eine Schäfertracht nicht übel dazu! Mein Gott! Wie das so gemein lassen müßte! Wo bliebe denn die Uniform! Ja freylich — das ist für die Damen, die sich selbst gern zu Puppen machen, das Liebste an den Männern, daß sie sich wieder zu Puppen hergeben. Was Herzen, was Schmerzen! „Da lob' ich mir einen Gang im Hofgarten, und die Husarenmusik dazu", sagte mir jüngst ein modisches Fräulein. „Es ist wahr, die Männer sind hier größtentheils so ungalant, daß sie die Frauenzimmer auf keine gar schonende Weise die Musterung passiren lassen, aber dafür kann man doch Spitznamen ersinnen; persifliren und sich für eine ganze Woche lang Stoff zu unterhaltenden Gesprächen holen. Und man lasse den Männern ihr ungeschliffenes Kritteln und Spötteln, bey all dem verwickeln sie sich doch immer in unserm Netze und nichts ist wohl spaßhafter als diese armen Schelme sodann an den Pfeilen des schlauen Cupido gleich Türken zappeln zu sehen, die, am Spieße steckend, sehr bußfertig Reu und Leid ablegen."

Des Liebhabers Rolle ist es, seine Geliebte überall aus- und hinzuführen, ihr Geschenke zu machen, Morgens und Abends für Leckerbissen zu sorgen, der Spielball ihrer Launen zu seyn, kurz zu tändeln und mit sich tändeln zu lassen. Andere Genüsse sind unser Verliebten nicht bekannt. Es fällt mir wohl einmal ein, den Unterschied zwischen Verliebten und Liebenden auseinanderzusetzen, für heute aber schließe ich diesen Brief, worin ich viel Unzusammenhängendes in den Tag hineingeschrieben habe. — Aber wer plaudert nicht lieber, wie's ihm gerade in den Sinn kömmt, statt erst lange zu sichten und zu ordnen, zumal wenn es vergönnt ist, zu einer theuern Person im Vertrauen zu reden! Leben Sie wohl.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 30. Juli.

I.

Dank für der Freundin Geschenk.

O Dank! o Dank für deine theure Gabe.
In Blumen mußtest du dem Sänger schenken,
Die sich in SilberThränen sinnig senken,
Gewebt von deiner Hände ZauberStabe.

Ach! wenn ich einst dich selbst verloren habe,
Wenn meine Thränen diese Blumen tränken;
Dann tröstet mich geliebtes Angedenken,
Und ruhet bald mit mir in einem Grabe.

Ihr müsset, stark ein Damm, dem Strome wehren
Der herben Leiden, die mich wild umstürmen,
Wenn deine Liebe sich von mir gewendet.

Auch ErdenStaub wird ängstend nicht beschweren
Die kalte Brust, die meine Blumen schirmen,
Wenn deiner Liebe Tod mein Leben endet.

II.

Der Freundin Krankheit.

Der Frühling schien so lieblich hergezogen,
Die Gute traute ihm zu böser Stunde,
Und ach! von ihrer Krankheit ward mir Kunde. —
Ich eilte zu ihr, sah so roth umflogen

Die Wang, zu der herab mich Schmerz gebogen.
Ich flüsterte: lieb Mädchen o gesunde!
Und reichte HeilungsTrank dem theuren Munde.
Da hab ich heiß in mich ihr Weh gesogen.

Und nun muß ich von diesem Feuer glühen,
Mir Krankem kommt kein HeilTrank von der Guten.
Ich selbst mag nicht der süßen Krankheit wehren;

Mich freuen ihre dunkeln Phantasien,
Und fröhlich schau ich in die wilden Gluten,
Wie sie an meinem Herzen gierig zehren.

J. C. Mielach.

Ueber die französische Literatur.
(Fortsetzung.)

Das was ich hier gedrängt und einigem Zusammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit, als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiespältiger Mißklang, unzusammenhängend und unbelehrend in unsern Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man foderte etwas Gutes, Neues; aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot national-französische, herzerhebende Gegenstände dargestellt, kaum hatte die Belagerung von Calais sich einen enthusiastischen Beyfall gewonnen, so sollte schon dieses Stück, mit sammt seinen vaterländischen Gesellen, hohl und in jedem Sinne verwerflich seyn. Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergetzt, hieß man schwach, der Name dieses Ehrenmanns war verschollen, und wie viel andere Schriftsteller müßte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urtheile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müssen, wenn ich gegen Jemand, der mit dem neuesten literarischen Strome dahinfuhr, irgend einen Antheil an solchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern teutschen Gesellen denn immer verdrießlicher. Nach unsern Gesinnungen, nach unserer Natureigenheit liebten wir die Eindrücke der Gegenstände festzuhalten, sie nur langsam zu verarbeiten, und wenn es ja seyn sollte, sie so spät als möglich fahren zu lassen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgesetzte Beschäftigung lasse sich allen Dingen etwas abgewinnen, und man müsse durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punct gelangen, wo sich mit dem Urtheil zugleich der Grund desselben aussprechen lasse. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche französische Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete: denn Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt. Betrachteten wir aber sein Leben und sein Schicksal, so war er doch genöthigt, den größten Lohn für Alles, was er geleistet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergessen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyclopädisten reden hörten, oder einen Band ihres ungeheuren Werks aufschlugen, so war es uns zu Muthe, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spuhlen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor Allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannigfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen, was Alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eignen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alle dem, weßhalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Teutscher ist. Aber auch sein Standpunct war schon zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm stellen und an seine Seite setzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednerischer Kunst herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar sehr, seine wackern Wild-Diebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieses Gesindel hat in der Folge auf dem teutschen Parnaß nur allzu sehr gewuchert. So war er es denn auch, der, wie Rousseau, von dem geselligen Leben einen Eckelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheueren Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien.

Uns ziemt jedoch, diese Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beyde Männer auf Kunst gewirkt. Auch hier wiesen sie, auch von ihr drängten sie uns zur Natur.

Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Als ein ideelles Local hatte die Bühne, durch Anwendung der perspectivischen Gesetze auf hinter einander gestellten Coulissen, den höchsten Vortheil erlangt, und nun wollte man diesen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theaters zuschließen und wirkliche Stubenwände formiren. Mit einem solchen Bühnenlocal sollte denn auch das Stück selbst, die Art zu spielen der Acteurs, kurz alles zusammentreffen, und ein ganz neues Theater dadurch entspringen.

Die französischen Schauspieler hatten im Lustspiel den Gipfel des Kunstwahren erreicht. Der Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Aeußern der Hofleute, die Verbindung der Acteurs und Actricen durch Liebeshändel mit den höheren Ständen, Alles trug dazu bey, die höchste Gewandheit und Schicklichkeit des geselligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszusetzen; doch glaubten sie einen großen Vorschritt zu thun, wenn sie ernsthafte und tragische Gegenstände, deren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, sich der Prosa gleichfalls zu höherem Ausdruck bedienten, und so die unnatürlichen Verse zugleich mit der unnatürlichen Declamation und Gesticulation allmählig verbannten.

Höchst merkwürdig ist es und nicht so allgemein beachtet, daß zu dieser Zeit selbst der alten strengen, rhythmischen, kunstreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch große Talente

und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es stellte sich nämlich dem Schauspieler Le Cain, der seine Helden mit besondrem theatralischen Anstand, mit Erholung, Erhebung und Kraft spielte, und sich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber, mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte. Dieses Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariser Theaterpersonals nicht passen. Er stand allein, jene hielten sich an einander geschlossen, und er, hartnäckig genug auf seinem Sinne bestehend, verließ lieber Paris und kam durch Straßburg. Dort sahen wir ihn die Rolle des August im Cinna, des Mithridat und andere dergleichen, mit der wahrsten natürlichsten Würde spielen. Als ein schöner großer Mann trat er auf, mehr schlank als stark, nicht eigentlich von imposantem, aber von edlem gefälligen Wesen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu seyn, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein sehr geübter Künstler, und von den wenigen, die das Künstliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunst zu verwandeln wissen. Diese sind es eigentlich, deren mißverstandene Vorzüge die Lehre von der falschen Natürlichkeit jederzeit veranlassen.

Und so will ich denn auch noch eines kleinen, aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenken, es ist Rousseaus Pygmalion. Viel könnte man darüber sagen: denn diese wunderliche Production schwankt gleichfalls zwischen Natur und Kunst, mit dem falschen Bestreben, diese in jene aufzulösen. Wir sehen einen Künstler, der das Vollkommenste geleistet hat, und doch nicht Befriedigung darin findet, seine Idee außer sich, kunstgemäß dargestellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein! sie soll auch in das irdische Leben zu ihm herabgezogen werden. Er will das Höchste was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Act der Sinnlichkeit zerstören.

Alles dieses und manches Andere, recht und thöricht, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bey, die Begriffe zu verwirren; wir trieben uns auf mancherley Abwegen und Umwegen herum, und so ward von vielen Seiten auch jene teutsche literarische Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Jemands Tagebuche.

Ich war noch sehr jung, als ich Hölty, Kosegarten, den armen Dorfprediger von Lafontaine, Voßens Louise, den Wandsbecker Bothen rc. gelesen. In einer Hauptstadt des südlichen Teutschlands geboren und folglich Katholik machten vorzüglich die Charaktere der protestantischen Pastöre und ihrer Familien großen Eindruck auf mich. Ich kann nicht läugnen, daß mir das Harte, Strenge, Feindselige der Priester meiner Religion sehr auffiel; doch hatte ich auch Leutselige und Gemüthvolle darunter kennen gelernt. Bey dem Allen fehlte mir immer etwas an ihnen. Sie hielten mir zu sehr an dem Himmel und zu wenig an den Menschen, deren Rathgeber, Tröster und Freunde sie doch eigentlich seyn sollten. Wie, dachte ich, man gibt diesen Seelenhirten große Oekonomien und ihre Einsichten in die Landwirthschaft mögen wohl sehr dienlich seyn, den Landmann zur Nachahmung neuer nützlicher Erfindungen aufzureizen, ihm mehr Kenntnisse bey seiner Arbeit beyzubringen: aber wär' es denn nicht auch gut, wenn das Pfarrkind an seinem geistlichen Vorgesetzten nicht nur das Muster eines guten Landwirths, sondern auch das eines liebevollen, glücklichen Gatten, eines edlen, gütigen Vaters erblickte? Würde ihm das häusliche Glück Andrer nicht näher am Herzen liegen, wenn es ihm erlaubt wäre, dasselbe selbst mitzugenießen? Würde das, was man dem geistlichen Stande unsrer Religion so oft vorwerfen hört, als ein gewisses verlegnes, linkisches Betragen, Unsauberkeit, übermäßiger Hang zu den Freuden der Tafel rc. nicht verschwinden, wenn ein katholischer Geistlicher auch heurathen dürfte? Ich hatte nämlich den offnen,

heitern Mann mit der geraden, menschenfreundlichen Miene vor mir, dem das Wohlwollen aus dem Auge blickt, der es so herzlich gut mit Allen meint, und bey edler Würde sich so traulich wie ein freundschaftlicher Nachbar Jedermann anschließt; der sich durch das Väterliche seines Benehmens die Herzen Aller so gut zu öffnen versteht, der des Abends mit Weib und Kind so recht wie ein Gesegneter des Herrn durch Stadt oder Dorf hinwandelt und den Leuten die Hände schüttelt, und mit ihnen spricht und plaudert; dessen häusliches Leben so reich ist an wahrhaft gemüthlichen Scenen, indem es sonst keinem Stande so leicht möglich ist, reinmenschliche Verhältnisse zwischen sich und seinen Umgebungen herzustellen. So, dachte ich mir, vertritt ein Priester eigentlich Gottes Stelle auf Erden, wenn er wie eine milde Gottheit unter den Menschen wandelt. Vortreffliche Prediger und tüchtige Gelehrte sind noch nicht immer gute Seelenhirten. Ob der Mann da seine Worte schön und zierlich setzt und zu weichen Anklängen die empfindsamen Saiten seiner Zuhörer zu rühren weiß — diese Schmuckrednerey steht auch dem Schauspieler gut; ist das Herz nur warm, dann strömt es auch heiß von den Lippen, wie dem geraden ehrlichen Claudius und wie dem Prediger auf dem Berge. Da sammelt man sich gerne vor der Kirchthüre nach der Predigt, um dem lieben Herrn in einem herzlichen Gruße gleichsam sein dankbares Herz, seine warme Liebe zu erkennen zu geben, und er geht keineswegs vornehm und eitel zwischen den Reihen dahin, sondern grüßt links und rechts und ist ganz derselbe in Wort und Handlung, auf der Kanzel und in seinem Hause. Sein Vortrag ist immer herzlich — nie bricht er in weinerliche Sentenzen aus, und schwärzt die Menschheit an, als ob sie aus lauter Mördern, Giftmischern, Ehebrechern und Nothzüchtigern bestände; nie schildert er die Tugend wie eine runzelige, zänkische Matrone, deren ausgetrocknete, pedantische Gestalt jede Lebenslust zu Boden schlägt; nie sieht man ihn mit dem Donnerkeil auf der Kanzel, und mit dem Stocke und der Ruthe in seinem Hause; er macht auch nicht sein Jammerleben zum Texte, worüber er sich selbstgefällig ergießt — gleichweit entfernt von süßlichen Worten und säuerlichen Reden ist sein Vortrag der eines Mannes, der Gott von Herzen und ganzer Seele und den Nächsten liebt, wie sie sich selbst. Wer wagt es, und soll er Gottes vergessen haben seit seiner Kindheit, diesen Mann nach dem Herzen Gottes einen Pfaffen zu schelten?

Ich war noch nicht vierzehn Jahre alt, als ich mir das Bild eines Pastors auf diese schöne Weise ausgemalt hatte. Zufällig nach einigen Jahren, als ich die Trockenheit und den Pedantismus des Magister- und Candidaten-Lebens in protestantischen Städten kennen gelernt und mich überzeugt hatte, wie hoffärtig, lieblos und sogar intolerant bey all dem vielen Gerede von Aufklärung, Humanität und Toleranz diese unter sich äußerst streitsüchtigen Männleins waren — als ich einen Blick in das Innere des Pastorlebens that, und da keineswegs jene patriarchalische Idyllenwelt fand, wie ich sie mir träumte, sondern die Pflicht mit der Ruthe des Zwanges; den Mann, in eine Wolke von Rauchtabak eingehüllt, im Schlafrocke am Pulte, wo er für Geld Recensionen oder gar Romane schmiedet; die Frau in der Küchen-Schürze, wie sie sich mit den Mägden herumzankt und die schmierigen Kindleins, in Buße und Strafe, nach Kartoffeln und Butterbrod jammernd; und als ich ihre Theevisiten, welche so recht die Kränzchen gelehrter Gevatterschaften zu nennen sind, kennen lernte, da ward ich erst inne, daß es nur Dichter gewesen, die mir den Charakter und das Leben der Pastöre und ihrer Familien so schön und anmuthig vorgezeichnet, und ich zog auch, wie bey so vielen andern Lebenserfahrungen, einen Vorhang vor diese traurige Scene der Wirklichkeit, um keinen Schatten davon auf meine Ideale zu werfen. Die Erfahrung ertheilte auch hier die Lehre: Wer nicht heilig in sich ist, der mag ein katholischer oder protestantischer Priester seyn — er bleibt ein Profaner, und dieses ist auch die Ursache, warum es so viel Moral und Moralisirende, aber gar so wenig moralische Menschen gibt.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 3. August.

Klage.

Daß Alles doch so wandelbar
Und flüchtig ist im Leben,
Und, was so treu und gut und wahr
Einander sich ergeben,
Und was so zärtlich Weh und Wohl
So lang vereint getragen,
Gar oft so plötzlich scheiden soll
Und Lebe wohl muß sagen! —

Ach dieses rasche Ohngefähr,
Es kömmt so unvermuthet,
Und thut so weh und fällt so schwer,
Daß tief das Herz uns blutet!
Woran sich halten auf der Welt
Im Lieben und im Glauben,
Wenn, was so innig an uns hält,
Der Tod so schnell kann rauben?

O nicht belebend, segnend nicht,
Wie wir es gern erheben —
Nein tödtend ist der Sonne Licht,
Und Sterben heißt dieß Leben.
Ich fühle, daß ich glücklich bin,
Doch macht mein Herz es trübe,
Denn ach, der Alles rafft dahin,
Entrafft auch, was ich liebe.

J. Sendtner.

Ueber die französische Literatur.
(Beschluß.)

Auf philosophische Weise erleuchtet und gefödert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang, über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des Système de la Nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich seyn könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede versichert, daß er, als ein abgelebter Greis, so eben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir lachten ihn aus; denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geschätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr ist. „Alte Kirchen haben dunkle Gläser! — Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ dies waren unsere Lust- und Leibworte; und so schien uns jenes Buch, als die rechte Quintessenz der Greisenheit, un-

schmackhaft, ja abgeschmackt. Alles sollte nothwendig seyn und deßwegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabey gestanden wir freylich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, der climatischen Einflüsse, der physischen und animalischen Zustände nicht wohl entziehen könnten; doch fühlten wir etwas in uns das als vollkommene Willkühr erschien, und wieder etwas das sich mit dieser Willkühr ins Gleichgewicht zu setzen suchte.

Die Hoffnung immer vernünftiger zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freyheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgelesen: denn wir fanden uns in der Erwartung getäuscht, in der wir es aufgeschlagen hatten. System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie und so manches Andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von Allem was darin lebt und webt, das Nähere, so wie das Allgemeinere erfahren. Daß hiebey wohl Manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menschen als schädlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzuläßlich erscheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Büchlein sollte nicht unwürdig die Feuerprobe bestanden haben. Allein wie hohl und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie sollte seyn von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten, ohne weiteres, die unendlichen Phänomene des Daseyns hervorbringen. Dies Alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf's lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Gränze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß wir auf dem Puncte standen, uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freyeren und eben so wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte. *)

Ueber die englische Literatur.

(Aus Göthes Leben. Siehe 3ten B. S. 325 ic.)

Der geistreiche Britte sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt; er wird früher oder später gewahr, daß er allen seinen Verstand zusammennehmen muß, um sich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loses und rauschendes

*) Nämlich Shakespear.

Leben geführt, und sich früh berechtigt gefunden, die irdischen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht, und im Parlament, bey Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten, theils die ersten, theils untere Rollen gespielt, und sich bey inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen, und wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele sind verbannt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beschädigt worden!

Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu seyn, fodert den Menschen zum Ernst auf, und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdischen Dinge. Ernsthaft ist auch der Deutsche, und so war ihm die englische Poesie höchst gemäß, und, weil sie sich aus einem höheren Zustande herschrieb, imposant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen, weltgeübten Verstand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken: die herrlichsten Eigenschaften, die man von geistreichen gebildeten Menschen rühmen kann; aber das Alles zusammengenommen, macht noch keinen Poeten. Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreyen weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspective vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten, wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in diesem Sinne die Mehrzahl der englischen meist moralisch-didactischen Gedichte, und sie werden im Durchschnitt nur einen düstern Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht Youngs Nachtgedanken allein, wo dieses Thema vorzüglich durchgeführt ist, sondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte, schweifen, eh man sich's versieht, in dieses traurige Gebiet, wo dem Verstande eine Aufgabe zugewiesen ist, die er zu lösen nicht hinreicht, da ihn ja selbst die Religion, wie er sich solche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zusammendrucken, welche als ein Commentar zu jenem schrecklichen Texte gelten können:

> Then old Age and Experience, hand in hand,
> Lead him to death, and make him understand,
> After a search so painfull and so long,
> That all his life he has been in the wrong.

Was ferner die englischen Dichter noch zu Menschenhassern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen Alles über ihre Schriften verbreitet, ist, daß sie sämmtlich, bey den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinwesens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den besten Theil desselben, einer oder der andern Partey widmen müssen. Da nun ein solcher Schriftsteller die Seinigen denen er ergeben ist, die Sache der er anhängt, nicht loben und herausstreichen darf, weil er sonst nur Neid und Widerwillen erregen würde; so übt er sein Talent, indem er von den Gegnern so übel und schlecht als möglich spricht, und die satyrischen Waffen, so sehr er nur vermag, schärft, ja vergiftet. Geschieht dieses nun von beyden Theilen, so wird die dazwischen liegende Welt zerstört und rein aufgehoben, so daß man in einem großen, verständig thätigen Volks-Verein zum allergelindesten nichts als Thorheit und Wahnsinn entdecken kann. Selbst ihre zärtlichen Gedichte beschäftigen sich mit traurigen Gegenständen. Hier stirbt ein verlassenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber, oder wird, ehe er voreilig schwimmend seine Geliebte erreicht, von einem Hayfische gefressen; und wenn ein Dichter, wie Gray, sich auf einem Dorfkirchhofe lagert, und jene bekannten Melodieen wieder anstimmt, so kann er versichert seyn, eine Anzahl Freunde der Melancholie um sich zu versammeln. Milton's Allegro muß erst in heftigen Versen den Unmuth verscheuchen, ehe er zu einer sehr mäßigen Lust gelangen kann, und selbst der heitere Goldsmith verliert sich in elegi-

sche Empfindungen, wenn uns sein Deserted Village ein verlornes Paradies, das sein Traveller auf der ganzen Erde wiedersucht, so lieblich als traurig darstellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntre Werke, heitere Gedichte werde vorzeigen und entgegensetzen können; allein die meisten und besten derselben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neuern die man dahin rechnen könnte, neigen sich gleichfalls gegen die Satyre, sind bitter und besonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im Allgemeinen erwähnten, ernsten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern aussuchten, der eine, nach seiner Gemüthsart, die leichtere elegische Trauer, der andere die schwer lastende, alles aufgebende Verzweiflung suchend. Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakspeare, der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuck trieben. Die Hauptstellen wußte ein Jeder auswendig und recitirte sie gern, und Jedermann glaubte, er dürfe eben so melancholisch seyn, als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Local abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Haide, unter vorstarrenden bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns, und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bey Mondenschein ward dann erst diese caledonische Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten.

In einem solchen Element, bey solcher Umgebung, bey Liebhabereyen und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich, in unmuthigem Uebermuth, mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eignem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben Werther deßwegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte. Wie genau die Engländer mit diesem Jammer bekannt waren, beweisen die wenigen bedeutenden, vor dem Erscheinen Werthers geschriebenen Zeilen:

To griefs congenial prone,
More wounds than nature gave he knew,
While misery's form his fancy drew
In dark ideal hues and horrors not its own.

Logogryph.

Das Wörtchen ist ganz kurz und klein;
Doch ändre nur das erste Zeichen,
So wird der Sinn neunfach dir seyn,
Und keiner wird dem andern gleichen.

In alphabet'scher Ordnung nur,
Ist's bald das Sinnbild des Vereines,
Bald ist es der Gewinn der Flur,
Bald läßt's dir deiner Güter keines

Bald hilfts dir aus der Grub empor
Bald schafft es auch die größten Titel.
Bald zeigts dem Aug den Abgrund vor,
Bald ist es nur ein Blendungsmittel,

Bald ist es eine Kinderey,
Wie leider alle Logogryphen;
Bald endlich schneidets den Stamm entzwey,
Wer eins erräth, hats ganz ergriffen

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 6. August.

An Minna.

Die Sonne steigt aus Ostens goldnen Thoren,
Und Blumen, schlummernd in des Thales Gründen,
Den Armen stiller Träume sich entwinden.
Dann stehen schüchtern sie in sich verloren,

Und um sie kosen Stralen kaum geboren;
Die ihnen sanft der Liebe Tag verkünden,
Auf ihren Wangen holden Glanz entzünden.
So weckest du o Mädchen mir erkohren!

Du meine Sonne mich aus schweren Träumen.
Und wenn dein Blick so stralend um mich spielet,
Dann muß verwirrt mein Auge niederschauen,

Mit rothem Glanze sich die Wange säumen.
O! möchte, wie der Thau die Blume kühlet,
Dein Kuß auch mir die Wange überthauen.

J. C. Mielach.

Ueber die Provençalische Poesie, die Troubadours und die Verfassung der Liebeshöfe im südlichen Frankreich.

Nach dem politischen Falle des weltherrschenden Roms widerstand auch die römische Sprache; weder in den eroberten Ländern, noch in dem Mutterlande Italien dem Andrange teutscher roher Kraft; die weiblichen Enkel der großen Republikaner und Imperatoren beugten sich mit Körper und Geist nicht weniger unter das fremde Joch, als die romanisirten Gallier, Hispanier und Britannier. Aber auch der teutsche Herr und Gebieter bequemte sich zur Verständigung in der Landessprache mit seinen Sklaven, mischte seine Sprachformen in die ihm bekannt gewordenen römischen Wörter, und daraus mußte bald eine Verschmelzung hervorgehen, die den Ruin der echten römischen Sprache bewirkte, aber auch die völlige Einführung der Teutschen verhinderte. Von dieser unvermeidlichen Sprachverwirrung können wir, wegen der Rohheit des Zeitalters überhaupt, besonders wegen der Schwierigkeit in einem solchen Sprach-Gemengsel zu schreiben, und des daraus entstandenen gänzlichen Mangels an schriftlichen Denkmälern bis zum achten Jahrhundert nach Christo, nichts Bestimmtes sagen. Zuerst um die Zeit Karls des Großen hatte sich aus dem Conflikte der siegenden und besiegten Sprache das sogenannte Romanzo oder die lingua romana rustica so weit entwickelt, daß darin geschrieben werden konnte. Doch sollte es nicht eine Sprache bleiben; in ihr lagen die Keime der spanischen, französischen, italienischen und provenzalischen Sprache, deren letztere zuerst sich bildete, aber auch bald den später sich entwickelnden Nachbarinnen unterliegen mußte.

Nach der Trennung Frankreichs von der großen Karolingischen Monarchie (843) blieb der südliche Theil unabhängig von den französischen Königen; die Bewohner des Nordens und des Südens trennten sich durch die Regierung, Sprache und Sitten, und man benannte bald eben nach der Sprache den nördlichen Theil, oder das eigentliche damalige Frankreich Langue d'oui (weil oui schon damals ja hieß)

und den südlichen Theil Langue d'oc (weil ja hier durch das teutsche Wort ok, (auch) ausgedrückt wurde. Dieser Name hat sich bis auf die Eintheilung in Departements für eine der südlichen Provinzen erhalten, bezeichnete aber früher vom zwölften Jahrhundert bis auf Karl den Siebenten den ganzen Strich des Südens, von den Alpen bis zu den Pyrenäen, wo nicht französisch gesprochen wurde, und der gewöhnlicher das Reich der Provence hieß.

Anfangs machte die Provence einen Theil des 879 errichteten Königreichs Arelat oder Arles aus; als dieses späterhin (1033) dem teutschen Kaiser Konrad II. durch Erbschaft zufiel, entstand eine unabhängige Grafschaft Provence, die nachher durch Heirath an den berühmten Raymund Berengar, Grafen von Barcelona, kam, durch dessen Sohn Alfons mit Arragonien vereinigt, späterhin durch die Gräfin Beatrix Besitzthum des stolzen und mächtigen Karls von Anjou, nachherigen Königs von Neapel und Sizilien wurde, und endlich unter dem grausamen Ludwig XI. der Krone Frankreich zufiel. Die Existenz des provenzalischen Reichs unter eigenen und fremden Herrschern währte also etwa 450 Jahre, in deren Mitte die Zeit des höchsten Glanzes fällt. Selbstständig war das Land Provence nur kurze Zeit, bildete aber immer einen Haupttheil der Macht seiner fremden Herrscher, und behauptete den Ruhm, ein eignes Volk, eigenthümliche Sitten, und eine besondere Sprache zu haben. Die Provençalen waren bey den rauhern Nordfranzosen nicht beliebt und wurden der Weichlichkeit beschuldigt; dieser Vorwurf aber ist der Stolz des Barbaren, der Bildung und Milde der Sitten mit dem Schwerte mißt, und was er nicht zu würdigen versteht, übermüthig verachtet. Rittersinn, Ritterpflicht und Rittertugend waren bey den Provenzalen, wie bey den Franzosen; Gott, Ehre und die Geliebte der Wahlspruch; der Kampf für das heilige Grab das verdienstlichste der Werke; Turniere die edle Prüfung der Kraft — aber während der Franzose sich an elenden Erzählungen von Ritterthaten und an Legenden ergötzte, blühte der Gesang der Liebe herrlich im Süden, tönte harmonisch die Leier zu dem zarten Liede und der feyerlichen Hymne. Die Sprache (von dem Worte Oc die Occitanische genannt) übertraf an Wohlklang ihre noch rohen Schwestern, bildsam unterwarf sie sich der Kunst der Provençalsänger und melodisch schmeichelte sie dem Ohre. Sie verband Anmuth mit Kraft, schmiegte sich gefällig in die neu erfundenen Versmaaße und gab der Poesie durch den, von ihren Dichtern wo nicht erfundenen, doch zuerst ausgebildeten Reim, einen neuen Schmuck. Nicht mit Unrecht hat man die Provençaldichter, die so viel erfanden, was ihre Sprache heben und lieblich machen konnte, von dem Worte trouvar, trovare, trouver (finden) Troubadours genannt, und dieser Name behauptet unter den andern, die man zur Bezeichnung der Sänger gebrauchte, den ersten Rang. Der Troubadour verfertigte selbst seine Gedichte, die er dann in Musik setzte und allein oder in Gesellschaft der jongleurs, einer Art musikalischer Diener, die auf der Harfe, Guitarre, Geige, Laute, der kleinen Trommel den Gesang begleiteten, zugleich aber Possen und allerley Künste machten, vortrug. Die Namen Minstrel (von menestrel, menestrier ein niederer Hofbedienter, oder von ministerialis, Handwerker) und Trouvere gehören den Sängern an, die in Nordfrankreich und England schon früh, vielleicht als Reste der Barden existirten und späterhin die Kunst der Troubadours nachahmten, auch wohl noch neben ihnen ihre alten Gesänge behielten.

Ein gewisser Taillefer, im Heere Wilhelms des Eroberers, zog als Minstrel mit nach England, und, nachdem er die Normannen durch einen Schlachtgesang auf Karl des Großen und Rolands Unglück bey Ronceval begeistert hatte, verlor er im hitzigsten Gefechte sein Leben.

Man findet auch Minstrels als musikalische Begleiter der Troubadours, meistens aber als niedere Sänger und Possenreisser, die gleich den Jongleurs, außer der Musik, noch durch Tanz, Gaukeleyen, abgerichtete Hunde, Affen rc. zu vergnügen suchten. Nach einem Befehle Ludwigs des Heiligen zahlte ein Jongleur und Minstrel keinen Zoll, sondern ließ entweder seinen Affen Künste machen, oder sang ein Lied. Am französischen Hofe gab es um das Jahr

1300 gleichsam eine stehende Truppe derselben, deren Haupt der König der Minstrels genannt wurde.

Sehr weit verbreitete sich die Kunst und der Gesang der Troubadours (la gaya sciença.) Richard Löwenherz, der tapfere Ueberwinder des großen Saladin, verrätherisch aufgefangen vom österreichischen Leopold, dichtete in seinem Kerker ein provençalisches Lied an seine Unterthanen, welches sich erhalten hat; und wer kennt nicht den zärtlichen, treuen Blondel, der des Gesanges kundig, seinen gefangenen König durch ein Lied entdeckte? Das Provençalische wurde geliebt in Spanien, und der Arragonier Alfons wird als Dichter in der Provençal-Sprache genannt; Roger, König von Neapel, noch mehr aber Friedrich der Rothbart und sein edler Enkel Friedrich der Zweyte, liebten und pflegten die Muse der Troubadours, und durch sie blühte in Schwaben, zart und lieblich, die jugendliche Poesie der Minnesänger auf. Friedrich der Rothbart wurde wegen seiner Tugenden der Gegenstand provençalischer Gesänge, und dichtete selbst ein Lied in dieser Sprache, wo er die französischen Ritter, die katalonischen Schönen, die Pracht der Genueser und Kastilianer, die weißen Hände der Engländerinnen, die Schönheit der Toskanerinnen und die Lieblichkeit des Provençalgesanges rühmt. Ueberhaupt werden vor dem Jahre 1300 an 127 Provençaldichter gezählt. Von Hof zu Hof zogen die Troubadours, verherrlichten jedes Fest, entzückten jegliches Ohr, ernteten Dank und Gaben, und spornten Fürsten, Edle, selbst Frauen an, sich in der Lieblingssprache der Höfe zu versuchen. Willkommen waren sie überall, ausgezeichnet und geachtet, und die Freude wurde höher belebt, wenn bey einem fürstlichen Male ein Mitglied dieser poetischen Zunft mit seinen Minstrels und Jongleurs erschien, und von Liebe und Galanterie, Ritter- und Fürsten-Tugend sang, muntere leichtfertige Liebesnovellen oder die schauerlichen Geschichten und Abenteuer aus dem heiligen Kriege (fabliaux und contes) erzählte und selbst tapfer, ritterlichen Sinnes und Geblütes, den Muth zum Kampfe weckte. Einst kehrte der Arion der Provençalen, Peter von Castelnau, auf einem edeln Rosse, bekleidet mit grünem silbergestickten Gewande, die Leier an einer feuerfarbenen Schärpe, von Roquemartine zurück, wo der Graf, entzückt von seinen Gesängen, ihn mit Geschenken überhäuft hatte. Langsam zog er durch den einsamen Wald von Valogne, als ihn plötzlich ein Trupp Räuber angriff, vom Pferde riß, seiner Schätze und des Gewands beraubte, und unmenschlich an den Rand eines Abgrundes schleppte, um ihn herabzustürzen. In diesem verhängnißvollen Augenblicke verläßt ihn Muth und Entschlossenheit nicht. Er richtet bittend sein Auge auf die Henker: „Gestattet mir, redete er sie an, daß ich, bereit das Leben zu verlassen, das letzte Gebet an meinen Schöpfer richte, und meine Seele in seine Hände befehle.“ Die Räuber geben ihm diese Frist, er aber fügt hinzu: „Meine Sitte, wenn ich zum Herrn flehe, ist, von der Leier begleitet, meine Stimme zu ihm zu erheben; gebt mir mein Instrument, und versagt es mir nicht, meinen Todtengesang anzuhören.“ Die Räuber bewilligten es, und er singt, nach einem kurzen Vorspiele, eine schnell gedichtete Sirvante. Die Gefahr, worin er sich befand, seine lebendige Phantasie, die Nähe des Todes in der Blüthe seiner Jugend, Alles begeistert ihn. Nackt, mit zerquetschten Gliedern, zerstreutem Haar, stehend auf dem Rande des Abgrundes, der sein Grab werden sollte, singt er, und singt nicht vergebens. Die Räuber, um ihn stehend, werden aufmerksam, allmählig erweichen sich die ehernen Herzen, und Thränen stürzen aus den wilden Augen. Als sie der Troubadour in dieser Stimmung sieht, wechselt er im Gesange, und stimmt ein Kriegslied an. Er malt die Freuden des Krieges und der freyen Bewohner des Waldes, er lobt ihr unstätes, stolzes und wildes Leben, — er berauschte sie so mit dem Lobe, das er ihnen spendet, daß die, welche ihn vorher opfern wollten, jetzt zu seiner Vertheidigung aufzutreten nicht verschmähen würden. Sie gaben ihm nicht allein sein Roß, sein Gewand und Alles ihm Geraubte zurück, sondern fügten neue Reichthümer hinzu, und führten ihn auch im Triumphe an die Gränze des Waldes.

Diese Gewalt hatte also der Provençalische Ge-

sang, so gewann er die Herzen, so öffnete er die Hände zu reichen Spenden des Dankes. Man schenkte den Dichtern Gewänder, Waffen und Rosse; besonders aber, als den vornehmsten Schmuck, eine Krone von Pfauenfedern, von den edelsten Damen verfertigt, damals das Zeichen des Glanzes und der Majestät. Und wie tief war der Eindruck ihres Gesanges auf zarte weibliche Herzen! Diese Gunst zu erlangen, übte der Jüngling die Kunst der Troubadours, und Thibaut, König von Navarra, und Ritter der Königin Blancha, Karl von Anjou, Rudolph von Soissons ꝛc. glänzen unter den Dichtern der Liebe. Hugo de Penna sang von der Untreue der Liebenden; Beatrix, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, krönte ihn zum Lohne mit dem Lorbeerkranze vor dem theilnehmenden versammelten Volke, redete zu ihm in artigen von ihr selbst gedichteten provençalischen Versen, und gab ihm den Beynamen: der erste Troubadour. Aus diesem Sinne konnten in der Provence und Picardie die berühmten Liebeshöfe (cours d'amour) entstehen, die Tribunäle der wetteifernden Sänger, und der Untersuchungen über Liebe, Galanterie und Rittersinn. An ihnen vorzüglich glänzte die Kunst der Troubadours, und durch dieselbe erheben sie sich weit über die seltsamen Geburten des Mittelalters, die unter dem Namen Narren- und Eselsfeste ꝛc. bekannt sind. Eine jener Sitzungen wird von einem Troubadour, dessen Name unbekannt ist, so beschrieben:

Der erste Tag des Maimonats bricht an, der Frühling führt seine Spiele zurück, der Liebeshof ist eröffnet auf dem Schlosse zu Romanin. Der Saal der liebenswürdigen Versammlung ist mit reichen Teppichen geziert, und mit Blumenkränzen geschmückt, die in tausend Guirlanden von tausend Farben herabhängen, sich verschlingen und Auge und Geruch entzücken. Der Zephir, der sich in ihre Mitte stiehlt, regt sie lieblich, und löst die lockern Blüthen, die auf den Busen der Schönen niederfallen. Der Boden ist mit Rosmarin, Myrrthen und Jasmin bestreut, der Vorhof und die Stufen sind bekleidet mit Granat- und Orangen-Zweigen und mit blühendem Lorbeer. Sie locken das lüsterne Auge mit Bändern und anmuthigen Sprüchen der Liebe. Die Damen, welche Vorsitzerinnen des Liebeshofes seyn werden, treten ein, jede mit der Blume, die zu ihrem Sinnbilde erwählt ist. Die Gebieterin des Schlosses trägt die Lilie, Symbol der Weisheit und Tugend; Adalasie von Avignon die Amaranthe, ob des stolzen Geblüts; die Gräfin von Diu das Ringelblümchen, denn sie beweint einen Ungetreuen; das bescheidne Veilchen schlingt sich durch die Locken der blühenden Clara von Baux; die Rosenknospe entfaltet sich auf dem Busen der schönen Elis; die andern Damen mit Tulpen, Narzissen, Anemonen und den bescheidenern Kindern Flora's geziert, drücken Sehnsucht, Schmerz, Hoffnung, Stolz und was in ihrem Herzen sonst verborgen seyn mag, aus durch die bedeutenden Blüthen. Sie setzen sich unter einen prachtvollen Thronhimmel, und junge Liebesdiener, bekleidet mit grünen Gewändern, und bekränzt mit weißen Rosen, öffnen die Pforten den sanglustigen Troubadours und Jongleurs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sprache der Liebe.

(Eine indische Anekdote.)

Ein junger Brahmane hatte zu einer reitzenden Jungfrau aus der Kaste der Banianen eine zärtliche Neigung gefaßt und fand seine Liebe erwiedert. Die wechselseitige Zärtlichkeit machte beyde nur um so unglücklicher. Denn das Gesetz, welches die Vermischung der Kasten verbietet, erlaubte ihnen nicht, ihre Leidenschaft den Aeltern zu entdecken. Sie mußten sich also begnügen, insgeheim zu seufzen, und die Liebe, die ihren Kummer verursachte, half ihnen auch ihn ertragen.

Eines Tages nun, als der junge Brahmane seine Geliebte besuchte, fand er wider Erwarten ihre Mutter und ihre Schwester bey ihr; dieser unangenehme Zufall war ihm höchst verdrießlich; da er sich aber doch nicht fort begeben wollte, ohne von seiner Liebe ein nur der geliebten Person verständliches Zeichen zu geben, so hielt er sich mit ehrerbietiger Gebehrde einen Lotusstrauß vor die Stirn. Und das junge Mädchen hielt ihm als Antwort ihren kleinen Spiegel entgegen, den sie hierauf zu ihren Herzen führte.

Anmerkung. Um das Anmuthige dieser Erzählung ganz zu empfinden, muß man wissen, daß bey den Indiern der Lotus, wie bey uns die Rose, das Sinnbild der Schönheit ist, und daß in Asien die Frauen gewöhnlich einen kleinen Spiegel am Daumen tragen.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 10. August.

Ueber die Provençalische Poesie, die Troubadours und die Verfassung der Liebeshöfe im südlichen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Troubadours treten zuerst ein; hinter ihnen die Jongleurs, fertig in der Kunst, die liebliche Guitarre, die Harfe und Laute harmonisch mit den Kastagnetten, Cymbeln und dem Tambourin ertönen zu lassen. Die Symphonie beginnt, die Lüfte sind davon bewegt, und die Guirlanden, lebhafter am Gewölbe schwankend, scheinen die süßen Töne zu empfinden. Plötzlich verstummt das volle Getön, und die Stimme Guiraldo's, des Sängers von Calanson, erhebt sich in einer Hymne zum Lobe der Musik und Poesie. Als er schweigt, tritt ein stolzer Sänger, im orientalischen Talar, auf ihn zu, nennt sich Vidal von Toulouse, und jener erkennt seinen Lehrer und Meister, der mit Ruhm und Ehre aus dem heiligen Kriege zurückkehrt, der an Richards Seite kämpfte. Jetzt singt dieser heldenmüthige Sänger von Liebe, Treue und sittiger Zucht, und ergießt seine Klagen über die Härte der schönen Adelaïde, die ihn aus Marseille entfernte. Alle jauchzen und klatschten Beyfall; nach ihm erscheinen mit minderer, und doch hoher Kunst andere Troubadours, den Preis zu erringen. — Da traten in den Saal drey junge Damen, glänzend in der Schönheit Pracht, alle Blicke heften sich auf sie, Alle horchen der Zauberstimme, mit der sie im Wechselgesange des Geliebten Untreue anklagen. Nach ihnen wagt kein Troubadour mehr zu streiten. Die züchtige Vorsitzerin heißt die Jongleurs geschickt das Auge ergötzen, und diese üben die Glieder zu tausend Sprüngen und Künsten.

Nach diesem tritt ein Troubadour mit einer Dame hervor, um das Urtheil des Liebeshofs über zwey castilianische Ritter zu vernehmen, deren Geschichte so von ihnen erzählt wird: „Diese beyden Ritter waren Brüder, von gleichem Muthe beseelt, gleich schön und liebeskundig. Von Liebe zu zwey schönen Damen erfüllt, unterließen sie nicht, sie ihnen durch glänzende Turniere, kostbare Geschenke und zärtliche Lieder zu beweisen. Die Damen wohnten auf einem Schloße, etliche Meilen weit von dem Schloße der Ritter. Einst wurden sie von denselben zu einem mitternächtlichen Besuche eingeladen, und jeder Ritter versprach zu kommen. Kaum hatten sie in der stürmischen Nacht eine Stunde zurückgelegt, so hörten sie Schritte im Walde, und, leise horchend, vernahmen sie die Stimme zweyer Wanderer, die von Räubern geplündert und verwundet worden waren. Der Rüstigere derselben tröstete seinen Gefährten mit der Hoffnung, daß sie bald das gastfreundliche Schloß der beyden Ritter erreichen würden. Diese hatten wegen der Fehden dem Burgvogte streng verboten, Jemand einzulassen, und kämpften zwischen Pflicht der Liebe und des Mitleids. Endlich entschloß sich der Aeltere, nach dem Schloße zurückzukehren, wo er die Pilgrimme gütig aufnahm und pflegte." Jetzt ist die Frage, welcher von den bey-

den Rittern verdient größeres Lob, und bewies seiner Geliebten größere Liebe? Der Liebeshof entscheidet für den Troubadour, welcher den ältern Bruder vertheidigt, und die Dama verneigte sich bescheiden und gehorsam vor dem Tribunale.

Nun erscheint ein Ritter, zu klagen über die List Guilhelma's von Benares, die ihn mit den feurigsten Blicken gelockt und gefesselt hatte, während sie an der Tafel ihren beyden Nachbarn durch zärtliche Hände- und Fußdrücke Liebe erklärte. Der gerechte Unwille der schönen Richterinnen wird durch die Ankunft schwarz geharnischter Ritter und trauernder Troubadeurs unterbrochen, die um Einlaß bitten. Sie stimmen eine traurige Symphonie an, und singen in Klagetönen, daß Richard Löwenherz nicht mehr ist, singen sein Lob, und preisen seine Tugenden. Dumpfe Stille herrscht darauf in dem geräumigen Saale, nur durch schwere Seufzer unterbrochen; von den Wangen der Damen tröpfeln helle Thränen herab — als plötzlich die Trompete ertönt, und die Ritter zum Turniere auffodert. Ein Troubadour beginnt vorher eine feurige Sirvente: „Ich liebe die frohe Zeit, wo die Heerden zur Weide zurückkehren, wo das Grün und die Blumen wieder aufleben, wo die Vögel ihre Spiele wieder beginnen — aber mehr liebe ich noch Zelte und Fahnen im Wiesenschmelz, Ritter im Harnisch, wiehernde Streitrosse. Ich liebe das drohende Schauspiel einer zahlreichen Reiterey, die die Flüchtigen verfolgt, ich bin entzückt, wenn ich Festen belagert, Wälle gestürzt, Mauern niedergeschmettert und Stürmende auf den Sturmleitern erblicke. Höher wächst meine Lust, wenn der tapfere Anführer, der Furcht unzugänglich, auf dem schnaubenden Rosse erscheint. Der Kampf hat begonnen. Ich sehe die Erzmassen, die funkelnden Schwerter und Helme, die vielfach gestalteten Schilder sich stoßen und zerschmettern. Die Rosse irren herrenlos in der Ebene und lassen fern hinter sich die Todten und Sterbenden. Die Streiter stürzen aufs blutige Gras, das Angstgeschrey der Besiegten mischt sich zum Gewieher der Pferde, die Waffen rauschen und klirren, und das Leben enteilt aus weit geöffneten Wunden." So singt der Troubadour, die Damen erheben sich und werden von ihren Rittern durch den Saal zum Turniere geführt.

Kaum sind die Damen angekommen, so ertönen wieder die Trompeten, und rüstet sich Alles zum Lanzenbrechen. Die Heroide fodern zur Beobachtung der Rittergesetze auf, die Jonglers und Minstrels erfüllen die Lüfte mit kriegerischer Musik, die Kämpfer erscheinen auf reich geschmückten Streitrossen. In ihrer Mitte sind mehrere Damen auf Zelten, die ihre Sklaven mit Blumenketten und Bändern gefesselt halten, bis sie in der Stechbahn ankommen. Von den süßen Banden befreyt reiten die Ritter rund durch die Bahn, die von den Damen mit Blumen, Schärpen, Feldbinden und andern Zeichen der Gunst bestreut wird. Die Ritter fangen die Geschenke ihrer Damen auf, schmücken damit ihre Waffen und erwarten, am Ende der Bahn in grausender Stille, das Zeichen. Der Kampfsrichter ruft: „Streiter! Keiner von euch verwunde des Gegners Roß, jeder stoße nur auf das Gesicht oder die Brust und bediene sich nur der Schärfe des Schwertes, schlage aber nicht mehr, wenn der Gegner das Visier hebt, oder dessen Helm zerbrochen ist." Nun ertönt ein Trompetenstoß, und im Nu ist der Raum zwischen den Streitern verschwunden, die Erde zittert bey den gewaltigen Stößen, die Lanzen zersplittern, die Schwerter flammen in den Lüften. Näher dringen die Kämpfer ein, Staubwolken umhüllen sie, die Massen entwickeln sich mannigfach, umschließen und durchbrechen einander, während die Damen, deren Geschenke zerrissen umherflattern, Heroide mit neuen Aufmunterungen und Belohnungen senden. Jetzt sprengen zwey Ritter zum einzelnen Kampfe hervor; der Herr von Baux wirft Raimond von Agoult weit über sein Roß hinaus, und dasselbe Loos wird nach Raimund zwanzig andern, bis der tapfere Savaric von Mauléon die gewichtige Lanze ergreift. Das Roß des Gegners bäumt sich, indem die Lanzen sich nähern, und empfängt den tödtlichen Stoß in die Brust. Tausend Stimmen schreyen unwillig, alle Ritter richten die Lanzen auf den Sieger Savaric, und klagen ihn des Bruchs der Ritterpflicht an. Die Damen aber senden den Damenritter und erklären, es sey Zufall; ehrerbietig entfernen sich die Ritter. Der Preis wird beyden Kämpfern zuerkannt; die schöne Elis und die reizende Elyenne reichen den Siegern zwey goldene Ketten mit kostbaren Diamanten, und zum züchtigen Kusse den lieblichen Mund. Der Zug geht in's Schloß, der symbolische Fasan und Pfau werden in goldnen Schüsseln den Siegern dargereicht und von ihnen geschickt in ganz gleiche Theile zerlegt; alle Gemächer sind hell erleuchtet, und ertönen von lauter Freude.

(Der Beschluß folgt.)

Schreiben aus München.

Ich habe Ihnen einmal versprochen, den Unterschied zwischen verliebt seyn und lieben auseinander zu setzen. Ich will also den Versuch so gut wie möglich hier machen.

Verliebt seyn, nenne ich, denjenigen, der auf seinen Gegenstand dergestalt versessen und von demselben so sehr besessen ist, daß für nichts anders, nicht einmal mehr für die Vernunft ein Sitz übrig bleibt. Man kann diesen Zustand am füglichsten den der Verblendung nennen, denn Alles im Menschen ist hier nur nach einer Seite hingewendet, mithin er selbst im höchsten Grade einseitig. Die Voll-

kommenheiten, die der Verliebte an seinem Gegenstande erblickt, können nur für ihn als solche gelten: denn es liegt in der Eigenschaft seiner übertriebenen Neigung, daß ihm selbst das, was Andern als Mängel, ja als etwas Zurückstoßendes vorkömmt, als vortrefflich und höchst anziehend erscheint. Um verliebt zu seyn, ist es nothwendig, daß man an seinem Gegenstande eigentlich zum Narren geworden: die Art, wie man ihm huldigt, muß so sehr von jeder Vernunft abweichen, daß Alles, was der Verliebte vornimmt und thut, exzentrisch und possenhaft ist.

Der Verliebte kann und darf nichts von der Seligkeit der Liebe empfinden; ihn hetzt und treibt ein unruhiger Dämon, der ihn mit eifersüchtigen Zweifeln, mit überspannten Wünschen und chimärischen Hoffnungen quält. Gleich einem, der an Gespenster glaubt, zittert der Verliebte beständig vor dem Phantom seiner Einbildungskraft; da keine Eigenschaft seiner Geliebten eine wirkliche ist, sondern bloß eine erträumte, und da er alle seine Romanen-Ideen mit dem thörichten Glauben in sie hineinlegt, in ihr den Ausbund der größten Schönheit gefunden zu haben, so zieht er, wie ein abentheuerlicher Ritter, oder um die Sache gleich bey dem rechten Namen zu nennen, wie ein Don Quichotte umher, und schlägt sich so mit der Wirklichkeit herum, von welcher er es nicht dulden will, daß sie manches seiner Luftschlößer und Kartenhäuser umbläst.

Ein Verliebter trägt gewöhnlich ein Mordinstrument bey sich — sey es ein Dolch, Gift — oder ein Strick. Man hört ihn vor seiner Geliebten mehr als einmal des Tages Shakespears berühmten Monolog: Seyn oder Nichtseyn, deklamiren; eine Stunde des Tages vielleicht ausgenommen, müßen die übrigen immer mit Schmollen, Zanken und allerley Trotzspielen hingebracht werden. Da er eigentlich im Mondschein vegetirt, so muß er Jahr aus Jahr ein den Schnupfen an sich tragen und mitunter eine anständige Dosis physischer Berauschung gibt seiner geistigen Trunkenheit so recht eine Teinture a la Romeo und Werther. Aber er muß gleich dem Anton in den Jägern Wein fodern, wenn er in ein Wirthshaus tritt, und es steht ihm wohl an, wenn an seinem Sacktuche immer ein paar Blutstropfen kleben, um bey jeder tragischen Scene sie sichtbar machen zu können, wie solches der Ehrgeizige mit den Ringen zu machen pflegt, die er als Honorarien an seinen Fingern trägt. Das Portrait seiner Geliebten an der Brust, eine Locke im Ringe, ein paar Duzend- zuckersüße Billets doux im Portefeuille, eine Buseuschleife und getrocknete Blumen, nota bene Vergißmeinnicht dabey, gehören zum Kram eines Verliebten. Er muß sich das Seufzen so zur Gewohnheit gemacht haben, daß es mit zu seinen unwillkührlichen Verrichtungen, wie das Gehen, ja wie das Athmen gehört. Doch darf ihn dieses nicht hindern, zuweilen ausgelassen lustig zu seyn; es muß ihn oft eine Wuth von Freude anwandeln, daß er sich an die Bäume festklammert, als ob er sie mit ihren Wurzeln ausreissen wollte, er muß durch die Straßen wie ein Besessener hinstürmen, es gehört sich, daß er über Stock und Steine stolpert, Kinder und alte Weiber umstoßt, gegen Mauern und Pfähler anrennt, ob er gleich Brillen vorhat und, so wie man zu sagen pflegt, den Himmel recht eigentlich für eine Baßgeige ansieht. Da mag es stürmen oder regnen, ja je grausenvoller das Wetter, je mehr es donnert und blitzt, desto mehr Stoff soll ihm dieses geben, um die Raserey seines Herzens damit zu vermischen; er soll herumtoben auf einer Heide und mit den Elementen in die Wette eifern, wer im Stande ist, sein Wesen toller zu treiben. Im Mondschein darf er auf dem Kirchhofe oder unter dem Balkon seiner Geliebten nicht fehlen, je nachdem er sich gerade mit ihr steht. Er muß im Nothfalle Sonnetten dichten können und schwerlich dürfte es ihm fehlen, dieselben recht romantisch zu machen, wenn er sie nur so einrichtet, daß sie allen recht spanisch vorkommen. Es reimen sich ja schon Triebe und Liebe, Herzen und Schmerzen so vortrefflich, daß man aus diesen Worten allein schon einen ganzen Vers komponiren kann.

Der Verliebte soll billig ein verstörtes, fast unordentliches Aussehen haben, und in seinen Augen soll ein gewisses stechendes Feuer brennen, gleich dem, welches durch die Gitter der Logenfenster zu Glesing herausblitzt. In seinem Anzuge muß eine gewisse Vernachläßigung herrschen, so daß er manchmal ausgeht, ohne zu bemerken, daß er an dem rechten Fuße einen Pantoffel und am linken einen Schuh, oder daß er die Schlafmütze statt des Hutes auf dem Kopfe und ein Chemisette oder gar eine Serviette statt des Sacktuches in der Tasche trage. Löcher in den Strümpfen, fehlende Knöpfe am Rocke u. dergl. können nicht überflüßig seyn.

Da der Zustand eines Verliebten eigentlich in der Zeit aufgefaßt werden muß, wo derselbe seinen Gegenstand keineswegs wirklich besitzt, sondern ihn sich erst zu gewinnen sucht, so muß man die besondere Art wohl in Betrachtung ziehen, wie er dabey zu Werke geht. Es ist nichts seltnes, daß sich Leute von verliebter Complexion in Frauenzimmer verlieben, die sie nur vom Hörensagen kennen, die sie höchstens einmal von weitem, ja, wie es zuweilen der Fall ist, die sie gar nie gesehen haben, und es ist zu verwundern, daß dieser Stoff in Lustspielen nicht mehr behandelt worden ist. Ein recht eigentlich Verliebter ist meistens von sehr schüchterner Natur, denn er und die Wirklichkeit sind sich Gegensätze, die nie sich einander befreunden, daher er eine außerordentliche Gewandtheit besitzt, in seinem Gehirn den abentheuerlichsten Spuck mit dem Ge-

genstande seiner Anbetung zu treiben, wogegen er aber an allen Gliedern zittert, wenn es darauf ankömmt, demselben in der Wirklichkeit ein Geständniß seiner Liebespein abzulegen. Es ist ihm Wohlthat, vor dem Fenster der Geliebten vorüberzuschleichen, ohne es zu wagen, nach ihr emporzuschauen, und ob es gleich vielmal passirt, daß sie nicht am Fenster gewesen, so beharrt er nichts desto weniger steif auf dem Glauben, sie habe ihn gesehen und seine geschäftige Phantasie gibt ihm dieses und jenes ein, was sie gedacht oder empfunden haben mag, als sie ihn ansichtig geworden. So weiß ich Fälle, wo neckische Leute sich den Spaß machten, einem solchen Narren in's Ohr zu flüstern, er solle doch den Hut abnehmen, seine Angebetete blicke äußerst huldvoll auf ihn, während ihr Schooshündchen ganz allein am Fenster gesessen; ja viele haben schon Haubenstöcke und der alten Großmama ehrwürdige Runzelgestalt in der Verwirrung ihrer Sinne für das ersehnte Bild der Geliebten gehalten. Begegnet der Verliebte seiner Angebeteten auf dem Spaziergange, so überfällt es ihn so ängstlich, als ob er ausweichen, in ein nahes Wasser springen oder einen Berg hinanklettern müßte, um nicht vor ihren Augen zu vergehen, und doch schlug er absichtlich den Weg ein, um ihr zu begegnen. Er wagt sie nicht anzusehen, er weiß nicht soll er husten oder grüßen, er zupft sich und kratzt sich und dieser närrische Pinsel will in diesem Augenblicke — Liebe einflößen!

Doch muß man gestehen, daß diese Art verliebter Leute noch immer mehr Nachsicht von Seite der Vernunft verdient, als eine andere Klasse derselben, die am füglichsten als verliebte Gecken zu bezeichnen sind. Wenn erstere, im Uebermaaße ihrer verliebten Swindeleyen, vor lauter Empfindeley und Phantasterey zu Narren werden, und sich und was zunächst sie angeht, ihre körperlichen Bedürfnisse sogar, vernachläßigen und vergessen, so beschäftigen sich die letzten einzig damit, sich auf eine weibische Art zu putzen, ihre Zeit vor dem Spiegel zu vergeuden, und in allen ihrem Trachten nach der glänzendsten Außenseite zu streben. Diese Menschen fangen ihre Thorheiten damit an, daß sie zuerst mit sich selbst liebeln, und aus dieser Unwiderstehlichkeit ihrer eignen Neigung zu sich selbst einen nothwendigen Grund schöpfen, der alle Frauenzimmer bewegen soll, sich in sie zu verlieben. Es gibt dergleichen eckelhafte Mannspersonen (denn ich stehe an, sie Männer zu heißen) die mit dem süßesten Behagen stundenlang sich damit beschäftigen können, ihre eigne Gestalt im Spiegel von allen Seiten zu besehen; ein fades, glattes, weichliches Wesen charakterisirt sie beym ersten Blicke, es schwebt ein beständiges Lächeln um ihre Lippen, das gleichsam jeden um eine, wenn auch nur scherzhafte Lobpreisung ihres netten, hübschen, artigen Ansehens anbettelt, und sie sehen ernsthafter vor Damen als vor Männern aus, weil sie glauben, daß hier die Natur des Geschlechts sogleich von selbst einen Eindruck aufnehmen müße, der auch ohne alle sonstige Zuthat von so glänzenden Vorzügen leicht, ja nothwendig hervorgebracht werden müße. Ja, zur Beschämung unsers Geschlechts muß man es gesteh'n, es gibt Männer, die an Eitelkeit weit Alles übertreffen, was der Ernst an dem weiblichen Geschlechte als tadelnswerth ausstellen möchte; es gibt Männer, die auf eine eben so ungalante als kleinliche Weise nur von ihren Eroberungen bey den Damen sprechen und ihr Herz überall mit dem stolzen Bewußtseyn anbieten, daß sie nicht anders als begnadigen und beglücken können, wenn sie ihre Zuneigung einer Dame schenken. Ich setze diese Menschen, die wohl die allerwiderwärtigsten in der menschlichen Gesellschaft zu nennen sind, in die Reihe der Verliebten, nicht weil ich glaube, daß sie in Frauenzimmer verliebt sind, sondern weil sie eine Art von Liebeley mit sich selbst treiben, indem sie in ihrer eiteln Einbildung nichts vortrefflicher sehen, als ihr eigenes Ich. Sie können nicht mit der weiblichen Kokette verglichen werden, denn die Koketterie der Frauenzimmer ist, wie ich ein andesmal zu zeigen versuchen werde, mehr zu loben als zu tadeln; sie liegt in der Natur des Weibes, sie ist der Sporn, welcher die Gesellschaft aneifert und belebt und die Unterhaltung abwechselnd und mannigfaltig macht; das eitle Verlieben aber der Männer in sich selbst ist etwas der Natur des Mannes Widerstrebendes, und der rechtlich Gesinnte wendet sich mit Abscheu von einem verliebten Gecken hinweg, dem das Gehirn doppelt verrückt seyn muß, da es schon eine Tollheit ist, verliebt zu seyn, aber eine noch größere, sich selbst zum Gegenstand seiner eiteln Liebeleyen zu machen.

Der Verliebte, und selbst wenn er es in seine Gattin ist (welche Erscheinung aber äußerst selten seyn soll) ist keiner dauernden Treue fähig. Es ist nur ein Schwindel, der, wie alles, was den Menschen überspannt, ihn ganz mit sich fortreißt; aber je gewaltiger ein Sturm, desto früher legt er sich wieder. Man kann sagen, daß diejenigen Ehen, wo beyde Theile vor der Verheurathung in einander recht närrisch verliebt waren, beynahe ohne Ausnahme die unglücklichsten sind, indem der Ehestand Zeit genug läßt, sich von seiner Verblendung zu erholen, — da aber diese späte Aufklärung nichts mehr fruchtet, um das Band wieder zu lösen, so dient sie nur dazu, dasselbe noch drückender und unerträglicher zu machen, und Auftritte jener für fremde Zuschauer äußerst komischen, für die Betheiligten aber nur desto tragischeren Art, die man gewöhnlich Ehestandsscenen zu heißen pflegt, füllen die Akte des possirlichsten aller Schaustücke aus.

Ich habe für heute nicht mehr Raum genug, Ihnen die Verliebheit der Frauenzimmer zu charakterisiren, und will mir diesen Stoff für den nächsten Brief ersparen. Leben Sie wohl.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 13. August.

Ueber die Provençalische Poesie, die Troubadours und die Verfassung der Liebeshöfe im südlichen Frankreich.

(Beschluß.)

Nach dem Mahle begibt sich die Dame von Romanin in den großen Saal, begleitet von Damen, Rittern, Troubadours und Jongleurs, nimmt ihren Sitz in der Mitte Blumen bekränzter Richterinnen, und entbietet den Liebeswächter (viguier d'amour) mit den klagenden Parteyen vor ihren Richterstuhl. Er erscheint in einem grünseidnen Gewande, hinter ihm Jünglinge und Mädchen mit gelben Blumen auf den Häuptern; auf das Geheiß der Vorsitzerin setzen sie auf zwey Bänke sich gegenüber, und der Wächter redet also: „Anmuthige Herrscherin, und ihr, schöne Richterinnen, seht diese unglücklichen Liebenden, die in Zwietracht leben, demüthig vor euerm Tribunal; Alle bitten um Gehör und schwören Ergebung in euer Urtheil.“ Darauf nimmt er eine Rolle Pergament und liest die erste Klage:

„Vor mir, dem Liebeswächter, sind erschienen als Kläger ein junger edler Ritter, und als Beklagte seine süße Freundin. Zur Zeit, wo gegenseitige Liebe ihr Herz entflammte, verbanden sie sich zu manchen Pflichten, besonders wollte er wöchentlich zweymal in der finstern Nacht unter dem Fenster seiner Geliebten einen Veilchenstrauß oder andere Blumen erwarten, die sie ihm zuwerfen wollte mit den Worten: Guten Abend, mein süßer Freund! worauf er sanft die Hausthüre zu küssen versprach, mit den leisen Worten: Adieu! meine süße Freundin! Gott gebe Euch eine gute Nacht! Der Jüngling klagt nun, hiebey sehr gefährdet zu werden; denn um einige Blumen zu erhalten, muß er dem Ungestüm des Wetters Trotz bieten, und zuweilen wegen der strengen Duegna vergebens auf Oeffnung des Fensters harren. Darum bittet er, von seinem Versprechen entbunden zu werden. Aber das junge Mädchen erhebt sich lebhaft, und sagt, ihre Unruhe, den Augenblick des Fenstergrußes zu genießen, sey so groß, ihr Herz schlage so heftig, daß sie oft nicht wisse was sie thue, und zittre, es möge entdeckt werden. Sie findet ihren Geliebten um so weniger beklagenswerth, da sie nie die Blumen werfe, ohne sie geküßt zu haben.“ — Die Stimmen sind getheilt, endlich spricht die weise Phanie: Der Kontract sey auf 14 Tage aufgehoben; wenn der junge Freund während dieser Zeit nicht unter dem Fenster erscheint, so sey er seiner Verpflichtung entbunden; erscheint er aber nur ein einziges Mal, so soll der Vertrag in aller Strenge wieder gültig werden.

Alles klatschte diesem Ausspruche Beyfall zu, und der Wächter nahm eine andere Rolle und las die zweyte Klage:

Eine junge Dame, die ihren Geliebten in einer schweren Krankheit dem Tode nahe kommen sah, that das Gelübde, sobald ihr Freund hergestellt seyn würde, barfuß nach der Kapelle von Estavel zu wallfahrten. Er genas, hörte aber zu seiner großen Betrübniß, daß seine Geliebte ihre zarten Füße nun

den Dornen des Gebirgs aussetzen wollte, und versuchte Alles, sie davon abzuhalten. Sie besteht auf ihrem Entschluße, und bittet den Liebeshof, zu sprechen, ob sie mit Recht den Abmahnungen ihres Geliebten widerstehe? Die Dame von Romanin ergötzt sich mit den andern Richterinnen an dem lebhaften Streite, der sich jezt zwischen den beyden Liebenden erhebt, und urtheilt endlich, daß er, um nicht von seiner Theuern getrennt zu werden, die Wallfahrt mit ihr thun solle, doch so, daß sie wechselseitig Schuhe tragen, und einander den Weg bahnen, alle spitzen Kiesel und stechenden Dornen wegräumen. Darauf las der Wächter:

Zwey durch harten Zwang getrennte Liebende sind übereingekommen, um Mitternacht die glänzende Scheibe des Mondes zu beschauen, und mit dem Gedanken an einander zu sagen: Guten Abend, meine süße Freundin! Guten Abend mein süßer Freund! Jezt aber klagt der Liebende, daß er in den 14 Tagen, wo der Mond nicht die Nacht erhellt, Wünsche und Grüße weder schicken noch erhalten kann, und bittet um einen andern Gegenstand zur Anschauung. Die Geliebte widersezt sich, weil sie in Allem die Unbeständigkeit haßt. Der Liebeshof erklärte die Bitte des Liebenden für gerecht, und bewilligte ihm statt des Mondes das Venusgestirn. Der Ausspruch war kaum geschehen, so erhub sich ungeduldig eine junge Dame und klagte selbst, ohne den Wächter, in bittern Ausdrücken: Sehr reizende Gebieterin, und Ihr, schöne Richterinnen, Ihr denkt sicher, wie ich, daß Gewalt und Zwang aus dem Reiche der Liebe verbannt seyn müssen, wo Süßigkeit und zärtliche Pflicht herrscht. Welche Strafe ist nun wohl hart genug für Einen, der ohne alle Achtung seine Dame unerwartet in die Arme schließt, und trotz aller ihrer Bemühungen, den Mund abzuwenden, ihr einen Kuß raubt? Der Liebende erwiederte mit Mäßigung: Seit länger als einem Jahre war mir dieser Kuß als Lohn meiner Treue versprochen, ich habe ihn auf den Knieen erfleht, aber vergebens! er wurde mir unter den nichtigsten Vorwänden versagt. Darum, gestehe ich, war ich kürzlich nicht Herr meiner Ungeduld, und raubte, was ich geschenkt erhalten sollte. Ich verdiene Strafe und will gern das Geraubte wieder erstatten, bitte aber den Gerichtshof, mir mein längst versprochenes Geschenk zu verschaffen. Die Dame läugnete darauf Anfangs ihr Versprechen, überwiesen aber, entschuldigte sie sich damit, daß sie zwar versprochen, aber keine Zeit der Erfüllung bestimmt habe. Der Liebeshof aber erklärte, daß die Dame die Geduld des Geliebten gemißbraucht habe, und verurtheilt werde, ihrem theuern Freunde mit lächelndem Gesicht einen Kuß zu geben.

So weit die Erzählung des Troubadours, aus welcher der eigenthümliche Sinn der Provençalgalanterie, und die glänzende Sphäre der Troubadours erhellt. Mit dem Mittelalter verschwinden Troubadours, Liebeshöfe, Rittersinn und das ganze Provençalische Reich. Das südliche Frankreich war zu keiner Zeit politisch bedeutend, nie scharf begränzt, oder gegen fremde Angriffe durch eigne Kraft geschützt. Hierin liegt der Hauptgrund des Verfalls der Sprache und Poesie; denn als kein vaterländischer Fürst mehr die Musen begünstigte, wanderten sie aus, und verloren ihre frische Blüthe auf der Wanderung. Eine eigentliche Hauptstadt vereinte niemals das Interesse und den Sinn dieser Südländer; mit den Fürsten, die die Kunst begünstigten, z. B. mit der Gräfin von Provence und Königin von Neapel Johanna († 1382), verlor sich daher auch der fixe Punct, der das Vorhandene erhalten und Neues hervorrufen konnte; und so wie eine Provinz nach der andern von den Franzosen genommen wurde, verschwand auch allmählig der Landessinn, um am französischen Hofe, in französischer Sprache, in französischen Sitten nicht fremd zu bleiben. Aber nicht der politische Verfall der Provence stürzte die Troubadours; wie gewöhnlich, hatten sie selbst den Keim des Verderbens in sich. Die Ehre, welche die ganze Zunft genoß, lockte eine unzählige Menge schlechter Dichter und Sänger, und untergrub den hohen Ruhm; die Gunst, in der die Sänger bey dem weiblichen Geschlechte standen, führte sie bald zu einem zügellosen Leben, und mehr noch, als die Troubadours, machten sich die Jongleurs und Minstrels dadurch berüchtigt. Die mitunter höchst bizarren Gesetze des Reims, Verses und der Strophen lähmten die poetische Kunst und erzeugten Reim- und Verskünsteley ohne Werth, die nicht mehr gefallen konnten. Troubadours, Jongleurs und Minstrels erschienen daher späterhin als ganz gemeine Lustigmacher unter dem Namen Jongleurs, Joucurs und Bateleurs, die von dem hohen Aufsluge des Genies ihrer Vorfahren keine Spur mehr hatten und Seiltänzern, Taschenspielern und fahrenden Musikanten oder Komödianten gleich zu stellen sind. Ihre Possenspiele waren oft so ärgerlich, daß sie von Konzilien und Königen verboten wurden, und daß schon Philipp August alle Jongleurs aus dem Lande jagte.

Mächtiger aber als Alles wirkten zum Verfall der Provençalpoesie das wiederglänzende Licht der Wissenschaften und alter Literatur, und die durch die Provençalsprache mit zu ihrer Bildung geführten modernen Sprachen. Die Italiener besonders haben viel von den Provençalen erhalten, und das Meiste zu deren Sturze gethan. So sank neben den schön aufblühenden Dichtungen Dante's und Petrarka's, neben der glatt werdenden Prosa der Nordfranzosen und des Meisters Boccaccio, neben der majestätisch ertönenden spanischen Leier die ältere provençalische Schwester gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach einer dritthalbhundertjährigen Blüthe tief unter

ihren alten Glanz herab, und gerieth später so in Vergessenheit, daß Jean Racine auf einer Reise durch das südliche Frankreich sich über die besondere Mundart der dortigen Franzosen, die noch jezt schwache Spuren des provençalischen in sich hat, höchlichst wundern konnte, und daß die schriftlichen Reste jener schönen Zeit in dem Staube der Bibliotheken ungekannt und ungesucht modern.

Schreiben aus München.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe das Betragen verliebter Jünglinge und Männer geschildert und will nun versuchen, Ihnen den Charakter eines verliebten Frauenzimmers zu bezeichnen:

Da etwas in der weiblichen Natur liegt, was in jeder Erscheinung dennoch das Gepräge des Liebenswürdigen und Schönen an sich trägt, so ist der Charakter der verliebten Frauenzimmer keineswegs demjenigen der verliebten Männer zu vergleichen. Sie wissen Allem einen reizenden Anstrich zu geben und erscheinen in ihren Schwächen und Mängeln oft anziehender und holder als in ihren Tugenden und Vollkommenheiten. Ein verliebtes Frauenzimmer ist und bleibt wohl gleichfalls — eine Närrin. Ist sie im Zustande des Sehnens nach einem Gegenstande, so begeht sie wohl die ersten Thorheiten in der Sucht, ihn recht oft zu sehen, ihm zu gefallen, sich mit ihm im Geiste zu unterhalten. Schlimm ist es, daß bey dieser Gelegenheit Frauenzimmer meistens in die Hände weiblicher Domestiken fallen, die sich als Unterhändlerinnen gebrauchen lassen, Liebesbriefe tragen, Bestellungen einleiten und sich dabey ihr Profitchen hübsch fein herauszuholen verstehen. Ein verliebtes Frauenzimmer beschäftigt sich demnach vor Allem — mit Romanlesen, und zwar am Fenster, um bey jeder Zeile einen Blick nach allen Ecken der Straße werfen, und um sehen zu können, ob er kömmt oder nicht. Darum putzt sie sich für's Haus, als ob sie jeden Augenblick ausgehen oder Besuch bey sich sehen müßte. Wenn er kommt — nun gut, jezt kömmt es nur darauf an, wie er gekommen, wie er geblickt, genickt, wie vielmal er umsah, wie oft er wiederkehrte. Wenn er nicht kam — ja dann ist keine Rast und Ruhe im ganzen Hause! Menschen und Thiere werden gequält und das arme Kind ißt nichts und trinkt nichts, sondern singt den herzbrechenden Vers nach einer noch herzbrechendern Melodie:

Mich fliehen alle Freuden,
Ich sterb' vor Ungeduld,
An allen diesen Leiden
Ist nur die Liebe Schuld.

Die Magd wird wohl sechsmal fortgeschickt, um ihm nachzuspüren; und da muß man wissen, wie erfinderisch Kammer- und Stuben-Zofen im Lügen sind, sobald sie wissen, daß jeder gute Einfall Geld bringt, um das Gewäsche beurtheilen zu können, das ein solcher weiblicher Merkur vor ihrer Gebieterin jedesmal herplaudert. Sind einmal die Vor-Uebungen gehörig abgelaufen, und ist die Katz genug um den Brey geschlichen, so leckt sie nun wohl auch am Rande, bis sie endlich die Pfote in die Schüssel steckt. Liebesbriefe sind in Papier eingemachte, mit Tinte bestrichene Worte, und dieses Anstreichen von Schwarz auf Weiß dauert wohl so lange, bis man sich mit rothen Lippen einander anspricht, endlich den Hauch einander so nahe bringt, daß Küsse daraus werden und die Sache nun ihren förmlichen Gang nimmt. In diesen Zwischenräumen liegt aber für ein verliebtes Frauenzimmer die ganze Welt ihres Dichtens, Träumens, Lebens und Webens. Ist der Geliebte einmal im Hause, so muß er bey jeder Visite beichten, was er am Morgen gethan, was er die Nacht geträumt, was er am Tage gedacht, er muß sich Taschen und Bücher durchsuchen lassen, man will ihn dort und da gesehen haben, er wird geneckt und gequält, seine Worte werden gedeutelt, seine Blicke inquirirt, denn es gibt auf Erden kein ärgeres Inquisitionsgericht, als das ein verliebter armer Sünder von einer eifersüchtigen Dame sich gefallen lassen muß; — und eifersüchtig sind alle verliebten Frauen! Die Aussage eines Sonntagskindes, einer Chartenaufschlägerin, einer alten Plaudertasche von Baase, kurz — ein böser Traum, Alles kann die grausamste Tortur über ihn verhängen; die spitzige Zunge seiner Geliebten weiß ihn so empfindlich zu stechen und stupfen, daß ihn jedes ihrer Worte wie der Stich einer Tarantel verwundet. Weint er, so ist es das Gefühl der Schuld, das ihm Thränen entpreßt, lacht er, so ist er ein verstockter Bösewicht, lehnt er die Vorwürfe mit zärtlichen Bitten ab, so ist er ein glatter Schmeichler, der es wohl bey jeder so kann u. dergl. mehr; treibt ihn der Unmuth zum Tempel hinaus, so ist er ein Nichtswürdiger, ein Verräther, aber kaum ist er fort, so laufen Pursche und Mägde schon nach ihm aus; das eine sagt, er sey nach der Isar gegangen, das andere, man hätte ihn nach dem Walde rennen sehen, ein drittes behauptet, er wäre nach dem Kaffeehaus geeilt, vermuthlich, um sich durch hitzige Getränke zu einem Vorhaben anzureizen, vor dessen Ausführung Gott und alle Heilige den Menschen behüten und bewahren mögen. Nun fällt sie in Ohnmacht, und Baasen und Tanten, Alles eilt herbey, spritzt, frottirt, reibt an — ach so steht es in keinem Romane beschrieben — denn die Narrheit hat so gut ihr Unendliches wie das Absolute der Philosophen!

Ein verliebtes Frauenzimmer macht folgende Foderungen an ihren Geliebten: Er soll den größten

Theil seiner Zeit bey ihr und mit ihr genießen. Statt ihm aber das Leben in ihrer Gegenwart durch eine geistreiche Unterhaltung angenehm zu machen, muß er ihr Romane vorlesen und sich gefallen lassen, daß ihm der Held jedes Buchs als Muster vorgehalten wird, wonach er sich zu richten hat. Er soll seiner Dame, so oft er kömmt, und wenn er fortgeht auf eine galante Weise die Hand küssen, und so oft es ihr beliebt, wegen Anwandlungen plötzlicher Laune über Kopfweh, Migräne, Vapeurs ꝛc. zu klagen, immer sogleich Thränen in Augen haben, und in lamentable Schilderungen des Zustandes ausbrechen, in den ihn ihr Verlust versetzen würde. Er soll sich ihr des Tages wenigstens ein halbdutzendmal zu Füssen werfen, er soll jeden leisen Wunsch ihres Herzens an ihren Blicken lesen, jeden Wink mit Blitzesschnelle befolgen, und wenn seine Dame auch das ungereimteste Zeug behauptet, nie den geringsten Widerspruch äußern. Fällt es seiner Gebieterin z. B. ein, ein Frauenzimmer von anerkannter Schönheit mit der Erbitterung einer unversöhnlichen Nebenbuhlerin als die entschiedenste Häßlichkeit zu schildern, so wird er sich schon verdächtig machen, wenn er sich dabey nicht mehr als leidend verhält, sondern seine Dienstpflicht fodert, daß er thätig in den Ton mit einstimmt, und es nicht allein dabey bewenden läßt, Vergißmeinnicht-Augen, einen Corallenmund, Rosenwangen und einen Schwanennacken für Katzenaugen, Mulattenlefzen, Baus-Backen und einen babylonischen Thurmhals zu halten, sondern er muß es durch sein Zuthun dahin zu bringen wissen, daß diese Qualitäten in einem noch viel häßlichern Lichte erscheinen. Er muß alles Schöne an andern Frauenzimmern für häßlich und geschmacklos auszulegen wissen, und nur allein den Reizen seiner Geliebten Huldigung bezeugen. So will es der Ordensgeist der Verliebten, oder was eins ist, der Liebhaberey. Er muß nichts artiger finden, als die Launen seiner Angebeteten und sich voll Demuth unter ihren Pantoffel schmiegen, so oft sie denselben erhebt. Und geht ihr Eigensinn über alle Gränzen, schraubt sie ihre muthwillige Laune aufs höchste, um seine Geduld aufs äußerste zu foltern, so muß er sich dabey verhalten, wie ein Kind, das man auf den Boden gesetzt, er muß für die gnädige Strafe ganz artig die Hand seiner Geliebten küssen und mit der größten Gelassenheit ihre weitern Befehle vernehmen. Hat er ein Buch heimgebracht, wie Ardinghello, Sternbald, Fiormona oder die Wahlverwandtschaften, so muß er auf der Stelle in die Flammen damit eilen, sobald sie mit einem Blick ihn fixirt, gleich dem, womit der Inquisitor den bey einem Ketzerbuch überraschten Catholiken fragt: Weß Glaubens bist du? Denn ein verliebtes Frauenzimmer ist selbst auf den Gedanken, ja selbst auf ihren Schatten eifersüchtig, sie übt daher gleich Despoten die grausamste Gewissenstyranney aus, denn da sie in sich keinen Grund der Liebe entdeckt, sondern bloß an sich, so sind ihr geistige Vorzüge der unerträglichste Anstoß. Sie weiß nicht was sie an ihrem Geliebten hat, sie hat sich einmal in ihn verliebt, er ist ihr als Gegenstand der Zerstreuung zur Gewohnheit geworden, sie hat sich mit ihm herumgetragen, die Leute sprechen von Heurath — die Liebeley nimmt ab, die Launen nehmen zu, und wie Kinder verbrauchtes Spielzeug am Ende zerschlagen, so machen sie es mit den Liebhabern, die am Ende an ihnen bey lebendigem Leibe vor lauter Hudeleyen wo nicht äußerlich sichtbar, doch innerlich desto fühlbarer zerrissen werden. — Die Quelle aller Verliebtheit liegt in der heutigen Lectüre fader, abgeschmackter Romane. Jeder Mann, der jung und hübsch genug ist, um seine Figur als ähnlich mit irgend einem Romanhelden vergleichen zu lassen, wird von einem verliebten Frauenzimmer keineswegs als der genommen, der er ist, sondern er soll der ihm untergelegten Idee entsprechen, und ist er nun zu ungelenk und schwerfällig dazu, so sucht man den Grund leicht überall auf, nur da nicht, wo er zu finden ist. Daher die Reibungen, Vorwürfe, Trennungen, Wiedervereinigungen ꝛc., und was in dem gemeinen Possenspiel zwischen zwey Verliebten noch sonst vorkömmt. Jeder neue Gegenstand wird daher mit Leidenschaftlichkeit ergriffen, indem man sich ein günstiges Vorurtheil für ihn dadurch gebildet hat, daß man glaubt, er müsse nun ganz dazu geschaffen seyn, die monotone Welt des todten Romanlesens in das üppige Reich der genußreichsten Wirklichkeit zu verwandeln. Blicke, Winke, Grüße, Briefe, Rendezvous und Küsse sind noch immer von den Zauber-Waaren, womit die gütige Fee zwey Verliebte bereichert, aber sobald sie sich auf vertraulichen Fuß setzen und einander ganz nahe bey'm Lichte besehen, da zeigt hier eine Zahnlücke, dort ein Sommermahl, hier eine Unebenheit, dort ein Mangel zum Vorschein: man reibt die Brille, man kratzt sich hinter den Ohren, und da es leichter ist einen Knotten zu binden als ihn zu lösen, so zerrt man zuletzt von allen Seiten, bis endlich das ganze Gewebe in Stücke zerreißt.

Das ist das Ende der Verliebtheit, daß sie zuletzt in Eckel, Ueberdruß, ja nicht selten in die offenbarste Feindschaft endet und die Herzen durch denselben Wahn trennt, der sie so mystisch aneinander gezogen. Doch hievon genug.

Nachdem ich versucht Ihnen in einigen flüchtigen Zügen zu zeigen, was es um Liebeley und Verliebtheit sey, will ich nun sehen, in wie ferne es mir gelingt, Ihnen eine kurze Schilderung von der Art zu geben, worin eigentlich das Lieben und der Unterschied desselben vom Verliebtseyn besteht. Da aber für heute kein Raum mehr vorhanden, so bitte ich, Ihre Nachsicht mir für die nächste Post aufzubewahren. Adieu!

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 17. August.

Schreiben aus München.

Ich soll Ihnen jezt schildern, was es um das eigentliche Lieben denn sey. Ich fühle mich aber in der größten Verlegenheit, denn um dieses zu können, müßte ich im Stande seyn, jenes hohe Wesen auszusprechen, das man Liebe nennt. Ich glaube nicht, daß sich dieselbe ermessen und in einen Begriff aufstellen lasse, allenfalls mag es angehen, ihrem himmlischen Bilde einige Züge abzugewinnen, woran der sinnige und für das Schöne empfängliche Mensch sie erkennt.

Der Augenblick, wo die Liebe im Menschen erwacht, gleicht dem reizendsten unter den Monden des Frühlings: erst ist noch Alles grün — eine einfärbige, eintönige Welt, wo nur das Lallen des Kindes, das Gezwitscher des Sperlings ertönt. Dann erwacht es hoch und ferne, wie der Lerche Gesang in den Lüften, und dringt, wie der Strahl einer warmen Sonne, in das Herz. Da schmelzen die Empfindungen zu einem sanften, harmonischen Einklang, da bildet sich eine Kraft und Fülle in des Jünglings, eine Milde und Sanftheit in des Mädchens Gemüthe, daß beyde nach Etwas Ihnen noch Unbegreiflichem sich sehnen und streben. Allmählich spalten sich die zarten Knospen an den Bäumen, und rein und züchtig tritt die Blüthe hervor an das glänzende Licht und sendet weit umher ihren bezaubernden Duft. So, wie ein frommes Pilgermädchen aus weiter Fremde, mit dem blonden wallenden Lockenhaare und dem offnen, kindlich schüchternen Auge, ein milchweißes Lämmchen zur Seite, das Symbol der Unschuld, erscheint die Liebe, wenn sie das jugendliche Herz zum erstenmale berührt. — Es kann nichts schöneres geben, als Platons himmlische Idee von der Liebe. Nach derselben wären Mann und Weib einmal ein schönes verbundenes Ganzes gewesen, welches aber nachher, wie die Fabel erzählt, in zwey Theile getrennt worden ist. Daher sucht nun jede Hälfte die andere zu finden, daher diese Sehnsucht nach einem mitempfindenden, gleich gestimmten Wesen, um sich in Vereinigung mit ihm erst ergänzen zu können. — Es wohnt in jedem reinen, unverdorbenen Menschen ein hohes Bild von Schönheit, das er sich selbst ausgebildet und mit dem, so zu sagen, seine Seele gleichsam verschwistert ist. Alles, was nun im Leben Eindrücke von Liebe auf sein Herz macht, hat Bezug auf dieses sein Ideal, und da, wo er von Außen völlig verwandte Züge mit demselben entdeckt, bleibt sein Herz angefesselt stehen, hier ist die Stelle, wo ihm wohl ist, wie dem Wanderer, wenn er den süßen Ort der Heimat erreicht. Er erkennt in dem Auge seines aufgefundenen Gegenstandes jenen Stern der Weissagung, der ihm inwendig vorgeleuchtet auf seiner Wanderung und nun kniet er nieder und betet an. Es kann nichts seligeres geben als die Wonne der ersten Liebe, die, von der Wahrheit ihrer Leidenschaft durchdrungen, auf dieses Gefühl das ganze Glück ihres Lebens beschränkt und hier die Freuden des Himmels genießen oder ein ganzes Daseyn hindurch sich elend fühlen will. Es liegt etwas in dem ersten Begegnen zweyer Liebenden, die für einander geschaffen sind, was an das Wunderbare gränzt. Zwey Wesen, oft aus verschiedenen Fernen, waren von ihrem Daseyn durch eine geistige Vorempfindung schon so lebendig überzeugt, daß es ihnen im Augenblicke, wo sie sich finden, nicht anders ist, als ob sie sich schon lange gekannt, als ob sie schon als Kinder beysammen gewesen, ja als ob sie schon, vor ihrem Eintritt in diese Welt, mit einander in Berührung gestanden. Da dringt ein Blick in die Tiefe des andern, da hallt ein Wort aus dem Herzen des andern, da kommt ein Gefühl dem andern zuvor, jedes glüht im Anschauen des andern voll der frohen Ueberzeugung, in ihm sein Ideal zu erblicken. Nichts geht über die Unendlichkeit der ersten Liebe. So wie sie sich gekannt und geliebt, noch ehe sie sich auf dieser Erde gefunden, so müsse es fortgehen, wenn

durch unendliche Verwandlungen immer eines dem andern entrissen würde, so müßten sie in jeder neuen Gestalt immer wieder sich finden, und immer reiner, immer geistiger sich lieben. Sie halten sich für eine ganze Ewigkeit umschlungen. Daher ihr schönes Bestreben, sich moralisch zu veredeln, sich wetteifernd gleichzusetzen durch treue Huldigung und Aneignung großer Verdienste. Herrlich war daher der Gedanke des Mittelalters, wo die Ritter auszogen, ihren tapfern Arm dem Schutze der Schwächern zu leihen, und in den kühnsten, abentheuerlichsten Unternehmungen, mit Gefahr ihres Lebens, ihrer Dame würdig sich machten. Die wahre Liebe bringt alle Kräfte des Menschen in Anregung, sie reizt ihn zur feurigsten Thätigkeit auf und setzt seinen Bestrebungen ein erhabnes, glänzendes Ziel. Aus Thekla's warmer Anerkennung seines rechtschaffenen, biedern Charakters schöpft Max Piccolomini den edlen Heldenstolz, der ihn antreibt, muthig auf der Bahn der Ehre zu enden; in Mathildens zärtlicher Würdigung seines Herzens fühlt Heinrich seine Tugend erst recht; Eleonorens hohe Theilnahme an den Schätzen seines Geistes gibt dem kühnen Sänger Tasso jenen Schwung, der sein heiliges Gedicht unsterblich macht; Laura's himmlische Wehmuth haucht Petrarcha seine göttlichen Sonneten ein. — Ohne Liebe ist der Mensch eine kalte Maschine, die nur ein fremdes, ein erborgtes Leben besitzt; er ist ohne sie keiner großen uneigennützigen That fähig, denn er huldigt ohne sie der Eigenliebe und jeder gemeinen sinnlichen Lust, hängt an dem Flitter der kleinlichen Eitelkeit und sinkt, da Gott nur eigentlich in der Liebe lebendig gefühlt und angeschaut werden kann, bis zum gröbsten Materialisten herab. Betrachten wir jene gemeinen Satyrgesichter, die mit plumper Selbstgefälligkeit über jeden schönen Seelenbund lächeln und für Ueberspannung und Schwärmerey auslegen, was wie die schaffende Urkraft in der Natur, so heiß und lebendig im Gemüthe der Liebenden brennt, ihre Phantasie zu himmlischen Bildern erzündet und ihr ganzes Wesen vergeistigt und verklärt; — betrachten wir jene in grobe Sinnlichkeit versunkenen, für alles Höhere stumpfen Wilden, die der irdischen Venus nur huldigen: wie klein ist ihr Thun, wie kalt, wie zurückstoßend ihr Anblick, wie berechnet auf Gewinn jede ihrer Handlungen! — Betrachten wir die Knechte der Tyranney, die Götzendiener des Aberglaubens, die gemeinen Schmeichler und Gecken im Leben und überzeugen wir uns, ob nicht sie es sind, welche die wahre Liebe lästern, wogegen der wahre Held und große Denker im Glauben und in der Wahrheit in der Liebe den Sporn zu seinen edelsten Unternehmungen fühlt.

Diese schöne Schwärmerey, welche gleichsam der Balsam ist, worin die wahre Liebe rein und fleckenlos aufbewahrt wird, ist nichts anders als die Poësie des Lebens, als dessen gemüthliche Seite. Ihre Erscheinung in der Wirklichkeit fällt nie in die Augen, denn sie liebt die Stille und ihre Gefühle entstehen in ruhigen, einsamen Stunden, so wie die Sterne nur in wolkenloser Nacht sich unendlich am Himmel entschleyern. Ich könnte mich in's Unendliche ergießen, meine theure Freundin, wenn ich von diesem Puncte ausgehend fortfahren wollte, in das Wesen der Liebe einzugehen, um ihre geheimsten Tiefen so viel möglich zu enthüllen, aber ich stelle es lieber Ihrem eignen Herzen heim, um an sich selbst das lebendig zu fühlen, was das Wort und der trockne Buchstabe durch Sprache und Schrift nur entweihen. Der Mensch, der sich bloß getrieben fühlt, ein ihm lästiges Gefühl von Leere zu befriedigen, fühlt nicht den Hang, ein höheres Bedürfniß des Geistes in dem Umgange mit einer schönen Seele zu befriedigen, sondern es ist mehr eine blendende Leidenschaft, die durch die äußern Reize eines bezaubernden Wesens erwacht ist; seine Anhänglichkeit an demselben ist mehr eine bloß sinnliche, mithin eine verliebte; wo aber das Gefühl dieser Leere mit tiefer Wehmuth vermischt ist, wenn es ganz so ist, wie Göthe singt

Leidvoll und freudvoll
Gedankenvoll seyn,
Hangen und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zu Tode betrübt,
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!

Wer die süßen Thränen der unendlichen Sehnsucht gekostet, und in seinem theuern Gute, wenn er es findet, seinen Himmel und seine Hölle, Leben und Tod zugleich umfaßt, je nachdem Liebe oder Haß, Ab- oder Zuneigung dessen Herz dem seinen nähert oder es von ihm entfernt — der nur liebt wirklich!

Verliebte können sich nie Freunde werden, wenn sie sich getäuscht fühlen in ihren geträumten Erwartungen an einander, Liebende aber, die, wie es auch hier gehen kann, an einigen verwandten Zügen ihr ganzes Ideal zu finden glaubten, nachher aber dasselbe nochmal und zwar in bestimmtern Formen entdecken, können sich, da ihre Seele sich ja doch wahr und aufrichtig genähert, treue und uneigennützige Freunde werden, unbeschadet der heiligsten Bande, die Natur und bürgerliche Verhältnisse um sie geschlungen. — Denn die Liebe, wie sie im Geiste des unsterblichen Platon liegt, schmiedet keine Fesseln, sie erleidet keinen Zwang durch

menschliche Einrichtungen und Gesetze, sie läßt sich nicht durch Lebensregeln ersetzen, sondern der Boden, wo sie wurzelt, muß frey seyn, die Blüthen, die sie trägt, gehören dem Himmel an, und ihre Früchte reifen in der Ewigkeit. Es sind daher gemeinere Dienste, die sich zwey Wesen mehr aus Freundschaft erweisen, wenn sie die Pflichten eines Standes erfüllen, den das bürgerliche Leben für wichtige Zwecke geregelt, um dieselben in einer Welt, wo des Argen und Gemeinen so unendlich viel, vor Mißbrauch und die menschliche Gesellschaft vor cynischer Unordnung zu schützen. Ich bin daher der Meynung, daß man eifersüchtiger auf Freundschaft seyn dürfe als auf Liebe, indem jene mehr für dieses Leben hienieden gehört, und schon ihrer kältern, verständigern Natur nach mit einer ehelichen Gefährtin zu vergleichen ist, während die Liebe in einem mehr geistigen Elemente lebt und ihr Leben in Religion und Kunst, mithin in steter Poesie ganz dem Himmel angehört.

Denken Sie sich die Liebe als Hausfrau! Sie werden, ihr Wesen nach meinem erhabenen Begriffe derselben aufgefaßt, dieses unmöglich können. Ihre Verrichtungen sind geweihte, wie es die der Kunst, ja wie es die der Religion sind: denn recht eigentlich genommen, aber ja freylich nicht jedem Sinne verständlich, ist die Liebe eine Kunst, und zwar die am allermeisten praktische im Leben. Daher gehört, um sich ihrer zu erschwingen, mehr als bloße Sentimentalität dazu, die wohl sehr gut in den Kreis des häuslichen Lebens paßt und einen Familienzirkel idyllisch zu machen weiß, sondern um zu lieben bedarf es allerdings des Genie's, es bedarf einer höhern Fertigkeit, das Göttliche in Verbindung mit einem gleichgestimmten Wesen so in Liebe zu offenbaren, daß es als schön erscheint, wie der Dichter in Worten, der Musiker in Tönen, der Maler in Farben die Liebe voll göttlicher Schönheit ausgießt und darstellt. Daher die Verliebtheit mit jenen Dichterlingen und Reimern zu vergleichen ist, welche ohne Beruf sich an die Darstellung des Schönen machen, und somit ein bizarres, verzerrtes Bild in die Welt schaffen, woran keine Natur, kein Gemüth, keine Phantasie zu verspüren. So in Allem, was Beschränktheit, gemeiner Sinn und erbärmliche Mittelmäßigkeit in ihren eiteln Bestrebungen unternehmen. Dagegen hat die Freundschaft ganz das Ansehen einer dem Menschen im gewöhnlichen Leben sehr wohlthätigen Gehülfin, die getreulich seine Haussorgen theilt, ihm in der Befriedigung seiner Bedürfnisse Beystand leistet, theilnehmend die Lasten seines Berufsstandes erleichtert, gemeinschaftlich mit ihm die Stürme des Schicksals erträgt und somit die innige Vertraute seiner Freuden und Leiden ist. Was ist es um die Ehe mehr als alles dieses? Um wie viel mehr aber als alles dieses muß es um die Liebe seyn! So reinmenschlich die Verhältnisse seyn mögen, in die sich zwey freundschaftliche Ehegatten zu einander setzen, so reingöttlich sind die Angelegenheiten zwischen Liebenden, deren Natur auch nicht den Schein eines durch kirchliche und bürgerliche Gesetze herbeygeführten Zwangs erträgt. Man muß sich in dem Genuß der Liebe nur nicht dasjenige denken, was die Pflicht als verboten bezeichnet; da ihre Dauer nicht für ein flüchtiges Daseyn hienieden beschränkt ist, so muß ihr Genuß ja von der Art seyn, daß er auch jenseits fortdauern kann, er muß also nicht in dem sinnlichen Theil des Körpers, sondern im Geiste liegen, ohne das Herz auszuschließen. Die Ergüsse zwischen zwey Liebenden sind daher einem harmonischen Gesange vergleichbar, der nichts mit der prosaischen Sprache des Lebens gemein hat; so edel, würdig und groß auch diese sich aussprechen mag, so bleibt sie doch die gemeine bürgerliche Sprache, wogegen der erhabene Schwung der Poësie allein jene Begeisterung auszudrücken vermag, wovon das Gemüth in der Mittheilung seiner geheimnißvollen Welt so mächtig überströmt. — Die Freundschaft ist demnach der den Menschen zur Harmonie leitende Geist im Drang und in der Irre des wirklichen Lebens, die Liebe aber ist der in das Land der reinsten Schönheit und ewigen Jugend ihn emporflügelnde Genius, sie ist die Einigung, womit sich zwey gleiche Wesen auf ewig ergänzen. Von dieser Seite betrachtet verliert das ernste Leben nichts von seinem soliden Charakter und die höhere Welt erhält sich rein und frey von aller Vermischung mit der irdischen und gemeinen. Das Reich der Liebe, wie es die Natur des Göttlichen erfodert, bleibt unbeschränkt, ihr steht die Unendlichkeit offen, ohne ein sittliches Verhältniß zu trennen, wie es bey verkehrter Ansicht von Liebe, Freundschaft und Ehe der Fall ist, wo man die theuersten Bande zerreißt, bloß weil man nach überspannten Ideen ein Verhältniß gemessen, das, nach seinem einmal eingeführten Bestehen, im Verstandssinne und nicht in dem der Phantasie genommen werden muß.

Wie weit die Liebe solcher Gestalt von aller Verliebtheit verschieden ist, bedarf wohl keiner nähern Beleuchtung. Ich habe hier außer der Liebe die Freundschaft berühren müssen, um meine Ansichten von ersterer desto deutlicher und einleuchtender bestimmen zu können. Bey dem Allen aber fühle ich, daß diese Gedanken sehr flüchtig aufgesetzt sind und daß sie nothwendig erst in einen großen Umschwung kommen müssen, um ihr Wahres und Falsches zu erproben. Betrachten Sie dieselben einzig als Stoff zum Nachdenken und ertheilen Sie mir recht bald Ihre Meinung darüber.

Zum Schluße erlauben Sie mir nur noch, daß ich einige Züge anbringe, welche den Charakter und das gegenseitige Benehmen der Liebenden bezeichnen.

Doch, statt aller Worte, hebe ich aus Novalis Schrift „Heinrich von Ofterdingen" die ich so recht das heilige Buch der Liebe (für unsere Zeit und besonders für uns Teutsche) nennen möchte, folgenden Dialog zwischen Heinrich und Mathilde aus. Es ist das Zarteste und Schönste, was in der Mittheilung zweyer liebenden Seelen liegen kann. Hier folgt er:

„Liebe Mathilde, sagte Heinrich nach einem langen Kusse, es ist mir wie ein Traum, daß du mein bist; aber noch wunderbarer ist es mir, daß du es nicht immer gewesen bist. Mich dünkt, sagte Mathilde, ich kennte dich seit undenklichen Zeiten. — Kannst du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe ist, aber das kann ich dir sagen, daß mir ist, als finge ich erst jezt zu leben an, und daß ich dir so gut bin, daß ich gleich für dich sterben wollte. — Meine Mathilde, erst jezt fühle ich, was es heißt unsterblich zu seyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut bist du, welcher herrliche Geist spricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beschämst! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was ist ein Geist ohne Himmel, und du bist der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches selige Geschöpf wär ich, wenn du so treu wärst, wie mein Vater. Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt; Mein Vater weint fast alle Tage noch um sie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher seyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber Heinrich. Ich werde durch dich gewiß viel besser. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. — Nein Heinrich, wo ich bin, wirst du seyn. — Ja wo du bist, Mathilde, werd' ich ewig seyn. — Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit seyn, was ich empfinde, wenn ich an dich denke. — Ja Mathilde wir sind ewig, weil wir uns lieben. — Du glaubst nicht, Lieber, wie inbrünstig ich heute früh, wie wir nach Hause kamen, vor dem Bilde der himmlischen Mutter niederkniete, wie unsäglich ich zu ihr gebetet habe. Ich glaubte in Thränen zu zerfließen. Es kam mir vor, als lächelte sie mir zu. Nun weiß ich erst was Dankbarkeit ist. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er sich mir offenbart, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund thut. Was ist die Religion, als ein unendliches Einverständniß, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwey versammelt sind, ist er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen; meine Brust wird nie aufhören, dich in sich zu ziehn. Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichsten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schicksal der Rosen; wirst du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe seyn? — O! könntest du durch meine Augen in mein Gemüth sehen! aber du liebst mich und so glaubst du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize sagt. O! sie sind unverwelklich. Was mich so unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das ist nicht aus dieser Zeit. Könntest du nur sehn, wie du mir erscheinst, welches wunderbare Bild deine Gestalt durchdringt und mir überall entgegen leuchtet, du würdest kein Alter fürchten. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt. — Ich verstehe dich, lieber Heinrich, denn ich sehe etwas Aehnliches, wenn ich dich anschaue. — Ja Mathilde, die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken sie auf das Innigste mit der irdischen Natur verwebt. — Du wirst mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebtester. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weissagung. Alles ist ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligste des Gemüths führen; du wirst mich zu den höchsten Anschauungen begeistern. Wer weiß, ob unsre Liebe nicht dereinst noch zu Flammenfittichen wird, die uns aufheben, und uns in unsre himmlische Heimath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Ist es nicht schon ein Wunder, daß du mein bist, daß ich dich in meinen Armen halte, daß du mich liebst, und ewig mein seyn willst? — Auch mir ist jezt alles glaublich, und ich fühle ja so deutlich eine stille Flamme in mir lodern; wer weiß ob sie uns nicht verklärt, und die irdischen Banden allmählich auflöst. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch schon das gränzenlose Vertrauen zu mir hast, was ich zu dir habe. Noch nie hab' ich so etwas gefühlt, selbst nicht gegen meinen Vater, den ich doch so unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich dir nicht Alles auf einmal sagen, daß ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es ist auch zum erstenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim haben; du mußt Alles wissen. Mein ganzes Wesen soll sich mit dem deinigen vermischen. Nur die gränzenloseste Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr besteht sie ja. Sie ist ja ein geheimnißvolles Zusammenfließen unsers geheimsten und eigenthümlichsten Daseyns. — Heinrich, so können sich noch nie zwey Menschen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! schwöre es mir noch einmal, daß du ewig mein bist; die Liebe ist eine endlose Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich schwöre ewig dein zu seyn, bey der unsichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich schwöre ewig dein zu seyn, Mathilde, so wahr die Liebe, die Gegenwart Gottes bey uns ist. Eine lange Umarmung, unzählige Küsse besiegelten den ewigen Bund des seligen Paars."

Lesen Sie das Buch ja selbst, wenn Sie es nicht schon gelesen haben, und Sie werden finden, daß ich nicht zuviel sagte, wenn ich es das heilige Buch der Liebe genannt. Leben Sie wohl.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 20. August.

Der Perlenfischer.

Nicht ferner mich du goldnes Licht erfreue!
Mich zog hinab zur WogenNacht Verlangen
Die allerschönste Perle zu erlangen,
Ein Band nur knüpft mich an der Leben Reihe,

Sonst rings umwoget mich die MeeresBläue.
So singt der Fischer, tauchet ohne Bangen
Sich in die Flut, die Perle zu umfangen.
Ein Fischer, kühner noch, ist stäte Treue.

Sie wagt sich in ein Meer von LiebesLeiden,
Wenn dein sie ihre liebe Perle siehet
Auf steilen Höhen süßer Wonne blinken;

Sie stürzt zur Tiefe, läßt die Welt mit Freuden,
Das letzte Band zu brechen sie sich mühet,
Ins Meer, vereint der Perle, zu versinken.

J. G. Mielach.

Vaterländische Kunst.

Lythographie XL. Heft.

Aus Versehen wurde unlängst der Inhalt des vierzigsten Heftes schon unter der Aufschrift XXXIX. Heft geschildert; wir geben also jezt erst den eigentlichen Inhalt des neun und dreyßigsten Heftes.

Erste Darstellung. Ein völlig bewaffneter Krieger in flamändischer Tracht. Er ist in seiner Stellung von rückwärts anzusehen und hält in der rechten Hand einen Stab, oben mit einer Gabel, wahrscheinlich um knieend die Muskete darein zu legen, wenn er feuert. Er ist in einer einherschreitenden Stellung schön und wahr gezeichnet, und nach Werner vom Hrn. Piloty in Kreidemanier mit kräftig aufgetragenen Lichtern täuschend immitirt. —

Zweytes Bild. Ein Kampf zwischen Pferden und Löwen nach Alb. Dürer vom Jahre 1505; ganz im Geiste und der schönen Ausführung in Umrissen, wie das im letzten Hefte schon angezeigte zweyte Blatt durch Hrn. Strixner in der Federzeichnungsmanier.

Dritte Darstellung. Eine Landschaft nach der Natur von P. Brill durch Hrn. Strixner, gleichfalls in der Federzeichnungsmanier dargestellt. Aus dem Vorgrunde zieht zwischen Felsen sich über eine Anhöhe nach dem Mittelgrunde hin ein Weg zu einer Felsenburg. Links öffnet sich die Aussicht eines von Anhöhen begränzten Thales, durch welches ein Fluß in mannigfaltigen Krümmungen strömt. In der Nachahmung spricht des Künstlers eigne Behandlungsweise sich trefflich und täuschend aus. —

Viertes Blatt. Eine stehende männliche Figur in spanischer Tracht von le Duc. Die Stellung verräth ganz das Eigenthümliche des spanischen Charakters, welches auch Hr. Piloty dem Originale getreu in Kreidemanier geistreich behandelt, seiner Nachahmung zu geben gewußt hat. —

Fünfte Darstellung. Die Kontur eines weiblichen Kopfes nach einem Gemälde Raphaels in der vorigen Manier von demselben Künstler. — Die schönen Formen, aus welchen ein tiefer, ern-

ster Charakter und ein zartes Gemisch von Staunen und gefühlvoller Betrachtung hervorgeht, setzen auch diese Umrisse den schon früher angezeigten dieses unsterblichen Meisters würdig an die Seite.

Sechste Nachahmung. Ein heiliger Ritter bewaffnet mit Schwert und Lanze; sein Haupt ziert ein großer, reich mit Büschen versehener Helm, zu dessen beyden Seiten Strahlen hervorbrechen. Der mit himmlischer Begeisterung erfüllte Blick, seine zum Streit allzeit fertige Stellung verkünden den im Innern sich regenden Entschluß, und die Bereitwilligkeit zur Ehre Gottes in den heiligen Kampf zu ziehen. Das hohe Gefühl, die Zartheit des Ausdruckes eines durch religiöse Begeisterung zum Streite gefoderten Jünglings, und seiner ungemein weichen Umrisse ziehen Aug und Herz am Originale des gemüthreichen Mantegna nicht weniger an, als die ungemein schöne Nachahmung des Hrn. Strixner in der aqua tinta Manier, die mit all dem Fleiße in der sorgfältigsten Behandlung des Helms und Harnisches zugleich die tiefe Wahrheit im Ausdruck der Seele des Originals verbindet, und darum mit zu dem Schönsten gezählt werden kann, mit dem Hr. Strixner in diesen Heften schon so oft sein wahrhaft einziges Talent auf die ausgezeichnetste Weise bethätiget hat. —

XLI. Heft.

Erstes Blättchen. Ein Flamänder-Bauer thut einer Bäuerin schön, und beweiset ihr, sie umschlingend, seine Zärtlichkeit. Nach A. Ostade in der Tuschmanier von Hrn. Strixner. Der Geist und die Freyheit des Originals im Entwurfe, sind mit der höchsten Wahrheit und Täuschung nachgeahmt. —

Zweyte Darstellung. Andromeda an einen Felsen im Meere gefesselt, erwartet ihre Strafe von einem See-Ungeheuer verschlungen zu werden. Schon steigt es in der Ferne aus den Fluten empor, während Perseus mit gezücktem Schwerte auf dem Pegasus sitzend, über ihm schwebt es zu vernichten. Im Vorgrunde des Ufers sind mehrere Figuren, die weinend Zeuge dieser grausamen Szene sind. Nach Blömart von Hrn. Piloty, gleichfalls Tuschmanier mit aufgehöhten Lichtern. Die Anordnung der Gruppe im Vorgrunde ist von guter Art, der Entwurf flüchtig und geistreich und die Nachahmung täuschend.

Dritter Gegenstand. Das Porträt eines Spaniers, ganze Figur. Ein Pendant zum vierten Blatte des vorigen Heftes; ebenfalls nach le Duc in derselben Behandlung von Hrn. Piloty.

Vierte Nachahmung. Die Anbetung der Hirten. Dieser schon bekannte und häufig behandelte Gegenstand enthält hier, weder was die Anordnung der handelnden Personen, noch ihren Charakter betrifft, etwas besonders. In der erstern ist die nach der Regel gefoderte pyramidale Form vernachläßigt, und daher das Ganze in der Durchkreuzung der Linie zu flach gehalten. —

Der Entwurf ist nach Pietro da Cortona in der Kreidenmanier durch Hrn. Piloty mit allen dem Originale sonst zukommenden Eigenthümlichkeiten gut vorgetragen.

Fünfte Darstellung. Das Porträt der baierischen Prinzessin Karoline, nach Hrn. Stielers Gemälde in der Kreidenmanier auf Tonpapier mit besonders aufgehöhten Lichtern. Hrn. Stielers Porträtgemälde zeichnen sich nicht nur durch eine wahre, kräftige Färbung und leichte geistreiche Behandlung, sondern, was hiebey besonders in Anspruch kömmt, durch eine frappante, sprechende Aehnlichkeit aus; eine Aehnlichkeit, die sich keineswegs auf die Umrisse bloß erstreckt, sondern zugleich das Wesentlichste daran, den Charakter und das innere Leben des Menschen umfassend darstellt. In dieser Beziehung bleibt dieses und alle übrigen Porträte der königl. Familie, wie wir sie noch in den folgenden Heften nachtragen werden, eine schätzbare, interessante Sammlung von Schilderungen bald der innigsten Herzensgüte und Sanftmuth, bald des mildern Ernstes, des jugendlichen Frohsinns und naiver Unschuld. —

Wir können die Bemühungen nicht verkennen, womit die Herren Piloty und Strixner bestrebt waren, all das Gemüthvolle, was sich in den Ori-

ginalgemälden so unverkennbar und bis zur Bewunderung herrlich ausspricht durch ihre Nachahmungen in den Umrissen festzuhalten. —

Sechstes Bild. Diana entdeckt während des Bades der Nymphe Kallisto Vergehen. Die Göttin, an einen Felsen gelehnt, verweiset ihr mit edlem Ernst ihren Fehltritt, und schließt sie sofort von der ferneren Begleitung aus. Kallisto im Gefühle ihres sträflichen Unrechts voll Scham und Reue schlägt ihre Blicke nieder, die übrigen Nymphen nehmen Antheil an ihrem Schicksale. — Ein ausgezeichnetes Blatt in diesem Hefte nach dem schönen Oehlgemälde in der königl. Gallerie zu München von Ad. van der Werf. Die Gruppe der Nymphen ist in ihrer Zusammenstellung äußerst schön, und bey aller Ruhe vom mannigfaltigsten Leben. Die edlen Formen ziehen durch ihre Zartheit und weibliche Kraftfülle das Auge gefällig an. Ewig Schade nur, daß trotz der rühmlichsten Sorgfalt des Hrn. Piloty; womit er diesen Gegenstand in der aqua-tinta Manier ungemein weich und schön bearbeitet hat, das Ganze dennoch durch die spätere Vorrichtung des Steines zum Drucke, an seiner Haltung viel verloren hat. —

S—th.

Die Wallfahrt *).

Zwey Stunden von Grauenthal, in einem stillen Winkel, von Bergen umkreiset, die von ihren himmelnahen Gipfeln mächtige Wasser niedersenden, liegt eine kleine Kirche, in deren Schooße für die gläubige Andacht reichere Wunderkräfte sprudeln. Schon von ferne erblickt man durch die Oeffnungen des schweigenden Forstes das goldene Kreuz des Thurmes, vom Strahle der Morgensonne beleuchtet. Reinere Quellen fließen dem nahenden Pilger entgegen, und freyer, lauter und voller ertönt im Asyle des heiligen Bezirkes der Vögel süßer Gesang. Ungestört bauen sie da unter den Schatten bewegter Zweige ihre kleinen Nestchen, und in freudiger Sicherheit späht hier die gefiederte Mutter nach dem Würmchen des Grases, an dessen Seite das murmelnde Bächlein über graue Kiesel gleitet.

An diese heilige Stätte wallfahrtete alljährlich Virginiens Mutter mit der lieblichen Tochter, welche das Gnadenbild des Ortes jener verheerenden Seuche entrissen hatte, die eine schreckliche Reihe von Jahren Millionen von Menschen durch ihren giftigen Anhauch entstaltete, und um Leben oder jede Freude des Daseyns betrog. Schon zwey Tage hatte die zärtliche Mutter am Bette der kaum einjährigen Dulderin gewacht, geweint und gebetet. Oft schienen die Lippen des holden Kindes kaum mehr die Labe der Luft in sich zu saugen; schon wußte der treue Arzt kein Wort des Trostes mehr zu finden, und im gichtischen Lächeln der Kranken glaubte die zagende Mutter die Begrüßung der Engel zu erkennen, welche gekommen wären, leise die Bande des Lebens für immer aufzulösen. Stundenlang kniete sie mit pochendem Herzen an der schaukelnden Wiege; kaum athmend schaute sie in's erstarrende Auge der leidenden Lieblingin; zum Himmel hob sie die gerungenen Hände; — da fuhr ihr es wie ein lichter Gedanke durch ihre Seele; ein schnelles, klares Vertrauen erwachte urplötzlich in der mütterlichen Brust; sie gelobte alljährlich mit dem geliebten Kinde den heiligen Pfad zu betreten und vor dem Altare der Himmels-Königin die Huldigungen ihrer dankbaren Seele niederzulegen. Ein kleines, ihr Leiden und die Errettung nachbildendes Gemälde sollte an den geheiligten Wänden des Tempels befestigt werden, um durch seine zarte Farbensprache das Vertrauen und die Andacht frommer Pilger zu bestätigen.

Wie schön ist die Einfalt einer Seele, die sich noch in einem unmittelbaren Verkehre mit den ewigen Wunderkräften der Schöpfung wähnt. Wahrlich, es ist kaum gerathen, mit voreiliger Entschiedenheit die ehrwürdigen Kuppen zu erschüttern, welche die Seufzer so vieler gläubigen Seelen umschließen. Warum mißgönnet die Selbstsucht unserer Schulweisen dem lautern Gemüthe jenen schönen Verkehr, der es zu Berührungen mit höhern Kräften führt? Was

*) Dieses Kapitel als Probe aus dem herrlichen Roman des Emerich Norus, die Ferienliebe betitelt, welcher 1810 zu Coblenz bey Pauli und Comp. erschienen; enthält 4 S. Vorrede und 150 S. in 8.

leitet denn oft den verschwenderischen Bekehrungseifer unserer Neuerer, als jene herostratische Zerstörungs-Sucht, die nach einem Namen geizt, oder jene unnatürliche Aufgeblasenheit, welche Tausende in die Unseligkeit ihres erschütterten Gefühls hinabzureißen strebt?

Eduard ward zur Theilnahme an diesem frohen Feste geladen und über die Veranlassung des Gelübdes unterrichtet. Seine Phantasie maß den Raum der dreyzehn Jahre zurück, er kniete mit an der Wiege der holden Jungfrau, die schneeigten Windel der Kindheit waren vor seinem Sinne ausgestreckt, und sein Herz zitterte vor dem gefährlichen, aber glücklich hinübergeschwundenen Momente, der dem unbewußten alles Verständniß des innigstens Lebens vielleicht auf immer zu verschließen gedroht hatte. Sein Inneres glühte vom heißesten Danke gegen die milde Retterin, deren Wunderkräfte sein theuerstes Kleinod wahrten, und — was ihn auch die Weisheit der Schulen in künstlichen Beweisführungen gelehrt hatte, — in seiner Brust quell, von der Liebe angeschlagen, der Wunderborn des Glaubens, aus dem jegliches Verlangen der Seele Kühlung und Labe schöpfte.

Kaum hatte der Morgen seine ersten Strahlen auf die herbstliche Gegend gesendet, so hatten unsere Wanderer ihre fromme Reise schon begonnen. Es war einer von den Tagen, an denen die Natur einen eigenthümlichen, feyerlichen Klang zu haben scheint. Feld und Flur schreiten gleichsam im Feyer-Kleide dem Auge des kindlichen Schauers entgegen. In freundlicher Herablassung standen die Berge, und leise rauschten die Wipfel des Waldes, wie wenn sie sich von der Unschuld der Menschen erzählten, die unter ihren Schatten wandelten. In fröhlicher Selbst-Genügsamkeit glitt der Strom des Thales durch sein Weidenufer und der blaue Himmel breitete das reine Gewölbe sorgsam schützend über die Pilger des einsamen Thales.

Ach, warum vermögen Worte nicht, vor den Augen derer, die, ungläubig gegen jede fremde Innigkeit und jedes fremde Verhältniß, sich dicht mit den Fäden ihres eigenen Daseyns umspinnen, das stille, verklärte Paradies abzumalen, welches die Seligkeit zweyer Seelen umfing! Warum verschließt sich endlich die oft betrogene Liebe mit ihrer zurückgewiesenen Innigkeit in blüthenlose Wüsteneyen, wo das erwachte Bedürfniß schönerer Verhältnisse vergeblich nach Quellen lechzt!

Auf dem Wege dahin, der sich durch Wiesen und Felder schlängelte und manchmal die Herberge eines schattigten Buchenhaines betrat, erzählte die Mutter, die Zeugin von den ersten Entwicklungen des herrlichen Mädchens, dem andächtig horchenden Jünglinge von Virginiens Blüthenjahren, wie sie nie an dem lärmenden Spiele anderer Kinder Antheil nahm, sondern immer, ein tieferes Wesen offenbarend, eine stille Liebe pflegte, gerne, nach dem Zuge ihres Gemüths, ihren geheimen Lieblingen Hüttchen baute, und oft thränenfroh auf die kleinen Bequemlichkeiten niederschaute, womit sie die verborgnen Gebilde umwand, denen die Allmacht ihrer kindlichen Phantasie den Athem der Lebendigkeit eingehaucht hatte. Gluthen der tiefsten Innigkeit und des heiligsten Ernstes hatten ihren ersten Morgen umflossen; ein klangvolles Wesen hatte alle ihre kindlichen Bewegungen geleitet, und zu geheimem Wachsthume waren die wunderbaren Kräfte des Himmels unbemerkt in die Kanäle ihrer reinen Seele eingedrungen. Ihr Herz hatte immer unbegreifliche Schritte zur schönsten Reife gethan, und nur die berechneten Erwartungen einer gewöhnlichen Methode fanden an ihr keine Bestätigung.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 24. August.

Aphorismen.

„Immer hörst du: der Mensch soll vorwärts geh'n mit dem Zeitgeist!
Doch, was thun, wenn zurück schreitet der Geist nun der Zeit?"

Scheinen kann es fürwahr als schreite zurücke der Zeitgeist,
Doch in Wahrheit nicht so: frag' die Geschichte nur, Freund!

„Müde fühlt sich des Licht's der Mensch; die Wahrheit, das Leben,
Fallen ihm endlich zur Last und er verlanget nach Ruh.
Und je mehr sich die Kraft verherrlicht, je mehr durch Verstand sich
Ausgezeichnet der Geist, wünscht er doch wieder die Nacht,
Ach, und schließet nun fest die Augen, schlafet und träumet,
Und der gaukelnde Wahn hält ihn gefangen im Netz."

Wie sein Alter das Leben, so hat die Zeit auch Epochen,
Und wie Alles so auch altert im Menschen der Geist.
Freund, zu Kindern zuletzt, zu spielenden, werden die Greise,
Und zu Greisen heran reifen wie Lebende all';
Und so wird auch die Zeit zum lahmen, spielenden Greise
Und ein ganzes Geschlecht zeigt sich in Runzeln und Bart.

Doch sich selber verzehrt die Zeit, die nichtigen Träume
Schwinden wieder in Nichts; wonniglich strahlt wie zuvor
Das erquickende Licht, das hinter Wolken nur weilte,
Aber die Wolke selbst, daß sie ihm weiche, befohlen.

„Aber die Flammen dort schau', die wild auflodern zum Himmel!
Sieh', fanatische Brut schwinget die Fackel auf's neu!
Horch, sie brüllet Gebet! verdammend den Ketzer zum Holzstoß,
Weiht dem menschlichen Gott sie ihr unmenschliches Werk.
Horch, wie lautet herab vom Vatikane die Bulle?
Neu erhebt sich ein Bund, wahrlich dem Lichte nicht hold!"

Einmal waltet nur Eins und bildet von Stufe zur Stufe
Bis zur höchsten sich aus, welcher die Form ihm begränzt.
Hat es den Gipfel erreicht, dann endet auch schnell die Epoche
Und es kehret nicht mehr wieder das Gleiche zurück.
Als die Tempel gefallen der alten heidnischen Götter
Und die Gläubigen schon sahen in Christus ihr Licht,
Sag', was frommt' es da viel, ob Julian wieder den Göttern
Opfer zu bringen befahl? — War doch vorüber die Zeit!

J. Sendtner.

Die Wallfahrt.
(Beschluß.)

In der weiten Unendlichkeit irdischer Erfahrungen vermag uns der Wechsel der Jahre keinen schönern Anblick zu zeigen, als wenn wir zurücksehen in irgend eine reine, unentweihte Kindheit eines Einzelnen, oder der ganzen Menschheit; aber Seligkeit des Himmels ist es, die jugendliche Gestalt der einzig geliebten Seele vor seinen Augen aus dem Schooße der Vergangenheit heraufsteigen zu sehen, das stille Aufkeimen der Reize zu schauen, vor deren Entwicklung man mit gefesselter Bewunderung weilet, und von den balsamischen Blüthen einer Seele überregnet zu werden, um die sich alle Ströme unserer Empfindungen mit freudigem Erbrausen winden.

Noch ehe sie den vielfach gewundenen Pfad des Tannenwaldes, der rauschend über ihren Häuptern seine Wipfel bewegte, verlassen hatten, nahte sich ihnen, bald halb sichtlich, bald von den wechselnden Grotten der zarten Tannen-Sprößlinge bedeckt, ein jugendliches Paar, ferneher grüßend, und gegen die Erblickten die Schritte beschleunigend. Heinrich war es mit seiner zart aufblühenden, schönen Schwester Adeline. Mit frohem Empfange umschlangen sich die Mädchen, und Virginie drückte den Kuß der Freundschaft mit ungewöhnter Innigkeit auf Adelinens Lippen. Mit einer Art zärtlichen Zurufes, der dem Verhältnisse den Schein von mancherley Vorgänglichkeiten und Berechtigungen lieh, empfing der Kömmling Eduards Geliebte; aber still betrachtend, und ernst die Entwicklungen des eröffneten Verhältnisses beschauend, stand Eduard. Befremdend trat Heinrichs Gestalt in den Umkreis seiner Empfindungen, es schnitt ihm durch die Seele, daß sich Jemand eines vertrautern Tones gegen das Mädchen vermaß, welches er mit ihrer ganzen Existenz in sich zu verschlingen wünschte. Alltagsseelen ahnden es nie, welchen Keinem ihre gemeine Schonungslosigkeit das Glück der Blüthen raubt, und wie oft Pfeile, von ihrer tauben Hand unarg losgedrückt, ihre Spitze zu schmerzhaften Verwundungen in die edelsten Herzen drücken.

„Sind Sie mir denn noch treu; sind Sie noch mein Virginchen?“ sagte der Kömmling mit einer scherzhaften Vertraulichkeit zur Freundin seiner Schwester, indem er freundlich ihre Hand küßte und ihr treuherzig in's Auge blickte. Erröthend wendete sich Virginie zu Adelinen, umschauert von den Nebeln neuer Mißverständnisse; aber schnell besonnen sich dem Gespräche entreißend, und am Arme der Freundin vorwärts eilend hinterließ sie die Jünglinge den Ergießungen der Mutter.

Die neuen Kömmlinge waren die Kinder eines unfern wohnenden Bergwesers, und vom Tage der jährlichen Wallfahrt schon lange unterrichtet, waren sie den Erwarteten durch die Frühe des Morgens entgegen geschritten.

Aber ach, guter Eduard! welche Stürme hatten die unglücklichen Sylben des Fremdlings in deinem Herzen erregt. Die Möglichkeit, der Jungfrau liebem Gemüthe auf immer entrissen zu seyn, vielleicht gar seine Hoffnungen aus dem Becher der Täuschung getrunken zu haben, umfaßte ihn mit all ihren Grausen. Wie von einem Wetterstrahle war durch jene wenigen Worte sein ganzes Wesen erschüttert. Kaum dämmte den Andrang innerer Bewegungen seine Brust noch, und sichtlich schwebte auf seinem Antlitze der Kampf erregter Empfindungen. Der stille, beglückende Friede seiner Brust war gestört und mit erbittertem Fehderufe stoben die Wallungen seiner Pulse durcheinander. Immer tiefer und nächtlicher verworr die beyden Liebenden der lügnerische Schein, der sich um die Wahrheit ihrer Gefühle körperte, und ihre gegenseitige Stummheit stand wehrlos vor den trügerischen Gaukeleyen böser Mächte, die die Menschen mit Mißdeutungen äffen, und die Treue und Innigkeit besserer Seelen mit Nebel und Irrsal umflechten.

Aus der schattigen Tiefe des Winkels, welchen zwey mächtige Felsen bilden, von deren Gipfel der Winter seine Lawinen herunterwirft, begrüßte unsere Pilger das marmorne Portal und der feyerliche Klang andächtigen Geläutes, der ihnen, sie zu frommen Gebeten ladend, durch die Heitre des Morgens entgegenquoll. Mit den andächtigsten Empfindungen beschritten sie die heilige Schwelle; Wunderbilder

sprachen von den einsamen Wänden; ihr fromm gebeugtes Knie konnte keine Stelle finden, über denen nicht schon Jahrhunderte lang vertrauende, leidbedrängte Herzen geschlagen hatten: aber vorne, vom zierlichen Eisengitter vor jedem profanen Annahen gesichert, ragte in des Altares Mittelpunct schmucklos und einfach, wie alles Große, das Bild der Wunderthäterin. An den Seiten des Altars hingegen die sichern Zeichen der Gnadenmacht, die Stäbe siecher Schwächlinge und die Krücken genesener Krüppel, als Trophäen der schönsten Hülfsfertigkeit. Milder Trost hauchte nieder von den ernst stehenden Heiligenbildern, zu denen das kindliche Gemüth ländlicher Beschränktheit wie zu Heroen eines bessern Lebens emporschaut.

Ungemein rührend war es für Eduard, und frohe bethende Schauer beströmten alle seine Glieder, wie er die Andacht des verkannten, heißgeliebten Mädchens erblickte. Frommgefaltet waren Virginiens Hände, um ihr ganzes Wesen leuchtete eine himmlische Rührung, und eine Thräne des innigsten Dankes glänzte in ihrem dunkeln, zum Altare erhobenen Auge. „Nein! rief eine geheime Stimme im Herzen des Jünglings, nein! es ist nicht möglich, daß dich dieses Taubenherz täusche; in diesem treuen, bethenden Auge hat kein Verrath seine Stätte. Es ist Frevel, an dieser herrlichen Seele zu zweifeln.“ Allmählig ebnete sich der wilde Ungestüm erzürnter Empfindungen in seiner Brust; gehorsam legten jene innern Empörungen und Zweifel ihre Waffen nieder, die Asyle geheiligter Herzen und die Nähe himmlischer Wunderkräfte achtend.

Einsam noch schwebte in der Mitte des Tempels das ewige Licht, die feyerliche Dämmerung desselben mit stiller, beruhigender Flamme zertheilend; aber allmählig erhoben sich auf dem Altare um das Allerheiligste mehrere Lichter, und aus dem Hintergrunde der Kirche trat ein ehrwürdiger, weißlockichter Greis, zum Geschäfte des heiligen Opfers gerüstet. Schon viele tausendmale hatte der fromme Alte an den geweihten Stufen des Altars gestanden, in einsamen Betrachtungen dem Kreise der Bether entzogen, sein Verhältniß zu ihnen höchstens in allgemeinen Empfindungen ahnend. Denn wie Planeten um die Sonne wandeln, von ihr angezogen, erleuchtet und erwärmet, ohne daß des Tages Gestirn an der Mannigfaltigkeit der einzelnen Lebensregungen, die das Dunkel dieser Weltdurchpilgerer durchpulsen, an den reichen Blüthen und Gestaltungen, die sie entwickelt, einen andern, als allgemeinen Antheil hat: eben so steht der Einzelne vor der ununterscheidbaren Menge der Mitlebenden, ungeübt, theilnehmend in die Besonderheiten aller Lebens-Darstellungen einzutreten. Konntest du es denn ahnden, frommer Opferer! welche Empfindungen in der Brust des Jünglings wogten, wie er nicht mit dem deinen, sondern mit Virginiens Gebete sich vereinigte; aber stumm, wie ein Kind, das von seinem Engel aufwärts gewiesen, die Händchen faltet, und die stille, nachahmende Andacht seines Gemüths nicht auf die Lippen zu bringen weiß. Konntest du es ahnden, welches Leben sich in jugendlichen Gemüthern in deiner Nähe begab, während du immer gleich, wie die Natur, das Tägliche übtest.

Nach geendigter Messe wies die Mutter dem guten Jünglinge ein kleines Gemälde, von vergoldeten Rahmen umschlossen, und unter tausend ähnlichen kaum bemerkbar. In der Mitte eines matterleuchteten Zimmers stand eine Wiege, mit dem holden Umrisse eines Kindes erfüllet. Eine weinende, händeringende Gestalt war über das verhüllte Häuptchen geneigt, und ein betendes, aufwärts gerichtetes Auge flehte um Trost und Hülfe. Ein freundlicher Strahl fiel durchquerend in das bange Dunkel des verlassnen Gemachs; er schien die stille Gruppe mit heimlichem Gnadenlichte zu erfreuen, und die Anwesenheit einer höhern Rettungsmacht zu symbolisiren.

Was ist's, das Eduards Herz beym Anblicke dieser unkünstlerischen Farbenstellung mit einer so seligen Bewunderung erfüllte? Denn kaum hat je das gebildetste Gemüth mit so innigem Genusse vor den höchsten Kleinodien der Kunst geweilet, als der Jüngling vor dem Abbilde dieser lieben Gestalten. Im Stufengange der Jahre erscheint ein Alter — ach, daß auch dieses mit so vergänglicher Blüthe hinüberschwindet! — ein Alter, sage ich, wo das Gemüth nur eines Stoffes bedarf, um alle Linien und

Reize der Kunst über denselben auszugießen. Die Liebe ist allenthalben jener unerschöpfliche Bildungs-Moment, der um Alles, was dem Herzen nahe ist, seine Verklärung legt, und eine Leiter zum Himmel richtet, auf welcher die heiligsten Kräfte auf und nieder steigen, auf deren Bewegung der Gottheit Auge mit Wohlgefallen herabsieht. Mit unendlicher Rührung wechselte Eduards Auge auf Virginiens und des Kindes Gestalt, und diese Verjüngung der Geliebten, dieses Erscheinen derselben in der ersten Form des Daseyns goß in seine Brust ein heitres Spiel der süßesten Empfindungen; er drückte einen leisen Kuß auf den Schleyer der Wiege; mit einer Thräne der Rührung lächelte Virginie; die Mutter aber mehr neckisch als gerührt; denn der glühende Jüngling that, was erlaubt war, was aber im zu nahen Bezug mit der Wirklichkeit lag, um gebilligt zu werden.

Aus Jemands Tagebuch.

Was soll es bedeuten, daß, wenn man große, vornehme Leichen begräbt, diejenigen, welche als Begleiter der Bahre folgen, sich das lustigste Aussehen von der Welt geben und, wie ich es vor Zeiten an einem Orte bemerkte, sogar ein spaßhaftes Gelächter dabey ausüben? Ich habe mich zwar so ziemlich in den Weltton einstudirt, weiß so ziemlich, welche Unarten sich der Zeitgeist in seiner Verkehrtheit zu Schulden kommen läßt, kenne den flachen Ruhm, wonach alberne Menschen trachten, recht wohl, aber das hat mir nie eingehen wollen, wie man hinter der Bahre eines Mannes, wenn er im Leben eine in jeder Hinsicht edle und ausgezeichnete Rolle gespielt, lachend einherschreiten könne! Als ich noch zur Schule ging, weiß ich, daß ein Knabe die Ruthe bekommen, der einmal bey einem Begräbniß auf ähnliche Weise sich benommen. — Ein Beweis, daß eine solche Aufführung doch gewiß unanständig seyn muß! — Ach — es ist eine Herzlosigkeit und Flachheit unter den höhern Ständen, die sie so gern für Philosophie, für Epikureismus, (wie sie es nennen, wofür sie aber keinen Begriff haben) ausgeben möchten, und im Grunde doch nur in eigner Leere und Trockenheit besteht! Wunderlich, daß der Mensch da, wo sein Verstand nichts mehr ergründen kann, selbst seine Gefühle ausrotten möchte, um auch nichts mehr zu ahnen! Aber wenn diese Helden einmal der Tod rüttelt — das Gott erbarm! — da mag der Mitleidige wohl ausrufen: Herr! verzeih Ihnen, denn Sie wußten nicht, was sie thaten!

Wer einmal dreyßig Jahre alt ist, sollte billig vernünftig werden. Der Gedanke, du lebst vielleicht nur mehr die andre Hälfte deines Lebens, stimmt doch so ziemlich den Leichtsinn zum Ernste herab.

Ich muß recht herzlich lachen, wenn ich der guten Frau von L. gedenke. Ihre Tochter hat herrliche Anlagen für's Zeichnen; ja, wer die Versuche sieht, die sie mit ungeübter Hand heimlich zum Vorschein bringt, muß das größte Genie an ihr bewundern. Demungeachtet besteht Mamma darauf, sie sollte par tout der Musik obliegen, wozu sie mäßiges Talent und noch weniger Neigung hat. Aber sagen Sie mir um's Himmels willen, fragte ich Frau v. L. einmal entrüstet: warum diese verkehrte Behandlung, sie stellen sich ja augenscheinlich dem Berufe ihrer Tochter entgegen, sie verkrüppeln ihre geistige Natur? — — — Sehr besonnen und auf ihre Einsichten stolz entgegnete mir hierauf die liebe, einzige Frau: Seh'n sie — das Zeichnen würde sie einmal weit bringen, das weiß ich, aber da würde das Ding darauf stolz werden — und der Stolz paßt nicht für eine Hausfrau: aber Musik, das habe ich gerne: da weiß ich, sie bringt es nicht höher, als ihrem Mann auf seine Bitten Abends, wenn sie ihre häuslichen Pflichten erfüllt, einen Tanz vorzuspielen; da bleibt sie fein bey der Arbeit und bescheiden! —

Schöne Dulderin! Es gibt kein Gut, nach dem wir mit ganzer Seele streben, um das man nicht mit großen Hindernissen zu kämpfen hat. Die Leiden sind uns so recht auf ebenem Boden in den Weg hingelegt, damit wir uns bey jedem Tritt daran stoßen, aber um zu unsern Freuden zu gelangen, müssen wir Dornen und Felsen nicht scheuen, bis wir sie auf den unwegsamen, steilen Höhen erklettern, worauf sie das Schicksal gestellt.

Nur Geduld, sagen wir oft, es geht doch! und damit werfen wir unser Netz auf's neue in die Fluthen und erwarten mit dem nächsten Zuge den glänzenden Fang. Schwer ist der Zug — wir strengen unsre letzten Kräfte an, die Hoffnung erleichtert uns die mühsame Arbeit, wir ziehen und ziehen — und haben zuletzt — faule Fische gefangen!

Du liebes, goldiges Leben! wie närrisch bist du doch anzuschauen; kein Wunder, wenn mancher gutmüthige Narr, darüber — vor Aerger erstickt.

Seht da einen Tempel der Thalia. Alle Handwerker, alle Künstler, die daran Theil nahmen, sind broderwerbende, brodverdienende, nützliche Personen. Auch der Musiker, der Tänzer, der Maler, der Akteur — alles erwirbt, verdient und lebt. — Aber sagt mir, was ihr darin denn so oft oder gar täglich vorstellt, muß doch geistreich, muß witzig seyn, und der es ersinnt und ausführt, muß ein Mann von viel Phantasie, vieler Menschenkenntniß und einem tiefen Gefühl seyn? — Sie meinen den Poëten, mein Herr? seine Kunst ist brodlos, wenn er sie nicht nebenher treibt, weiß ich nicht, wovon der lebt!

Es gibt Gedanken, wie Stechfliegen; sie setzen sich einem um so heilloser auf die Haut, je mehr man nach ihnen schlägt. Wohl dem, der ihnen nur das Weinglas vorzuhalten braucht, um ihnen eine Leim-Stange zu zeigen, woran sie ohnmächtig verstummen!

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 27. August.

Aus dem Schreiben eines jungen Arztes in Paris über die daselbst herrschenden Krankheiten.

— Das Wetter ist schön, obgleich etwas schwül. Die Atmosphäre ist mit elektrischem Stoff angefüllt, der sich jedoch in bloßes Wetterleuchten auflöst. Die Winde gehen von Norden. Das Thermometer wechselt von einer Stunde zur andern in jedem Quartier der Stadt.

Es zeigen sich mehrere neue Krankheiten, deren Diagnostik einen bisher unerhörten Charakter an sich trägt.

Eine vornehme Person von schwächlicher Leibes-Constitution hat, nachdem sie bereits seit langem den Gebrauch der Sprache verloren zu haben vorgab, denselben plötzlich wieder, wie durch ein Wunderwerk erhalten. Man bemerkte zwar noch einige Schwierigkeit bey dem Organ der Stimme, allein es war Hoffnung vorhanden, daß sie durch mehr Uebung beyseitiget würde. Unglücklicher Weise wurde der Kranke hierauf von einem fremdartigen, unter dem Namen Ministerial-Bräune bekannten Uebel befallen, das seinen jezigen Zustand schlimmer macht, als den vorherigen.

Das Pamphlet-Fieber, welches seit einigen Monaten mit ungemeiner Schnelligkeit um sich gegriffen hatte, schien den abführenden Mitteln, die ein geschickter Arzt in Anwendung brachte, weichen zu müssen. Die Facultät in Corpore hat den Ausspruch gethan, daß man dem Fieber gleich mit dem ersten Ausbruche Einhalt thun müsse; ich stehe jedoch in diesem Falle nicht für ernsthafte Unfälle.

Viele Leute sind durch die schnelle Versetzung aus einem Clima in's andere mit einer Art von Lähmung behaftet, die man Anmassung nennt, und welche sich durch die in die Höhe gezogene Stellung des Kopfes und der Schultern, und durch die Steife des Halses ankündigt, vermöge welcher sie sich nicht ohne große Mühe vorwärts beugen. Der Kranke verspürt eine beständige Convulsion der Oberlippe, was seiner Physiognomie den Ausdruck der Insolenz und Verachtung gibt. Gewöhnlich wird diese Krankheit durch eine Aderlässe geheilt.

Die ersten vierzehn Tage im April waren durch die Heilung einer großen Anzahl Convulsionaire merkwürdig, unter welchen sich Epileptische befanden, deren erster Anfall sich von der Einnahme der Bastille herschreibt.

Das Gedächtniß ging bey verschiedenen Personen auf eine sonderbare Weise verloren, sie vergaßen ihr Vaterland so gänzlich, daß sie weder dessen Sitten, noch Gebräuche wieder erkennen, und Alles, sogar ihre Kinder aus England kommen lassen.

Seit 20 Jahren hatte der Geschmack an großen Spaziergängen die Gehirnkrankheit wunderbar vermehrt. Die Manie, die Tollheit, die Wuth und

Raserey hatten jede ihre Epochen; man neigt sich gegenwärtig mehr zur Einfältigkeit (imbécilité). Dieses Uebel ist bey den Meisten unheilbar, weil es durch die Quacksalber verschlimmert wird.

Viele Greise haben im Frühjahr Anfälle von einem Verjüngungs-Fieber gehabt. Sie vergaßen während derselben ihr Alter gänzlich, und affectirten den Geschmack und die Manieren der Jugend. Dieses Fieber ist epidemisch, doch sind die Weiber von der Ansteckung frey geblieben.

Unter den herrschenden Krankheiten ist eine, deren Merkmale und Charakter so unbeständig sind, daß man ihr noch keinen Namen geben konnte. Diejenigen, welche sie angegriffen hat, haben einen schwankenden Gang, einen zweydeutigen Blick; was sie begehren ist selten was sie wollen; was sie ausdrücken niemals was sie fühlen; sie gehen nach einem Ziele hin, und deuten auf ein anders, verwechseln ohne Unterlaß das Uebel, an dem sie leiden, mit demjenigen, welches sie fürchten, und tödten ihre Gesundheit durch Arzneyen, anstatt sie durch eine Kur wieder herzustellen.

Vor Allem aber zeigte sich eine wahre Epidemie: das Fieber der Ehrsucht. Täglich macht die Ansteckung neue Fortschritte. Sie ergreift nach und nach alle Klassen der Gesellschaft. Dieses Fieber ist bey gewissen Personen mit Wahnsinn verbunden. Die Kranken träumen während der Krisis nur von Wappen, Bändern, Kreutzen und Sternen. Wie man nicht genug auf sie achtet, entwischen sie und laufen in die Vorzimmer, wo sie Stellen, Aemter und Würden begehren, Dienste geltend machen, die ihre Väter geleistet, Uebels in Abrede stellen, das sie in guten Absichten gethan zu haben vorgeben, und in dem Grunde, weil sie niemals etwas gewesen, den unwiderruflichsten Beweis herzustellen glauben, daß sie etwas werden müssen. Intriguen aller Art, Schmeicheley, Kriecherey bezeichnen die verschiedenen Epochen dieser Krankheit, welche bey einigen Personen so stark wird, daß man sie für wahre vom Teufel Besessene halten möchte. Man befreyt sich bey Hofe vermittels Weihwasser von ihnen, das in großer Menge daselbst verbraucht wird.

Die Teutschen *).

Die Teutschen sind ein gutes, biederes Volk, und unter seinen Herrschern zählt es gute, biedere Fürsten. Hier findet man noch Spuren jener patriarchalischen Regierung, die das Volk wie Glieder einer großen Familie um den allgemeinen Vater sammelt. Hier spricht der Unterthan noch mit seinem Fürsten treuherzig und offen die Sprache der unverstellten Wahrheit, weil dieser sie gern hört. Was der Teutsche durch seine zerstückelte Verfassung an National-Ruhm entbehrt, hat er an reinem Menschensinn, den kein urgerechtes Nationalvorurtheil irre leitet, und an jenem Glücke gewonnen, das gewöhnlich nur das Loos des Mittelstandes und kleinerer Staaten ist. Hat Teutschland, durch die unwiderstehliche Macht der Ereignisse, nur seinen politischen Einfluß verloren, dann mag es sich glücklich preisen. Bewahret die Nation ihre Sprache, die Reinheit ihrer Sitten, die Wahrhaftigkeit und Treue, welche die schönsten Züge in dem Gemälde ihres Charakters sind, dann bleibt sie, auch in ihrem tiefsten Falle, noch aufrecht stehen.

Der Teutsche war bis jetzt weniger Staats- als Weltbürger; aber als solcher wußte er auch das Nützliche und Gute zu schätzen und zu lieben, unter welchem Himmelsstriche er es immer fand. Da das weitschichtige Gebiet, auf dem die teutsche Zunge herrscht, in mannigfaltige Staaten zersplittert ist, so hat dem Teutschen keine Hauptstadt ihren einseitigen Geschmack und ihre Vorurtheile aufgedrungen. Mit menschlicher Theilnahme schließt er sich an alles

---

*) Diese aus dem 7ten Hefte (also schon im July 1813) des rheinischen Archivs (einer für Geschichte und Literatur von N. Vogl und J. Weitzel herauskommenden vortrefflichen Zeitschrift) genommenen Gedanken können als voläufige Berichtigung so mancher schiefen Ansicht dienen, die der Frau v. Stael neuestes Werk uber Teutschland enthalten mag.

menschlich Große und Gute an. Da ihm sein Vaterland zum Theil fremd ist, so vermag er auch das Fremde mit kosmopolitischem Sinne in den weiten Kreis seines Vaterlands zu ziehen. Er legt keine Hauptstadt, als den höchsten Maßstab, an jeden andern Theil der Erde, und darum kann es auch für ihn noch einen höhern Himmel geben, als den von London und Paris, und er ergreift in jedem Lande, in jeder Sprache, das Wahre, Gute und Schöne.

Treue, Redlichkeit, Geradheit und Keuschheit waren germanische Tugenden, die sich, als das reichste Vermächtniß, von dem Vater auf den Sohn fortserbten. Ein Mann, ein Wort! sagt der Teutsche, und das Wort war ihm heilig, wie ein Schwur, Die Wahrhaftigkeit ist eine Schwester der Kraft und des Muthes, und Lüge, Heucheley und betrügerisches Wortgepränge, die Waffen der Feigheit, waren dem teutschen Karakter fremd. Ein Mann, ein Wort! Die Sprache selbst hatte den ganzen Adel der beyden Geschlechter in den Worten Mann und Jungfrau ausgedrückt. Der höchste Werth des Mannes lag in seiner Mannheit, der höchste Werth des Mädchens in seiner Jungfräulichkeit, und an die Stelle der Jungfrau konnte, in gleicher Würde, nur die Mutter treten. Aber auch diese blieb noch Jungfrau; denn nicht allein das Weib war es, das keinen Mann kannte, sondern das Wort faßte alles Zarte, Weiche und Unschuldige in sich, das sich am schönsten in der reinen Jungfrau vereinigt.

Die Sprache eines Volks ist vielleicht der wesentlichste Theil seiner Karakteristik. Jungfräulich kann dem Teutschen auch der Jüngling, und selbst der Mann heißen. Er hat einen jungfräulichen Sinn, ein jungfräuliche Scham, eine jungfräuliche Schüchternheit und Bescheidenheit. Im Gegensatz des Mannes nennt er das männliche Wesen ohne Mannheit, ohne Wahrhaftigkeit, Treue und Muth, eine Hure. Er faßt das Niedrige, Feige, Schmutzige und Feile in diesem eckelhaften Worte zusammen, und setzt es dem Männlichen und Jungfräulichen entgegen.

So war es! . . . Der Teutsche verdankte und verdankt seiner politischen Verstümmelung viel Vortreffliches. Eine schwere Krankheit der Völker ist der allzugroße Umfang ihrer Staaten, und ihr größtes Uebel gerade ihre Größe. Der lebendige Einzelne verliert sich in der todten Masse. Reines, frisches Wasser hält sich nur in regen Bächen und Strömen; in Meer gesammelt, hört es auf trinkbar zu seyn. Nie haben große Staaten, verhältnißmäßig, so große und mannigfaltige Kräfte entfaltet, als kleine. Man erinnere sich nur der persischen Monarchie und Griechenlands, Spaniens und der vereinigten Niederlande, Oesterreichs und der Schweizerkantone! Selbst die Teutschen haben diese Wahrheit mehr als einmal bestätigt.

Aber das Gemälde hat auch seine Schattenseite. Wo die Nation nicht viel gilt, hört auch der Einzelne, selbst bey einem entschiedenen Werthe, endlich auf viel zu gelten. Fremde Achtung ist bey den meisten Menschen die Stütze ihrer eignen. Die politische Unselbstständigkeit der teutschen Nation hat auch den einzelnen Teutschen einen großen Theil seiner Selbstständigkeit gekostet. Ausländer verkennen oft seinen Werth, und darum wird er selbst versucht, ihn zu bezweifeln. Fremder Glaube ist, leider! nur zu oft der zureichende Grund unsers eignen Glaubens; und es gehört Muth dazu, gegen einen allgemeinen Glauben zu zweifeln, oder gegen einen allgemeinen Zweifel zu glauben.

Wenn Selbstvertrauen auch nicht immer ein Beweis von Kraft ist, dann ist doch alle Kraft ohne dasselbe todt; und Selbstvertrauen fehlt dem Teutschen. Indem der Mensch seine Kraft gebraucht, wird er mit derselben bekannt. Der Teutsche, als solcher, lernte sie gegen Fremde seltner, als im brüderlichen Kampfe mit sich selbst kennen, und verlor so, als Glied einer Nation, auf der einen Seite, eben so viel in dem Besiegten, als er, auf der andern, in dem Siegrr gewinnen konnte. Die Schande der Niederlage wog die Ehre des Triumphs auf. Mit kindlicher Blödigkeit, ohne darum noch immer kindliche Sitten zu haben, nimmt der Teutsche die

arrogante Anmaßung des Ausländers leicht für Superiorität, und, Kindern ähnlich, findet er den Pumpernickel, der aus der Fremde kommt, schmackhafter als hausgebackenes Weitzenbrod. Aber nur wer sich achtet, kann von andern Achtung verlangen. Armes Volk, das verkannt wird, weil du dich selbst verkennst, solltest du je dazu verdammt werden, gleich den Juden, unter allen Nationen zerstreut, den fleißigen Aushelfer und Handlanger zu machen? Ich frage es nicht, man hat es mich gefragt. Andere Nationen haben noch keine Nation gerettet, die sich nicht selbst retten konnte. In London, in Rom, in Paris und Petersburg, und in dem weiten Gebiete der nordamerikanischen Staaten ist das teutsche Talent geschätzt, die teutsche Tugend geachtet, und der teutsche Fleiß belohnt, und warum am wenigsten in Teutschland?

Der Freund in der Noth.

Aus der mir heut zum erstenmale zur Gesicht gekommenen Nro. 44. des vorjährigen Gesellschaftsblatts sehe ich, daß mich in den darin abgedruckten Zügen aus Heyne's früherer Lebensgeschichte der Setzer sagen läßt: „Heyne habe nach dem durch das Bombardement von Dresden und andre Unfälle erlittenen Verluste nur in seinem Fache einen Freund in der Noth gefunden.“ Dies ist ein Druckfehler. Zwar keiner der verdammlichsten; denn allerdings fand Heyne auch in seinem Fache, den humanistischen Studien, von denen schon der beredte Patron des Dichters Archias rühmt, daß sie im Unglücke Zuflucht und Trost gewähren, namentlich bey seinem Epiktet, Beruhigung und Erheiterung. Aber gleichwohl kann ich nicht geschehen lassen, daß durch einen Druckfehler den mit Heyne's Lebensgeschichte nicht näher bekannten Lesern dieses Blattes der Name des Edlen vorenthalten werde, der im vollsten Sinne des Worts Heyne's Freund in der Noth gewesen. Es war der Leibarzt Jahn in Dresden, welchem Heyne die erste Ausgabe seines Virgil mit diesen Worten zueignete: „Integerimo, optimo, amico vnico, amore, fide meritis immortalibus probatissimo, cui bellica calamitate afflictus ex incendio vrbis Dresdae, omnis rei egens, omnia debui, cum nemini quidquam deberem.“

J. K. Höck.

Hector.

Quantum mutatur ab illo
Hectore, qui redit exuvias indutus Achillis,
Vel Danaum Phrygios iaculatus puppibus ignes!
Virg. Aen. II., 274. sqq.

„Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme;
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt vor dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Busches,
Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze herabwehn“ *).

Glosse.

Wäre das schüchterne Kind zu Rouget's Zeiten geboren,
Ohne Entsetzen hätt' es seinen Vater — gegessen **).

J. K. Höck.

Auflösung des Logogriph in unserm Blatte Nro. 61: Das Band.

---

*) Ilias 6, 466. fgg. nach Voßens Uebersetzung.

**) Der Pastetenbecker Rouget hat, wie in Morgenblatt 1810. Nro. 238. erzählt wird, eine Pastete gemacht, die eine vollständige Scene aus de Lancival's Trauerspiele Hector vorstellte.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 31. August.

Werther an Lotte.

Als Anhang zum letzten Briefe des ersten Buches von Werthers Leiden.

Ob wieder sehn? ob wieder uns erkennen,
Wenn dieses Lebens kurze Spanne wich?
Ob die sich lieben, sich auf ewig trennen?
Das hüllte oft in düstre Zweifel mich.

Der Weisen Sprüche und der Kirche Lehren,
Der Erde Wunder und des Himmels Pracht
Vermochten nicht den Zweifler zu bekehren, —
Ach er versank nur stets in tiefre Nacht.

Da sah ich dich, mit den verklärten Mienen,
Mit deinem holden Engels-Angesicht,
Und gleich als wäre mir ein Gott erschienen,
Ward's plötzlich nun in meiner Seele Licht.

Ich kann dich nie, o ewig nie verlassen!
O was da heilig lebet im Gemüth,
Was Töne nicht und Worte können fassen,
Das ist es ja, was ewig nie verglüht.

Und bin ich ferne auch von dir hienieden,
Und kann dich nicht vernehmen mehr und sehn:
Wer sagt, o sprich', ich sey von dir geschieden,
So lang mein Geist den deinen kann umwehn?

Nein, was sich liebt, das kann sich nimmer trennen,
Das dauert fort, durch alle Welten fort —
Wir werden d'rum uns wieder seh'n und kennen,
Wir werden d'rum uns wieder lieben dort!

J. Sendtner.

Schreiben an den Redacteur des Gesellschaftsblattes für gebildete Stände.

Mein Herr,

Sie haben bereits in frühern Blättern des sehr interessanten Werkes der Frau von Staël-Holstein, welches dieselbe über Teutschland geschrieben, Erwähnung gethan und einige Auszüge daraus in ihr Blatt aufgenommen. Ferne davon, über das Vortreffliche in Abrede zu seyn, welches dieses schätzbare Werk in so reichlicher Fülle enthält, sehe ich mich dennoch veranlaßt, vor unserem teutschen Publikum einige wesentliche Puncte zu rügen und will mich vor der Hand beschränken, mein Augenmerk bloß allein auf das fünfte Kapitel, welches von dem südlichen Teutschland handelt, zu heften.

Für's Erste muß ich sogleich bemerken, daß mir der Unterschied, den Frau von Staël-Holstein zwischen einem nördlichen und einem südlichen Teutschland macht, gar nicht behagt: denn er existirt in der Wirklichkeit nicht. Es haben schon einsichtsvolle Männer darüber mit einleuchtender Gründlichkeit gesprochen, weßhalb ich nicht nöthig zu haben glaube, den Ungrund einer solchen Eintheilung noch zu erörtern. Aber so viel muß ich gestehen, daß mir eben dieser Unterschied mehr im Norden als im Süden von Teutschland zu herrschen scheint, da Journale, z. B., die allgemeine Kasselsche Zeitung ihre Artikel aus Teutschland unter dieser Form rubriziren.

Indem Fr. v. Staël dem Norden Teutschlands das Verdienst einräumt, daß die Literatur bloß daselbst zu Hause sey und behauptet, daß die Bewohner des Südens sich bloß den Genüssen des physischen Lebens überlassen, während die Bewohner des Nordens das Leben auf eine feinere Weise genießen, kann man nicht umhin, den Zweifel zu äußern, ob Nebel und Frost wirklich das natürliche Element der Männer von starker und tiefer Einbildungskraft seyen, wie es der Verfasserin allerdings scheinen will? — Wenn behauptet worden wäre, daß der Norden von Teutschland einen bedeutenden Vorrath an großen Männern aufzuweisen habe, die durch kalte, ruhige Forschung, durch eisernen Fleiß und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit vorzüglich im Fache der Philosophie und Philologie, und überhaupt der ernsten Wissenschaften sich ausgezeichnet haben, so könnte wohl schwerlich etwas dagegen eingewendet werden; da aber ausdrücklich von Literatur, von Schöngeistern, von Männern voll starker und tiefer Einbildungskraft die Rede ist, so kann die Behauptung keineswegs gelten, daß der Norden von Teutschland in dieser Hinsicht ausschließlich den Vorzug vor dem Süden habe, ja, daß manche genialische Köpfe, welche in letzterm entstanden, sich erst im Norden ausgebildet hätten. Ich glaube, Schiller würde uns das, was er geworden ist, nicht minder geworden seyn, wenn er auch nicht in Jena Geschichte dozirt hätte und Göthen hat der reizende Aufenthalt in Elsaß und Italien mehr Stoff und Bildung zu seinen Gesängen und Dramen gegeben, als sein Leben in Leipzig und Weimar; auch bin ich sogar der Meinung, Klopstock habe sich die reizendsten Bilder zu seinem Messias aus der Schweiz geholt, so wie ich an Heinse, Stolberg, Tieck, Schlegel rc. und allen jenen Dichtern des nördlichen Teutschlands, die einmal in Italien gewesen, eine viel kühnere Phantasie bemerke als an denjenigen, die ihr Leben hindurch nicht den rauhen Himmel ihres Vaterortes verließen. Hätte Frau von Staël gesagt, daß von Weimar bis Königsberg, von Königsberg bis Copenhagen es scheint, als ob Nebel und Frost das natürliche Element von starker und tiefer Empfindsamkeit sey, so würden wir, obgleich auch eine solche Behauptung zum wenigsten viel Einseitigkeit in sich begriffe, doch mehr damit übereinstimmen können, indem man immer im Norden mehr Sentimentalität und im Süden mehr Phantasie zu finden gewohnt ist, wie solches aus Kosegartens, Höltys, Voßens und andern Schriften erwiesen werden kann. Der Anblick eines düstern Himmels flößt ein melancholisches Gefühl ein; der Mensch moralisirt hier mehr über die nichtigen Reize des äußern Lebens und über den eigentlichen Werth des Innern, und versinkt dadurch in jenen düstern Ton, wie ihn Young in einsamen Nächten auf seiner nebelichten Insel so kläglich anstimmt, wogegen die lichte Sonne des Südens das Herz wohlthätig erfrischt und der Phantasie heitere Bilder des Lebens gewährt, was so eigentlich ja die Poësie des Lebens und der Grund und Boden aller Dichtung ist.

Uns Südteutschen soll aber auch dieser Vorzug nicht zukommen. Nach den Ansichten der Frau v. Staël gibt es zwar in Teutschland einen Norden, dessen Klima rauh und häßlich genug ist, um die Existenz von Luft und Himmel fürchten und hoffen zu lassen, aber was man den Süden nennt, das hat nach ihrer Behauptung nichts von den Reizen einer südlichen Natur, das ist ein Land, wo es weder kalt noch warm ist, von dem sich weder sagen läßt, daß es schön oder häßlich sey, wo die Natur gar nichts ist, wo man im eintönigen Wohlseyn sein Daseyn zubringt, welcher Zustand der nachtheiligste für die Thätigkeit im Handeln wie im Denken ist.

Frau v. Staël hat wohl von den Rheingegenden keinen andern Begriff, als der Eindruck ihrer im 13ten Kapitel beschriebenen Ueberfahrt über den Rhein, an seiner nördlichen Seite, an einem kalten, dunkeln, traurigen Wintertage ihr beybrachte. Hätte sie die Ufer dieses königlichen Stroms in schönen Herbst-Tagen bereiset und den Gesang der Winzer an Rebenhügeln und der fröhlichen Landleute aus den gesegneten Obstgärten vernommen, hätte sie die bezaubernden Gegenden am Neckar, Main, an der Donau und in Oberbaiern besucht — sie würde den Charakter des Südeps in Teutschland viel hervorgehobener

gefunden haben, als der des Nordens es seyn kann. Aber vermuthlich hat sie diese Gegenden gar nicht gesehen, oder sie an kalten, dunkeln Wintertagen durchflogen, oder sie hat sich dieselben von andern beschreiben lassen, die wohl auch einmal, aber ohne Liebe und Anhänglichkeit einige gleichgültige Tage daselbst zugebracht haben.

Nun zu andern Puncten. Frau v. Staël räth uns Teutschen (also allen durch die Bank) an, wir sollen uns ja mit Literatur beschäftigen, da wir als ein ungeselliges Volk sonst keine Reize dem Leben abzugewinnen wüßten, da es uns an Grazie, an Lebhaftigkeit fehlt, womit die Natur das wärmere Klima begabt.

Das ist wahr, zierlich wissen wir Teutsche uns nicht zu benehmen, und der Tanzmeister findet nie den geschmeidigen Stoff an uns, wie er z. B. an den Franzosen ihn findet. Aber wenn das allein Grazie ist, daß man eine außerordentliche Fertigkeit darin besitzt, seinen Körper immer angenehm zu stellen, zu wenden und zu bewegen, wenn die gelassene, ruhige Haltung, der ernste, vorsichtige Gang, die mäßige, wohl auch trockne Gestikulation der Gesellschaft allen Reiz benehmen, wenn wir mehr reden als plaudern, mehr denken als reden, und immer in unserm Betragen der Stimmung unsers Gemüths, in unsern Reden der Richtung unserer Gedanken getreu bleiben und dadurch so oft in den Fall kommen, ungalant seyn zu müssen, weil wir wahr sind, weil wir mehr auf Gesinnungen als auf Complimente und sogenannte äußere Artigkeiten achten, dann mag Frau v. Staël uns nehmen wie sie will: aber so wie sie uns nimmt, beweiset sie, daß sie wohl manchmal gern der teutschen Biederkeit etwas Verbindliches sagen möchte, aber im Grunde wirklich nicht weiß, welche Reize für das gesellschaftliche Leben ein biederer Ton, ein aufrichtiges Betragen, eine Herzlichkeit ohne allen Wortschwall der Formelnsprache, ohne allen Flitter der Mode und der Gefallkunst haben! Des Teutschen Art kann dem Franzmann nie behagen, das ist wahr; unser Gruß ist eben nicht der lächelnde; unsre Worte schmeicheln sich nicht in die Gunst jedes Fremden ein, noch ehe wir ihn kennen; uns ist die Zeit für etwas Wichtigeres heilig als daß wir sie mit vielem Hin- und Herreden vertändeln sollen; auch ist es häufig das Zeichen eines seichten Kopfes und leeren Herzens, wenn man immer sogleich mit dem Worte fertig ist; wir begnügen uns freundlich zu seyn, und wem wir die Hand drücken, der mag es tiefer empfinden, daß wir ihm herzlich gewogen sind, als wenn wie ihm fade Bücklinge gemacht, ihm liebkosend um den Hals gefallen und seiner Bescheidenheit auf andere Weise lästig gewesen wären. Wenn wir ein Frauenzimmer lieben, so wird sich ein tiefes Gemüth bey uns am ersten darin erproben, daß es sein hohes Gefühl mehr in stiller Brust verborgen trägt und das Geständniß desselben fast nicht eher ablegt, bevor nicht Handlungen geschehen, welche die Aufrichtigkeit desselben verbürgen. Wir sind nicht lebhaft von Natur, darum laßt es uns auch nicht scheinen wollen; doch was eigentliche Grazie ist, wohnt jeder Nationaleigenthümlichkeit inne, der Fremde mag sie erkennen wollen oder nicht: nur muß man bey seiner Art treu und redlich bleiben. Seht unsre Frauen: ihre Bescheidenheit, ihr naives, natürliches Wesen, ihr jungfräulicher Sinn, ihre reine Empfindsamkeit, ihr frommes Herz, ihre Liebe und Treue — in dem Allem wohnt himmlischer Liebreiz; wir beneiden nicht die Französinnen, die sich in Gesellschaften eitel hervorthun, über Alles witzeln und spötteln und kritteln, nur erobern wollen und gefallen, die keine treue Huldigung verstehen, sondern nur Aufwartung (faire la cour) und Zerstreung verlangen, die nicht beglücken können, sondern nur unterhalten. — — — — Nein, man braucht in Teutschland wirklich nicht erst ein höherer Mensch zu seyn, nicht erst Genie zu besitzen, um liebenswürdig zu seyn — es gibt auch minder glänzende Eigenschaften, wie ich sie oben nannte genug, um unsern Frauenzimmern Grazie zu verleihen und unsre Männer brauchen nur bieder, gerade, und gut, kurz sie brauchen nur Teutsche zu seyn, und ihre Gesellschaft wird reich seyn an Liebreiz.

Und wenn unsre Gesellschaften wirklich nicht alle liebenswürdig seyn sollen, so mag wohl ein anderer Grund obwalten, und es dürfte nur weniger Gecken und Thoren, die das französische Wesen nachäffen, geben, sicherlich würde man mehr männlichen An-

stand, mehr weibliche Grazie unter den Teutschen erblicken.

Von Baiern sagt die Verfasserin, daß es vor der Errichtung der berühmten Akademie für ein schwerfälliges, einförmiges Land galt, wo es keine Künste gab, die Musik ausgenommen. Dieses mag in so ferne wohl gelten, als die königl. Akademie der bildenden Künste zu München wirklich ein Institut ist, welches, wie die Ausstellungen vor 3 Jahren bewiesen, und wie die nächstkommende noch mehr beweisen wird, das Vorurtheil verschwinden machen muß, als ob es keine Künste in Baiern gebe: unsere Gallerie, unsere Kirchen, unsere Privatsammlungen hätten übrigens der Frau Baronin noch sagen können, ob es in Baiern nicht wirklich auch schon vorher Künste gegeben? Aber die Frau Verf. fährt fort, indem sie behauptet, daß es vor der Errichtung der Akademie (der Wissenschaften oder der Künste?) wenig Literatur, eine rauhe Betonung, der die Aussprache der lateinischen Töchtersprachen ungemein schwer wurde, keine Gesellschaft ꝛc. ꝛc. gegeben. Hier, was Baiern angeht, im Namen meiner Landsleute ein paar Worte an Madame. Urtheile der Art sind zwar von französischen Gouvernanten häufig über uns gefällt worden; da aber dergleichen Reden immer privatim und nur vor Leuten ertönten, die sich ehrfurchtsvoll denselben wie Orakelsprüchen unterwarfen, so wäre es überflüßig gewesen, der vornehmen Beschränktheit eine Gegenrede zu halten: hier aber stehen solche Behauptungen gedruckt, ganz Teutschland, ja ganz Europa liest sie und dennoch sind sie falsch. — Frau von Staël unterläßt es gänzlich anzuführen, welchen Einfluß die Akademie der Wissenschaften auf Gelehrsamkeit und vorzüglich auf Philologie und Geschichte gehabt, und welchen Nutzen die Akademie der bildendenden Künste gestiftet: um das zu sagen, was sie gerade sagt, braucht man Paris nicht verlassen zu haben, solche oberflächliche Complimente und Sottisen lassen sich beyde recht leicht, ohne erst über einen Gegenstand Erfahrung einziehen zu müßen, ertheilen.

Wenig Literatur also hätte es vor der Errichtung der Akademie in Baiern gegeben? Vorerst, was versteht Fr. v. Staël unter Literatur? Begreift sie, nach dem französischen Begriffe dieses Wortes, die schönen Wissenschaften darunter? Wenn dieses ihre Meinung, wie auch aus dem Vorhergehenden erhellen möchte, da sie von feinen Lebensgenüßen, von Schöngeistern, von tiefer und starker Einbildungskraft spricht, indem sie der Literatur des Nordens das Wort redet, so muß hier ein Irrthum berichtigt werden, in den sich Frau v. Staël dadurch versetzte, daß sie vielleicht die Einrichtung der hiesigen Akademie der Wissenschaften nach der des königl. Instituts in Paris gemessen und daher geglaubt, daß es auch bey der hiesigen Gelehrtengesellschaft eine besondere Section für schöne Literatur gebe, was aber ganz und gar nicht der Fall ist, indem dieselbe ausschließlich für die ernsten Wissenschaften eingerichtet ist. Und gesetzt dem wäre so, aus welchen Erscheinungen beliebt es ihr auf eine seit der Errichtung der Akademie zugenommene Literatur zu schließen? Wo ist ein Drama, ein Epos, oder sonst ein ästhetisches Product, dessen Hervorbringung die Akademie veranlaßt hätte? Wo ist überhaupt eine Aufmerksamkeit von Seite der Akademie auf poëtische Talente in Baiern sichtbar?

Dehnt Frau v. Staël den Begriff dessen, was sie Literatur nennt, weiter aus, und versteht sie ein sogenanntes gelehrtes Leben darunter, den eigentlichen Betrieb der Wissenschaften überhaupt, so muß man bemerken, daß es von je in dem Charakter des Baiern lag: nicht viel zu schreiben! Ob gerade Schriften es sind, die die Gelehrsamkeit eines Volkes beurkunden, weiß ich nicht, aber so viel kann noch angeführt werden, daß es in Baiern, wo es gegenwärtig, außer einem theologischen, sonst wirklich gar keine gelehrte Zeitschrift mehr gibt, welche eine Uebersicht des literarischen Verkehrs in unserm Vaterlande gewähren könnte, sehr schwer ist, über die Literatur sogleich ein Urtheil zu fällen. In Ermangelung solcher Hülfsleistungen ist es also nothwendig, daß man sich die Mühe gebe in den Geist des Volkes selbst einzugehen, seine Schulen, gelehrten Anstalten, ja seine einzelnen gelehrten Männer, die meistens verborgen und zurückgezogen leben, kennen zu lernen: und es ist es schwer die Herzen aufzuschließen und die Geister sich anzunähern, wenn man es mit einem Volke zu thun hat, das nichts mehr haßt, als alles Geräusch, das man von sich selbst macht, das vor Niemanden sein Gutes auskramt oder sogar in die Posaune stößt, um es zu verbreiten, sondern ruhig und unbekümmert für sich wirkt, nicht ohne innern Stolz, ohne das Bewußtseyn seines wahren, gediegenen Werths. Um sich aber das Zutrauen eines Volkes zu erwerben, muß man es nicht nach einem vorgefaßten Urtheil, nach einer herrschenden Sage behandeln, sondern seine Eigenthümlichkeit vor Allem selbst erforschen und ihm mit aller Offenheit und Biederkeit begegnen. Frau v. Staël hätte den beschränkten Gesichtspunct, von welchem aus sie die Dinge nur sehr einseitig beurtheilen konnte, billig verlassen und sich in eine Lage versetzen sollen, welche die einzige ist, um ein wahres und bündiges Urtheil über etwas zu fällen, sie hätte Zeit und Mühe daran wenden sollen, ihren Gegenstand selbst näher in's Auge zu fassen, und ganz gewiß wäre sie auf diesem Wege auf andere Resultate gefallen, als dieses Kapitel zum Nachtheil des ganzen Werkes enthält.

Nichts mehr daher von den übrigen Puncten, welche Fr. v. Staël an uns aussetzt; sie sind von gemeiner Art; man sieht, daß ein Frauenzimmer schreibt, denn der Ton verfällt in Klatscherey, worauf es keinem Manne zu antworten geziemt.

Ich bin ꝛc.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 3. September.

Ferne der Geliebten.

Fern von der Sonne liebendem Umarmen,
   Im kalten Erdengürtel, den sie fliehet,
   Wo keine Blume lang und fröhlich blühet,
   Die starren Eisgebirge nie erwarmen,

Ersann Natur ein gütiges Erbarmen,
   Der Trennung Quaal zu lindern sanft bemühet.
   Ein WunderSchein dem Lande dort erglühet,
   Erhellend seine lange Nacht dem armen.

Auch mir war jüngst mein süßes Licht benommen,
   Ich fühlte Nacht mein starres Herz umdunkeln.
   Da sah ich jäh ein wunderbar Erhellen,

Sah einen Glanz im Innersten erglommen.
   Ein Auge war es — Ihres Auges Funkeln.
   Und wieder murmelten der Sehnsucht Wellen.

J. G. Mielach.

Inschriften auf dem Wege der Liebe.

Auf dem Wege zu seinem Liebchen, und in den Himmel mag man so ziemlich gleiche Empfindungen haben.

Der Himmel der Liebe hat das eigene, daß an demselben immer nur ein Stern, aber mehr als golden glänzt, und alle Andern verdunkelt. Sinkt diese Sonne unter; dann beginnt eine kühle Nacht, unzählige Sterne werden sichtbar, aber sie schimmern in weiter Ferne und erwärmen uns nicht.

Die verlorne Liebe macht so viele Menschen unglücklich. Was sie auch Alles sagen, glaube es ihnen nicht; denn wer die Liebe verliert, verliert und vergißt sich selbst. Könnten sie aufrichtig seyn, könntest du in ihre Seele sehen, nur eine Klage würdest du vernehmen, schöner oder verwirrter: ach die verlorne Liebe. Wenn einst auch dir die Welt deine Liebe rauben, auch dir die große Unbild geschehen sollte; das Blut wird dir einen Augenblick stille stehen, indem du vernimmst, es ist geschehen! Dann ermahne dich, und sieh aufwärts, dort schreibt es der Allmächtige in das Buch der Ewigkeit und schlägt das volle Blatt um. Suche keinen Ersatz, täusche dich nicht; es ist nun einmal die Zeit der verlornen Liebe. Cherubs-Schwingen mögen dich emportragen, dich schwebend erhalten in reinen Lüften, wenn auch nicht glücklich, doch immer würdig, geliebt zu seyn.

Zuerst war die Liebe, und die Liebe war bey Gott, und Gott war die Liebe. Sie war zuerst bey Gott. Alle Dinge sind durch sie erschaffen worden, und ohne sie ist nicht eines gemacht worden, das da ist. In ihr war das Leben, und das Leben ist das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in den Finsternissen, und sie begreifen es nicht.

Viele hassen die Liebe, ihr Anblick ist eine Marter für sie, weil sie häßlich neben ihr dastehen — wie Wolken, die Anfangs nur trübe waren, schwarz

werden, wenn auf einem Puncte der Himmel sich öffnet, und aus seinem heitern Busen die Sonne die Fülle ihres Goldes ergießt.

Die Liebe ist der Triumph der Natur, die Siegesfeyer der Schöpfung. Wenn du dein Liebchen umfängst, und der Balsam der Innigkeit in euere Herzen fließt, daß sie wieder ein wonniges Wesen zusammen sind; dann strömt Segen von euch aus über die ganze Welt — Segen der Erlösung.

Wer kann die Liebe genug loben, von seiner Geburt bis tief in das Grab. Sie ist eine zweyte Morgen- und Abendröthe, himmlischer Sonnenschein für's irdische Leben.

Die Liebe ist die Meisterin der Künste. Wer malt schöner, als die Liebe das Angesicht deines Mädchens. Dieses freundliche Zulächeln sieht man sonst nirgends, so sieht einen sonst Niemand mehr an. Wer weiß solche Melodien zu erfinden, wie sie Liebenden von selbst in ihre Seelen kommen in den Stunden einsamer Wonne? Wo siehst du sonst die süße Gebärde, mit welcher dein Mädchen dich liebkoset, wenn die Liebe sie erst zutraulich macht? Auch die Tugend ist eine Kunst, sie macht des Menschen Seele schön, aber nur die Liebe gibt ihr echten Werth, und ewige Dauer.

Zügellos vernichtend streben die Leidenschaften des Menschen in das Unbegränzte; nur wenn die Liebe sich in ihrer Mitte erhebt, sie alle durchdringt, belebt und beherrscht, wird es ein harmonisch schöpferischer Zug. Zwecklos verwirrend greift die Willkühr nach allen Dingen; nur die Vernunft leitet die Kräfte zu dem einen, schönen Ziele.

Auch die Liebe kann fehlen; doch sie kann auch verzeihen; denn die Treue besteht nicht in der Dauer, sondern in der Innigkeit deiner Liebe.

Wenn das Herz aufschwillt zu dem goldnen Throne der Seele, versinkt diese in einen süßen Schlummer über das Jubelgeschrey ihres irdischen Reiches.

Die Ehe gibt der Liebe Ruhe, und die Liebe der Ehe Bedeutung.

Es ist leicht dem Leben und der Liebe zu entsagen, aber schwer ist es, recht zu leben und herzlich zu lieben. Unendlich ist die Aufgabe, deren Lösung nur allmählig gedeiht.

Lied von der Liebe.

Jedes gute Mädchen leidet,
Ihre Lust ist immer schön;
Wer der Liebe Feuer meidet,
Wandelt nie auf freyen Höh'n.
Liebe naht mit scheuem Blicke,
Liebe spricht ein leises Wort;
Folgst du muthig nicht dem Glücke,
Geht sie trauernd wieder fort.
Liebe spricht mit heißem Munde,
Und vertraut uns Schönes an,
Ganz vertraut des Herzens Kunde
Liebe nur dem treuen Mann.
Liebe lächelt, Liebe glänzet,
Wie ein neuer goldner Stern;
Wenn sie spielend dich bekränzet
Ihren süß erkornen Herrn
Liebe herrschet, unterlieget,
Wenn die Wonne sie berührt;
Wie sie folgsam dich besieget
Und in Fesseln triumphirt.
Soll die Liebe ich nicht loben,
Ihr nicht tönen mein Gesang,
Die so hoch mich einst erhoben,
Als ich kühn in's Leben drang?
Gebt die Schätze und die Kronen,
Selbst die schönen Waffen hin,
Nichts kann dieses Herz belohnen
Als der Liebe treuer Sinn.

Aus einem Schreiben aus Berlin vom 28. August.

. . . . Ich war vor einigen Tagen in der königlichen Eisengießerey vor dem Oranienburger-Thore, wo folgende Monumente einen zu großen Eindruck auf mich machten, als daß ich Ihnen nicht hier eine Beschreibung derselben beyfolgen lassen sollte.

Das von Sr. Majestät dem König für den Feldmarschall v. Courbiere nach Graudenz bestimmte Ehrendenkmal. Das runde Postament, zu welchem drey Stufen führen, bilden 12 große Mortiere, mit auswärts gekehrten horizontalen Mündungen. 12 darüber angebrachte Adler tragen das Gesimse, welches 20 flammende Bomben umlaufen. Auf dem mittleren Raume stehen, pyramidalisch angelehnt, 18 Fahnenstöcke mit einwärts eingelegten Fahnen um eine mit dem preußischen Adler und dem Lorbeer-Kranz gekrönte Standarte, deren Spitze 25 Fuß über dem Fuße des Monuments hervorragt. Um den Fries sind zwischen dem doppelten Wappen des Helden folgende Inschriften angebracht: 1) „Wilhelm Reinhardt de l'Homme de Courbiere, königl. preußischer General-Feldmarschall und Gouverneur von Graudenz, geb. den 13. Febr. 1733, gestorben den 23. July 1811." 2) „Ihm, dem unerschütterlichen Krieger, verdankte König und Staat die Erhaltung dieser Feste." Das Monument ist mit eisernen Pfählen, und zwischen denselben doppelt mit festonartig aufgehangenen Ketten umgeben. Es ist nach der Zeichnung des geh. Oberbau-Assessor Schinkel ausgeführt, und wird, nach dem Befehl des Königs, auf dem Glacis der Festung Graudenz aufgestellt werden.

(Courbiere wurde von den Franzosen, die Graudenz blockirten, auf's dringendste und mit der Bemerkung: „Es gebe keinen König von Preußen mehr," aufgefodert, ihnen die Festung zu überliefern; nun, erwiederte er, wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, dem Graudenz gehört, so bin ich König von Graudenz, und will diese Würde so lange wie möglich behaupten. Und er hielt redlich Wort, der wackere Krieger Friedrichs II.)

Theodor Körners Grabmal.

Die Grabstelle dieses heldenmüthigen jungen Dichters befindet sich unweit des Dorfes Wöbbelin im Mecklenburg-Schwerinschen, einige hundert Schritte abwärts der Landstraße, die von Ludwigslust nach Schwerin führt, unter einer schön belaubten Eiche, wo seine Waffengefährten ihn am 26. August 1813 beerdigten. Eine 8 Fuß hohe Mauer bildet ein geräumiges Viereck um Eiche und Grab. An der Eiche ist der Name und Tag der Beerdigung des Gefallenen von seinen Freunden eingeschnitten. Eine Allee von Pappeln führt vom Wege ab, dem Monumente zu, und ladet jeden Wanderer ein, dasselbe zu besuchen.

Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, ließ dem würdigen Vater des im Kampfe für die Sache der Freyheit Teutschlands rühmlich gefallenen Dichters, Theodor Körner, die Ehre anbieten, dessen Leichnam in der fürstlichen Gruft beyzusetzen. Da aber der Vater wünschte, er möchte an dem Orte bleiben, wo seine Waffenbrüder den edlen Todten niederlegten, und wo er seinem Sohne ein Denkmal errichten wolle: so hat der Herzog einen Raum von 45 Quadratruthen um die Grabstätte geschenkt, in deren Mitte sich das nach des Vaters Idee hier in Berlin gegossene Monument erheben wird.

Es besteht in einem antiken, viereckichten Todten-Altar, mit folgenden vier Inschriften. Erste Inschrift: Hier wurde Carl Theodor Körner von seinen Waffenbrüdern mit Achtung und Liebe zur Erde bestattet. Zweyte: Carl Theodor Körner, geb. zu Dresden am 23. September 1791, widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dicht-Kunst, zuletzt dem Kampfe für Teutschlands Rettung. Diesem Berufe weihte er Schwert und Leyer, und opferte ihm die schönsten Freuden und Hoffnungen einer glücklichen Jugend. Als Lieutenant und Adjudant in der Lützowschen Freyschaar wurde er bey einem Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch, am 26. August 1813, schnell durch eine feindliche Kugel getödtet.

Dritte Inschrift.

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freyen Erde. Th. Körner.

Vierte: Vaterland, hier woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut:
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreyt.
Wachse die Freyheit der Teutschen Eichen,
Wachse empor über unsre Leichen. Th. Körner.

Auf dem Altar erhebt sich Leyer und Schwert mit dem Lorbeerkranze umwunden. Das Ganze ist sieben Fuß hoch von überaus schöner Ausführung und bronzefarbig. (Sey es wegen Gleichförmigkeit der Farbe, oder wegen des dazu angewandten gothischen Charakters, die Inschrift dünkte dem Referenten ein wenig beschwerlich zu lesen.)

Absichtlich oder zufällig, aber immer nicht ohne Wirkung ist es, daß die öffentliche Aufstellung dieses Monuments gerade auf den Todestag des Verewigten (den 26. August) fiel! Auf die Weigerung des Vaters, die irdischen Ueberreste des Sohnes von dem Orte ihrer ersten Bestattung nach der fürstlichen Gruft hin versetzen zu lassen, hat uns der königl. Ingenieur-Hauptmann Rauck bereits unterm 23. July mit nachstehenden fein empfundenen Stanzen beehrt, deren späte Mittheilung der heutige Anlaß, wo nicht rechtfertigen, wenigstens entschuldigen wird.

Theodor Körners Grab.

Wohl löblich ist des Herzogs Sinn,
Vom Vorurtheil gewichen,
Der neben hohen Ahnen hin
Auch einen Bürgerlichen
Huldreich und dankbar, fromm und still,
Zur Fürstengruft bestatten will.

Allein des Helden Vaters Sinn
Hats besser noch erwogen,
Daß er das Grab am Eichbaum hin,
Der Schloßgruft vorgezogen.
Dort fiel kein Thau auf ihn herab,
Hier blüht die Ros' auf Körners Grab.

Auch Kränze, die die Freundschaft flicht,
Und was die Liebe weihet,
Beym Sonnen und beym Sternenlicht
Wird hier aufs Grab gestreuet,
Wenn ein ihm anverwandt Gemüth
Vor Gott im Freyen niederkniet.

Fr. Rauck.

Das eiserne Kreuz mit der Inschrift 1813, stehend über einer aufrechtstehenden einfach gearbeiteten Platte, auf welcher in goldenen Buchstaben die Inschrift zu lesen ist: „Ernst Philipp Ferdinand Eckardt, Königl. Preuß. Stadt- Justizrath und Ober-Bergamts-Assessor in Berlin. Nach dem Aufrufe des Königs Lieutenant im Jäger-Detaschement des Brandenburgischen Husaren-Regiments und Ritter des eisernen Kreuzes. Geboren den 24. Oktober 1783 zu Rothenburg an der Saale, verwundet am 16. Oktober bey Leipzig im Kampfe für Deutschlands Freyheit und gestorben den 24. Oktober 1813. (Das Monument kommt nach Halle, wo er beerdigt ist.)

Ein hohes, rundes Postament, auf welchem sich ein runder, freystehender Tempel befindet, der aus acht Corinthischen Säulen besteht, die *eine runde* Kuppel, und unter derselben die Namens- Inschrift der Verstorbenen führen, die in der Blüthe ihres Lebens als Braut dahin starb. Dies Monument ist vom Herrn geheimen Ober-Bau-Assessor Schinkel gezeichnet und nach Landsberg an der Warthe bestimmt.

Außer den obigen sind noch einige andere kleinere Grab-Monumente aufgestellt, deren Wirkung zwar um deswillen nicht vollständig beurtheilt werden kann, weil sie hier weder mit den ihnen bestimmten Sockeln, noch mit den Umgebungen, in welchen sie sich an ihren respektiven Standorten befinden werden, versehen sind, an denen sich aber doch Vergleichungsweise, überaus deutlich erkennen läßt, wie sehr man sich bey Gegenständen dieser Art und bey dieser Art der Ausführung dafür in Acht zu nehmen habe, daß der Gegenstand nicht als ein bloßes Modell dessen erscheine, was eigentlich dadurch angedeutet werden soll!

Luthers sehr ähnliche Büste nach Schadow ist, nach Art einer Therme, unter einem schön geformten Eichbaum aufgestellt und gereicht der Gießerei zu besonderer Ehre.

Auch der große, gegen 10 Fuß hohe Fensterrahm von Gothischer Form (zu einer Gruft bestimmt) ist den Dimensionen und der Ausführung nach von sehr schöner Wirkung.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 7. September.

Der Gedanke an die Geliebte.

O! liebe Fesseln, die mich eng umstricken,
Gedanke, dem ich eigen mich gegeben!
In dich zerflossen ist mein ganzes Leben;
Nichts außer dir vermag mich zu beglücken.

Du läßt mein Auge stets Ihr Bild erblicken,
In tausenden Gestalten mich umschweben;
Dazwischen immer süße Klänge beben
Des holden Namens, die mein Ohr berücken;

Du läßt die Lippen trinken Ihre Küsse;
Die Hand Sie schüchtern zu berühren wagen;
Im Schlummer die Geliebte mir erscheinen.

O! wollten Götter doch, daß Sie es wisse,
Wie sich in heitern und in trüben Tagen
Zu Ihrem Dienst all meine Sinne einen.

J. C. Mielach.

Französische Sitten.

(Wir haben unsern Lesern in frühern Zeiten aus den Feuilletons der französischen Journale manche nicht uninteressante Aufsätze und Erzählungen geliefert; keine aber waren von so unterhaltender und belehrender Art als die Hr. Jouy, ein ehrwürdiger Greis, der sich gewöhnlich l'Eremit de la Chaussée d'Antin unterschrieb, verfaßte. Dieser in den Sitten seiner Nation wohlunterrichtete und in seiner Darstellung eben so wahre als anziehende Schilderer derselben, ist nun nicht mehr. Unser Blatt bewahrt einige Uebersetzungen seiner schätzbarsten Produkte; sie sind sämmtlich gesammelt zu Paris in zwey Bänden erschienen und verdienen allerdings von einem vorurtheilsfreyen teutschen Publikum gelesen zu werden. Die französischen Feuilletons und namentlich das der Gazette de France fahren auch jezt noch fort, Gemälde französischer Sitten zu liefern. Da ist denn an die Stelle des ehrwürdigen Eremiten, dem die Erde leicht seyn möge, ein Guilleaume, der sich noch le Franc Parleur nennt, getreten; so viel Aufsätze wir aber bisher von ihm gelesen, so schien uns doch keiner würdig, um unsern Lesern davon eine Uebersetzung zu liefern: der liebe, alte Jouy ist nicht an ihm zu verspüren. Doch nachstehende Erzählung scheint uns nicht ohne Werth, und da wir sie als das Beste erkennen, was bisher aus der Feder des Hrn. Guilleaume uns zu Gesichte gekommen, so mag sie als Probe hier stehen und denen, die vom Eremite de la Chaussée d'Antin je etwas gelesen, Veranlassungen zu Vergleichungen geben.)

Das Ammenbüreau.

„Mein Herr, man verlangt Sie zu sprechen?“ — Was gibt's? Wer will mich? Du weißt, daß ich vor 3 Uhr Niemanden annehme. — „Aber das Jüngferchen, das da haussen ist, verlangt schlechterdings Sie zu sprechen.“ — Ach! ein Frauenzimmer! — „Ja, ein allerliebstes, schmuckes Figürchen von Kammermädchen, das nur mit Ihnen sprechen

will und das sich eigens darnach erkundigte, ob Madame nicht hier sey.“ — Ey, zum Teufel, mach' nur geschwind, daß sie hereinkommt.

„Meine gnädige Frau hat mich beauftragt dieses Billet Hrn. Guilleaume zu eigenen Händen zu stellen.“ — Das bin ich, mein liebes Kind, wollen Sie mir's nur geben.

Das Billet enthielt folgende Worte:

„Jemand, den Sie nicht kennen, mein Herr, der aber nichts destoweniger Ihnen auf das Zärtlichste zugethan ist, muß Sie nothwendig heute noch sehen, um Ihnen ein Geheimniß und ein Gut anzuvertrauen, wovon das Glück seines Lebens abhängt.“

— „Dieser Brief ist nicht unterzeichnet; von wem ist er? — Von einer Dame, die ich noch gar nicht lange bediene und die ich nur unter dem Namen Julie kenne. — Ist sie jung? — Sie kann noch nicht achtzehn Jahre alt seyn. — Und hübsch? — Eine Figur, eine Grazie wie ein Engel. — Ist sie verheurathet? — Ich vermuthe es. — Aber was verlangt sie von mir? — Das weiß ich nicht. — Lassen Sie mir ihre Adresse, mein liebes Kind, und sagen Sie ihrer Gebieterin, daß ich zwischen sieben und acht Uhr Abends zu dem bezeichneten Rendezvous eintreffen werde.“ —

Als ich nun allein war, begann ich über das Abentheuer nachzudenken, welches mir Anfangs für meinen Charakter und für mein Alter etwas zu lustig vorkam; da ich aber das bescheidene Aussehen des Kammermädchens bedachte, und die ausgezeichnete Form und Schrift des Billets untersuchte, gelangte ich zu den ehrenvollsten Muthmassungen hinsichtlich der Person, die es geschrieben, und, um Alles zu sagen, zu den schmeichelhaftesten für meine Eigenliebe. Zwar wollte ich die lächerliche Hoffnung, die mir durch den Kopf ging, nicht laut eingestehen, doch zog ich mich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an und suchte, als ich meine Haare in Ordnung brachte, diejenigen zu verstecken, deren Silberfarbe leicht die fünf und vierzig Jährchen, die ich zurückgelegt, hätten verrathen gekonnt. Ich verließ, ohne meiner Frau etwas davon zu sagen, das Haus, nahm einen Fiacre, und begab mich über die große Allee der elysäischen Felder gegen die große Straße Chaillot; ich erkannte hier das mir angezeigte Haus und schlüpfte ganz geheim, laut meinen Vorschriften, durch das kleine grüne Garten-Pförtchen hinein.

Hang zu kindischen oder abentheuerlichen Streichen war nie mein Fehler; selbst nicht in dem Alter, welches Ausschweifungen der Art entschuldigt. Aber, so wie die Sachen hell genug stunden, wie hätte ich an einem Glücke hier zweifeln sollen? Ich that es auch ganz und gar nicht, sondern suchte nur auf eine verständige Weise mein Herz nach Möglichkeit gegen die Verführungen zu verwahren, denen ich mich bereits ausgesetzt sah.

Die junge Bothschafterin kam zurück; wir stiegen selbander eine kleine Treppe hinan und nachdem wir ein Vorzimmer und einen Saal, der mehr reinlich und nett, als kostbar und reich eingerichtet war, durchschritten hatten, wurde ich in ein Schlafgemach geführt, das eine Nachtlampe nur ganz schwach erhellte.

So wie ich herein trat, ging eine Frau von sehr starker Leibesbeschaffenheit, die einen silbernen Napf in Händen hielt, mit dem Kammermädchen heraus, und ich verblieb in einer sonderbaren Stimmung, deren Schilderung mich wirklich in Verlegenheit setzen würde. Indem ich so stund, das Gesicht gegen den Kamin gekehrt, und die Gegenstände zu unterscheiden versuchte, richtete eine leise Stimme, voll unbeschreiblicher Süßigkeit, die aus dem Innern des Alkovens hervorkam, folgende Worte ganz furchtsam an mich:

„Es muß Sie recht sehr in Erstaunen setzen, mein Herr, daß ich, ohne ich die Ehre zu haben, von Ihnen gekannt zu seyn, die Freiheit mir nahm, Sie einzuladen, mich zu besuchen? . . . — Madam (antwortete ich, in voller Regung meines Herzens, indem ich mich zugleich dem Bette näherte und eine bezaubernde Figur entdeckte, deren Blässe die Züge noch rührender machte,) eine solche Einladung, so unerwartet sie auch seyn mag, muß mehr Vergnügen als Ueberraschung verursachen. — Ich werde die

Frage noch um vieles vermehren, wenn ich mich über den Dienst erkläre, um den ich im Vertrauen auf Ihre Güte und Ihre Nachsicht Sie anzuflehen wage. — Ach, reden Sie immer, Madam, oder erlauben Sie mir zu errathen, was bey einem solchen Geständniß Ihre Zartheit verwunden könnte. — Ich bin fremd in dieser Stadt; was mich hieher brachte, und hier zurückhält, hat mir schon viele Thränen gekostet; indeß, es ist so mein Schicksal, zu dessen Schiedsrichter ich Sie erwähle. — Was kann ich für Sie thun, mein schönes Kind, (erwiederte ich mit Lebhaftigkeit und indem ich mich einer der kleinen Alabasterhände bemächtigte, das sie mir willfährig überließ und das zitternd einen sanften Druck der meinen ertheilte)? — Versprechen Sie mir, ohne in diesem Augenblick die Mittheilung eines Geheimnißes zu verlangen, wozu es mir in der Lage, worin ich mich befinde, an Muth und Stärke gebricht, — versprechen Sie, (denn es kömmt hier auf etwas an, was mir am liebsten auf der Welt ist,) mir eine Gefälligkeit nicht zu versagen, um die ich Sie auf meinen Knien bitten wollte, wenn ich's vermöchte! Ich verspreche es Ihnen. — Es ist also Ihr Wille ein Gut zu empfangen, das meinem Herzen so heilig ist, und das es auch dem Ihrigen seyn muß, indem ich es Ihren Händen überliefere."

Diese letzten Worte, der Ton, womit sie dieselben aussprach, die dabey vergossenen Thränen, brachten alle meine Gedanken in Verwirrung; ich zweifelte nicht mehr, welchen Dienst man von mir erwarten konnte; doch wiederholte ich nichts desto weniger mein Versprechen, wodurch ich mich verpflichtet hatte. Die junge Dame zog nun zweymal an der Glocke, nahm meine Hand, die Sie küßte und mit ihren warmen Thränen benetzte, und sagte schluchzend: „Sie werden, wenn Sie in Ihren Wagen steigen, die Beschaffenheit der Verpflichtung einsehen lernen, die sie so eben mit mir eingegangen, aber jemand anderer wird Ihnen sagen, mit welchem Rechte ich mir die Freyheit nahm, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen."

Ich ging, nachdem ich die artige Kranke umarmt und begab mich ohne das Mindeste von dem, was ich gesehen und gehört, zu begreifen, auf demselben Wege, den ich bey meiner Ankunft genommen, nach meinem Wagen. — Als ich in denselben hineinstieg, gewahrte ich dieselbe dicke Frau, der ich bey meinem Eintritt in's Schlafzimmer begegnet; sie setzte mir eine Art von Korb auf den Schooß und machte sogleich darauf die Kutschenthüre zu, indem sie sagte: „Vor Allem, mein Herr, geben Sie wohl darauf acht; sie ist schön wie ein Engel!"

Der Wagen fährt ab; es wird Nacht und ich hatte den geheimnißvollen, mit einem feinen Taffet-Tuche zugemachten Korb auf den Sitz vor mich hingestellt. Ich suchte eben zu errathen, was wohl darin seyn möchte, als ich zu meinem größten Erstaunen — das Geschrey eines Kindleins vernahm. Ich stund eine Weile bey mir an, welche Partey ich ergreifen sollte; soll ich meinen Weg fortsetzen? soll ich wieder umkehren, wo ich herkam? Ich stellte mir von der einen Seite die Schaam und den Verdruß der hübschen, artigen Dame vor, von der andern die Scene, die mich zu Hause erwartet; allein, ich hatte nun einmal ein feyerliches Versprechen gethan; das Umkehren, glaubte ich, läge nun nicht mehr in meiner Gewalt; und nachdem ich das Sonderbare dieses Abentheuers von allen Seiten erwogen, kam ich, über ein solches Glück eben nicht sehr erfreut, in meiner Wohnung an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konzert des Hrn. Karl Maria v. Weber.

Berlin, den 27. August.

Dieser, als sehr fertiger Pianoforte-Spieler und durch die Oper Silvana, wie durch mehrere Instrumental- und Gesang-Compositionen uns als genialer Tonsetzer in freundlicher Erinnerung gebliebene achtungswerthe Künstler hat seit seiner Entfernung von hier sich nach einigen Kunstreisen in der musikliebenden und fleißig übenden Hauptstadt Böhmens, dem durch schöne Natur und Kunst gleich anziehend ausgestatteten Prag fixirt und dort die Direction der Oper und des Ständischen Theater-Orchesters übere

nommen. Daß Hr. v. W. von letzterm große Leistungen verlangen kann, beweisen seine neuen, in dem Concert am 26. dieses uns mitgetheilten Tonstücke. Hoher Schwung der Phantasie, überreiche Gedankenfülle, oft gelungenes, zuweilen zu weit getriebenes Streben nach Neuheit und Originalität characterisiren solche durchgängig: möge dieser innere Drang nur erst dem mehr ruhigen Denker gestatten, stets Einheit und Zusammenhang, auch in den heterogensten Partien der durch solche Anwendung bewunderswerthen Tonkunst zu beobachten, damit der Zuhörer nicht bloß frappirt, überrascht, auch noch mehr gemüthlich angezogen und in harmonischer Empfindung erhalten, nicht durch zu grell schneidende Contraste aus einer Stimmung in die entgegengesetzte gewaltsam gerissen, nein! vorbereitet hingeleitet werde. Von dieser individuellen Ansicht, nach feinem Gefühl ausgehend, urtheilt Ref. über die anzuzeigenden werthvollen Compositionen des gedachten Concertgebers.

Vorzüglich gefallen hat dem Ref., und wie es schien auch der sinnigen Versammlung von Zuhörern, das Adagio des großen, sehr schwierigen Pianoforte-Concertes, gerade der Haltung des Ganzen wegen: der erste Satz war imposant, oft voll neuer Wendungen der Modulation, das Rondo etwas kraus durch einander, woran vielleicht die überaus schwere Begleitung Schuld haben mag.

Demnächst bemerken wir mit wahrem Genuß die Scene aus Athalia, von Mad. Schulz im Feuergeiste des Componisten gesungen.

Die Hymne, von Fr. Rochlitz tief gedacht und empfunden, erhält durch die Töne Maria von Weber's neues Leben. Aeußerst zart ist das Sopran-Solo, (wie es auch von Dem. Eunicke vorgetragen ward) kräftig die Baß-Partie (Hr. Gern) gehalten: obgleich planmäßig, erscheint das Ganze doch gewissermaaßen fragmentarisch und erst die mit übergroßer Kraft eintretende, sehr fleißig gearbeitete Schlußfuge bewirkt den Total-Effect, vielleicht absichtlich.

Bey der freyen Phantasie auf dem Piano-Forte kömmt mehr der höchst fertige und durch die Kenntniß der Harmonie sichere Spieler in Erwägung, welcher des allgemeinen Beyfalls gewiß seyn kann.

Die einleitende Simphonie oder Ouvertüre gesteht Ref. nicht genug verstanden zu haben, um sich eine Aeußerung darüber zu gestatten.

Hr. Fischer verschönerte das Concert durch seinen rühmlichst anerkannten Vortrag einer gegen die übrigen Compositionen sehr abstechenden, jedoch wirksamen Scene von Trento.

Unser Orchester, unter Leitung des Hrn. C. M. Moeser, zeigte abermals, was es bey ungetheilter Aufmerksamkeit zu leisten vermag! Man bedenke dabey die Hitze, welche im Saal den Athem fast benahm, und eine Probe, welche nur durch das voraussehende Andeuten der verschiedenen Nüancen und die Umsicht des dirigirenden Componisten solche Aufführung möglich machen konnte.

Anekdote.

Ein Frauenzimmer, das Sophie hieß und wegen ihres frischen, gesunden Aussehens von sehr vielen für schön gehalten wurde, sich selbst aber für bezaubernd hielt, bat einst einen ihrer Anbeter auf einem Spaziergange, er möchte ihr doch erklären, was ihr Name auf teutsch bedeute. — Der junge Herr, dem diese Gelegenheit sehr erwünscht kam, seiner Dame etwas recht Artiges zu sagen, antwortete sogleich: O wie sehr, wie so ganz, liebe Sophie, paßt dieser Name, den Sie bey der Taufe erhielten auf ihren Geist; — sehen Sie, Sophie heißt in der Sprache der Hellenen die Weisheit — und wie so ganz paßt er auf ihre Schönheit, wenn ich mir unter ihrem Bilde die Göttin der Weisheit, die himmlische Pallas Athene vorstelle. — Während aber der galante Anbeter seine Gelehrsamkeit auf eine so verbindliche Weise vor seiner Dame auskramte, hatte diese ihre Aufmerksamkeit schon auf andere Gegenstände geheftet; er hielt dieses für Bescheidenheit, um der Veranlassung auszuweichen, auf sein Compliment etwas Verbindliches zu erwiedern oder dagegen zu protestiren, und fragte daher: wonach blicken Sie, liebe Freundin? Ich betrachte jene Hügel dort über dem Wasser. — Ach, daß sie nicht höher sind, bedauerte er, wie malerisch würden sie die Gegend machen, wenn sie nur noch einmal so hoch wären; — Ey — fiel ihm Sophie, die Weise, die holdselige Pallas Athene in die Rede — gedulden wir uns nur, sie werden schon wachsen!

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 10. September.

Ueber teutsche Geselligkeit.

Unter diesem Titel ist erst kürzlich in Antwort auf das Urtheil der Frau v. Staël zu Berlin bey L. W. Wittich ein kleines Schriftchen von Caroline de la Motte Fouqué erschienen. Die geistreiche Verfasserin hat billig gerade diesen Punct ausgehoben, um gegen Fr. v. St. aufzutreten, indem gerade von dieser Seite letztere die meisten Ausfälle auf uns unternimmt. Es braucht auch nichts mehr um ein Volk für unzivilisirt zu verschreyen, als daß man ihm Mangel an Geselligkeit vorwirft: denn was läßt sich am Ende von den Menschen überhaupt reden, wenn man sie nicht unter dem Gesichtspunct einer Gesellschaft auffaßt, und die Stufen ihrer Bildung nach ihrem Bestehen als menschliche, als bürgerliche, mithin zivilisirte Gesellschaft erörtert. Was ist Gesellschaft anders als ein durch das gesellige Band bürgerlicher Gesetze frey zusammenbestehender Verein von Menschen? Was soll alles Loben von Seite der Gelehrsamkeit ꝛc., als daß man bloß sagt, einige seyen doch unter ihnen, die was verstehen und können, aber Klötze, rauhe, unbehülfliche, trockne — kurz ungesellige Wesen sind sie alle.

Man weiß lange nicht woran man ist, wenn man Fr. v. St. Schrift das erstemal überliest; sie weiß zu beschwätzen; sie macht Complimente, um Sottisen zu sagen, sie sagt die prunkendsten Vorwürfe mit dem einschmeichelndsten Lächeln und gibt für Resultate eines philosophischen Nachdenkens, einer scharfsinnigen Beobachtung die einseitigsten Urtheile, die plattesten Verläumdungen aus.

Auch Madame de la Motte Fouqué gesteht, daß sie wie in einem Traum durch diese Schrift gerathen, bis sie denselben von sich schob und ausrief: Das sind wir nicht! das sind ja gar keine Teutsche!

Vortrefflich ist, was sie von S. 8 an sagt: „Es ging Fr. v. St. mit dem Urtheil über Teutsche, wie es unsern Ansichten und Vorstellungen vom griechischen und römischen Nationalsinn, vom Leben und Seyn des Alterthums überhaupt täglich zu ergehen pflegt: es sind Abstracta, die des eigenthümlich beweglichen Lebensschwunges entbehren. Wir studiren Kunst und Literaturgeschichte alter Völker, der Verstand bahnt sich behend und sicher einen Weg durch alle Windungen politischer und geselliger Institutionen, die ewige Vermittlerin, Phantasie, wogt mit beseelendem Flügelschlag über der ernsten Geisterwelt, Blitze des Lebens gehen auf, große Ahnungen werden laut: doch wollen sie sich Leib und Daseyn schaffen unter dem lebenden Geschlecht, so schauert dieses zurück und erkennt nicht mehr das Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Es sind und bleiben doch nur Schatten, die, je körperlich wahrer sie auftreten, das Leben immer beklemmender zurückstoßen. Das behende, flüchtige, verschwimmende Wesen des Menschensinnes stellt keine Zauberey wieder her, geselliger Conflict entfaltet, Sprache offenbart es, das Leben gibt Leben, und Nationalität wird nur durch

gemeinsamen Verkehr, durch Liebe und Leid, durch Muth und Kraft und Vollbringen, durch die Echo-Klänge der eigenen Seele in der Bruderseele ermessen und verstanden."

„Frau v. Staël selbst sagt sehr wahr: „Une langue étrangère est toujours, sous beaucoup de rapports, une langue morte. Il faut avoir respiré l'air d'un pays, pensé, joui, souffert dans sa langue, pour peindre en poésie ce qu'on eprouve." („Eine fremde Sprache ist in mancherley Beziehungen immer eine todte Sprache. Um poetisch zu malen, was man empfindet, muß man die Luft eines Landes geathmet, in seiner Sprache gedacht, genossen und gelitten haben.") Wie denn wagte sie, das größe Gedicht, was es gibt, die Gemüths- und Bildungsgeschichte, die Individualität und Charakteristik eines Volkes in fremder Seele nachzuerfinden?"

„Unter Tausenden ward vielleicht Schakspear allein so große Offenbarungen gewürdigt, daß er Römer-Naturen erschaffen durfte. Die Poesie duldete dies Wagniß. Anders aber ist es mit der Kritik und Niemand denke ich, wird heut zu Tage noch Charakteristiken und Kritiken der Griechen und Römer schreiben."

„Man wird mir einwenden, Frau von Stael stehe gar nicht in einem so getrennten Verhältniß zu Teutschland, sie habe es von West nach Ost durchreis't, darin gelebt, Natur und Menschen beobachtet, die zartesten Bande der Poesie und Freundschaft halten sie mit dessen lebendigem Daseyn verbunden, sie kenne die Sprache und lese gern und viel in derselben. Ich aber erwiedere hierauf: Frau von Stael blieb auch der äußern Erscheinung nach in ihrem Frankreich, und schob dieses nur, sich fortbewegend über Teutschlands Boden hin. Ihre Stellung zur Welt, die Gewalt ihres Geistes, die Herrschaft ihrer Sprache zog von selbst einen Kreis um sie her, dessen Mittelpunkt sie in Wien wie in Paris bleiben wird. Die Einheimischen treten in diesem als Fremde auf, sie steht nur unbequemen Festtags-Staat, oder zur Natur gewordene Maske. Conventionelle Formen sind einander überall ziemlich gleich. Die französische Sprache hat grammatikalische Figuren, Werzeuge und Hebel, durch deren Hülfe man sich leidlich an dem äußern Gerüst geselliger Unterredung anklammert. Originalität, wie nationelle Eigenthümlichkeit, kommt hier nicht in Betracht; es ist nur von mehr oder minder Freyheit in dem allgemeinen Gefängniß die Rede. Wer von Jugend auf darin aufwuchs, bewegt sich am bequemsten. Meisterin der Sprache wie der lebendig geistigen Unterhaltung in dieser, den Strom der Rede nach Gefallen lenkend, im kühnen Fluge die Pfeile behenden Witzes versendend, mußte Frau v. Staël, berechtigt, den Maaßstab anzulegen, den wir ihr selbst in die Hand gaben, fast überall auf unbeholfene Langsamkeit und blödes Schweigen, oder auf gelehrte floskelreiche Pedanterie, und, was noch schlimmer ist, auf frivole Nachäffung stoßen. Die Sicherheit der Meisterschaft ward durch das unbeholfene Streben geängstet, wenn andrerseits unschickliches Verwerfen an fremdem Eigenthum das Gefühl verletzte."

„Das ist es, was Frau v. Staël zu tadeln gezwungen ist. Hier kann und darf sie Richterin seyn. Doch bescheiden erinnere sie sich, daß nur diejenigen der Strenge ihres Urtheils verfallen, die sich, selbstvergessend, fremder Eigenthümlichkeit gleichstellen wollen. Wenn aber eingeborne gute Sitten, gastlich teutsches Entgegenkommen, gefälliges Eingehen in ausländische Art und Weise, solche, die nicht immer französisch denken, bedächtig und langsam, ja langweilig erscheinen ließ, so darf sie von diesen, gleichsam aus dem Gang des freyen Lebens herausgeschnittenen Momenten, nicht auf den Geist und die Natur teutscher Conversation überhaupt schließen wollen. Weder die oft vorgeworfene Steifheit, noch jene mühselige Grübeley schwerfälliger Forschgier, noch auch die halt- und bodenlosen Flüge im Gebiet der Spekulation machen das Wesen des Teutschen aus. Sein Thun ist heiter und gesellig. Behagliches Mittheilen, gutmüthige Geschwätzigkeit, freudiges Erkennen dessen, was er in sich denkend und ersinnend erschuf im Geiste des Lebens und Menschenverkehrs, Hören und Gehörtwerden, das

sind die treuherzigen Elemente unsers Nationalsinnes. Ich weiß nicht, warum man den teutschen Ernst immer so pomphaft heraushebt, da doch unsrer Nation ein Spaß eigentlich über Alles geht. Als im vergangenen Jahre die Franzosen einen Ausfall bey der Roslauer Brücke wagten, und in der Nacht der Landsturm an der Havel und Elbe aufgeboten war, die Leute sich versammelten und den Befehl zum Aufbruch erwarteten, malten die alten Männer den Jünglingen in der Dunkelheit Bärte, die Weiber traten darauf mit Laternen hinzu und unter schallendem Gelächter wurden die geschwärzten schief und krumm verzeichneten Gesichter beleuchtet. Ich habe da nichts von dem spekulirenden Ernst oder von jener kränklichen Einbildungskraft bemerkt, von welcher Frau v. Staël sagt, qu'elle inspiroit la crainte du péril. („daß sie die Furcht vor der Gefahr einhaucht.")

„Es ist ganz unleugbar, die Verfasserin ist auf dem fremden Gebiete den umgekehrten Weg gegangen, wodurch sie zu schiefen Rückblicken und erzwungenen Folgerungen verlockt wird. Statt die organische Entwickelung ganz natürlich von der ursprünglichen Wurzel aus zu begleiten und sich einheimisch und sicher unter dem Blüthendach der Poesie und Kunst zu fühlen, griff sie bey verspätetem Hinzutreten in der Ueberraschung fast gewaltsam nach den Blüthen selbst, und, diese in ihre Fasern und Knoten systematisch zerlegend, verwirrte sie sich in dem Netz- und Flechtgewebe des fremden Organismus. Ganz offenbar hat Frau v. Staël die Spitze der Pyramide als Basis aufgestellt. In der Breite und Tiefe aber, in dem Volkssinn gähren die Elemente, aus welcher sich die Form, dem Strahle gleich, immer enger und enger zuspitzt. Fr. v. Staël kannte das Volk nicht, von dem sie schrieb, konnte es nicht kennen. Sie interessirte auch nur die literärische Verschiedenheit mit Frankreich. Der Stempel, das Patent, was die Zeit gleichsam teutscher Gelehrsamkeit aufgedrückt hatte, frappirte sie. Einen lebendigen Geist wird das Große nicht lange kalt lassen, Frau v. Staël ist wahrhaft ergriffen von dem Umfang der Gewalt, Kühnheit und Magie teutscher Literatur, ob sie gleich wohl glaubt, Noth und Mangel haben diesen Reichthum erzeugt, wie Hunger und Durst und beschnittene Flügel den Raben sprechen lehren."

Frau de la Motte Fouqué führt nun eine Reihe von Stellen aus der Schrift der Frau v. Staël an, welche gerade am offenbarsten beweisen, welche ungerechte und kränkende Ausfälle sich diese ganz und gar französische Schriftstellerin gegen uns Teutsche erlaubt.

Das Ammenbüreau.

(Fortsetzung.)

Ich begab mich gerade in das Zimmer meiner Frau, sie war ganz allein: „Sieh da, mein Liebchen, redete ich sie an und wies ihr zugleich den zugedeckten Korb hin — sieh' da ein Geschenk, das ich dir bringe." — Was soll dieser elende Spaß? antwortete sie mir. — Der Spaß ist der beste, den du dir denken kannst (erwiederte ich, indem ich den grünen Taffet über dem Korbe aufrollte und ihren Augen das hübsche kleine Kreatürchen zeigte, welches die Wiege enthielt.) Alles, was ein weiblicher Kopf von heftigen Leidenschaften in sich schließen kann, sprach nun auf einmal aus den Augen meiner Frau. „Ein Kind! schrie sie: Ein Kind! bey mir! in meinem Hause! Wem gehört es? Sie werden mir darauf antworten, mein Herr! „Ich sah an dem Blicke, den sie nach mir schleuderte, daß keine Zeit mehr zu verlieren sey, um ihr haarklein mein ganzes Abentheuer zu erzählen, welches sie anhörte, ohne das Ansehen zu haben, ihm Glauben beyzumessen und ohne die Blicke von dem Kinde abzuwenden, das sie auf ein Sopha hingelegt hatte. „Sie meinen wohl, nahm sie, als ich geendet, das Wort, ich soll an diesen Roman aus der neuen Fabrik glauben? und konnten Sie keine Fabel finden, die sich besser mit der unhöflichen Aehnlichkeit vertrüge, welche dieses Mädchen hier an's Licht bringt? — Wie, Madame, und Sie könnten glauben? — Glauben? Nein, mein Herr! ich bin sicher, man müßte zum wenigstens blind seyn, um nicht darüber zu erstaunen! Pfui! Sie sollten einer so unwürdigen

Handlung sich schämen (und hiemit fing sie heftig zu weinen an und setzte sich dabey an die Wiege.) „Meine liebe Freundin, redete ich nun mit dem feyerlichsten Tone, den ich nur finden konnte, zu ihr: ich schwör' es dir, daß dein Verdacht auch nicht den geringsten Grund hat; willst du dir nur ein bischen Mühe geben, um nachzudenken, willst du mich nur einen Augenblick hören, so sollst du sehr bald über deinen Argwohn erröthen." Einige Erörterungen, der Anblick des Billets, das mir die Dame am Morgen überschickte, und das ich meiner Frau überreichte, besänftigten sie wohl, obgleich sie ihre Unruhen nicht hoben; während dieser Ehestandsscene begann das Kind auch zu weinen, und da hätte man sehen sollen, wie meine Frau nach und nach oder selbst auf einmal, zu Empfindungen überging, die sich gerade entgegengesetzt sind, und die wechselweise bald ihren Kopf, bald ihr Herz in Verwirrung brachten; wie sie von einem heftigen Anfall des Zorns in einen Ausbruch der größten Empfindsamkeit gerieth, das Kind auf ihren Knieen schauckelte, es mit Zärtlichkeit anblickte und wüthende Blicke auf mich schoß, Worte voll Süßigkeit an dasselbe richtete und mich mit den bittersten Vorwürfen und den Ausdrücken der größten Verachtung überhäufte.

Um endlich diesen Streit zu enden, ergriff ich das einzige Mittel, das mich in ihren Augen noch rechtfertigen und alle Zweifel heben konnte; ich machte ihr den Vorschlag mich Tags darauf nach Chaillot zu begleiten und mit eigenen Augen sich von der Aechtheit der Thatsache zu überzeugen, woran sie noch hartnäckig zu zweifeln fortfuhr. Diese Probe von Zutrauen brachte aber eine gänzliche Umwälzung in ihren Gedanken hervor, und von diesem Augenblicke an beschäftigte sie sich nur mehr mit dem kleinen Creatürchen, das uns anvertraut wurde; sie faßte es in ihre Arme, liebkosete es wie eine Mutter und konnte nicht müde werden, das Liebliche und Zarte seiner Züge und den Reiz seines ersten Lächelns zu bewundern.

„Nur geschwind, nur geschwind, lieber Guilleaume, läute dem Kammermädchen, damit meine Tochter nicht hieher komme; denn du wirst fühlen. . . . Susanne, nehm' sie das Kind, trag sie's in ihre Kammer . . . Sie ist darüber erstaunt . . . ja, ich bin es nicht minder . . . Ist's nicht artig, wie ein Liebsgott? . . . Ich will es selbst einwindeln . . . hole sie nur schnell Milch und Honig herbey; das wird für die Nacht hinreichen; morgen werden wir schon eine Amme bekommen; ich will mich selbst nach dem Büreau verfügen, um eine auszuwählen; es geht nichts über Muttermilch! Ich verstehe mich darauf; Gott sey Dank, ich habe alle meine Kinder selbst gestillt; so was ist Pflicht, aber man ist eben nicht immer im Stande, sie zu erfüllen." Indem sie so immer fortsprach, trug sie das Kind auf ihren Armen zu ihrer Kammerjungfer und ich bewunderte die Beweglichkeit der Empfindungen einer Frau, indem ich die meinige von Laune zu Zorn, von Zorn zu Verachtung, von Verachtung zum Unwillen, vom Unwillen zu Rührung, zu Mitleid und endlich von Mitleid zur feurigsten Zärtlichkeit übergehen sah.

(Die Fortsezung folgt.)

Klopstock als Kaufmann.

Daß Klopstock, wie der auch in Nr. 68 des diesjährigen Gesellschafts-Blatts abgedruckte Auszug aus einem seiner Briefe zeigt, die Kunst, die Gaben des Weinstocks auch in nördlichen Gegenden zur vollen Reife zu bringen, studirt und docirt hat, wird Jedermann konsequent vorkommen, der es weiß, daß die Dichter, welche mit dem Sänger der olympischen Spiele das Wasser preisen, weit seltner sind, als die, die dem Weine zu Ehren Lieder singen, und daß in den Reihen der letztern namentlich Klopstock sich befindet *). Daß aber auch die Kaufleute ihn unter ihre Genossen zählen können, wird Manchem auffallen, wenn schon nach dem Mythos der Alten Merkur der Dichter und der Kaufleute Schutzgott zugleich war. Nähere Auskunft darüber findet sich in dem von Klamer Schmidt 1810 unter dem Titel: „Klopstock und seine Freunde" herausgegebenen Klopstock'schen Briefwechsel, Bd. 1. S. 128. fgg. 278.

J. K. Höck.

---

*) Ein Trinklied von ihm steht in den Wetzlarer Abdrücken von fünfzehn Klopstock'schen Gedichten, wovon der Dichter nur 34 Exemplare, für eben so viele Freunde, hatte drucken lassen.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 14. September.

Auf die Anwesenheit
Ihrer Majestät der Kaiserin
aller Reussen.

Nicht wie der Sieges-Jubel, wenn in Chören
Der Helden Preis erschallt und Waffenklang;
Sanft, wie der Jungfrau Gruß vor den Altären
Der Friedensgöttin töne mein Gesang.

Der Tugend Kraft hat sich erprobt im Streite;
Verderben traf das schuldige Geschlecht;
Dem frommen Bundesheer stand Gott zur Seite,
Das nur gekämpft für Vaterland und Recht.

Zum Lobe Gottes jezt die Glocken hallen
Und Alles freudig in die Tempel eilt;
Doch, ach, geheim der Thränen viele fallen
Und Wunden bluten, die das Grab nur heilt!

Dem Helden, der als Siegesfürst erhaben
Nun das gewicht'ge Eisen legte ab,
Geziemt's, sich freudig an dem Glück zu laben,
Das er der Welt in reicher Fülle gab.

Und froh des Wiederseh'ns am trauten Herde
Mag jeder Krieger nach vollbrachter Müh
Die Frucht genießen, die auf blut'ger Erde
Aus Wunden erst als Friedenssaat gedieh.

Doch auch in jenem Thal', wo durch den Schleyer
Von Wolken nur des Friedens Sonne bricht,
Erblick' ich eine stille, reine Feyer —
Fern hinter Gräbern dämmert noch ein Licht!

Und wie ein Bildniß, das Verklärung strahlet,
Neigt sich ein Schutzgeist liebevoll herab,
Und in der Dulder frommen Mienen malet
Sich Zuversicht und tiefe Rührung ab.

O das ist Sie! in diesen heil'gen Zügen
Erkennt ihr Alexiewna's hohes Bild!
Wo Leidende vor Gott in Thränen liegen,
Da naht Sie als ein Tröstungs-Engel mild.

Ein himmlisch Wohlthun ist Ihr ganzes Leben
Und fromm Ihr Wesen, wie das höchste Gut:
D'rum muß das Herz, wo sie erscheint, sich heben
Und freudig fühlen neuen Lebensmuth.

Sie weilt bey uns! O sagt, wer kann's erklären,
Daß, wie bewirkt durch ein geheimes Band,
So innig wir Sie lieben und verehren,
Als hätten wir Sie immer schon gekannt?

Doch Ihre Blicke seht! Was spricht aus ihnen?
O sagt, was Ihre Miene in sich schließt?
Ist's das Verwandte nicht mit Carolinen,
Die unser Land als Mutter froh begrüßt?

Ja, ja! in Ihrem liebevollen Bilde,
Wonach das Herz so sehnsuchtsvoll verlangt,
Liegt ganz der Ausdruck all' der Huld und Milde,
Womit der Königinen Beste prangt.

Denn gleichgeschaffen hat der Schwestern Beyde
Natur mit hohem schöpferischen Sinn;
Drum fühlt sich hingezogen so voll Freude
Der Baiern biedres Herz zur Kaiserin.

Sie ist bey uns! Erfreut von Ihren Blicken,
Schwimmt jedes Herz in Seligkeit und Lust!
Sie ist bey uns! Und höheres Entzücken
Hebt Carolinens schwesterliche Brust!

Heil Dir! an Schönheit strahlend und vom Segen
Beglückter Völker reichlich überströmt,
Erscheinst Du glorreich auf der Erde Wegen,
Wie eine Heil'ge, die vom Himmel kömmt.

Heil Dir! Und stehst Du bald nun an der Seite
Des Fürsten, der Europa's Retter ward,
So sag' Ihm, daß ein Volk, bewährt im Streite
Und treu im Frieden, dankbar Seiner harrt.

J. Sendtner.

Ueber die Idee eines Kunst-Theaters.

Es sind in diesen Blättern schon oftmal Urtheile über das Theater überhaupt, so wie über dramatische Stücke und über die Kunst der Spielenden niedergelegt worden; man hat sich bemüht, höhere Ansichten geltend zu machen, das Gemeine zu verdrängen und das Bedürfniß für feinere Genüsse des Geistes zu wecken. Geht eine Wahrheit in's Leben über, so setzt sie sich gewöhnlich nur allmählig an; wir können daher nicht beurtheilen, ob das, was wir mit Grund gesagt, hie und da mag eingedrungen seyn oder nicht. Vor der Hand aber, ehe wir die Beurtheilung der seit der Zeit, als wir unsre Theaterartikel beschlossen, aufgeführten neuen Stücke wieder vornehmen, können wir uns nicht enthalten, als Einleitung zu unsrer Kritik einige herrliche Worte des Hrn. Hofrath St. Schütze in Weimar hier aufzunehmen, indem wir in ihnen vollkommen unsre Ansichten ausgesprochen fühlen. Sie führen den Titel, womit diese Zeilen überschrieben sind und lauten wie folgt:

„Da der Geschmack des größern Publikums in Teutschland, wie man von allen Seiten klagen hört, so schwankend, so unbestimmt, und, man kann wohl sagen, noch so wenig gebildet ist, so muß es einen Jeden, der das Wesen und Treiben in den schönen Künsten mit ansieht, in Verwunderung setzen, wie man hoffen kann, darin vorwärts zu schreiten, so lange man den Geschmack des Publikums zum Maßstabe und zur Richtschnur annimmt. In der epischen und lyrischen Poësie ist dieß nicht so sehr der Fall, weil darüber von Männern, die das Gelungene und Schöne mehrerer Zeiten und Völker vor Augen haben, gewacht und eine fortwährende Kritik ausgeübt wird. In der dramatischen Poësie aber schaltet und waltet das größere Publikum fast ganz allein, und sein Beyfall entscheidet über den Geschmack, der auf den Theatern herrscht. Ja diese sind so abhängig davon, daß ihre Hingebung und Folgsamkeit gegen das Publikum sie von der Kunstkritik fast ganz getrennt und losgesprochen hat, so daß nun auch das Kunsturtheil allmählich anfängt, sich wenig um sie zu bekümmern. Die Theaterkasse ist ihre Kritik, diese allein entscheidet für sie über den Werth eines Stücks, dieser allein haben sie zu gehorchen. Sorgfältig lauscht man daher, wie das Publikum gerade gesinnt und gestimmt sey, und worin die Dinge eigentlich bestehen, welche auf dasselbe den meisten Eindruck machen. Sind es prächtige Aufzüge, schöne Dekorationen, Wagen und Pferde, — gut, man

muß dergleichen öfters bringen und keine Kosten scheuen, denn es verlohnt sich ja. Sind es blinkende Helme, rasselnde Schilde, klirrende Säbel — gut, man muß für dergleichen öfters sorgen. Sind es Zaubereyen, Verwandlungen, leichtfertige Lieder und ein buntes Gemisch durch einander — gut, man muß mehr solche Gerichte auftischen. Und immer faßt man die Kennzeichen des Beyfallswerthen nach den äußeren Merkmalen auf. Daher gesellt man jedem Stücke, das Aufsehen macht, gleich ein ansehnliches Gefolge von ähnlichen Stücken bey, wenn diese auch nur das Kleid von jenem tragen. War es ein Schauspiel mit Gefechten, so müssen es lauter Ritterstücke seyn, die darauf die Bühne füllen. War es eine Oper mit Verwandlungen, so müssen lauter Zaubereyen folgen. War es ein Stück mit häuslichem Elend, so müssen nun Familienstücke erscheinen. — Kann die Kunst dabey gewinnen? Kann das Publikum dabey seinen Geschmack verbessern? — Ja, die Theater sind so weit entfernt, sich um die Bildung ihr Zuschauer zu bemühen, daß sie sich, wie zu ihren geringsten Launen, so zu ihren größten Schwächen, und zwar so weit herablassen, bis diese selbst darüber unwillig werden, und sie mit ihrer Gefälligkeit zurückweisen. Wo ist da noch an ein Fortschreiten der Kunst zu denken? — Diesem Wechselübel, wo einer den andern verderbt und immer mehr herunterzieht, ist durchaus nicht abzuhelfen, so lange sich die Theater nur als Gesellschaften betrachten, die das Publikum für Geld belustigen. Möchte immer eine große Menge von Bühnen sich dieser Bestimmung überlassen, wenn dabey wenigstens nur ein einziges Theater vorhanden wäre, das sich durchaus der Kunst widmete. Ein solches Kunst-Theater müßte von dem Gelde des Publikums völlig unabhängig seyn, und sich dem Gebiete des Schönen frey hingeben, ohne sich nach der Mode oder dem herrschenden Zeitgeschmacke zu richten; das Publikum müßte dabey nur experimentalisch mitwirken. Alles Vortreffliche und Schöne in der dramatischen Kunst müßte sich hier im vollen Glanze darstellen, und sein Andenken von Zeit zu Zeit erneuern. Stücke aller Art, von ganz verschiedenem Styl und Inhalt, müßten hier erscheinen und auch die kühnsten Versuche das Denkbare und Mögliche erproben: nach allen Seiten müßte sich das Gebiet der Kunst entfalten; der genialen Erfindung eröffnete sich dann ein weiter Spielraum: wie das Alte sich erneuete, gingen im steten Wiedergebären auch neue Gestalten hervor. In dieser Freyheit würde der Dichter seine Kräfte, und die Kunst ihre Gränzen kennen lernen. Das Publikum selbst würde seine Stärke aufgeregt fühlen, und endlich erfahren, welcher Entwickelung überhaupt der menschliche Geist fähig ist. Sich verwundernd über Wirkungen, die der Phantasie bisher unbekannt blieben, würde es sich bald mit einer seltenen Neubegier den ungewohnten Erscheinungen hingeben, und endlich nicht mehr wünschen, auf dem Theater nur sich und seine Hausgenossen zu sehen. Allmählich aus seinem engen Kreise fortgerissen, würde es bald Interesse für die menschliche Natur überhaupt gewinnen und, mit dem höhern poetischen Genusse vertraut, im Anschauen der Kunst nicht mehr nach dem bloßen Wiederschein seines beschränkten Lebens zurück verlangen.

Will zu dem Allen aber in Teutschland sich keine Aussicht eröffnen, die eine Erreichung dieses Ziels verspricht, nun so darf man mit der Erkennung des Uebels doch wenigstens eine Annäherung zum Guten hoffen, und bis dahin dem Herzen vergönnen, sich etwas zu wünschen, das bey allen Hindernissen doch nicht unmöglich scheint!“

Schreiben aus München.

Ich habe Ihnen lange nicht mehr geschrieben, liebe Freundin. Das Wetter ist so trübe, der Kopf so düster; man sitzt da gerne über Büchern, vertieft sich in Geschichte und Politik, gedenkt schöner Tage der Vergangenheit, bildet sich Träume einer glücklichen Zukunft und hofft zum wenigsten von einer Woche zur andern — schöneres Wetter. Oft am frühen Abend, wenn das Licht in's Zimmer kömmt und die Läden geschlossen werden, kommt es mir vor, als säß ich wie Faust unter dem Gewölbe eines alten gothischen Saales, oder in dem einsamen Winkel irgend einer ägyptischen Pyramide: da schlepp' ich denn alles Schauerliche und Ernsthafte herbey, was meine Bibliothek vorräthig hat, und recht gern mag ich in solcher Stimmung lateinische und griechische Bücher lesen; ja, verstånd ich hebräisch und indisch, mir wär' es noch lieber. — Halten Sie es nicht für Ueberspannung oder Spielerey, liebe Freundin! Warum glauben wir, man dürfe gewisse Dichter nur in gewissen Stimmungen lesen, warum können wir ein Gedicht an den Frühling nur dann am besten genießen, wenn wir uns wirklich im Freyen, unter einer duftenden Laube, unter Blumen und

Blüthen befinden? — Wer an den Dichten nichts weiter sucht, als Reime, wer sie nur liest, um Verse zu studiren — ja der mag sie vornehmen, wo er will; — so auch der Philolog, der an den Alten nichts sucht, als Begründung grammatischer Regeln, als Entdeckung neuer Conjunkturen, als Studium der Sprache, der mag sie zu Tisch oder im Bette, in der Schule oder im Freyen durchblättern, das ist hier all' eins. Wer sich aber lebendig versetzen will in das Alterthum, wer eindringen will in den Geist der Schriftsteller, wer ihre ganze eigene Welt in sich empfinden will, der muß Phantasie besitzen und um diese auf eine entsprechende Weise in Anregung zu bringen, ist es gut, wenn man sich in Umstände und Umgebungen versetzt, welche die Täuschung befördern.

An düstern, regnichten Tagen ist es mir als hinge der Vorhang herabgelassen über der Bühne der Gegenwart und als säßen wir da im Parterre, das matte Lampen nur sparsam erleuchten, und warteten auf das spät zu beginnende Stück. Inzwischen aber würden vom Orchester allerley Stücke aufgeführt, die uns in sonderbare Stimmungen, ja in eine Art von Schlummer versetzten, und da träumten wir denn von Vergangenheit und Zukunft, und überließen uns den seltsamsten, wunderbarsten Phantasien.

So machte es letzten Sonntag einen gar unbeschreiblichen Eindruck auf mich, als ich gegen Mittag mich auf die Straße begab und bey umwölktem Regenhimmel, den ein matter schiefender Sonnenstrahl zuweilen auffallend beleuchtete, den großen Platz besuchte. Die Menschen kamen mir wie lauter Schatten vor, Alles hatte so ein graues Ansehen, sah so verlebt, so hinfällig aus, wie ein Garten, wo Alles welk ist und herabgedorrt. Die Landleute jammerten über das Unglück, daß sie ihr Getreide nicht von den Feldern hereinbringen könnten, daß es verfaulen müsse vor ihren Augen, und ihre Töne schnitten mir entsetzlich durchs Herz. Ich hörte von Ferne türkische Musik; da ging ich die Weinstraße hinaus und das Geläute der Theatinerkirche erfüllte die Luft mit hohem, feyerlichen Ernste. Mir war es, als könnt' ich mein Herz nicht mehr weiter tragen. Die rauschende Feldmusik, das wilde Getümmel der aus verschiedenen Kirchen zusammenströmenden Menschen und dazu das Läuten der Glocken, das Alles wirkte so unendlich auf mich! Ich trieb mich in Gedanken und Empfindungen herum, die die Angst meines Seelenzustandes beständig vermehrten; Alles nahm die Gestalt meiner Gemüthsstimmung an, und so begegnete ich in allen Menschen nur Gespenstern meiner Einbildungskraft. Aber eins geht mir nicht aus dem Kopfe; lachen Sie, wie Sie wollen: zum wenigsten weiß ich, Sie werden des gutmüthigen Schwärmers nicht spotten, der so aufrichtig seine Schwächen vor Ihnen bekennt. Wie ich einen finstern Blick aus meiner zerrütteten Seele auf die melancholische Außenwelt warf — worauf fielen meine Augen? Rathen Sie, liebe Freundin? Die Erscheinung war von wunderbarer Art! Ich gewahrte da plötzlich eine Gestalt — eine schöne, reizende Gestalt, deren ähnliche Züge mit Ihnen, meine theure Freundin, zu auffallend waren, als daß ich nicht darüber höchst erschrocken hätte seyn müssen. Ein theures Gut, dem ich, da wir seit so langem getrennt sind, täglich im Geiste mein ganze Herz ausschütte und zuschicke, so im Nu, wo Alles zur Mittheilung drängt, wo mein sinkender Lebens-Muth so sehr einer Stütze bedurfte, in der Gestalt eines ähnlichen, leider fremden Wesens sich vom Zufall vorübergeführt zu sehen, um tausend Erinnerungen zu wecken — es beraubte mich auf Augenblicke meiner Besinnung! Es war ein schnell verfliegender Wahn! — Ich hatte in diesem Momente nichts mehr von Glocken, von Musik, nichts von Getümmel der Menschen vernommen; mir schien es heller, schöner Tag — aber kaum war die Erscheinung im schnellen Fluge vorüber, da tönte das Gesumme der Glocken erst recht schauerlich, von der fernen Musik vernahm ich nur mehr leise Nachklänge, die Menschen schritten immer hastiger und wie von einer gleichen Angst getrieben an mir vorüber — der Himmel ließ einige schwere Regentropfen fallen — und ich fühlte so recht, was die schönen Worte eines göttlichen Duiders ausdrücken: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!

Wie ich zu Hause gekommen, weiß ich nicht. Aber lang blieb ich stumm und in mich gekehrt am Fenster stehen, starrte in den Himmel hinein, der sich nach einigen Seiten hin aufzuheitern schien, plötzlich aber wieder von schwarzen Wolken furchtbar bedeckt war und gewahrte in ihm so recht ein Bild meines Lebens. Ich kann nicht wieder heiter werden, bevor es der Himmel ist. Komme auch was will in schönen Tagen über mich, so hab' ich an der Natur eine so heilsame Trösterin, daß ich nie ausgegangen bin nach Linderung, ohne daß sie mich nicht recht mütterlich an ihren treuen Busen gedrückt und durch ihren schönen lächelnden Anblick mein Herz aufgeheitert hätte zur Freudigkeit und Wonne. Ich denke mich jezt wohl in den Wald hinaus und drücke die Augen recht fest zu, um nicht durch die Außen-Welt in meinen Träumen unterbrochen zu werden — denke mich hinein in eine stille, düstre Klause . . . Liebe, liebe Freundin! wie weit kann uns unser Herz führen, wenn wir dem Kinde seinen Willen thun und so viel Spielzeug in die Hände geben, als die Phantasie nur auftreiben kann! — Kindlich seyn ist schön — aber kindisch seyn? — ist menschlich! Leben Sie wohl.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 17. September.

Das Ammenbüreau.

(Beschluß.)

In der Türkey erhebt der Staat bey dem Tode eines Familienvaters drey Procent von allen Gütern des Verblichenen. Der Ueberrest wird in 7 gleiche Theile getheilt: zwey für die Wittwe, drey für die Knaben und zwey für die Mädchen. Wenn aber die Mutter ihre Kinder gesäugt hat, bekommt sie noch überdieß den dritten Theil von den fünf letzten Theilen.

Vor Zeiten war es bey allen Müttern Gewohnheit, ihre Kinder selbst zu säugen. Sogar die Königinnen glaubten sich nicht durch ihren Rang einer Pflicht enthoben, welche die Natur vorschreibt, und deren Erfüllung sie mit so viel süßem Vergnügen belohnt.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erst entzogen sich die Hofdamen dieser Pflicht, und von diesem Augenblick an verbreitete sich das böse Beyspiel allgemein.

Rousseaus Emil verursachte in dieser Hinsicht eine glückliche Revolution. Das zu lang unterdrückte Bedürfniß erwachte in den Herzen der Mütter durch die Beredsamkeit des großen Mannes. Man dachte nicht daran, daß die Erfüllung dieser Pflicht neue Pflichten nach sich ziehe, und mehr als eine Frau, die ihr Kind selbst säugte, ohne an der gewohnten Lebensweise etwas abzuändern, und die ihrem Zustande nöthigen Vorsichtsmaaßregeln zu gebrauchen, bereute es zu spät, der Stimme der Natur und den Rathschlägen ihres beredten Dollmetschers gefolgt zu seyn.

Die gegenwärtige Beschaffenheit der Gesellschaft schließt viele Frauen von dem Glück aus, ihre Kinder selbst zu säugen. Das zu weltliche oder zu arbeitsame Leben, wozu die einen verdammt sind, die schwache Constitution der meisten unter ihnen, untersagen ihnen dies süße Vorrecht der Mutterschaft. Dieser letztere Grund gilt freylich nicht in den Augen jener Menschen, die alles auf ein absolutes System reduziren, und keine Ausnahme von der allgemeinen Regel gestatten, die sie einmal angenommen.

Meine Frau, die in ihren Raisonnements nur der Stimme des Herzens folgt, und richtig zu denken meint, wenn sie lebhaft fühlt, hegte nicht minder eine so ausschließliche Meinung. „Es liegt in der Natur, seine Kinder zu ernähren — wiederholte sie mir ohne Unterlaß, ohne zu berücksichtigen, daß die Natur und die Gesellschaft nicht immer dieselben sind.

„Siehe, sagte sie, (indem sie sich vollends anzog, um mit mir auszugehen), Sieh! das sind die schönen Früchte eurer gesellschaftlichen Einrichtungen! Kaum ist ein Kind geboren, so wird es den Händen einer Fremden übergeben, die ihm die Muttermilch verkauft. Die ersten Worte, die es stammelt, die ersten Liebkosungen, die es ertheilt, gehören einer andern als der, die es geboren. Seine erste Neigung führt es zu einer Familie, der es nicht gehört. Kehrt es dann zu den

Seinigen zurück, so ist die erste Lehre, die man ihm gibt, die Lehre der Undankbarkeit. Die Sorgfalt, die man fortan auf das Kind wendet, hat zum Zwecke, ihm die Amme vergessen zu machen, die Mutterstelle bey ihm vertreten — den Vater, der es liebkosete, wenn er Abends von der Arbeit heimkehrte, die Milchbrüder, die um seine Wiege spielten." —

Ich hörte stillschweigend meiner redseligen Frau zu, bis wir in dem Ammen-Büreau eintrafen.

Dieses schöne Institut ist eine der letzten Wohlthaten einer der glorreichsten Regierungen von Frankreich. Dasselbe wurde im Jahre 1715 von Ludwig dem XIV. gestiftet, um den Mißbräuchen und Unordnungen Einhalt zu thun, die durch den Zusammenfluß der Ammen, deren Quelle die Hauptstadt war, verursacht wurden.

Bey dem Eintritt in den Hof wurden wir alsobald von einem Trupp Weiber umgeben, die in verschiedenen Trachten und Zungen, uns ihre Dienste anboten. Mad. Guilleaume, die hierin besser bewandert war, achtete nicht auf die Anerbietungen dieser, meistens zu bejahrten Weiber und stieg mit mir in den sogenannten Saal des Locations, woselbst sich gewöhnlich die jüngsten Ammen versammeln, meistens weder Wittwen noch Frauen. Wollte man daraus auf die mindere Sittenreinigkeit der Franzosen in Vergleich mit andern Ländern schließen, so würde ich mit einer Thatsache antworten, die auf administrativen Beweisen beruht. In dem ehemaligen Departement Leman, dem Nachbarlande der Schweiz, diesem Land der Unschuld und patriarchalischen Sitten, zählt man jährlich in Verhältniß weit mehr uneheliche Kinder als in Paris, diesem sogenannten Pfuhl aller Laster und Verderbniß *).

Anmerk. d. Uebers. Für einen Beweis der allgemeinen Sittenverderbniß ließen wir dies gelten; aber gewiß nicht für einen Grund, die gute Stadt Paris eher für den Sitz der Unschuld und Unverdorbenheit anzusehen, als die Schweizer-Cantone. Jetzt wird die Sittenverderbniß nicht mehr nach der Zahl der unehelichen Kinder bestimmt!!

Die Revolution hat soviel Unheil erzeugt, daß man kaum das Gute einzugestehen wagt, was sie dennoch hervorbrachte. Gleichwohl waren zu keiner andern Zeit die Verbrechen des Kindermordes und des Kinderaussetzens seltner. Die Revolution hat, indem sie die Prinzipien der Gesetzgebung und Moral auflößte, die Beziehungen zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft direkter gemacht, hat die Heurathen erleichtert, und die Verbindungen vermehrt. Die Mütter gewordenen Mädchen gewannen bey der Menschheit, was sie bey der Schaam verloren und der Gedanke an ein Verbrechen fand keine Entschuldigung mehr in der Furcht vor der Schande. Wenn es wahr ist, was Beccaria sagt, daß der Kinder-Mord um so häufiger bey einem Volke wird, je strenger seine Gesetze und seine Sitten werden; so haben wir wenigstens einen Grund mehr, uns über die Milde der unsrigen Glück zu wünschen.

Ich kehre wieder zu unserm Ammen-Gesuch zurück. Eine kleine 18jährige Dörfnerin fiel mir vor Allen durch ihr trauriges Aussehen, ihre liebenswürdige Figur und die ausnehmende Bescheidenheit ihres reinlichen Gewandes auf.

„Woher seyd Ihr, mein Kind? — Aus einem Dorf 4 Stunden von Auxerre. — Ihr sucht einen Säugling? — Ja, mein Herr. — Seyd Ihr schon lange in Paris? — (Etwas zaudernd) Ich komme aus der Maternität, wo ich meine Wochen abgehalten habe. — Und habt Ihr Euer Kind dort gelassen? — (Lebhaft) Nein, mein Herr, wenn es nicht todt wäre, suchte ich kein anderes. — Seyd Ihr verheurathet? — (Seufzend) Ich sollte es seyn. — Habt Ihr Bürgen? — Ich kenne hier Niemand. — Aber in Eurer Heymath? — Dort will ich Niemand mehr kennen. — Wie heißt Ihr? — Annette. — Und Eure Familie? — Sie haben nicht nothwendig sie zu kennen, um mir ein Kind anzuvertrauen. Ich werde es sicher lieb haben; denn ich muß Jemand lieben. Hier sind meine Gesundheits-Certifikate."

Während meine Frau mit Annetten das Weitere besprach, unterhielt ich mich mit einem der Employés, der mir über die Reglements dieser Stiftung Auskunft gab. Ich bemerkte mit Erstaunen,

daß der Geist der Weisheit und Vorsicht, der sie diktirt, gar keine Vorsorge für einen Fall getroffen hatte, der sich nur zu oft schon ereignet hat; ich meine die Verwechslung der Kinder durch die Ammen, die sie im Institut säugen.

Mit Vergnügen vernahm ich bey meiner Rückkehr zu meiner Frau, daß sie Annetten bestimmt ausgewählt hatte, die denn auch unmittelbar mit uns kam, um ihr neues Amt anzutreten.

Die Schönheit und die Mode vor dem Richterstuhle der Frauen.

Die Schönheit und die Mode waren einst in einen heftigen Streit gerathen, weil sich jede die Alleinherrschaft in dem Reiche des Geschmacks anmaaßen und unbedingt daselbst Gesetze geben wollte. Die Schönheit berief sich auf das Recht der Natur und die Mode auf den neuesten, verjährten Besitz. Lange hatten Beyde einander heimlich und auch wohl öffentlich bekämpft, denn jedes fand seine Anhänger und bildete eine Partey; allein da eine ruhige, wenn gleich ein wenig beschränkte Herrschaft immer besser ist, als eine unruhige unbeschränkte, so kamen die Streitenden überein, ihre Sache vor das Tribunal der Frauen zu bringen, und sich der Entscheidung desselben freywillig zu unterwerfen; die Männer, welche der Streit freylich fast eben so sehr als die Frauen interessirte, mußten sich das gefallen lassen, denn diese beriefen sich auf den von den Männern selbst ihnen verliehenen Beynamen des schönen Geschlechts, der Schönen u. s. f. und behaupteten, es sey ihnen dadurch ein vorzügliches Recht, über Sachen des Geschmacks und der äußern Erscheinung zu urtheilen, eingeräumt worden.

Es wurde ein Tag festgesetzt, wo beyde Parteyen vor Gericht erscheinen sollten, und da das ganze weibliche Geschlecht zusammen unmöglich zu Gericht sitzen konnte, so wurde von demselben ein Ausschuß gewählt und diesem das richterliche Amt übertragen. Den Parteyen wurde das Recht gelassen, gegen die Mitglieder Einwendungen zu machen, bis endlich ein von jenen für unparteiisch erkanntes Gericht zusammen kam.

Nach alter Sitte wurde der Prozeß mündlich geführt und der Schönheit — vielleicht doch aus einer alten nicht ganz besiegbaren Vorliebe — zuerst das Wort gestattet. Sie trat in der reizendsten Stellung vor die Versammlung und sprach:

Ihr kennt mich, ehrwürdige Richterinnen und wißt, daß es gar nicht in meiner Natur liegt, Streit zu erregen, oder mir durch Kampf eine Herrschaft zu erringen, welche mir nicht zukommt. Mein Wesen bedarf einer ruhigen äußern Umgebung, denn es kann seine Vollkommenheit nur durch eine ungestörte gleichmäßige Entwickelung aller in ihm wohnenden Kräfte erreichen. Allein da mir, wie euch bekannt ist, von Anbeginn der Welt und bey allen Völkern, vorzüglich aber bey Einem, welches allen andern von den Verständigsten und Weisen als Muster jener Vollkommenheit gepriesen zu werden pflegt, Altäre errichtet worden sind, an denen nicht nur die Frauen, sondern auch die ernsten, rauhen Männer opferten, ja da ich sogar in der Versammlung der unsterblichen Götter Sitz und Stimme erhielt, wodurch denn mein unstreitbares Recht, über die Menschen zu herrschen, auf das Ueberzeugendste anerkannt wurde; so würde ich des schärfsten Tadels werth seyn, wenn ich mir gleichgültig mein zum Besten der Erdbewohner gereichendes Recht von einer Nebenbuhlerin entreißen ließe, die schon dadurch ihre vorgeblichen Ansprüche verdächtig macht, daß sie nicht selten meinen Namen für ihre Erzeugnisse entlehnt und die Begriffe der Menschen zu verwirren sucht, welche dann die Kinder ihrer Laune für Geburten meines göttlichen Wesens halten.

Auf die freye Regung menschlicher Kräfte ist mein Daseyn gegründet. Zu dieser und zur Natur will ich die Menschen leiten, und Niemanden wird es wohl einfallen zu läugnen, daß dies die Bestimmung des Menschen sey. Zur Sklaverey der Meinung würdigt sie aber die Mode herab, indem sie den Einzelnen den willkührlichen Gesetzen des großen Haufens unterwirft. —

Die Schönheit schwieg hier einen Augenblick, weil sie fühlte, daß sie im Redrn wärmer geworden sey, als sie gewünscht hatte, und dadurch vielleicht eine

Blöße geben könnte, welche die Gegnerin zu benutzen nicht verfehlen würde. Diese benutzte aber vor der Hand bloß das Schweigen der ersten und sagte:

Da es nun an mich kommt die Gründe anzuführen, warum ich mir eine Herrschaft über die Menschen anzumaaßen suche, so will ich mich gar nicht unterfangen das zu bestreiten und zu läugnen, was wahr ist; und wenn ich gleich von Vielen für unbescheiden und anmaaßend ausgeschrien werde, so will ich doch jezt klar beweisen, daß ich es nicht bin. Die Schönheit hat Recht, wenn sie behauptet, der Mensch sey zu freyer Selbstständigkeit geschaffen, nur hat mich die Erfahrung gelehrt, daß er erst allmählich zum Gebrauche dieses köstlichen Gutes vorbereitet und gewöhnt werden müsse, und daß der rohe Natursohn gerade diese Selbstständigkeit am wenigsten um sich dulden mag. Eigennutz und Selbst-Sucht sind die Triebe, welche zuerst in der menschlichen Brust erwachen, und wenn man diesen keine Schranken setzt, so zerstören sie Alles um sich her und der Einzelne bereitet in der Vernichtung der andern sich seine eigene. Daher ist dem Menschen nichts wohlthätiger, als das Gesetz, das er sich selbst nicht gibt und nicht geben kann, von Außen zu empfangen und eine Herrschaft erkennen zu müssen, welche er selbst nicht gehörig auszuüben vermag.

Wenn ich also die Freyheit des Willens der Einzelnen einem allgemeinen Gesetze unterwerfe, so folge ich dem Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts wenigstens in dem Zustande, worin es sich gegenwärtig befindet.

Und dann — bemerkt ihr nicht, weise Richterinnen, daß alle meine Erfindungen fast nur auf Unterstützung der Hülfsbedürftigen abzwecken? Wie würde sich manche meiner Pflegbefohlenen ohne meine Hülfe in der Gesellschaft können sehen lassen? Ich tadelt z. B. meine Erfindung der Hüte mit so ungeheuern Schirmen, daß es unmöglich ist, das unter denselben verborgene Gesicht deutlich zu erkennen und bedenkt nicht, welche Wohlthat dadurch so mancher verblühten Wange, so manchem seelenlosen Auge, so mancher platten und kurzen Stirn, welche vorzüglich seit Gall nicht in den besten Kredit gekommen sind, erwiesen wird.

Man hat viel von griechischer Bekleidung gesprochen, und ich glaube selbst dadurch, daß dieses Gespräch zur Mode des Tages geworden ist, beweisen zu können, daß ich gar keine Feindin der Schönheit bin, welche, wie bekannt, nur in dem alten Griechenland ihren Himmel finden kann, allein, sagt selbst, was soll eine echt-griechische Bekleidung für nicht griechische Gestalten?

Die Kleidung, sagt die Schönheit, darf die Glieder nicht verbergen. Die menschliche Gestalt bedarf keines Putzes. Sie ist selbst das Schönste in der Natur! Ich bezeigte mich nachgiebig und schrieb das Gesetz der dünnen und engen Kleider für das weibliche Geschlecht, allein ihr werdet selbst finden, weise Richterinnen, daß ich es sehr werde mildern müssen, wenn ich nicht Viele, welche meine Gesetze nicht so ganz verstehen, dem Gelächter und Spott der Menge Preis geben will.

Mein erfindungsreicher Geist befördert nicht minder die Industrie, und . . . .

Genug! sagten die Richterinnen, es scheint, als gehöre es auch zu deinem Wesen, über Alles recht viele Worte zu machen. Wie kurz und bündig hat dagegen die Schönheit gesprochen! Tretet jetzt ab, wir wollen uns über ein Urtheil berathen. Man deliberirte lange, bis endlich folgender Ausspruch verkündigt wurde:

Die Schönheit theile mit der Mode die Herrschaft, bis sich beyde in ein Wesen verschmolzen, bis die Schönheit zur Mode oder die Mode zur Schönheit wird. Unterdessen aber regiere die Schönheit ausschließend da, wo der Mensch heraustritt aus dem Kreise des bürgerlichen Lebens und als Repräsentant eines Ideals erscheint, und die Mode da, wo nur Gleichheit der äußern Erscheinung den Frieden unter den Menschen erhalten kann, der zum Genusse des geselligen Lebens nothwendig ist. Indessen liegt es der letztern ob, sich der erstern, so viel als möglich zu nähern, und nichts zu unterlassen, was den Eintritt der ersten in die Kreise des bürgerlichen Lebens befördern kann. Wir werden, so viel an uns ist, auf alle Weise den im Anfang bemerkten Zeitpunct der Verschmelzung der Schönheit und Mode zu einem und demselben Wesen herbeyzuführen bedacht seyn. Von Rechtswegen.

Da nun gegen dieses Urtheil, so viel uns bekannt, keine Appellation eingewandt worden ist, so gilt es auch noch jezt als Gesetz unter den Parteyen und man bemerkt mit Vergnügen, daß die Befolgung desselben nicht wenig zur Erhöhung des Lebensgenusses beyträgt.

Herbst.

Welch' schaurig Lüftchen durch die Laube streifet!
Wie's rauschend niederbebt von Ast und Zweigen!
Ach, schon herab auf deinen Busen neigen,
Natur, die Blätter sich, von Frost bereifet!

O Anblick, der mit Wehmuth mich ergreifet!
Die Nebel dicht von Bergen niedersteigen,
Die Thäler rings so melancholisch schweigen
Und kühler Thau auf falbe Fluren träufet.

Ein Mädchen still und leise kömmt gegangen,
Das klagt: wie sind des Waldes holde Lieder,
Wie sind des Feldes Blumen rasch verschwunden!

Ach, eingedenk der schönen Blüthenstunden,
Blickt es betrübt auf welkes Laub hernieder,
Und Thränen rollen heiß von seinen Wangen.

J. Sendtner.

Was hat das wiedergeborne Deutschland

bey Johann Georg Heyse erschienenen Schrift die äußerst wichtige Frage: was hat das wiedergeborne Deutschland von seinen Frauen zu fordern? mit einer Wärme des Gefühls und einem Schwunge des Geistes, woraus das größte Heil für das Ganze zu erwarten steht. Sie hat ihre Schrift zum Besten der unglücklichen, aus ihrer Vaterstadt vertriebenen Hamburger bestimmt. Eins wie das andere, Gutes thun und für die Wahrheit streiten, ist eine Tugend deren unsere durch den Geist der Verheerung nicht minder als durch den des Truges und der Lüge unglücklich gewordene Zeit bedarf. Es gibt noch immer Dinge, die nicht hell genug eingesehen werden: Der Angriff auf die Eitelkeit und innere Verblendung findet einen oft hartnäckigern Widerstand als der auf eine physische Streitmacht.

Die Verfasserin des hier erwähnten Schriftchens macht sich durch die Wahrheiten, welche dieselbe in so reichlicher Fülle enthält, recht sehr um ihr deutsches Vaterland verdient, und wir können unsern Lesern keinen bessern Begriff von dem Ganzen

Folgende sind von S. 18 an die aus besagter Schrift ausgehobenen Stellen:

„Frauen, Euch ist viel anvertraut, in Euern Händen ist, wunderbar, und Euch selbst unbewußt, gelegt die Regierung der Welt! Ob es im Allgemeinen und Ganzen gut steht, ob schlecht, hängt ab von Euch, und ist Euer Werk. Regiert Ihr weise das Haus, so beglückt eine weise Regierung Land und Volk. Ist aber Euer klein scheinendes Regiment kläglich, so wundert Euch nicht, wenn es auch draußen kläglich geht, und es ein Jammer ist, in solchem Staate, den pflichtvergessene Weiber bedingen, zu leben.“

„O wenn die Weiber nur recht erkennten, wie sie, bey aller Begränzung von Außen, dennoch so viele innere Hoheit zu entwickeln vermögen; wie sie, bey aller scheinbaren Schwäche, dennoch so unwiderstehliche Kraft haben, bleibend Vortreffliches zu bewirken; und wie es von ihnen, von ihnen allermeist, gefodert wird, das Menschengeschlecht, in dessen innerster verborgenster Regung und Richtung, seiner Bestimmung entgegen zu führen!“

„Zuerst nennen wir als einflußreich und schön den Wirkungskreis der Frau, wenn sie unverbrüchlich treue, liebende Gattin ist; ihrem Gatten Stütze und Trost; liebender, ermunternder, stärkender Engel zu jedem schönen Gefühl, zu jeder pflichtmäßigen Handlung, zu jeder ruhmvollen That.“

„Ihren Kindern ist sie im ganzen Sinn des Wortes Mutter, und nichts kann sie abhalten, kein Reiz, kein Vergnügen, wie groß es auch sey, diese ihre ersten und wichtigsten Pflichten zu erfüllen. Daran denkt sie Tag und Nacht; dafür ist sie unausgesetzt besorgt und thätig.“

„Mit inniger zärtlicher Liebe umfaßt sie ihre Kleinen; aber sie weiß nichts von der Krankheit der Zeit, Schlaffheit und ohnmächtige Nachsicht mit allen Fehlern und Thorheiten. Ihr Liebe ist ernst. Nicht durch Zügellosigkeit will sie zur Knechtschaft erziehen; nein, durch Gehorsam zur Freyheit und darum entbehrt sie nicht der heiligen Schärfe und Strenge, ohne die noch nie etwas Großes und Gutes, etwas Tüchtiges und Gewaltiges, erstand. Zum sittlichen Heldenthum möchte sie ihre Kinder ausbilden; zu einem kräftigen Widerstande gegen Unrecht und Lüge; und dazu reicht, wie sie weiß, bloße duldende Schwäche nicht hin.“

„Sie liebt ihre Kinder, und sie wünscht, daß diese sie wieder lieben. Eben darum gewöhnt sie sie zur pünctlichen Unterwerfung, und hütet sich wohl, aus ihnen naseweise Klüglinge und anmaaßende, vorlaute Schwätzer zu ziehen. An Liebe fürchtet sie dabey nicht zu verlieren. Weiß sie doch, daß nur das Starke einen Stützpunct darbietet und man nur wahrhaft das lieben kann, was man zugleich achten muß.“

„Das religiöse Leben ist ihr der Träger aller Thätigkeiten; das Höchste im Menschen; sein unvergleichlich Köstliches. So läßt sie es denn nicht darauf ankommen, ob dies Licht von selbst entglimme, oder ob vielleicht der Zufall es anblase. Nein, sie entzündet es, sie selbst läßt es ihre angelegentliche Sorge seyn, daß es stets hell und kräftig brenne, immer wohlthätig leuchte. Sie thut dazu durch Hinweisung auf die göttlich großen Gestalten in der Geschichte des Glaubens und der Religion; durch Hinführung auf Gebet und Vertrauen; durch Liebe und Furcht, und durch Bewahrung der heilig-kindlichen Scheu, den himmlischen Vater nicht durch Unrechtthun zu betrüben.“

„Sie, eine teutsche Mutter, wünscht in ihrem Sohn einen teutschen Mann, einen teutschen Biedermann, zu erziehen, der sein Land ehre, mehr als jedes andere, der ein Herz habe zu seinem Volk, der seines Volks eigenthümliche Tugenden übe. Früh sucht sie in ihm zu stärken Vaterlandsliebe, Vaterlandsehre, Vaterlandsstolz. Sie erzählt ihm von den markigen Voraltern teutschen Stammes, von ihrem Muth, ihrer Tapferkeit, ihrem unbesieglichen Freyheitsgefühl; von ihrer Redlichkeit, ihrer Treue, ihrer Frömmigkeit; von all ihren Großthaten, und jeder edeln, ruhmvollen Anstrengung. Sie erfüllt das junge Gemüth mit Sehnsucht und Drang, den herrlichen alten Germanen nachzustreben, ihnen ähnlich zu werden und

verweilt daher gern mit ihm unter der Vorzeit starken Eichen, und in ihren heiligen Hainen, dem Sitz echten Mannessinns, hohen Freyheitsgefühls, und gläubiger Anbetung der schützenden Gottheit."

„Wie mit der Geschichte des Vaterlandes macht sie auch ihre Lieblinge bekannt mit Gesetz und Verfassung des Reichs, wie sie ist und wie sie war, und mit der unvergleichlichen, wunderköstlichen Muttersprache, Jahrtausende alt und doch immer jung, frisch, blühend und stark, in ewiger Jugendfülle prangend, und jeder höhern Vollendung begierig und rege empfänglich. — Daß er dies gewaltige, kühne, schäumende Flügelroß bändigen, daß er es nicht bloß regelrecht, sondern mit männlicher Kraft und Schönheit, reiten lerne, und daß ihm nicht bange, ob es ihn auch in schauerliche Abgründe der Nacht, oder in jene hehren Lichtregionen, trage, dafür ist sie wirksam durch Rath und That."

„Den eigentlichen Unterricht überträgt sie einer nach Grundsätzen erwählten Schule; aber die Erziehung besorgt sie selbst. Weder Erziehungsanstalten, noch Hofmeistern oder Hofmeisterinnen mag sie sie übergeben, weil sie sich sagt, daß sie dafür verantwortlich seyn würde, wenn ihr Kind in der fremden, ihm von der Natur einmal nicht angewiesenen Umgebung, mißriethe; wenn hier vielleicht sein Edelstes auf immer geknickt würde. Am wenigsten möchte sie es einem Franzosen oder einer Französin, anvertrauen, überzeugt, daß diese die starke teutsche Eiche entweder in dem Keim vergiften, oder doch den kühnen, gen Himmel strebenden Stamm früh kappen, nach ihrem schlechten und falschen gallischen Maaß; daß sie seine üppigen Zweige nach französischer Winzigkeit und Dürftigkeit zustutzen und die kraftvollen germanischen Wurzeln, in ihrem innersten Mark, unheilbar verletzen."

„Doch sie sorgt auch, nicht zu verkommen in des gewöhnlichen Lebens tausendfältigen Kleinigkeiten. Nicht bloß ihr Haus ist ihre Welt; auch in weitere Kreise dringt ihr heller Blick; auch für das allgemeine, das öffentliche Wohl schlägt ihr liebendes Herz. Sie fühlt sich als Bürgerin ihres Landes, ja, mehr noch, als Weltbürgerin; nur daß sie in dem gehörigen Abstande jene Kreise zu ziehen, nur daß sie jedem sein Recht zu geben weiß. Mit inniger Liebe ist sie ihrem Volke zugethan. Sein Glück ist ihr Glück; Seine Ehre ihre Ehre. Ihr Volk und kein anderes, ist ihr das geliebte, das gefeyerte, das erkorne. Mögen Andere, mit schwer erklärlicher Unnatur, den eigenen Urstamm verlästern, und andere Völker in den Himmel erheben; mögen Andere den Fremden nachbuhlen, den Ausländern mit Schlangen-Schmiegsamkeit nachäffen; Sitten ferner Länder, ob sie nun hier passen oder nicht passen, auf den heimischen Boden verpflanzen, indeß sie über die vaterländischen vornehm die Nase rümpfen; mögen Andere es in der fremden Sprache, durch einen überschwenglichen Aufwand von Zeit und Mühe, höchstens zu einer regelrechten Mittelmäßigkeit bringen, während sie die Mutter-Sprache weder rein und wohllautend aussprechen, noch richtig und ausdrucksvoll reden, noch schriftlich in derselben einen nur halb gesunden, ergreifenden und schönen, ja nicht einmal einen, von Sprachfehlern unentstellten, Satz bilden können; sie haßt diese ehrlose Abneigung gegen das Eigenste und Nächste, und gegen das, wahrlich in vielen Stücken, an sich echt Gediegene und Vortreffliche; sie verachtet diese niederträchtige Ausländerey; sie würde es sich zur größten Schmach rechnen, mit solch' einer, nur aus schmutzigen Quellen sprudelnden Nichtswürdigkeit sich zu besudeln."

„Deßwegen ist sie nicht blind gegen fremde Vorzüge. O nein, ihr ist nicht unbekannt das, was, wenn es nicht ausartet, gerade des Teutschen schönste Zierde ist, Weltbürgersinn, Sinn für das Weltganze. Darum fehlt ihr Gerechtigkeit nicht, darum richtet sie unparteyisch. Aber zuwider ist ihr die unvernünftige Vorliebe für das, was von Außen her ist — und, o der elenden Verkehrtheit! — bloß deßwegen geliebt wird, weil es nicht des Vaterlands Boden erzeugte und erzog. — Dies empört sie; dies erregt ihren ganzen Abscheu; und in heiligen Zorn möchte sie entbrennen, wo sie wahrnimmt diese schlaffe Characterlosigkeit, diese schamlose Vergötterung des Fremden, dieses kindische Affenwesen, dem Alles ge-

fällt, und das Jedes nachahmt, was nur nicht Teutsch ist."

„Die Zeit, in der wir leben, ist schwer und reich an Ermahnung und Lehre. Teutsche Frauen! laßt sie für uns nicht unbenutzt, nicht ohne die innigste Anwendung auf uns selbst, mit Allem, was wir haben und sind, vorübergehen! Laßt uns hören und merken auf Jedes, was sie uns so dringend und nachdrucksvoll zu sagen begehrt!"

„Und was begehrt sie uns zu sagen? Daß wir uns abwenden sollen von dem fremden Bösen, und von den ausländischen kräftigen Irrthümern, die uns so lange gefangen hielten! daß wir die Zerrissenheit unsers Wesens heilen sollen, und uns sammeln zu einer ungetheilten Einheit und Ganzheit; zu einer Verschwisterung auf Leben und Tod; zu einer Verbindung für alle Zeiten, jedes Gute und Große, das unser Land darbietet, mit reinem, offenem Blick, mit einem Auge, das kein Schalk ist, zu erkennen; mit einem Herzen voll keuscher, warmer Liebe zu pflegen, und mit ernster Kraft und starkem Ernst gegen jeden äußern und innern Angriff zu schirmen und zu schützen."

„Wohlan, Ihr teutschen Frauen, wir wollen uns Wort und Hand darauf geben, daß wir forthin in ungefärbter Treue anhangen wollen der Teutschheit; unserm Vaterlande und unserm edeln Volk!"

„Noch einmal: ernst ist die Zeit, ernst seyet auch Ihr! Horcht gesammelt ihren inhaltschweren Worten! — Vieles wird anders; Vieles wird besser; bleibt Ihr nicht stehen! Schreitet fort zur Vollendung!"

„Ein Sinn durchdringe, Eine Liebe vereine, Eine Hoffnung erquicke, Ein Glaube erhebe uns! Gemeingeist, der nicht weicht und nicht wankt, der in dem Ganzen unbeweglich gewurzelt steht, kehre wieder; und Vaterlandsliebe sey das Palladium unverletzlicher Vaterlandsehre! Dann, o dann wird die Klage verstummen und Glückseligkeit unter uns wohnen; dann wird Edles, Würdiges, unser Ruhm seyn und unser Stolz; dann wird uns achten Freund und Feind; dann wird Teutschland wieder werden, was es ehemals war, ein Land der Freyen und Starken; ein Land der Reinen und Biedern; und, wenn nirgends in der Welt, wird wenigstens unter uns ein Gemeinwesen bestehen, das nicht bloß seine Macht und Größe, das auch die innere Kraft stiller, einfacher Tugend aufrecht erhält."

„Teutsche Frauen, fühlt Eure Hoheit! Fühlt, wie sehr man Euch ehrt, wenn man, solche Erwartungen zu befriedigen, Euch auffodert. Rechtfertigt sie denn! Sorgt, daß jene selige Zeit komme; daß jenes veredelte Menschengeschlecht werde! ein Geschlecht, mächtig in guten Gesinnungen und Werken, und eifrig nachstrebend dem großen Ziele bewährter Güte, reiner Tüchtigkeit und Kraft!"

Von der Witterung des Herbstes von 1814 und des Winters 1815.

Der Rest des Septembermonats und der Anfang Oktobers wird äußerst wenige angenehme Tage haben, dagegen wird es sich bis Mitte Oktobers ganz vortrefflich schön zeigen, gegen Ende aber Nebel und Winde, und bis tief in den November werden wenige sehr schöne Tage seyn, da es endlich vor dem 18. noch mehrmalen angenehm werden kann; dann kommen aber Winde, Regen, Reife, Schneegestöber und andere trübe, unfreundliche Tage, die sofort bis 20. Dezember nur selten unterbrochen werden; jezt tritt dagegen beym Winter-Anfang einige Tage laue Witterung ein, die aber auf einmal und schnell sich zum Entgegengesezten wenden und bis Ende des Jahrs kalt werden dürfte. Bis Mitte Januars wird eine sehr große Kälte einfallen, auch der Februar wird nicht viel weniger rauh seyn, und besonders vielen Schnee bringen. Der März wird schön anfangen, aber weiterhin wenige lobenswürdige Tage haben, indem er vom April mehrere schlechte Zeiten zum Voraus borgen, die der April aber schon vor Ablauf seiner ersten Hälfte mit sehr lieblichem Wetter bezahlen wird.

Die Winterwitterung näher vorher anzuzeigen, würde für keine Art von Meteorologie möglich seyn, indem gerade ihr obliegt, die Winterprognostik vorerst eben so in's Reine zu bringen, wie die Prognose für den Sommer, die ich so weit gebracht habe, daß im Durchschnitte genommen, in einem Monat höchstens 4 Tage fehlerhaft sind, womit sich der Landmann, der Reisende u. s. w. ganz wohl begnügen und nicht zu berechnenden Vortheil daraus ziehen können. Es fodert meine künftig aufzustellende ganz neue Meteorologie (bey welcher die älteren Grundsätze fast gar nicht mehr in Anwendung kommen können) eine ganz andere Beobachtungsmethode für die Prognostik, welche in der That, nur dem Objekt nach, von der Prognose der Aerzte am Krankenbette abweicht und dazu braucht man unter andern wohl auch eine beträchtliche Zeit.

München, den 23. September 1814.

Dr. Gruithuisen.

Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers.

Liebe, gute Schwester.

„Die flüchtigen, unstäten Zeilen Deines Briefs verrathen mir noch deutlicher als der Inhalt desselben die Angst und Unruhe, mit der Du ihn geschrieben hast. Ich sehe Dich in rastloser Zerstreuung den Garten auf und nieder gehn, und Blicke gen Himmel richten, als wolltest Du die gute, treue Mutter zurückrufen, deren Beystand Dir jezt mehr als jemals entrissen ist. Alles beschwört, Alles bestürmt Dich um die Entschließung, Hand und Herz einem Manne zu geben, der in der ganzen Stadt wegen seines Reichthums in so großem Ansehn steht. Man nennt Dich eine Thörin, eine Widerspenstige, und prophezeiht Dir ein eheloses Leben, wenn Du auch diesmal und auch diesem Manne Deine Hand versagen könntest; Du selbst bist der Meinung: jezt oder nie! — Aber, liebe Schwester, ist es denn so gar schrecklich, ohne Mann zu leben, daß Andere Dir damit wie mit einer Höllenstrafe drohen? Sind etwa auf beyden Seiten, dort in der Ehe und hier im ehelosen Stande, die Vorzüge und Nachtheile so entschieden ungleich, daß bey einem jeden Frauenzimmer die Frage ganz überflüßig scheinen müße, ob es nicht vielleicht besser sey, gar nicht zu heirathen? Du bist wenigstens zu verständig, als daß ich fürchten müßte, Deinem Gefühle zu nahe zu treten, wenn ich Dir bey dieser Gelegenheit geradezu meine Meinung sage, und Dir, so wie mancher Deiner Mit-Schwestern, den Rath ertheile, ganz unverheirathet zu bleiben. Kein Mensch kann Dich darüber anklagen, kein Mensch von Dir fodern, daß Du um der allgemeinen Bestimmung willen, der Dein Geschlecht unterworfen ist, Dich aufopfern sollst. Du gehörst Dir selbst an, und die heilige Pflicht, Gattin und Mutter zu werden, bist Du der Welt nicht so unbedingt schuldig, daß du dafür Dein eigenes Glück, dein Leben und Deine Gesundheit nothwendig hingeben müßtest. Du bist eben so gut zunächst um Dein selbst willen da, als jeder Andere, der auf das Recht, nach freyer Wahl glücklich zu seyn, Anspruch macht. Es kommt nur darauf an, ob Du auch wirklich berechtigt oder wohl gar gezwungen bist, Dich jener allgemeinen Bestimmung zu entziehen. Und hier ist es die Pflicht eines Bruders, Dich auf Deine Gesundheit aufmerksam zu machen, und Dich recht herzlich zu bitten, bey dem Mangel an völliger Kraft und Stärke Dein Leben nicht so augenscheinlich auf's Spiel zu setzen. Wie Viele fanden nicht schon den Tod, gleich in den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung, weil ihre Körper-Kraft nicht hinreichte, den wichtigen Anfoderungen der Natur zu entsprechen! Und wie Viele retteten aus diesem Kampfe nur ein sieches, trauriges, elendes Leben! Es ist unverantwortlich, wie Aeltern ihre Kinder oft in so unvermeidlich tödtliche Gefahr stürzen, und, durch Eitelkeit bethört, die mitverschuldeten Mörder ihrer eigenen Kinder werden können. Verliert die zarte, liebliche Blume, auch wenn sie keinen Samen trägt, darum schon ihren Werth? Duftet sie nicht? Schmückt sie nicht den Garten? Soll aber von der Verpflichtung für die Erhaltung des Menschengeschlechts die Rede seyn, so ist es doch wohl weit gewissenloser, der Welt eine schwache, unglückliche Nachkommenschaft zu schenken, als ihr dieses Geschenk ganz zu versagen? Und — ist etwa Mangel daran? oder gedeiht das Einzelne (der Mensch) durch die Menge besser? Sehen wir nicht im Gegentheil, daß durch zu enge Nachbarschaft Eins das Andere erstickt, Eins das Andere am Wachsthume, an der Entwickelung hindert? Selbst, wenn auch Alle gesund und stark wären, könnten und dürften dennoch nicht Alle sich verheirathen. Bey der jezigen Beschaffenheit der Cultur muß die Ehelosigkeit allgemeiner werden. Aber sie ist nicht bloß für das Ganze nothwendig, sondern auch für viele Einzelne, und ein Wort für den ehelosen Stand eines Frauenzimmers (wovon bisher keiner hat hören wollen) ist jezt vielleicht ein Wort zu seiner Zeit."

„Mögen Andere das Glück des ehelichen Lebens preisen. Sie haben gerechten Grund dazu,

besonders, wenn sie bereits verheirathet sind; denn es ist immer klüglich gethan, seiner Lage und seinem Stande die günstige Seite abzugewinnen. Dagegen kann man es aber auch den Unverheiratheten nicht verdenken, wenn sie ihres Orts ein gleiches thun; und ledigen Frauenzimmern muß man um so eher dazu rathen, da das allgemeine Vorurtheil, daß sie zur Behauptung ihres Werths und ihrer Würde heirathen müßten, sie nicht wenig beunruhigt."

„Laß Dich das gar nicht kümmern, liebe Schwester. Du hast so gut das Recht, für Dich, frey und ohne die Fesseln der Ehe zu leben, als es Männern erlaubt ist, und wenn Jemand im Ernst das Gegentheil behaupten wollte, so müßte er erst darthun, daß alles weiblich Geborne nur Mittel und nicht Selbstzweck sey, welches doch eben so viel hieße, als den Frauen den Werth absprechen, der dem Menschen als Menschen zukommt. Laß uns vielmehr jezt unsere Blicke auf die Gefahren des ehelichen Lebens richten. Was gehört nicht dazu, daß gerade zwey Menschen sich finden, oder zufällig zusammentreffen, die die Natur selbst durch Temperament, Verstand und Herz für einander bestimmt hat! Wie wenig kann hier von einer Wahl, besonders bey Frauenzimmern, die Rede seyn, da sich die Bekanntschaft gewöhnlich nur auf den Kreis weniger Menschen erstreckt! Und wieder — wenn auch die besten Menschen sich verbinden, was gehört nicht dazu, so viele Jahre in der engsten Gemeinschaft mit einander zu leben, ohne jemals Zwang oder Ueberdruß zu empfinden! Wie verschieden sind nicht die Meinungen, Gesinnungen, Wünsche und Grundsätze der Menschen! und sehen wir nicht oft, wie die geringste Sache sie in ihren Urtheilen und Maaßregeln entzweyt? Wie unsicher ist besonders für ein Frauenzimmer die Hoffnung auf eine glückliche Eintracht, da sie durch die Verheirathung sich des größten Theils ihrer Freyheit begibt! Wer sichert sie vor den Launen, vor der Willkühr und der Härte des Mannes? Und, wenn auch die Biegsamkeit ihres Charakters hinreicht, Alles gelassen zu ertragen, wer stellt ihr Herz gegen die unmoralischen Gesinnungen des Mannes, dessen Gehülfin sie nun einmal ist, in Sicherheit? Wie lange wird es ihr gelingen, ihn durch Liebe zu leiten? Ist sie nicht vielmehr in Gefahr, mit ihm in gleiche Verderbniß zu versinken? Und sollen wir diese Erniedrigung für nichts achten?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Musikalien.

Nicht ohne die Hoffnung, durch unpartheyische Anzeige dessen, was im Gebiete der Tonkunst dem vaterländischen Boden Merkwürdiges und Vorzügliches entkeimt, die Kunst selbst in ihren Jüngern aufzufodern, sich wetteifernd zu zeigen und hervorzuthun, nehmen wir uns vor, von Zeit zu Zeit unsern Lesern eine Uebersicht der neuern und neuesten Erscheinungen in diesem Fache mitzutheilen. Wir glauben uns dadurch, daß wir zur Publizität derselben beytragen, den Compositeurs sowohl als den ausübenden Künstlern und Dillettanten zu verbinden. Von München, als dem Zusammenfluß so vieler berühmter und verdienstvoller Künstler und Kunstfreunde ausgehend, erwarten wir auch, daß uns Kunde von dem gegeben werde, was in den Provinzialstädten des Reichs Bemerkenswerthes erscheint, und Interesse für unser Publikum haben kann.

Es sind uns größere Werke, wie Partituren von Opern und Orchesterstücken bisher keine zu Gesicht gekommen; dagegen musikalische Journale, Gesangstücke und Compositionen für einzelne Instrumente mit oder ohne Begleitung in bedeutender Anzahl.

Unter den Journalen behauptet seines Nutzens wegen der seit dem Neujahr 1814 erscheinende musikalische Jugendfreund unstreitig den ersten Rang *). Die frühern Hefte desselben wurden bereits in diesen Blättern (Gesellschaftsbl. Nro. 49.) ausführlich gewürdigt. Wir bedauern, das uns der Raum nicht gestattet, hier eine detaillirtere Analyse dieses vortrefflichen Werkes folgen zu lassen, glauben aber genug zu seinem Lobe gesagt zu haben, wenn wir die Namen der Compositeurs Schinn, Grätz, Neuner ꝛc. ꝛc. nennen. Auch Hr. Schulinspector und Pfarrer Hauber gab uns eine herzliche Composition im 4ten Hefte zum Besten. Möge bald sein Name in dieser schönen Liedersammlung wieder erscheinen! — Die Variétés

*) München bey Sidler in der Rosengasse. Es erscheint in monatlichen Heften zu dem äußerst wohlfeilen Preis à 8 kr. pr. Heft.

amusantes pour le Pianoforte, welche Hr. Hofmusikus Ph. Röth seit drey Jahren herausgibt, erfreuen sich fortwährend des allgemeinen Beyfalls, der ihnen bey ihrem Beginnen geschenkt wurde. Die seitdem erschienenen Hefte bilden nunmehr bereits eine schöne Sammlung der beliebtesten Tonstücke aus Opern, Pantomimen 1c. 1c., und besonderer kleinerer Compositionen der Herren Röth, Beutler, Moralt, Danzi, Renner, Schönche 1c. 1c. für das Pianoforte. Dieses Journal erfüllt nicht nur die Zusage seines Titels, der vergnüglichen Wechsel verspricht, sondern es befriedigt auch die ernsteren Foderungen des Kunstkenners, daher wir denn dasselbe einer Empfehlung in jeder Rücksicht für würdig halten.

Da wir nun einmal begonnen haben, des Neuesten zuerst zu erwähnen, möge es uns auch vergönnt seyn, hier ein paar Worte über die so eben bey Sidler erschienene Sammlung teutscher Helden-Gesänge zu sagen, welche Hr. Musikdirekter Lindpaintner, dieser gemüth- und talentvolle Schüler des unsterblichen Winter's unter dem Titel herausgab: Teutscher Heldensinn, in 7 Gesängen dargestellt von J. Sendtner 1c. 1c. Diese Sammlung, den Zeitereignissen und dem Zeitgeiste entsprechender Gedichte dedicirte der Herr Compositeur Ihrer Maj. der Kaiserin von Rußland und empfing dafür von dieser huldvollen Monarchin eine kostbare emaillirte, goldne Tabatiere.

Das Accompagnement dieser Lieder ist für Guitarre und Klavier eingerichtet, doch dürfte das Ganze sich wohl schöner bloß mit der Begleitung eines der genannten Instrumente ausnehmen. Der Gesang ist, ohne künstlich zu seyn, kunstgemäß, und mag für eine Kehle, die die ersten Regeln der Singkunst noch nicht fest inne hat, wohl einige Schwierigkeiten haben. Er ist bey aller Einfachheit melodienreich, herzlich, eindringend und bey den geeigneten Stellen erhaben, voll majestätischem Schwunges. Vor Allem hat uns der Gesang an die Nacht gefallen. Es herrscht darin eine so tiefe Gemüthlichkeit. Die Phantasie des Zuhörers wird in das einsame Gemach des kinderlosen Greisen, an das Lager der Mutter, der Braut versetzt, die den Geliebten ihren Herzen fern, den Gefahren des Kriegs ausgesetzt wissen, und nun nächtlicher Weile ihren Schmerz über die Trennung in bangen Klagen ergießen — dann aber plötzlich sich ermannend das Gefühl der Vaterlandsliebe an die Stelle der weichen Empfindung über den Verlust des Geliebten treten lassen. — Das Genie des Compositeurs hat sich auch in den Liedern gezeigt, worin eine abwechselnde Empfindung herrscht, wo er denn alle Nuancen derselben zu treffen und äußerst glücklich vom Schmerz zur höhern Ermuthigung, von dem erzählenden Tone des Sängers in den leidenschaftlichen des Mitempfindenden überzugehen weiß. Wir glauben diese vortrefflichen Compositionen unsern Zeitgenossen um so mehr empfehlen zu dürfen, als sie vielleicht dazu beytragen, das wieder erregte Gefühl des Patriotismus unter ihnen lebendig zu erhalten. Und eine edlere Frucht hätte dann wohl nie der Lebensbaum der Tonkunst getragen!

Bey Hrn. Falter und Sohn sind ferner 10 Gesänge, nebst einem Quartet und einem Terzett aus Weißenbach's Kantate: das Opfer der Berge, von Hrn. Thaddäus Susan, für das Pianoforte arrangirt, erschienen. Die Composition dieser Gesänge, (einer glücklichen Auswahl vaterländischer Produkte von Hocheder (Morus), Rottmanner, Loe 1c. 1c. und der talentvollen Gattin des Hrn. Compositeurs, einer gebornen Salzer,) ist dem meist einfachen und herzlichen Inhalt anpassend, leicht und angenehm. Wir glauben sie, so wie auch ein anderes Werk des Hrn. Susan, die 12 Gesänge aus den Rapsodien des Ritters Koch Sternfeld den Freunden der Tonkunst anpreisen zu können, zumal sie für angehende Sänger und Klavierspieler den Vortheil haben, daß ihre Execution mit wenig Schwierigkeiten verbunden ist. Hr. Susan hat bewiesen, daß er, seines Stoffes vollkommner Meister, auch dem minder Gemüthlichen eine schöne Seite abzugewinnen verstehe. So prosaisch uns des Hrn. v. Sternfeld Gedichte auch während des bloßen Lesens vorkommen mögen, so einladend erscheinen sie uns doch mit den Melodien des Tonsetzers und man wird auch dem minder Ansprechenden gewogen. Die Talente des Hrn. Susan lassen wünschen, daß seine Berufsgeschäfte ihm mehr Zeit zur Ausbildung derselben übrig lassen möchten. So lange er selbst seine Arbeiten in musikalischer Hinsicht bloß als den Zeitvertreib seiner müssigen Stunden ansieht, bleibt uns immer noch etwas an ihnen zu wünschen übrig. Uebrigens läßt sich in all' den erwähnten Werken, (meistens Arbeiten junger Künstler) ein stetes Fortschreiten zur schönsten Vollendung bemerken, daß ihnen den Vorzug vor allen frühern Arbeiten derselben Verfasser gibt. Nicht ohne inniges Vergnügen erwähnen wir dieser Fort-Bildung; denn in der Kunst ist das Stillestehn schon ein Rückschritt, und nur die Mittelmäßigkeit glaubt sich am Ziele, wenn sie einmal Beyfall errungen.

Den Verlegern der angezeigten Musikstücke gebührt unser Dank für die Eleganz, womit sie das Aeußere derselben ausgestattet haben. Die Erfindung der Steindruckerey ist auch hierin, so wie überall von ausgebreitetem Nutzen; da weder der kostspielige und minder dauerhafte Kupferdruck, noch die Schrift-Noten, selbst die Härtelschen nicht ausgenommen, die Schönheit und Deutlichkeit der lythographirten Noten zu erreichen vermögen.

Betty Sendtner.

Nerus), Rettmenner, ...
len Gattin des Hrn. ...
alzer,) ist dem ...
it anpassend, leicht und ...
, so wie auch ein anderes ...
die 12 Gesänge aus den ...
ch Sternfeld den Freunden ...
ten zu können, zumal sie ...
und Klavierspieler den ...
Execution mit wenig ...
Hr. Susan hat bewiesen, ...
vollkommner Meister, ...
ben eine schöne ...
praktisch uns des Hrn. ...
end des bloßen Lesens ...
rscheinen sie uns ...
ters und man wird ...
vogen. Die Talente des Hrn. ...
n, daß seine Berufsgeschäfte ...
ildung derselben übrig lassen ...
selbst seine Arbeiten in ...
als den Zeitvertreib seiner ...
cht, bleibt uns immer ...
chen übrig. Uebrigens läßt ...
Werken, (meistens Arbeiten ...
) ein stetes Fortschreiten ...
merken, daß ihnen den Beitrag ...
rscheinen derselben Verfasser gibt. ...

Die Quelle zu Th. —

An Herminia.

Hell ist der Himmel, wenn im Frühlingsglanz
Er auf der Wiesen bunten Blumenkranz
Mit lindem Hauche sich herniedersenkt;
Doch heller als des Himmels reinster Strahl,
O Freundin, ist der schimmernde Krystal
Der Quelle, die Dein liebes Gärtchen tränkt.

Leicht tanzt das Reh, beflügelt ist sein Lauf;
Es schaut so fromm, so gut zum Himmel auf,
Ihm ist so wohl, so wohl! im grünen Wald;
Doch leichter aus des Hügels kühlem Schoos
Hüpft über Blumen hin und weiches Moos
Die Quelle, die Dein liebster Aufenthalt.

Wild wie der Donner tos't des Stromes Flut;
Der See in tiefer, träger Stille ruht,
Und aufgewühlt vom Sturm, im Zorne braust;
Doch wie wenn Freunde liebevoll und traut
Süß ist's zu ruh'n, wenn lauer Weste Spiel
Den Hain belebt; noch süßer das Gefühl
Der Ruh' an Deiner Quelle kühlem Rand,
Wo seinen holden Gruß das Blümchen nickt,
Das Freundschaft gern zum Angedenken pflückt
Dem Scheidenden in ein entferntes Land.

O Freundin! rein, wie dieser Quelle Flut,
Bewahr Dein Herz und frisch wie sie Dein Blut!
Bleib' der Natur im Leben stets getreu
Und treu auch in der Kunst! dann wird's Dir seyn,
Als ström' der Himmel in Dein Herz hinein
Und bilde sich in Deinen Werken neu.

J. Sendtner.

Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers.

(Beschluß.)

Nicht minder beklagenswerth ist das Schicksal derjenigen Frauen, die unverständigen Männern

Auslegerin und vernünftigen Deuterin zu dienen, ohne daß sie jemals eine Verbesserung seiner Thorheiten wahrnimmt. Und wenn sich diese bey Unternehmungen, bey Entschließungen gegen sie selbst richten, was hat sie dann nicht erst zu dulden und zu tragen! Er erinnert sich vielleicht in seinem Zorn, daß er Herr sey — sie muß schweigen, muß gehorchen, und muß wohl gar das Unrathsamste geschehen lassen, das sie, wenn der günstige Augenblick der Ueberredung kommt, nicht mehr zu verbessern im Stande ist.

Hat nun eine Frau mit den Thorheiten und Schwächen eines Mannes schon solche Noth, was wird sie nicht ausstehen müssen, wenn er wirklichen Fehlern und Lastern, dem Trunke, der Spielsucht, der Schwelgerey oder der Ausschweifung ergeben ist! Und sind diese Dinge bey Männern so selten, daß jede bey ihrer Verheirathung sich davor sicher halten könnte?

Von dem Verdruß und den mancherley Sorgen, die sich mit der Erweiterung des Hausstandes und der Familienverhältnisse vermehren, will ich nicht einmal reden. — Man spricht viel von dem Glücke, Kinder zu haben; aber, ohne noch besonders zu bedenken, daß sie oft auch eine Quelle des Kummers werden, verdient doch nicht minder die unsägliche Angst und Mühe, die sie der Mutter verursachen, einige Rücksicht. Und wenn diese die Reichern auch weniger empfinden, so können sie sich doch durch alle Schätze der Welt jener Besorgnisse nicht überheben, womit die mancherley Zufälle und die Krankheiten der Kinder sie ängstigen.

Je größer die Familie, desto größer der Anlaß zu Verlust und Schmerz; und ob auch viel Gutes sich zum Bösen gesellt, — so viel sehen wir mit Gewißheit, daß wir durch Verheirathung uns weit mehr den Einwirkungen und Angriffen des Schicksals aussetzen, als durch die Wahl des ehelosen Standes. — Allen diesen Gefahren, liebe Schwester, wirst Du nun entgehen, wenn Du die Fesseln der Ehe verschmähst. Du wirst frey, Dir selbst leben, ohne Schmerz, ohne Kummer. Die Härte des Mannes wird Dich nicht kränken, seine Laune Dich nicht beunruhigen, seine Sonderbarkeit Dich nicht in Verlegenheit setzen, und keines von seinen Fehlern oder Lastern Dich herabwürdigen. Du wirst gehen und bleiben, schlafen und wachen, wähl. und verwerfen, nicht wie ein Anderer, sondern wie Du willst, — und die Reinheit Deines Herzens verbürgt es mir, daß Du nur immer das Gute wollen, nur immer das Beste wählen wirst. Du brauchst nicht bey der Abwesenheit des Gemals für seine Gesundheit, für sein Vermögen, für seine Ehre in Besorgniß zu schweben, nicht bey seinem Kommen ängstlich aufzuhorchen, nicht, um etwas Gutes zu fördern, erst die freundlichen Blicke ihm abzulauschen, nicht seine Schwächen zu bewachen, seine Mängel zu bedecken, seine Thorheiten auszugleichen; kurz, Du brauchst nicht erst seine Ergänzung zu seyn, sondern, was Du bist, das bist Du für Dich, zur Begründung Deiner eigenen Selbstständigkeit. Immer nur handeln, wie ein Anderer will, oder nur immer halb wollen und halb geschehen lassen, und bey jedem Wunsch erst den Wunsch des Andern befragen — ist denn doch in der That nur halbe Freyheit, halbe Selbstständigkeit, halbes Leben.

Was ich Dir aber zum größten Vortheil anrechne, ist, daß Du nun nicht nöthig hast, Dich in die Fesseln der herrschenden Haus-, Staats- und Weltklugheit zu schmiegen, die um des irdischen Bedarfs und um äußerer Begünstigung willen, gegen andere lügend, lobend, schmeichelnd und bewundernd, gar bald das Herz seiner eigentlichen Würde, seiner Wahrheitsliebe und seiner unbestechlichen Tugendachtung beraubt. Wenn man das Jagen und Treiben in den bürgerlichen Verhältnissen betrachtet, wie hier Einfluß und Ansehn, Schmeicheley und Unterwürfigkeit, Trug und Verstellung einander begegnen, so scheint es, auch für den Besten, fast unmöglich, durch diese Verschlingungen sich hindurchzuwinden, ohne selbst etwas von dieser moralischen Elendigkeit anzunehmen. »Ich thue es um meines Mannes, um meines Sohnes, um meiner Tochter willen. Mit dem Herrn von X. dürfen wir es nicht verder-

muß es Dir werden, wenn Du auf diese Verwebung von Lug und Trug ruhig hinblicken kannst, ohne in sie verstrickt zu seyn. Aber das sage ich nicht deßhalb, daß Du die schlechteren Menschen verachten sollst, sondern — Dein Mitleid sollst Du ihnen schenken, und, — sehen wir auf ihre Unverschulden und auf die ihnen angeborne Herzensgüte, — warum nicht auch Deine Liebe? — Wenn Du aus jenem Gesichtspuncte das Ganze überschaust, müssen auch Neid, Mißgunst und Verläumdung — die gewöhnlichen Begleiterinnen des ehelosen Standes — fern von Dir seyn; denn — warum solltest Du die Menschen beneiden, warum ihnen das Gute mißgönnen, da ihnen mit dem Guten so viel Böses zu Theil wird! Immer von sich abgewandt, und in die Außenwelt verloren, leben sie mehr den Dingen, als sich selbst, und kehren von ihren Geschäften und Zerstreuungen in ihr Inneres eher ärmer als reicher zurück. Je mehr das schimmernde Ziel äußerer Vortheile sie fortreißt, desto unfähiger werden sie, sich ohne Vortheil, ohne Gewinnst zu freuen, und damit also auch unfähiger, des Schönen und Guten überhaupt, ohne persönliche Beziehung, in hohen

ren Herzen entwickeln, je weniger es noch von der Verdorbenheit Anderer ergriffen ist; denn, je unbefangener, je reiner, je kindlicher Du noch empfindest, desto näher wirst Du auch schon von Natur dem herrschenden Guten, desto näher dem Gott, der in Deinem Innern wohnt, und desto näher auch dem Glück eines heitern, ungetrübten Lebens seyn.

Bey einer solchen Reinheit des Gemüths wird das Schöne und Gute Dir auch aus der gesammten Menschheit zurückstrahlen, wenn Du, unbekümmert um das Entartete und Schlechte, auf einzelne vortreffliche Handlungen, durch welche die angeborne, bessere Natur sich offenbart, Deine Blicke richtest. In den Tugenden Einzelner wirst Du das Ganze wieder lieb gewinnen, und Dein Vertrauen auf Menschenwerth stärken.

Das Schöne und Gute — wo kann es Dir ferner wohl herrlicher begegnen, als in dem Genuße der schönen Natur? Wie es auch zugehe, daß Berg und Thal und Wald und Feld die edelsten Gefühle in uns wecken, und uns heiter und froher stimmen, — es sey Dir eine willkommene Lust, ihrem Einfluße, ihrem geheimen, mächtigen Zauber

um uns her aus einem höhern, allgemeinern Gesichtspuncte zu betrachten, und uns nach Verirrungen und mancher eiteln Betrübniß wieder mit Welt und Menschen auszusöhnen, hat über sich das Ziel des Bessern, und in seiner eigenen Andacht das Vorgefühl der Seligkeit. Doch — von keiner Verachtung der irdischen Welt sey hier die Rede. Diese überlaß jenen mürrischen Alltagsjungfrauen, die, weil sie sich über die Entbehrung der ehelichen Güter noch immer nicht zufrieden geben können, tobend zu Hause, und betend in der Kirche bald das Glück ertrotzen, bald in dem Besitze Anderer es geradezu wegläugnen, oder wohl gar zerstören wollen. Ihnen fehlt nämlich das, was Dein Erbtheil seyn wird, Sinn für das Gute und Schöne überhaupt.

Mit diesem Sinn wirst Du auch von selbst zu den Werken der schönen Künste Dich hinwenden, aus denen der Geist und das Wesen der äußern Wirklichkeit reiner und geläuterter hervorgeht, und Dir gleichsam die Seele des Lebens zu einem ungetrübten Genuße sich darbietet. In Deiner freyern Lage wirst Du weit eher, als andere Menschen, deren bürgerliche Bestimmung es nicht selten ist, an Einzelnheiten zu haften, das allgemein Wahre, Edle und Göttliche auffassen und empfinden, mag es Dir die Kunst durch das Reich der Farben oder der Töne, oder selbst durch menschliche Gestalt und Bewegung darstellen.

Natur und Kunstgenuß und heilige Andacht, — wenn Du diese Wohlthäterinnen, diese drey himmlischen Schwestern zu Deinen Begleiterinnen wählst, dann wird auf Deinem Wege durch's Leben weder Neid, noch Kummer Dich berühren; über den Reiz so mancher äußern Güter erhaben, wirst Du auch im Reiche des Geistes deines Glücks so gewiß seyn, daß Du dazu weder der Klugheit des Philosophen, noch der Begeisterung des Dichters, noch der Tugend einer Heiligen bedarfst; denn bey einer solchen Richtung des Gemüths wirst Du das Erste erlangen, ohne es zu wissen, das Zweyte, ohne es zu wollen, und das Dritte, ohne stolz darauf zu seyn.

So im Innern veredelt und äußerlich mit Heiterkeit geschmückt, wird Deine Erscheinung im häuslichen Kreise wie in der Gesellschaft Jedermann willkommen seyn und der Gutgesinnte in der Achtung und Werthschätzung gegen Dich unbewußt dieselben Empfindungen üben, mit welchen aus der reinsten Fülle seiner Seele als Dein bewährtester Freund Dich vor Allen innig und herzlich liebt

Dein

ewig treuer Bruder.

Anekdoten.

In Constantinopel stritten sich Juden mit Muselmännern über das Paradies, und behaupteten, sie wären die einzigen, die hineinkämen. Die Türken fragten nun: wenn dem wirklich so ist, wo werden wir denn hinkommen? — Die Hebräer wollten es nicht wagen, sie gänzlich davon auszuschließen und gaben also zur Antwort: Ihr bleibt vor den Mauern und seht nur zu uns herein.

Dieser sonderbare Streit kam dem Großvezier zu Ohren, der gern jeden Vorwand ergriff, um den Juden neue Steuern auflegen zu können; er sagte demnach: „Weil dies Lumpenpack uns unsern Platz vor dem Paradies anweist, so ist es nicht mehr als billig, daß es uns Zelte liefert, damit wir nicht dem Ungemach des Himmels ausgesetzt sind.“ Und nun legte er den Juden, außer dem gewöhnlichen Tribut, eine gewisse Summe zur Bestreitung der Kosten der Zelte des Großherrn auf, die sie noch bis auf den heutigen Tag entrichten müssen.

Ein Pächter der Salzsteuern hatte ein prachtvolles Gebäude aufführen lassen. Ein Freund, dem er es zeigte, bemerkte in einem großen Vorsaal eine leere Nische. „Wie kömmt es, daß Sie nichts hineinstellen?“ — „Ich wollte gern irgend eine allegorische Figur haben, die sich für mich paßt.“ — „Nun so lassen Sie Loth's Weib hineinstellen, als Salzsäule.“

---

ewig [illegible]

Anekdoten.

[illegible]nopel stritten sich Juden [illegible]
[illegible]ies, und behaupteten, [illegible]
[illegible]kämen. Die Türken [illegible]
[illegible] ist, wo werden wir [illegible]
[illegible] wollten es nicht wagen, [illegible]
[illegible] und gaben also zur [illegible]
[illegible] und sehr [illegible]
[illegible] Streit kam dem [illegible]
[illegible] Vorwand ergriff, um [illegible]
[illegible] zu können; er sagte [illegible]
[illegible] uns unsern Platz vor [illegible]
[illegible] es nicht mehr als billig, [illegible]
[illegible] wir nicht dem Ungemach [illegible]
Und nun legte er den Juden, [illegible]
[illegible] ihut, eine gewisse Summe [illegible]
[illegible] Zelte des Großherrn auf, [illegible]
[illegible] Tag entrichten müssen.

Woldemar.

Wie im Wald die Mondesschatten wanken!
Wie so ringsum alles, alles ruht!
Einsam sitz' ich hier, voll Nachtgedanken,
Denke nur an mein verlornes Gut.

Möcht' es wieder fassen, an mich drücken,
So voll süßer Lust und so voll Schmerz,
Ach und saugen aus den süßen Blicken
Unverstellt das schöne, edle Herz.

Locke nicht zu neuen Glückesträumen,
Trüglich Bild, den oft versuchten Geist!
Freuden, die mein Herz verlanget, keimen
Nicht hienieden mehr, wo alles gleißt. —

Damals, als ich Dich zuerst gewahrte,
Wähnt' ich wohl, Du sey'st ein Segensbild;
Furcht mit Hoffnung sich im Herzen paarte,
Denn Du schienst so hehr und doch so mild!

Und nach langem Kampf und Widerstreiten
Fühlt' ich meine Ahnung fast bewährt:
„Daß den heil'gen Traum Du würdest deuten,
Den mein Herz von Freundschaft früh genährt.“

Doch, was ist der Schönheit Himmelsblüthe,
Was für mich die ganze, weite Welt,
Wenn, ihr Götter! Wahrheit dem Gemüthe,

Die Höflinge.

Quand Auguste avait bu, la Pologne étoit ivre.

(Friederich II. König von Preußen.)

In der Geschichte der Dynastien von Abulfarage liest man, daß der Kalife Mansul einen einzigen Sohn hatte, auf dessen Erziehung er viel Sorgfalt verwendete. Mori-Lillah, (so hieß der junge Prinz) reiste unter der Aufsicht eines weisen Lehrers und befand sich gerade im Korassan, als er, zu seinem größten Schmerze, den Tod seines Vaters erfuhr, dessen Thron zu besteigen er nunmehr durch seine Geburt berufen war; weniger jedoch durch sie, als durch den Wunsch eines Volkes, dessen Vater Mansul gewesen war. Der Prinz machte sich mit seinem Mentor auf den Weg nach Bagdad.

Unterwegs schenkte er den Rathschlägen seines Lehrers Alibor die höchste Aufmerksamkeit. Er konnte demselben nicht verhehlen, wie viel Unruhe ihm es mache, daß er, so jung noch, die Zügel einer Regierung fassen sollte, von welcher das Schicksal so

dem Rathe seines Lehrmeisters incognito in seinem Pallaste an. Indessen verbreitete sich dennoch das Gerücht von seiner Ankunft und die Großen, welche um seine Gunst buhlten, kamen vor allen Dingen zu Alibor, um bey ihm Nachrichten über den Geschmack und die Launen ihres neuen Herrn einzuziehen.

Zum ersten erhielt er den Besuch des Groß-Imans; eines Mannes von ausgezeichnet strengen Sitten, der den Alkoran auswendig wußte und schon dreymal die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte. Alibor vertraute ihm unter dem Siegel des Geheimnisses, daß der einzige Fehler des jungen Prinzen in einer unüberwindlichen Neigung zum Trunke bestände, die er sich auf seiner Reise zu eigen gemacht, und der er sich nun ohne Rückhalt überlasse.

Auf den Iman folgte der Großvezier, ein, unter den Geschäften ergrauter Greis, dem der Lehrer vertraute, sein Zögling habe an nichts Gefallen als am Putze, mit dem er sich einzig beschäftige.

Es kam nun das Oberhaupt der Emiren, ein tapferer Krieger, der sein Leben im Felde zugebracht hatte und kein Vergnügen und keine Wissenschaft schätzte, als die mit dem Kriege verbunden ist. Nicht ohne Unwillen erfuhr er, daß der Prinz nur den schönen Künsten, der Musik und dem Tanze Geschmack abgewinnen könne und nur sie an Andern lobenswerth finde.

Endlich zeigte sich auch noch das Haupt der Eunuchen bey Alibor und vernahm mit Unruhe, daß Moti-Lillah das Waffenhandwerk über Alles schätze und ihm sein ganzes Leben widmen wolle.

Da nun der Tag der feyerlichen Vorstellung gekommen war, belagerten die Schaaren der gemeinen Höflinge den Pallast und suchten durch alle mögliche Zeichen der Unterwürfigkeit die Aufmerksamkeit des neuen Kalifen auf sich zu ziehen. Zuletzt kamen auch die Minister in den Divan, und wie groß war das Erstaunen des Prinzen, als er den alten Vezier, nach der Weise der Stutzer von Bagdad mit parfümirtem Haupthaar und Bart, in einem himmelblauen, silbergestickten Kaftan, den Turban seitwärts aufs Ohr gesetzt, einherschreiten sah. Auf ihn folgte der Iman, vor Trunkenheit hin und herschwankend; seine sonst blaße Gesichtsfarbe hatte der cyprische Wein entflammt; kaum daß die schwere Zunge mühsam einige Worte hervorlallte, die seinen Zustand nur zu deutlich verriethen. Hüpfend und trillernd gesellte sich nun das Oberhaupt der Emiren zu ihnen. Schon begann der Zorn des Prinzen über diese seltsamen Verkleidungen aufzublitzen, als der kriegerische Anblick des Haupts der Verschnittenen, der mit Helm und Panzer angethan, sich näherte, seinen Unwillen entwaffnete, und seine Stirne erheiterte. Es ist ausgemachte Wahrheit, daß kein Höfling über die Maske des andern lacht, so lächerlich sie auch seyn möge; so warteten sie nur den Augenblick ab, wo der Prinz ihnen das Beyspiel des Lachens gegeben, um mit Spott über einander herzufallen. Das that er denn auch von ganzem Herzen, als ihm Alibor die Ursache und den Zweck dieses abentheuerlichen Aufzuges erklärt hatte. Der persische Geschichtschreiber sagt uns nichts über den Verfolg dieser Begebenheit, man findet aber, wenn man die Annalen der Regierung Moti-Lillah's durchblättert, daß er die Lehren Alibor's benutzt und die Aufrichtigkeit und das Verdienst der Höflinge zu würdigen verstanden habe.

Das Geschlecht der Höflinge ist alt und wird an denselben Zeichen zu allen Zeiten und in allen Ländern erkannt. Die Höflinge Alexanders, die den Kopf auf die linke Schulter neigten, weil der macedonische Monarch ihn so zu tragen gewohnt war; die Günstlinge Philipps, die ein Auge bedeckten, weil der König einäugig war; die jenes Kurfürsten von Sachsen (Joh. Kasimir) die sich den Bauch mit Pelzwerk ausstopften, um der Unförmlichkeit ihres Herrn nachzukommen — alle diese Höflinge waren wohl von keiner andern Gattung als die des Kalifen von Bagdad und würden sich wohl bey einer ähnlichen Gelegenheit nicht engbrüstiger gezeigt haben.

Doch muß man gestehen, daß, wenn der Geist des Höflings immer derselbe ist, seine Kunst doch Fortschritte gemacht hat. Man versteht gegenwärtig viel geschickter zu schmeicheln. Man verhehlt sogar seine Verhehlung oder die Verläugnung seines eignen

Wesens. Aristipp hatte entdeckt, daß die Großen Ohren an den Füssen haben: seitdem hat man aber die Bemerkung gemacht, daß ihre Augen an den Knien sitzen, und daß sie es jedem übelaufnehmen, der sich höher hinaufwagt.

Die Römer bezeigten zu den Zeiten der Republik einen großen Abscheu vor der Schmeicheley. Kaum hatten sie aber das Wort: Kaiserreich ausgesprochen, erreichten sie auch in den Künsten der Höflinge das Sublime der Niedrigkeit. Cäsar wurde drey Monate nach seinem Uebergang über den Rubikon der Vater des Vaterlandes genannt. Oktavius wurde Augustus und Augustus bey seinen Lebzeiten schon Gott. Ein Dekret des Senats gab ihm das Gattenrecht über alle römischen Frauen, und diese hochansehnlichen Väter, die während vier Jahrhunderten über alle Throne der Welt verfügten, berathschlagten sich ernstlich unter Tiberius über die Sauce, worin der Kaiser heute seinen Auerhahn essen würde.

Die Höflinge, die man nicht mit den Hofmännern verwechseln darf, wurden nie strenger beurtheilt, als durch ihre Herren. Franz der Ite sah in ihnen Kinder aus den Stämmen, die keine Aeltern haben. Alphons von Portugal verglich sie mit Schüsseln, die symetrisch an einem Feste auf den Tafeln geordnet, dann aber in der Küche, wenn man das Geschirr puzt, unter einander geworfen werden. Der Regent gab folgende Definition eines Höflings: er ist ein Mensch ohne Ehre und ohne Laune.

Erst unter der Regierung Ludwig des XIV. oder vielmehr des Ministers Richelieu begannen die Franzosen, bey Hofe das Gift der Schmeicheley, zu bereiten. (?) Heinrich der IV. ist nicht durch seine Schmeichler bekannt worden: er hat das, bey den Königen so seltene Glück, es durch seine Freunde geworden zu seyn. Dieser vortreffliche Fürst liebte die Wahrheit und freute sich sie zu hören, und hier ist es, wo er über Friederich dem Großen steht, der sie nicht immer gern hörte, nicht einmal bey den Soupers zu Potsdam. Meine Herren, schweigen wir davon, sagte er oftmals, hier ist der König. Man würde zu Friederich nicht ungestraft wie zu Heinrich dem IV. gesagt haben: „Sire, schlafen Sie nur noch; wir haben noch über Sie zu reden."

Ludwig der XIV. wurde nicht durch die Schmeichler verdorben und dies verdankt er abermals seinem Minister, dessen Antichambre dagegen von ihnen belagert wurde. Richelieu sah 15 Jahre lang die Großen, die Geistlichkeit und die Gelehrten zu seinen Füssen. Unter diesen letztern war Corneille der einzige, der sich nicht scheute, ihm öffentlich Widerstand zu leisten. Doch wich er dem Bedürfniß, dem Schatzmeister zu schmeicheln, der seine Pension nicht richtig bezahlte; Corneille hatte aber das Geheimniß Pindars nicht erlernt, harmonisch zu betteln, denn es gibt fürwahr nichts lächerlicheres und impertinenteres als die Dedications-Epistel des Cinna an Hrn. von Monteron, worin er diesen mit dem Kaiser August vergleicht. Er scheint dies selbst zu fühlen, indem er sagt: Ich habe so entfernt von der Schmeicheley gelebt, daß ich Glauben zu erhalten hoffe, wenn ich Lob ertheile, was so selten geschieht.

Ludwig der XIV. gab der Schmeicheley wenigstens schöne Vorwände; man billigt beynahe Lobes-Erhebungen die der Geist veredelt. Boileau hatte in diesem Fache nur Voltaire zum Nebenbuhler. Wie viel Geist entwickelte dieser scharfsinnige Kopf nicht, als er bey Mad. La Fayette auf die Bemerkung: man könne gros für grand brauchen und eben sowohl sagen: une reputation grosse, wie une reputation grande — antwortete: Sagen Sie was Ihnen beliebt, doch werde ich mich nie dazu verstehen, Ludwig den Dicken und Ludwig den Großen für eine und dieselbe Person zu halten."

Etwas weniger Delicatesse findet man in der Rede eines Kapuziners, der, als er zu Fontainebleau vor Ludwig den XIV. predigte, seine Rede also anfing: „Lieben Brüder, wir sterben alle, (dann sich plötzlich zum König wendend) ja Sire, wir sterben beynahe alle."

Die Memoiren der damaligen Zeit schildern einstimmig den Herzog von Grammont als den geistreichsten und feinsten Höfling jener Epoche. Eines Tages

trat er in das Kabinet Richelieus ohne vorher gemeldet worden zu seyn. Se. Eminenz vergnügten sich gerade in einer ihrer wenigen Mußestunden mit gleichen Füssen Sprünge gegen die Mauer zu machen. Der Herzog fühlte augenblicklich, wie gefährlich es sey, einen Premierminister bey einer so kindischen Beschäftigung zu überraschen, und ein Tölpel würde sich wohl mit tausend Entschuldigungen zurückgezogen haben, worauf eine Ungnade die Antwort gewesen wäre. Der gewandte Höfling beging keinen solchen Fehler; er tritt schnell ins Kabinet, indem er ruft: hundert Thaler, ich springe höher als Ew. Eminenz! und alsbald sprangen der Herzog und der Kardinal um die Wette. Grammont hatte noch den glücklichen Einfall einige Zoll niedriger zu springen als Monseigneur, und seine Wette zu verlieren. Sechs Wochen hernach wurde er französischer Marschall.

Nie wurde einem Monarchen mehr geschmeichelt als Ludwig dem XIV. In den letzten Lebensjahren desselben zeigte sich die Vergötterung, wenn nicht sinnreicher, doch gesuchter. Während man die Gärten von Versailles mit den Meisterstücken eines Couston, Coisevoix ꝛc. ꝛc. verzierte, kam Louvois auf den Einfall, diese Statuen ohne das gehörige Equilibre aufzustellen. Sie neigten sich so sehr seitwärts, daß dies dem König auffiel, der sie wegzunehmen befahl. Louvois behauptete ernstlich, die Statuen wären im gehörigen Gleichgewicht. Mansard und Le Notre, die mit ihm einverstanden waren, behaupteten dasselbe. Der König befahl die Perpendikularität mit dem Senkbley zu untersuchen, wo sich's denn fand, daß Se. Maj. Recht hatten. Die Höflinge aber hatten ihr Ziel: eine Gelegenheit, dem König Lobsprüche über sein richtiges Augenmaaß zu machen, erreicht.

Gegen das Ende dieser Regierung verlor die Schmeicheley alle Schaam. Ludwig beklagte sich eines Tages über Tafel, daß er keine Zähne mehr habe. „Ach! Sire, wer hat den heut zu Tage noch Zähne? — fragte La Roche-Aimon, indem er die seinigen zu verbergen suchte. Der vertrauteste Günstling dieses Monarchen, der Marschall Villeroi erhielt sich durch ähnliche Antworten. Der König, der die Schwachheit hatte, nicht altern zu wollen, fragte nach dem Alter eines Offiziers, der den Abschied verlangt hatte. — Sire! erwiederte der Marschall: Er ist so alt wie Jedermann: 66 Jahre."

Ludwig, der diese Antwort sehr einfach fand, lachte indessen doch sehr über die jenes angehenden Höflings, der, als er ihn fragte, wenn seine Frau in die Wochen kommen würde, mit einer tiefen Verbeugung antwortete: „Wenn es Ew. Maj. gefällig seyn wird."

(Der Beschluß folgt.)

Fragmente aus Jemands Tagebuch.

Nichts wohl schmerzt den Gebildeten so sehr, als daß diejenigen, welchen die Handhabung der Gesetze anvertraut ist, oft einen so großen Wirkungskreis besitzen, der ihnen erlaubt, als Machthaber willkührlich zu handeln. Das Gesetz fodert in Allem Ruhe, Besonnenheit, Würde; je civilisirter der Staat, je vorgerückter in Wissenschaften und Kunst die Zeit ist, desto gebildeter, hofft man, würden die Richter seyn. Aber was soll die Leidenschaftlichkeit, das unmäßige, rohe Betragen, die oft absichtliche Lust zu Kränkungen rechtfertigen? was das Zurückbleiben dieser gebildet seyn sollenden Männer hinter den Fortschritten ihrer Zeit? —

Ja, wir sind fortgeschritten, und wir sind *es gewiß* — aber unser Publikum muß *nur lesen*, muß nur fühlen, denken und selbst urtheilen, muß sich nur bilden wollen und es geht. Aber man muß in Schrecken gerathen, wenn man den tollen Wust vernimmt, der heut zu Tage in Kaffee- und Weinhäusern von Männern ausgekramt wird, von denen allen man billig fodern und erwarten sollte, daß sie außer Zahlen und Canzleyarbeiten auch sonst noch etwas verstehen möchten! — Aber auch gar — gar so schrecklich albernes Zeug plaudern — wer in aller Welt sollte nicht darüber in Aerger gerathen! Ich rede ja vom Kaufmann, vom ordinären Bürger nicht einmal — sie sind nicht auf hohen Schulen gewesen, aber man dürfte vielleicht weniger Grund zu rügen finden, wenn man von ihnen spräche.

Jüngst sagte gar ein vornehmer Herr in einem Buchladen: Je deteste toute la philosophie! — Mein Gott, und was mag sich der Buchhändler anders gedacht haben, als: je deteste tous les ignorans!

Stolz, kleinlich stolz und unerträglich hochmüthig sind die Menschen, denen es geglückt ist, auch ohne Kopf, bloß weil sie zu einem nützlichen Geschäfte gut sind abgerichtet worden, etwas zu werden. Gewöhnlich wissen solche Leute sogar über die Barbarey des sogenannten Pöbels und über den Aberglauben unserer Väter zu spotten, bis ihre Zungen schwer vom Bierrausch verstummen. Der göttlichen Plumpheit ihrer Zotensprache nicht zu gedenken!

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 12. Oktober.

Friede.

Friede schallet durch Europa's Reiche,
Hehr, wie Harfen-Klang,
Lieblich, wie im Lenzgebüsch der weiche
Nachtigallen Sang.

Ist er endlich denn herabgestiegen
Aus des Himmels Au'n,
Seinen Tempel an der Enkel Wiegen
Wieder aufzubaun?

Ausgelöschet ist, nach dreymal sieben Jahren,
Alle Krieges-Lust?
Sind die zorn'gen Geister ausgefahren
Aus der Krieger Brust?

Abgetrocknet sind der Mütter Zähren?
Wittwen-Klagen stumm?
Satt ist aller Helden Durst nach Ehren,
Menschen-Blut und Ruhm?

O, willkommen denn in unsrer Mitten,
Holder Götter-Sohn!
Bring Gewährung uns der heißen Bitten
Von Jehovas Thron.

Sieh, die Heiligthümer ruhn zerstreuet
Unter Staub und Schutt,
Und der fromme Glauben ist entweihet
Durch des Krieges Wuth.

Wirke, daß der Mensch von seinen Trümmern
Wieder aufwärts schaut,
Und dem Gotte, dem die Sterne schimmern,
Mehr als sich vertraut.

Daß des Wahnes kalte Fessel springen,
Die der Dünkel schlug,
Um den Wunder-Glauben zu bezwingen
Mit Gewalt und Trug;

Nimmer sich in Herostratischem Brande
Der Verstand entzückt,
Und mit falscher Syllogismen Bande
Heiliges umstrickt.

Führ der Keuschheit Tugend uns, die scheue,
Edler Ahnen Glück,
Mit der alten Redlichkeit und Treue
Vom Olymp zurück.

Daß Thuisko's Töchter sittsam blühen,
Still in sich geneigt,
Und die Söhne männlich kühn erglühen,
Wenn Gefahr sich zeigt.

Daß die Fürsten heim'sche Sitte hegen,
Teutsche Art und Kunst,
Teutschen Fleiß und teutsche Sprache pflegen
Mit gerechter Gunst.

Diese Gaben bring uns holder Frieden,
Herrsch' durch jedes Land,
Und in jeder Menschen-Brust hienieden,
Treu uns zugewandt.

Ewig dampfen dir dann die Altäre,
Holder Götter-Sohn!
Und der höhern Schwester, die dich lehre,
Der Religion. Norus.

August Wilhelm Iffland.

Und so sinkt einer nach dem andern in die Grube. Die Dichtkunst, kann man behaupten, hat auf ihrer schönsten, glänzendsten Höhe gestanden: Herder, Schiller, Wieland kehren nimmer mehr — ach und nimmer kehrt auch Iffland wieder. Ein junges Genie, das sich voll Kraft und Originalität zu entwickeln begann, der herrliche, gluthvolle Körner ist auch untergegangen, und groß und einzig, wie er sie alle überragt als universeller Geist, steht Göthe noch da, ein heiterer, freundlicher Sänger, der Fingals zärtliche Klage anstimmt um die theuern, verlornen Freunde. Aber er scheint den Cyklus seiner drammatischen Produktionen beschlossen zu haben — und somit hat Teutschland seine Euripides und Sophokles, seine Shakespeare, seine Pope, seine Racine und Corneille, seine Monti und Alfieri gehabt: es werden wohl der Sänger viele kommen und neue Erscheinungen über die Bühne führen — aber die Meister stehen ruhig da in ihren Nischen, und ihre Statuen erschüttert kein Wandel des Geschmacks, kein Urtheil des Zeit-Geistes mehr; sie haben sich rein erhalten vor den Verirrungen ihrer Mitwelt und werden ewig unbewölkt als Gestirne des Schönen am vaterländischen Kunsthimmel glänzen.

Iffland starb den 22. Sept. im 54 Jahre seines für die Kunst unsterblich verdienten Lebens. Er sank am 25. in der Frühe auf dem Kirchhofe zu Berlin in die Grube. Freunde streuten Blumen auf seine Bahre und weinten heiße Thränen seiner Asche. Er hatte von seiner letzten Badreise ein einfaches zweystimmiges Lied mitgebracht, welches, als sein Lieblingsgesang, nach dem Einsenken seiner Leiche abgesungen wurde. Am Abend hatte auf der Bühne eine Todtenfeyer des Entschlafenen statt. In einer tempelartigen Halle, erblickte man das gesammte Theaterpersonal, in schwarzer Kleidung, auf schwarzbedecktem Fußboden in dichten Reihen zu beyden Seiten der Bühne aufgestellt. Im Hintergrunde derselben zeigte sich auf einem schwarzdrappirten, von vier Candelabern umgebenen Postamente Ifflands Büste und zur Rechten und Linken derselben zwey schwarzverschleyerte Figuren mit dem Saitenspiele in der Hand. Nach einer hinter der Scene leise erschallenden Musik von Blase-Instrumenten, trat Hr. Beschort vor und sprach eine von dem königl. Theater-Dichter Hrn. Herklots verfaßte Rede, mit dem vollen Ausdruck des Gefühls, von welchem der Dichter durchdrungen gewesen war.

Wen füllt nicht Gram bey diesen Klagetönen,
die Ifflands Genius zu wecken scheint? —
Er ist dahin — der Kunst vertrauter Freund;
der hohe Bildner im Gebiet des Schönen! —
Ihn deckt die Gruft, in dessen Dichterscenen
Natur mit Kunst verschwistert sich vereint; —
vor dessen Denkmal, das die Musen krönen,
Germania um ihren Liebling weint!

Was er uns war, was wir in ihm verloren,
fühlt tief, mit uns, hier jedes edle Herz!
So weich im Mitgefühl für Lust, für Schmerz,

ward nie vielleicht ein Sterblicher geboren;
als Freund, den Freunden die er auserkohren,
so fest, so ächt bewährt, wie edles Erz!

Wie er, als Künstler, die Natur belauschte;
wie er, durch Laune, Geist und Phantasie,
der Wahrheit neue Zauberreitze lieh;
als Proteus, tausendfach, Gestalten tauschte;
durch Scherz, durch Rührung das Gefühl berauschte;
dieß schildert — dieß, vielleicht, ersetzt sich nie.
Dieß alles ruht mit Ihm, im öden Grabe!
Was sterblich war, hält ewig'e Nacht umhüllt!
Unsterblich aber bleibt der Welt sein Bild
in seines Geistes reicher Dichtergabe,
die mit Bewundrung Teutschlands Enkel füllt!

Er ruh' in Friede! — Freundschaftszähren tränken
sein stilles Grab! — Die Kunst ward ihm Beruf,
zum Recht, zur Tugend manches Herz zu lenken! —
Zu dieses edlen Strebens Angedenken
laßt uns auch heut' dem Schönen, das er schuf,
und seiner Asche fromme Thränen schenken.

Hierauf folgte der aus Romeo und Julie von Benda gesetzte Chor: „Im Grabe ruht Vergessenheit der Sorgen." Nach dieser äußerst rührenden Todtenfeyer wurden von der überaus zahlreichen Versammlung „die Jäger" auf eine des Verfassers Andenken würdige Weise aufgeführt.

Ihn hat die Gruft! Die Erde sey ihm leicht —
Die Brust voll Schmerz, das Auge feucht
Sehn wir dem Hingeschiednen trauernd nach,
Der Schönes dichtete und schön es sprach!
Der uns des Menschen vielgestalt'ge Welt
In Werken kühn entwarf und selbst sie dargestellt!
Er ist dahin! Er hat sein Ziel erreicht!
Ihn hat die Gruft! Die Erde sey ihm leicht!

Aphorismen.

Im Reiche der Liebe sind nicht bloß geflügelte Herzen, Engelbilder voll williger Ergebenheit, sondern auch fliegende Pfeile, die dursten nach dem Herzblute, und daraus erwachsen Rosen mit Dornen.

Es gibt nicht bloß eine Ideen-Association, sondern auch eine Association der Gefühle und Empfindungen, und darum hängen ewig um den Umkreis einer ersten unglücklichen Liebe die alten Gewitter-Wolken bey jeder spätern.

In jedem Menschen finden sich noch die Unthiere der Urzeit. Wohl dem, der in sich auch den Heros findet, dieselben zu bändigen.

Nicht die Geographie allein soll von periodischen Quellen sprechen, auch die Psychologie kennet deren; nach langem Schlummer erneuert sich wieder der alte Schmerz, gleichviel an welchem Gegenstande.

So wenig als den Kern des Makrokosmos, kennen wir den des Mikrokosmus und nur was sich auf der Oberfläche des Menschen-Ichs dem Lichte des Lebens zeiget, pflegt benannt und untersucht zu werden.

Nur ein großer Naturkundiger und Menschenkundiger kann ein Dichter der neuern Zeit werden.

Es gibt eine kalte und warme Phantasie; ich möchte die erste die mathematische heißen, weil sie bloß Größen-Verhältnisse behandelt, die andere die künstlerische, weil sie die ganze Wärme und Wahrheit des Lebens über den Gegenstand ausgießt.

Die Sünde ist der Tod der Liebe, sagte man einst. Die Sünde ist das höchste Opfer der Liebe. Der hat nur die Lust, nie die Geliebte geliebt, bey dem irgend ein Act die Liebe auslöschen kann.

Die Liebe drückt der Seele ein unauslöschliches Zeichen ein, wodurch sie ewig erwärmt wird.

Ach, denke ich an dich m. K . . —, da hebt sich plötzlich das Herculanum alter Herrlichkeit aus seinem Lava-Strome empor und jede verschüttete Einzelnheit steht als treues Urbild einer lieben Erinnerung.

Die Seele des Menschen kann durch den Umtrieb in Geschäften, wie die Kette eines Rebhühner-Geheges durch die Jagd, gleichsam zertrennt und zersetzt werden: aber jeden Augenblick der Ruhe geben sich die zertheilten Empfindungen sichere Zeichen und bald finden sie sich wieder in die alte Liebe zusammen.

Für den Dichter ist jede neue Erfahrung ein neues Wort; aber die herrliche Erfahrung der Liebe ist die Syntax dieser Worte.

Hätte doch der Verstand in Kunstsachen die Bescheidenheit des Hühner-Hundes! die Sachen bloß zu zeigen, ohne sie treffen zu wollen.

Der Usurpator-Verstand fängt an, von allen seinen Verbündeten verlassen zu werden, und hoffentlich, wenn er auf die Insel Elba verwiesen ist, wird die Dynastie Vernunft wieder den Thron besteigen.

Die affinitas electiva erstreckt sich auch auf die Leidenden und Gelittenhabenden. Deßhalb fängt die Liebe oft mit Mitleiden an.

Der Tempel der Liebe ist antik, — von oben herab beleuchtet. Wer dieses nicht gefunden hat, ist nur in einem Winkel-Kapellchen der Liebe gewesen.

Die erste Liebe spricht nicht mit fleischlich weichen Lippen, sie spricht mit dem Auge, worein sich die Außenwelt versenkt und woraus die Innenwelt emportaucht.

Die Augen sind das Organ der Liebe, wie der Aufrichtigkeit. Du wirst leichter mit der Zunge als mit den Augen lügen. Norus.

Auszug eines Schreibens aus der Schweiz vom 4. September 1814.

— — Ohne Seyn und Leben als Volk, als Volkganzes, hilft alles Licht, alles Golderz in unserm Schoose nichts. Ich hatte dieser Tage ein auffallendes Beyspiel an der Herrlichkeit und Kraft des Gefühls, Ein Volk zu seyn. Zwey Gesellschaften von Engländern boten mir dieses Schauspiel dar. Sie speisten ganz getrennt in zwey Sälen. Sie hatten sich nie gesehen und wußten nichts von einander. Die Gesellschaft, worunter ich mich befand, um einen Engländer vor seiner Abreise noch zu sehen, becherte um vier Uhr Nachmittags noch tapfer fort. Auf einmal fiel es diesem ein, God save the King zu singen. Dieser Vorschlag, laut gesprochen, wurde durch die Thüre im andern Saale gehört. Plötzlich öffnete sich die Flügelthüre, und ich sah einen Tisch von Männern umsezt, die durch einige englische Worte zu erkennen gaben, zu welcher Nation sie gehörten. Ohne sich zu begreifen, (denn sie waren erst vor einer Stunde angekommen) ohne zu fragen wer, was seyd ihr? u. s. w. war alles in dem Gefühl, Engländer zu seyn, durch die Vorstellung des Volks-Gesanges, verschmolzen und verbrüdert. Der Gesang begann in den beyden Sälen. Ich wollte eben mit meinem Engländer sprechen, und richtete noch eine Ostindien betreffende Frage an ihn, als er mich, plötzlich unter den Arm greifend, in die Höhe hob, und sagte: bey diesem Liede muß alles stehen. — Das Lied wurde mit einer Sammlung und einem Feuer gesungen, die stets höher stiegen, bis zu dem dreymaligen Huzza, wo ich meinte, sie würden die Arme von Leibe schleudern. Dies geendiget, flogen die Flügelthüren wieder zu, und keiner der Engländer in den beyden Sälen bekümmerte sich weiter um den andern.

Wenn unsere Leser, ohne gerade blind zu seyn, doch vielleicht bis jezt nicht gewußt hätten, was Sehen ist, wenigstens um eine schulgerechte Definition dieses körperlichen Aktes verlegen wären, die verweisen wir auf: Johann Adam Walthers, der Philosophie und Medizin Doktors und praktizirenden Arztes zu Bayreuth, Darlegung der Bedeutung der Augenlieder rc., worin sie Seite 64 u. f. nachstehende lichtvolle Erklärung über das Sehen finden, welche Stelle zugleich als Probe der neuen, unvergleichlichen Sprache der Naturphilosophen hier einen Platz verdient:

„Sehen ist nichts anders, als ein Sich-selbst-erscheinen seines eigenen Lichtes und aller Dinge zu ihm. Das Licht ist jedem eingeschwungen (!), und daher ist die Anschauung und Erkenntniß des Lichtes nur ein Seyn im Lichte. Sehen ist also nichts anders, als das Sich-selbst-erkennen des in die Organisation eingeschlagenen Lichtes."

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 15. Oktober.

Ottilie.

Ach könnt' ich doch ein Kind noch seyn,
Und so herzinnig mich des Lebens
Wie an der Brust der Mutter freu'n!
Ach könnt' ich doch ein Kind noch seyn
Und wär' mein Wünschen nicht vergebens,
Wie wollt' ich mich des Lebens freu'n!
Wohl such' ich die verlorne Spur;
Mein Herz, das möcht' so gern sich regen,
Wie damals, als ich dir, Natur,
Am Busen noch so treu gelegen, —
O fänd' ich, fänd' ich sie doch nur
Der Kinderzeit verlorne Spur!

Da wandl' ich so sinnend und schweigend und schwer
Auf stillem, einsamen Pfade;
Wo die Felsen ragen so hoch und hehr,
Da sitz' ich allein am Gestade.
Und auf dunkler Fluth, da treibt ein Kahn,
Der zieht mich, ach! so geheimnißvoll an;
Und es braust der See so dumpf, so hohl,
Das tönt wie schauriges Lebewohl,
Das stöhnet herauf, wie aus tiefer Gruft
Und wimmert, ach! so bang durch die Luft;
Und eine Angst befällt mich, ein Weh,
Als wimmelte rings von Gespenstern der See,
Ich möchte mich flüchten und retten hinab
Ins tiefe, unterirdische Grab.

O Gott, was ist geworden aus mir!
Ich habe geweint, ich habe gefleht
In langen, schlaflosen Nächten zu dir;
Doch rührte dich nicht mein innig Gebet.
Geöffnet hat sich das schützende Haus
Der Heimath, da trat ich in's Leben hinaus,
Mit dem Herzen voll Liebe, voll Zuversicht,
Und hoffte auf Freuden und fand sie nicht.

Was schau't ihr mich Blumen so traurig an?
Wollt mich nicht kennen und nicht versteh'n!
Was hab' ich unglückliches Mädchen gethan?
Ich hab' euch doch sonst so freundlich geseh'n,
Bin oft gesessen bey euch im Feld
Und haben zusammen genossen die Welt!
Habt mich oft so schwesterlich angeschaut
Und mir als liebender Freundin vertraut,
Was ihr Süßes an sonnigen Tagen gefühlt,
Wenn ein Frühlingslüftchen euch schmeichelnd umspielt!

Ihr Blumen, auch mich umspielte ein Weh'n,
Voll süßen Klanges aus funkelnden Höh'n,
Voll süßen Duftes aus blühenden Au'n;
Ich konnt' es fühlen, ich konnt' es schau'n;
Es nahte mit Blicken voll sanfter Begier
Und that so schön wie ein Engel mir;
Und wie ich ihm reichte und drückte die Hand,
Da schlang es um mich ein goldenes Band

Und knüpft' es am Herzen so fest, so fest —
Das Band sich nimmer zerreissen läßt!
Kaum daß ich den Freund, den einzigen fand,
Deß Herz dem meinen war innig verwandt,
Kaum daß ich die Brust dem Lichte erschloß,
Das aus seinem Auge in meines floß:
Da zerstören Geister mit neidischem Blick
Mein junges, kaum aufblühendes Glück,
Da redet so ernst, so eisern die Pflicht,
Und was die Neigung auch widerspricht,
Und was das glühende Herz auch will —
Sie verdammt der Seelen verwandtes Gefühl!
Nicht der Geister Zug, das Gebot aller Welten
Ihr Gesetz, von Menschen ersonnen, soll gelten!

Ihr Blumen, ihr Blumen, mein Frühling ist hin!
Und ob ich gleich jung, so jung noch bin,
So naht doch mein Herbst schon, so frostig und kalt,
Und verwischt der Jugend Rosengestalt,
Und entlockt den Augen, sonst freudig und hell,
Der Thränen heißen, glühenden Quell. —
Mein Herz, von Gram und Kummer gebeugt,
Voll bitterer Schwermuth zum Tode sich neigt!

Auch du Natur verdorrst und verblühst!
Und wie warm du auch jezt, wie lebendig du glühst,
Umweht dich nach wenigen Monden doch auch
Des Winters kalter, zerstörender Hauch,
Und von Flocken bedeckt und von Eis umstarrt
Des neuen Frühlings die Erde dann harrt.

Wenn der Hügel grünt und die Blüthe schwillt,
Und der Frühling wieder vom Himmel quillt,
Wenn die Lerche trillert, die Schwalbe kehrt
Und Natur dem Himmel den Brautkuß gewährt,
Dann ruh' ich wohl schon im finstern Haus
Des Todes von aller Bekümmerniß aus,
Und des Freundes Thränen fallen herab
Mit des Himmels Thau auf mein frühes Grab.

Am Seegestad, wo so düster und eng
Die Felsen herüber sich neigen,
Dort unterbricht ein dumpfes Gedräng
Von Menschen das nächtliche Schweigen;
Es tritt der Mond aus dem dunkeln Flor
Der Wolken so melancholisch hervor,
Und erfüllt von Schrecken, gepackt von Graus
Auf des Wassers einsame Höhe hinaus
Mit regem Gemurmel sie zeigen:
Dort brütet der Tod, dort schwankt heran
Mit einer Leiche der träge Kahn.

Am Seegestad, da steht mein Freund
Und steuert hinaus in die Fluthen,
Und blickt hinunter zur Tiefe und weint,
Daß Herz und Augen ihm bluten.
Und er sinket hinab, sein glühend Weh'
Zu kühlen rasch in dem schweigenden See,
Und drückt in stummer, in wilder Lust
Die Wellen fest an die sterbende Brust,
Und über dem stillen Wasser sein Geist
Zur verwandten Freundin empor sich reißt.

J. Sendtner.

Königliches Hof- und Nationaltheater.

Fiesko,

ein Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

Die Geschichte Fiesko's, wie sie Schiller in seinem Trauerspiele uns aufstellt, hat manche wirksame Beziehung auf einen wichtigen Theil der Geschichte unsrer Zeit. Der Held dieses Stückes, Graf Fiesko von Lavagna, hat einen Hauptzug in seinem Charakter mit einem andern Helden derselben gemein, dessen Rolle eben so gut, nur mit andern Umständen, mißlang. — Die Menge fühlt sich durch den Druck des hochmüthigen Gianettino Doria dazu veranlaßt, sich vom Gesetz loszubinden; Männer von tiefer Einsicht, gereifter Erfahrung und glühender Freyheitsliebe treten als Mißvergnügte in einen Bund zusammen, um, wie sie sich es zuschwören, den Tyrannen zu stürzen. Ein schlauer Mann, der Graf Fiesko, hat kaum den Grund,

worauf Dorias Thron ruhte, erschüttert gefunden, als er alle Mittel anwendet, um sich den Ruhm und den Vortheil zuzuwenden, denselben zertrümmert zu haben. Fein, unter der Maske des leichtsinnigen, galanten, weichlichen Höflings legt er seine Plane an; alles hält ihn für einen bon vivant, für einen Phantasten; nur im Stillen mochte ein Fuchs den andern wittern! Der Druck wächst, der Unmuth nimmt überhand, der laute Strom des öffentlichen Mißvergnügens rauscht an ihn heran — und nun lenkt er ihn in das mit Vorbedacht dazu eingeleitete Rinnsaal, nun sammelt er die Verschwornen in seinem Hause wie in einem Schiffe und erklärt sich — provisorisch zum Schein, doch mit halblauter Hinweisung auf den Ausgang — zum Steuermann. Ein Leben voll Freyheit ist ja wohl ein paar Stunden Knechtschaft werth, knirscht Varina! Und so zieht er den wilden, zürnenden Strom hinter sich her. Genua retten, wäre ein Großes! dem Volke die Freyheit geben und mit dem Bewußtseyn abtreten, des Vaterlandes Retter zu seyn, wäre des schönsten Nachruhmes wohl werth! Hier der Hauptzug der Aehnlichkeit zwischen Fiesko und einem Helden unserer Zeit, nur mit dem Unterschied, daß ersterer von Genua, letzterer aber von einem ganzen großen Reiche angebetet worden wäre, indem jener einen alten Freystaat wieder neu begründet, dieser einen kaum entstandenen, und der es nie vorher gewesen, durch das Ansehen seiner konsularischen Macht befestigt haben würde, wenn es Liebe zu den Menschen und Größe der Seele zugelassen hätten, den Sieg über die Eitelkeit, über das Interesse des Ehrgeizes, über die Lust zum Herrschen zu gewinnen. Die Verschwornen waren edle, großherzige Leute, so wie sie Schiller uns schildert; Fiesko hatte keinen Grund, sie der Freyheit für unwerth zu halten. In Varina stund ihm ein Cato seiner Zeit zur Seite, in Burgognino reifte ein Brutus, an seiner Gattin hatte er eine Cornelia. Da wandte ihn irrdischer Hochmuth an, er achtete das Fürsten-Blut höher als das Herz des Menschen und so siegte der Stolz — und Stolz führt zum Falle.

So wie er, hingerissen von dem Blendwerke seiner künftigen Größe, nach dem Purpur griff, und das Glück schon gefaßt und sich dienstbar gemacht zu haben glaubte, da erlahmte die Kraft seines Geistes, er handelte eben so unbedacht als gefühllos, warf die Mittel, deren er sich zu seiner Erhebung bediente, zu früh hinweg und so kam es, daß der Anschlag, den er gegen Andere gerichtet, endlich zerstörend auf sein eigen Haupt zurückwirkte.

Wenn dieses Werk Fehler hat, wie es deren viele und bedeutende hat, so muß man es für erlaubt halten, auf eine Weise zu fehlen, wodurch sich der Zuschauer versucht fühlt, selbst die Fehler reizend zu finden. Das Ganze ist wahr, ist groß, ist erhaben in sich. Welcher herrliche Gedanke — das wildanstürmende Volk von Fiesko durch eine witzige Fabel bezähmen zu lassen! Haben die Thoren nicht über den Wolf und den Fuchsen gelacht! ach und er zerrte sie doch so verstellt bey den Ohren und zog sie so in die listige Falle. Haben sie nur gelacht, dann haben sie auch schon zugesagt. Was ist natürlicher als daß ein Ehrgeiziger einen Unfall, wie der ist, daß er aus Versehen sein liebes Weib ermordet, mit vielem Pomp bejammert, und kurz darauf, wo seine Herrschbegierde wieder erregt wird, sich so eingenommen für die erträumte Herrlichkeit fühlt, daß er den kalten, offenen, braven Varina, in dessen Busen das schönste Republikanerherz schlug, mit dem befehlenden Tone des schnödesten Hochmuths von sich wieß? Es schneidet durchs Herz, die frohlockenden Töne des Siegsmarsches neben Leonorens Leichnam erschallen zu hören! Und das Volk, dieser Wetterhahn, der sich stets nach der Seite dreht, wie ihn der Kluge, der Mächtige haben will, und das da glaubt, nur der Wille des Himmels leite seine Fahne — dieses Volk jauchzte seinem glücklichen Fabeldichter mit trunkener Begeisterung nach und glaubte den Wolf erwürgt und den Fuchsen verjagt, während ein Tiger in Löwenhaut durch die Uebermacht der Esel alles zu Vasallen machte.

Nothwendig muß hier des meisterhaften Spieles des Hrn. Stentzsch als Fiesko, des Hrn. Kür-

zinger als Varina, der Mad. Canabich als Julie, Wittwe des Imperiale, und der Mlle. Altmutter als Gräfin Calcagna gedacht werden. Die Scene wie Fiesko die Fabel erzählt, war wohl unstreitig diejenige, welche Hrn. Stentzsch am besten gelang: doch muß man gestehen, daß auch im Uebrigen sein Spiel durchgehends meisterhaft war. Er spielte die leichte Seite Fiesko's mit derselben Gewandtheit und — ich möchte sagen, mit derselben Liebenswürdigkeit für Frauenzimmer, wie ihm die ernste, die würdevolle Seite desselben gelang. Hr. Kürzinger, der gesetzte, erfahrne, muthvolle Mann, spielte den mißvergnügten Republikaner, den beleidigten Vater, den Rächer der Freyheit mit solchem Ausdruck, solchem Feuer, mit solcher Liebenswürdigkeit für das, was man männlich heissen darf, daß diese Rolle so gut wie die eines Marquis von Posa zu seinen Meisterrollen gehört. — Mad. Cannabich, die in dem, was man Weltton, nobles Betragen, nennt, und was in das Plastische, mitunter auch in das Intrigirende und Leidenschaftliche der italienischen Damenwelt gehört, Meisterin ist, gab die Julie ganz mit dem verführerischen Zauber einer schönen buhlerischen Frau; es ist ein herrliches Fortschreiten von dem Augenblicke, wo Fiesko vor ihr gekniet, bis zu dem Momente, wo er die demüthigende Scene mit ihr einleitet, welche den Gemal Fiesko über den Genueser Fiesko erhebt. — Mlle. Altmutter als Leonore entwickelte durch ihr Spiel auf eine meisterhafte Weise den Charakter einer unwürdig behandelten, tief gekränkten Gattinn, die in ihrem Benehmen gegen Lomelin ihrem Gemal den edelsten Vorwurf hinsichtlich seines Betragens gegen Julie ertheilt; die so rührend ist, indem sie verzeiht und die so gewaltsam erschüttert, indem sie ihren Gemal, im Gefühl ihrer leider nicht untrüglichen Ahnungen vor seinem Unternehmen warnt und bittend zurückhält; mais son destin l'entraine würde ein neuerer Held gesagt haben, und so geschah es: tel etoit son sort! Aber sein Hilfegeschrey, indem er über die Brücke hinabstürzte, sagte nicht: il faut resigner! Der Mohr, dieser vielfache Verräther, das lebendige Bild des Egoismus unserer Zeit, und zwar in seiner natürlichen Schwärze, gehört zum Abentheuer des Ganzen. Eben kein Mephistopheles wie Marinelli ist er doch als Handlanger zu allen schlechten Streichen schnell bey der Hand und im Verrath geübt wie es dem schmutzigsten Eigennutze gebührt. Er war lange ein zu großer Sünder und lief daher immer zwischen dem Galgen wie zwischen einer seiner Pfiffigkeit errichteten Triumphpforte hindurch: zuletzt erliegt sein Genie; es begegnet ihm, einen dummen Streich zu begehen und — nun wird er gehangen! Hr. Schwadke gab diesen äußerst schwierigen Charakter auf eine das Publikum befriedigende Weise. — Wenn es schon eine große Foderung an den Schauspieler ist, daß er in den Geist des Dichters eingehe, so mag es vielleicht übertrieben seyn, auch noch zu begehren, daß er sich da, wo es vonnöthen, über den Dichter erhebe, — daß er nachhelfe, zudecke rc. rc. Daher über die Art, wie Bertha dargestellt wurde, keine Rüge. Diese Unglückliche hätte nie ihr Gesicht sollen sehen lassen, hätte nie in den Vordergrund der Bühne treten, nie eine laute Stimme vernehmen lassen, hätte sich krampfhaft, voll äußerster Schaam und des bittersten Unwillens über sich selbst benehmen sollen! Den Burgognino, in den Schiller, wie schon bemerkt, einen Brutus gelegt — schien kein Mann zu spielen!

Bemerkung.

Aber sagen Sie, fragte einstmal A. Hrn. K., warum da drüben die Doktores immer aus und eingehen: ich glaube, es muß Jemand krank seyn? — Krank? — Nein, das wirklich nicht. Aber eine Tochter vom Hause hat sich verheurathet und da essen sie schon seit einigen Tagen mit Leib und Seele an einem Hochzeitschmause und es scheint, sie sind noch nicht fertig damit. — So, und da sollen die Doktores mithelfen, nicht wahr? — Warum nicht, wenn es Ihnen beliebt und man sie auch dazu einladt, aber haben Sie nicht bemerkt, daß man im Theater, wenn große Spektakel gegeben werden, wo man schießt und ganze Lager und Festungen abbrennen läßt, die Kaminfeger und die Feuerspritzen zur Vorsorge hübsch in der Nähe hält? —

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 19. Oktober.

Körners Leier, und Schwert.

Teutsche Lei'r hast zu verklungen,
Teutsches Schwert blinkst du nicht mehr,
Sind die Lieder ausgesungen,
Und die Herzen freudenleer? —

Horch; was bewegt sich in Wodans Hain
Wogend zum schimmernden Denkmalstein,
Der dem Sänger sich erhebt?
Tiefes Leid die Waller tragen,
Ihre feuchten Blicke sagen,
Daß noch teutsche Treue lebt.

Ja — die Leier hat verklungen,
In der Scheide schläft das Schwert,
Doch noch flammt auf unsern Zungen,
Was der Todte uns gelehrt.

Männlich erfaßt sich das teutsche Herz,
Wendet sich nochmal zum innigen Schmerz,
Der an Körners Eiche ruht.
Ewig leben seine Lieder,
Reif fiel ihre Frucht uns nieder,
Sanft bethaut von seinem Blut.

Heil ihm! — seine Seherkunde
Täuscht' ihn nicht, wenn er gleich nah
An dem Ziel, nicht mehr die Stunde
Des Erlösungstages sah.

Hoch öffnet sich ihm der Wolkenthor,
Sanft lächelnd wallet Louise * hervor,
Die ihm Edens Blüthen brach,
Und das Echo seiner Leier
Dringt hinauf in heil'ger Feier,
Und der Erdkreis horcht ihr nach. — —

Philipp Schmid.

* Die verstorbene Königin von Preußen, öfter von dem Dichter besungen.

Die Höflinge.

(Beschluß.)

Zu jener Zeit wurde der Ruhm des sogenannten Oeil-de-Beouf, das Höflings-Seminar des 18ten Jahrhunderts, begründet. Man nannte das an das Schlafzimmer des Königs zu Versailles stoßende große Appartement mit diesem Namen. Dort kamen in Erwartung des Levers die großen Herren und Höflinge zusammen, um dort, nach der Beschaffenheit der Tagsbegebenheit oder Neuigkeit ihr Betragen und ihr Aussehen zu bestimmen. Dort erkundigte man sich, wie man dem oder jenem Minister begegnen müsse, und Villeroi saß dort mit mehr Ernste dem Rathe der Höflinge vor, wie früher dem Rathe der Krieger. Folgendes Epigram trifft ihn nicht übel:

Favori de Louis plus que de la victoire,
Et grand dans l'oeil de Beouf, mais petit dans l'histoire.

Dieser Anführer der Höflinge schläferte den König mit Ideen von einer Größe ein, die nur mehr aus Erinnerungen bestand. Der Bischof von Nogon, Clermont-Tonnerre stiftete einen jährlichen Preis, um die Tugenden dieses Monarchen zu bestimmten Zeiten und ewig zu preisen. Der Herzog von Grammont begehrte sogar das Brevet eines Historiographen, oder privilegirten Schmeichlers, um die Dinge bey dem Namen zu nennen, den ihnen Duclos gegeben. Dieser Schriftsteller, welcher seine Galle gegen die Höflinge jener Epoche so sehr in seinen Schriften ausgießt, würde, hätte er ein halbes Jahrhundert später gelebt, keinen Namen mehr gefunden haben, der seine Entrüstung im Stande gewesen wäre auszudrücken. Ludwig XIV. wurde krank und das Gedränge, welches an seinem Hofe mit den Fortschritten seiner Krankheit abnahm, vergrößerte sich dagegen im Palais-Royal. Auch sendete der Herzog von Orleans, um über den Zustand des Königs Erkundigung einzuziehen, nur immer nach dem Oeil-de-Beouf, um zu hören, ob Morgens viel Hofleute dort gewesen.

Es gibt dreyerley Arten der Schmeicheley: die Schmeicheley mit Worten, mit Handlungen und die Nachahmungs-Schmeicheley. Sie wurden bey Ludwig dem XIV. alle drey angewendet. Bey dem Regenten bediente man sich nur der letztern, der feinsten von Allem und auch der bequemsten bey einem Vergnügen-liebenden Fürsten. Die Höflinge, die sich während der Regierung Ludwigs am eifrigsten in der Predigt gezeigt hatten, sah man nun nirgends mehr als auf Festen und in der Oper. Man wurde ausschweifend, wie man vordem fromm gewesen war: um seinen Hof zu machen. Die größten oder vielmehr die niedrigsten Schmeichler Ludwig des XIV. wurden die Spießgesellen des Regenten und die, deren Alter ihnen die Ausübung der Functionen eines solchen Amtes untersagte, gaben ihre Kinder dazu her.

Wir haben früher der Art Erwähnung gethan, wie jener Fürst die Höflinge zu definiren wußte. Er machte sich oft mit eben so viel Geist als Wahrheit über sie lustig. Oft wiederholte er die Worte des Antisthenes, Socrates Zögling: Die Höflinge ähneln den Freudenmädchen in Folgendem: sie wünschen dem Gegenstand, an den sie sich hengen, alles Gute, ausgenommen Menschen-Verstand und Klugheit.“ — „Die Schmeichler sind wie die Räuber, sagte derselbe Fürst eines Tages zu dem Verfasser eines Buches über die Gefahren der zu populären Erziehung, ihre erste Sorge geht dahin, das Licht auszulöschen.“

Um zu beweisen, daß die Schmeicheley aus der Abhängigkeit hervorgehe, sagte der Regent, „daß die zwey Arten von Menschen, denen am Meisten geschmeichelt würde, die Könige und die Kerkermeister wären.

Ludwig XV. war ein Kind, als er den Thron bestieg. Beauvilliers und Fenelon würden aus den liebenswürdigen Eigenschaften dieses Fürsten köstliche Regententugenden gemacht haben, hätte man nicht Villeroi die Sorge für seine Erziehung überlassen. Ein Zug reiche hin, diesen Erzieher zu charakterisiren. Bey einem glänzenden Feste hatte sich in den Höfen des Schloßes eine unzählige Menge Zuschauer versammelt. Villeroi glaubte, indem er dem Prinzen von einem Balkone die Menge zeigte, die sich begierig, ihn zu sehen herzudrängte, ihm folgende nützliche Lehren geben zu müßen. „Sire, sagte er, all dies Volk gehört Ihnen! Hier ist nichts was nicht Ihr eigen sey: Sie sind der absolute Herr über Alles, was Sie vor sich sehn.“

Der tugendhafte Montansier leitete indessen die Erziehung des Dauphins nicht nach solchen Grundsätzen. Der Prinz schoß mit dem jungen Crequi nach dem Ziele. Dieser, obgleich in dergleichen Uebungen geschickter, zielte dennoch immer falsch. „Kleine Schlange, schrie Hr. von Montansier zornig, man sollte

dich ersticken!“ Derselbe Montansier sagte: Die Schmeichler finden ihre Rechnung bey den Großen, wie die Aerzte bey den eingebildeten Kranken; diese zahlen für die Uebel, die sie nicht haben, jene für die Tugenden, die sie besitzen sollten.“

Nachdem Ludwig der XV. fünf und zwanzig Jahre lang angebetet worden, blieb er sein ganzes übriges Leben lang ein Ziel der Libellisten und Höflinge, und zeigte sich mehr aus Geistesschwachheit als Edel-Muth des Charakters, bey den zunehmenden Beschimpfungen der einen so gleichgültig, wie gegen die knechtischen Lobpreisungen der andern. Als er eines Tages das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten besuchte, legte man auf einen Tisch, an welchem der König sich, wie man wußte, verweilen würde, eine pompöse Lobpreisung seiner Tugenden und heldenmüthigen Eigenschaften. Man hatte sogar die Vorsorge getroffen, neben das Papier Brillen zu legen, deren sich Se. Maj. alsbald bedienten. Der König las die schändliche Panegyrik; ohne Zweifel aber erwartete man die Bemerkung nicht, die er machte, indem er die Brillen auf die Tafel warf: Sie taugen auch nicht mehr als die andern, sie vergrößern auf eine lächerliche Weise.

Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts hatten es einige Schöngeister unternommen, die Wahrheit an den Höfen wieder geltend zu machen. Voltaire gab in Potsdam das Beyspiel, und es fehlte ihm zum Gelingen nur etwas weniger Zuversicht auf den guten Erfolg. Kein Fürst bezeugte mehr Verachtung gegen die Höflinge als Friedrich: Mit Unrecht, sagte er einst, beschuldigt man sie der Charakterlosigkeit. — Es ist wohl wahr, daß man sie lustig, traurig, ausschweifend oder fromm mit ihren Herrn sieht; sah man sie aber jemals unglücklich mit denen, die es geworden?“ Diderot war von der Kaiserin nach Rußland gerufen worden. Der Philosoph äußerte sich einst in Hermitage sehr heftig gegen die Schmeichler, und endigte damit, daß er sagte: sie müssen eine ganz besondere Hölle haben. Katharina unterbrach das Gespräch, indem sie ihn fragte, was man in Paris über den Tod des letzten Czaars spreche. Diderot, der das Verfängliche dieser Frage sogleich fühlte, stotterte etwas von politischer Nothwendigkeit —, Staats-Ursachen — — Herr Diderot, erwiederte kalt die Kaiserin, nehmen Sie Sich in Acht: Sie kommen wenigstens in's Fegfeuer.

Dennoch war es dieselbe Fürstin, die durch ihren Charakter und ihren Geist so weit über die Schmeichler erhaben schien, welche von ihren Höflingen auf die gröbste Weise hintergangen wurde. Auf einer der Reisen, die sie durch ihre weitläufigen Staaten machte, unternahmen es die Minister, um ihr die Wohlthaten ihrer Regierung zu beweisen, Städte und Dörfer von Pappendeckel mitreisen zu lassen, welche man Ihrer Maj. in den Weg stellte, so daß sie nicht wenig verwundert war, in Mitten der Wüsteneyen, die sie durchreiste, eine so zahlreiche Bevölkerung anzutreffen.

Die Rechtlichkeit Ludwig XVI. entfernte die Schmeichler. Leichter fanden sie bey der Königin Zutritt, aber die Revolution lichtete alsbald ihre Reihen. Das letzte Höflingswort, daß diese Prinzessin vernommen, war wohl die Antwort, die Hr. v. Calonne ihr gab, als sie ihm sagte, daß sie etwas von ihm wünsche. „Wenn das, was Ew. M. wünschen, möglich ist, ist es auch geschehn; ist es unmöglich, so wird es geschehn.“

An Buonaparte erwahrte sich zum hundertsten Male Plinius Bemerkung: daß die gehaßtesten Fürsten auch die geschmeicheltsten sind. An ihm zeigte sich, daß er unwürdig des Thrones sey, sobald er ihn bestiegen. Dort fand er sich so zu sagen, bloquirt von Legionen der niedrigsten Schmeichler, die zu ihrer Schande alle Schranken der Knechtschaft überstiegen. Alle Staatskörper stritten um den Vorzug seine Thorheiten zu vergöttlichen, und seine grausamen Leidenschaften zu befriedigen. Alle die ihre

Worte an den Kaiser richteten, schienen sich den Grundsatz des persischen Dichters zum Maaßstab zu nehmen, der sagt: Der Meinung eines Fürsten widersprechen, heißt seine Hände in das Blut seines Sohnes tauchen: wenn der Fürst in Mitte des Tages sagt, es ist Nacht, so fügt schnell hinzu, ihr sähet den Mond scheinen und die Pleïaden glänzen.

Die Schmeicheley bediente sich bey Buonaparten Formeln, vor denen die Schmeichler des Tiberius und Domitian erröthet haben würden. Ein Präfect schloß seine Rede an den Sieger bey Austerlitz mit folgenden Worten: Als Gott Buonaparte gemacht hatte, ruhte er aus!

Ein andrer öffentlicher Beamter von höherm Range, hatte auf seinen Schreibtisch die Büste des Kaisers und den Code der Conscription. Auf der einen stand mit goldenen Lettern: Dies ist mein Gott — und auf dem andern: Dies mein Gesetz. Dennoch war es nicht dieser Staatsmann, der öffentlich vom Rednerstuhl herab behauptete: Die Conscription wäre ein Mittel die Bevölkerung zu vermehren, während ein Andrer darin nur eine nützliche Uebung für die Gesundheit der Jünglinge sah.

Niemanden ist schwieriger Weihrauch zu streuen, als einem phantastischen Erdengotte. Auch verzweifelten Buonapartes Panegyriker beynahe an ihm; er mußte es zu guter Letzt selbst übernehmen, sein Lob zu diktiren, und alle Reden, die im Publikum vor ihm gehalten wurden, mußten erst in seinem Kabinet seinen Verbesserungen unterworfen werden.

Und so ist es gekommen, daß man im Leben sich unter einem Höfling immer schon einen Schmeichler von Profession vorstellt. Wir sagen mit Auszeichnung von einem Mann, der an einem Hofe in Ehren steht, er ist ein weiser, ein artiger, ein angesehener Hofmann; das Wort Höfling hingegen bezeichnet immer den kriechenden Schmeichler, der seine Wenigkeit in den demüthigsten Bückungen betheuert und am ergebensten zu dienen glaubt, wenn er am unverschämtesten lobpreist. Leute dieses Gelichters pflegen beständig zu lächeln und ihr ganzes Wesen erinnert an jenen feigen Senator aus Roms gesunkenster Periode, der wegen eines Vergehens von dem Tyrannen, welcher sehr in der Schützenkunst geübt war, auf eine ausgesuchte Weise bestraft wurde. Denn als der Wüthrich behauptete, er wolle seinem anwesenden Sohn mit dem Pfeile mitten das Herz durchbohren und den Versuch auf der Stelle vor den Augen des Vaters in's Werk setzte, ertheilte ihm letzterer über das Gelingen seiner Kunst sogar einen verbindlichen Lobspruch. — Charakterlos, jeder Laune ihres Gebieters feil, feige und nichtswürdig sind sie da, wo Regenten schwach genug sind, ihren Einflüsterungen Gehör zu geben, die Pest ganzer Länder, und vergiften, wenn sie die Stelle von Erziehern bekleiden und Personen aus dem Gefolge junger Prinzen ausmachen, oft die edelmüthigsten Herzen. Durch sie werden Fürsten zu Wollüstlingen und Tyrannen, und zu öffentlichem und geheimen Mißvergnügen haben sie den Zunder gelegt. Ich nenne hier nur — aus Trauerspielen, die durch sie es geworden — Marinelli, Domingo — und selbst — oder war er es nicht? den Herzog von Alba!

Nach dem Französischen des Franc Parleur von B—y S—dt—r.

Berichtigung.

Im 82sten St. des Gesellschafts-Blattes S. 653, Zeile 11 von unten, muß es statt zugelassen heißen über beyde vermocht hätten.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 22. Oktober.

Petrarca.

Von Felsen rings umschlossen,
Im abgelegnen Thal *),
Da nähr' ich still im Herzen
Geheime Liebesqual.

Den Ort hab' ich erlesen,
Sein enger, düstrer Raum
Stimmt so voll ernster Trauer
Zu meinem stillen Traum.

Am Abhang, nah der Quelle,
Die sanft das Echo weckt,
Sich hinter hohen Tannen
Mein Hüttendach versteckt.

Hier ist es, wo mein Auge
Um Dich, o Laura! weint,
Wo mir so oft dein liebes,
Dein holdes Bild erscheint.

Hier sitz' ich lange Tage,
Mit meinem Schmerz allein,
Und denk' zu jeder Stunde,
O süße Freundin! dein.

Oft, wenn ich spät am Abend
Auf hohen Bergen geh',
Da regt sich mir im Busen
So namenloses Weh!

Da blick' ich wohl zur Tiefe
Mit wildem Blick' hinab,
Und jammre: könn't ich ruhen
Und rasten doch im Grab!

Doch schwindet in Gesängen
Gar bald die herbe Qual,
Und senkt sich tief hinunter
Wie Nebel in das Thal.

Und wenn die Sterne funkeln
Und wenn der Mond erwacht,
Da streck' ich meine Arme
Voll Sehnsucht in die Nacht.

Und was in mir so glühend,
So mächtig strebt empor,
Das bricht in vollen Tönen
Aus meiner Brust hervor.

Ach wenn, so in der Ferne
Sie meinen Laut vernimmt,
In ihrem schönen Auge
Nur Eine Thräne schwimmt:

Dann schweigt in weichen Armen,
Dann schweigt an weicher Brust,
Ihr Liebenden auf Erden —
Mein Schmerz ist Götter-Lust!

J. Sendtner.

*) Vaucluse.

Königliches Hof- und Nationaltheater.
Die Grosmama,
ein Lustspiel in vier Aufzügen von Ziegler.

Ein sehr gelungenes Stück. Hr. Ziegler hat darin eine vortreffliche Probe von der Art niedergelegt, wie man auch einer gering scheinenden Sache eine große Ansicht abgewinnen, dieselbe planmäßig einrichten und ein schönes charakteristisches Gemälde daraus verfertigen könne. Er weiß, um sein Ziel zu erreichen, alle Mittel recht gut dazu zu benützen; er hat sehr viel Witz, eine gefällige Darstellungsgabe, eine beredte Sprache und einen feinen moralischen Sinn. Die Geschichte ist die:

In einem Dorfe lebt ein Bauer, Namens Held, der dem Grafen, seinen Gutsherrn, das Leben gerettet. Die Sache macht natürlich viel Aufsehen — es war das Leben eines Cavaliers. Der Gerettete ist auch gleich bey der Hand, seinen Engel im Bauernkittel auf eine noble Art zu belohnen, aber hinter'm Bauernkittel schlug ein Herz, das selten hinter Sternen und Ordensbändern schlägt, der Edle hatte an seinem Bewußtseyn Lohn genug für seine That — und entkam der Demüthigung, sich für seinen Dienst bezahlen zu lassen. Die Großmama will es dem adelichen Herrn Sohne, der einen Solitaire am Finger trägt, gar nicht verzeihen, daß er seinen Retter so leer ausgehen ließ, ja, daß er nicht einmal bestimmt aus ihm oder andern herauszubringen suchte, wer und wo er denn wäre. Die gute Frau meint, das müße ans Licht kommen, oder sie könnte nicht ruhig sterben. Eine einsichtsvolle Frau, die Großmama, die ihrem Sohne, der sie heilig beschwur, keinen Schaden an irgend einem Gliede genommen zu haben, es recht gut anmerkte, daß er doch auf den Kopf gefallen: denn sagte sie, es war gar oftmals ein General in einer Bataille auf den Kopf gefallen und er wußte es nicht eher, bis sein Adjudant es ihm sagte. — Held kümmert sich um das Alles nicht viel in seiner Hütte. Ihm ist's wohl, wenn das vornehme Volk hübsch ferne von ihm bliebe — er war Bauer — und genoß das Glück, völlig Herr in seinem Hause zu seyn. Er hat einen Schatz bey sich, den er gar innig liebte — eine liebe, schöne, tugendhafte Tochter, das Klärchen heißt. Das hübsche Kind hat einen Liebhaber, den Schloßinspector, mit dem es sich so recht glücklich fühlt. Der Vater, ein gar sehr wackerer Mann, in jeder Hinsicht, ist der Sache nicht abgeneigt, der junge Liebhaber stellt sich ihm als ein verständiger Mann vor, von dem er schöne Beweise eines edlen Herzens gesammelt. Aber der Liebhaber hat ein Geheimniß auf dem Herzen! — Die Nachricht kömmt, daß die Herrschaft ihr Gut beziehen werde, man spricht von der Ankunft zugleich des jungen Grafen, der ein Wüstling seyn und mancherley schlimme Abendtheuer in der Welt ausgeführt haben soll. „Hüte dich vor ihm," sagte Held zu seiner Tochter, „er soll es besonders darauf anlegen, hübsche Mädchen zu verführen und Männer zu betrügen." — Klärchens Liebhaber muß nun mit der Sprache heraus, er muß seinem theuern Liebchen bekennen, daß der junge Graf — er selbst sey. Er erklärt, daß er das von seinem Vater bewirkte Anstellungsdekret für einen Schloßinspector sich selbst zu Nutzen gemacht, indem er Klärchens Reize nicht widerstehen konnte und keinen andern Weg wußte, um ihre Liebe zu gewinnen. Das liebe Kind, das in seiner Unbefangenheit an diese Entdeckung nicht dachte, geräth in die größte Bestürzung. Der Vater, der wohlverrichteter Dinge halber ganz heiter aus der Stadt kömmt, wendet sich zu den beyden, bemerkt rothe Augen, Verwirrung — und läßt sich das bald wieder ausreden; der Hr. Schloßinspector weiß einen passenden Vorwand, der dem redlichen Klärchen sicher nicht eingefallen wäre. Der Alte stellt sich warm und treuherzig zwischen sie, faßt Hand und Hand, und legt sie segnend in einander. Da übermannt es Klärchen — weinend scheidet das Kind und mit einer Art von Schuld im Herzen in ihre Kammer — ach! der Unschuld ist es ja unmöglich zu heucheln! Indeß waren die Herrschaften auf dem Schloße angekommen; eine Niece, der ein Baron mit vielem Eifer die Cour macht, erklärt demselben, daß sie bestimmte Braut des jungen Grafen wäre, der von Stund zu Stund erwartet würde; — das Fräulein ist sehr vom bon ton, spricht viel vom Verstande, sieht

äußerst kokett aus und ist Alles in der Welt eher — nur nicht natürlich! Da stört die beyden die gute Großmama, die sich als eine gar liebenswürdige alte Frau zeigt, bey welcher der Ahnenstolz zwar so weit verschwunden ist, daß sie aufgeklärt über die Verhältnisse der Menschen und der Stände zu urtheilen vermag; doch kommen hin und wieder kleine Aufwallungen des hochadelichen Blutes zum Vorschein, die aber so unschädlich sind, daß man sie an der herrlichen alten Frau wirklich liebenswürdig finden muß. Das Fräulein wird bey aller Lust, gegen die Groß-Mama etwas schnippisch zu seyn, durch die Wahrheit ihrer Worte und das ehrwürdige, gutmüthige Ansehen ihrer Person zu sehr im Zaume gehalten, als daß sie eine Indecenz sollte verlauten lassen — indessen ist man über die Matrone im Herzen nur desto erboster. Was das Fräulein jedoch am empfindlichsten schmerzen mochte, war die Vergleichung, welche die Großmama zwischen ihr und dem — Bauern-Mädchen Klärchen anstellte. Die liebe Frau hatte Klärchen wirklich kennen gelernt — und ist von der Unschuld, Artigkeit und Schönheit dieses Mädchens so innig durchdrungen, daß sie es schon für ausgemacht hält, diesen holden Engel auf das Schloß zu nehmen, um (mit einem Blicke auf die Niece) ein natürliches Wesen, eine lautere Seele um sich zu haben. Und nun kömmt — auch der Amtsdiener Ambrosius zum Vorschein, ein gar eingefleischter Bengel, der manchem Adelichen in seinem Haß gegen die Canaille, worunter zwar er nur das Bauernvolk meint, nichts nachgibt; dabey ein scheuer, memenhafter Kerl, dessen Verläumdungen dadurch minder gefährlich sind, weil er sie zu breit und ungeschickt vorbringt. Dieser wird ausgeschickt, Klärchen zur alten Frau Gräfin auf das Schloß zu bringen — und da zeigt er denn gleich seine vortreffliche Art, über die Menschen zu denken, indem er über den Held, ihren Vater spricht. Auch erhält er noch den Auftrag, überall herum durch die Trommel Jung und Alt zu versammeln und mit lauter Stimme das Signalement desjenigen herabzulesen, welcher dem Hrn. Grafen im Steinbruche das Leben gerettet, damit man seine Person ausfinde und ihn belohnen könne. Es gelingt endlich, den Schwätzer dahinzubringen, daß er sich entferne, was wirklich große Anstrengung der lieben Dame gekostet. — Mit dem Einzuge der Herrschaften auf das Schloß ist der Friede ausgezogen aus der Hütte. Die Luft bekommt dem Vater nicht mehr so frey, er fühlt, wie Neugierde und ein gewisser Hang, sich gegen Geringe herablassend zu zeigen, das unleidliche Volk bald in seine Nähe — endlich in seine Hütte ziehen wird, und das ist im zuwider. Während er seine trüben Gedanken seiner guten Tochter so mittheilt, schreitet Hr. Ambrosius einher, erklärt dem alten Held ganz gravitätisch die Absicht seiner Sendung und streckt sogleich seine Bärentatze aus, um Klärchen mit sich auf das Schloß zu schleppen. Der alte Held bedeutet dem ungeschliffenen Flegel Anfangs, daß er davon ablassen soll, da er aber sich dadurch nicht nicht irre machen ließ, läßt er ihn einen Stoß in die Rippen empfinden, wodurch er sich auf den Boden hingeschleudert fühlt. Das wirkte! Ambrosius läßt erst den Rippenschmerz versausen, richtet sich dann langsam empor, bellt einige drohende Worte hervor und will schon abgehen, als er in dem Munde des Held den fehlenden Zahn, und was ihm nun bey einmal erregter Aufmerksamkeit nicht mehr entgehen konnte, auch auf seinem Gesichte die röthlichte Nase endeckte. Damit eilt er dann viktorisirend dem Schloße zu. — Betrübter ist Niemand als Klärchen; zwar ihr Geliebter schwört, er wolle Allem — Allem entsagen, um nur sie zu besitzen; sie glaubt auch an seine Liebe, aber die schöne, freundliche Aussicht ist doch von schwarzen Wolken bedeckt — ein zürnender Vater, aufgebrachte Verwandten, — ach der Mensch hat sich schon seit Jahrhunderten von aller einfachen Verfassung des Lebens so weit entfernt, daß die Rechte der Natur nichts — oder wenig mehr über die Bande alter Gewohnheiten vermögen — und somit — was dürfte das Schicksal der beyden Liebenden seyn — was anders, dachte sich Klärchen, als ewige Trennung? Da kam es die Stiege herauf: da klopft' es an der Thüre — es war die alte Gräfin. Der Liebhaber eilte so schnell wie möglich in die Kammer, um sich zu verstecken, und kaum war er verschwunden, als die Matrone schon in den Armen des holden Mädchens lag, es herzte und drückte und bat — auf's Schloß, zu ihr, die ihr Mutter seyn wolle, zu kommen. Aber Klärchen sah so verlegen darein; — der alte Vater, die Natur, die Liebe zur Einsamkeit — und zum Schloßinspektor, fiel ihr sehr sanft und schonend die Gräfin ein! Mein Gott: wer verläßt da gerne eine Hütte! Nun kömmt der Vater — die Gräfin erkennt in ihm den Retter ihres Sohnes; sie lernt den Werth des Mannes sehr bald kennen und richtet also den Dank so ein, um nicht seine Grundsätze gegen sich aufzubringen, um nicht sein Herz zu kränken. Ihrer Bitte, Klärchen mit auf das Schloß zu nehmen, kann der Vater nicht willfahren: er sagt den Grund unumwunden und redlich heraus. Die

Gräfin ist auf den Bräutigam begierig — da erklärt der Vater, daß er hier seyn müsse, geht, ihn zu suchen in die Kammer, bringt den Zitternden, der sich die Hände vor das Gesicht hält, heraus, Klärchen fällt dem Vater flehend um den Hals und die Gräfin erblickt — ihren Enkel vor sich. Der Vater bricht in harten, obwohl in gerechten Zorn aus — die Dame fühlt sich Freundin, Großmutter, Gräfin — in ihr erwacht Mitleid, Liebe, Stolz! Klärchen steht wie niedergedonnert — auch über sie ergießt sich die Gluth des zürnenden Vaters, — ihr Geliebter, auf die schimpflichste Weise von ihm behandelt, entgeht nur mit Mühe den schrecklichen Ausbrüchen seines Grimmes, er behandelt ihn — was der Gräfin durch's Herz schneidet — als einen elenden M e n s c h e n! Als ob der Graf minder elend wäre, wo der Mensch ein Elender ist! Aber das müssen wir der Gräfin vergeben — sie ist ja sonst in allen Stücken eine so herrliche Dame — das fodert die moralische Toleranz, um mich so auszudrücken. — Jezt ziehen sich Wolken auch auf das Schloß: des jungen Grafen Abentheuer kömmt dort zu den Ohren eines Vaters, der zwischen einem Cavalier und einem Bürgerlichen fast noch ganz dieselbe Scheidewand zieht, wie ein orthodoxer Catholik zwischen sich und einem Ketzer — denn der politische Aberglaube hat so gut seine Fanatiker, wie der religiöse! Ein guter Engel zwischen Vater und Sohn erscheint hier die Groß-Mama: aber sie durfte um kein Haar anders seyn, als wie sie ist, das gerade machte sie dem Sohne, dem Enkel und der Freundin (denn sie war Klärchen eher mehr denn weniger als dieses) zur Mittlerin. Der Adel stund bey ihr in hohen — und in billigen Ehren, denn sie hatte nicht allein Adel des Blutes, sondern auch Adel der Seele, und weil sie letztern hatte, liebte sie das Erbgut aller edeln Menschen, die Tugend, liebte sie alle, die ihr huldigen und schätzte Jedermann nach dieser; deßwegen fand sie ihres Enkels Liebe zu Klärchen so natürlich, deßwegen suchte sie so sehr, das Herz ihres Sohnes zu bewegen, — der T o c h t e r d e s R e t t e r s s e i n e s L e b e n s aus Dankbarkeit seinen Sohn zu geben. Sie findet das so schön, so groß! Der Graf — findet sich in dem Gedanken geniert, er ist der Mann der Convenienz, ihn bestimmt das Gerede der Welt, ihn gängelt das Band der Gewohnheit — wer mag's ihm verdenken! Er fühlte sich bedenklich an den Kopf, rieb sich die Stirne — ja, ja, Herr Graf, da liegt's, eben da! Es kann nicht anders seyn! — Ey, ey, will sich ein Graf nicht bequemen, dachte Herr Ziegler, der Verfasser dieses Stückes, der Tochter eines Bauern seine Tochter zu geben — in Gottes Namen: so lassen wir den Bauern zum Grafen werden! Darüber schlägt die Großmama voll Freuden die Hände zusammen und ruft entzückt: Und nicht einmal eine Mesalliance! Und so lenkt Hr. Ziegler hinaus. Der Graf fürchtet, der Sohn möchte die Geliebte entführen, er beauftragt den Amtsdiener nächtliche Runde um Helds Haus zu halten, wer nach 9 Uhr dort attrappirt wird, den soll man arretiren. Das hört der Baron, der sich schon früher hinter das Geheimniß des guten Klärchens geschlichen und seiner Dame den ersten Rapport davon abgestattet hatte — ihm ist es, um sich seiner Geliebten desto mehr zu versichern, darum zu thun, mit ihr in eine Situation zu kommen, welche die Dehors so sehr verletzt, daß außer einer Mariage kein ehrenvoller Ausweg mehr übrig bleibt; er leitet eine Intrigue ein und bringt seine Geliebte dahin, mit ihm sich nach Klärchens Wohnung zu begeben, wo sie Hrn. Ambrosius in die Hände fallen und von ihm und den Nachtwächtern fortgeschleppt werden. Der Ausgang der Geschichte von diesen beyden ist zu errathen. Indeß hatte die alte Gräfin, als sie erfuhr, daß der Vater Klärchen in ein Kloster stecken wollte, dieselbe bereits vor der Stunde auf's Schloß in ihren mütterlichen Schutz genommen; dem Vater, der sein Kind nach dem Lärmen, wo der Baron und seine Begleiterin gefangen abgeführt wurden, im Hause und im Bette vermißt, spielt Ambrosius dadurch aus Rache eine Posse, daß er sagt, sie wäre mit einem Manne, der sie eben entführen wollte, ertappt und in den Arrest geführt worden; Held zieht den Militärrock an, findet den jungen Grafen, und kurz und gut — alles, wie gesagt, geht ohne eine Mesalliance aus. Gespielt wurde im Ganzen recht gut. Hr. T o c h t e r m a n n als Graf und Hr. U r b a n als dessen Sohn schienen zu wenig Abstand des Alters zu verrathen: ersterer gab den Charakter seiner Rolle sehr passend, letzterer mit zu wenig Ausdruck und Kraft. Der Liebhaber, in solchen Situationen, wie der junge Graf, muß mit hohem männlichen Muthe, leidenschaftlichem Feuer und einem tiefen Gefühl gespielt werden. Hr. Herm. A u g u s t i gab den Baron recht brav, und meisterhaft hat Hr. K o h r s den Amts-Schergen gespielt. Die Scene beym Austrommeln und der nächtliche Fang waren ihm vorzüglich gelungen. Dem. L o r e n t bewies sich als die Niece als eine sehr scharfsinnige Schauspielerin. Mad. S t e n z s c h gab das Klärchen mit unbeschreiblicher Anmuth und Mad. Elise L a n g als Großmama leuchtete über alle als Meisterin hervor. Sie wußte die vielen Nuanzen ihres Charakters auf die feinste Weise herauszuheben; das Mitleid mit Klärchen, die Furcht gegen Held, die Liebe gegen Enkel und Sohn — ihre hohe Moral und ihre leicht zu verzeihenden Schwächen machten die Alte zur Lieblingsperson im Stücke. Mad. Elise L a n g wurde mit rauschendem Beyfall hervorgerufen und dankte als Großmama recht passend und rührend.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 26. Oktober.

Lobgedicht eines Studenten, als er die Universität verließ, an Judas Mauschel.

Hier, lieber Mauschel, hier zum Angedenken
Ein Lied von mir! Sieh', Rang und Titel schenken
Vermag ich nicht, — nimm, Freund! dieß schlichte Lied.
Du sorgtest stets beym Tausche und Verkaufe,
Daß aus dem Regen immer in die Traufe
Durch deine treuen Dienste ich gerieth.

Jung feurig Blut, in meinen Flitterjahren,
Zur Freude aufgeweckt und unerfahren,
Kam ich daher aus meines Vaters Haus,
Und warf — mich brüstend auf gelahrtem Stuhle
Als Bürger einer hochberühmten Schule,
Denn auch mein Netz — nach Weisheitsschätzen aus.

Ich war verseh'n mit Geld und hübschen Dingen,
Die Schränke strotzten, voll die Wände hingen,
Und alles schön geformt und nagelneu;
Doch dacht' ich bald: das taugt nur zum Begaffen,
Ich will den Ueberfluß vom Hals mir schaffen —
Und Mauschel kam und stand mir redlich bey!

So lang' es klingelte in meinen Taschen,
Und reich die Schüsseln prangten, voll die Flaschen,
Da leerten wir als Freunde manches Glas —
Der ist kein Christ, der nicht im hohen Drange
Der Toleranz sich heut zu Tag schon lange
An Bruderliebe mit Hebräern maß!

Zwar als geschwunden meine volle Habe
Herab zur kleinen, bettelarmen Gabe,
Da setzt' es manchen harten, bittern Strauß!
Du sahst die Noth und bothest mir behende
Ein Sümmchen dar für siebenzig Prozente,
Mit vollem Abzug alsogleich voraus.

Und als nun gar — o nie werd' ich's vergessen! —
Ich, ein Verzweifelnder! am Pult gesessen,
Mit trocknem Gaumen und den Magen leer;
Als alle guten Geister mich verließen,
Die sonst sich dienstbar meiner Noth bewiesen,
Und mir das Herz war bis zum Sterben schwer;

Da rief ich laut: „Mein Mauschel wird mich finden,
„So lang ich diesen Stern nicht sehe schwinden,
„Will ich nicht zaghaft, will voll Muthes seyn:
„Geh' Johann, bring' ihm hurtig diese Zeilen,
„Der Freund, der Retter wird nicht lange weilen,
Wird dem Bedrängten schnellen Schutz verleih'n."

Und, o der holden Stimme in der Wüste,
Die mich so süß mit „Gottes Wunder" grüßte!
Da stand der Freund — und, o! mit welchem Blick!
Er spähte rings herum an allen Ecken,
Ob irgend nicht so etwas könnte stecken,
Das zu verhandeln wär' mit gutem Glück.

Und, o! ich sah's, wie mich der Gute liebte,
Wie sehr sein redlich Auge sich betrübte,
Als rings (denn, ach! auch Christen räumten auf!)
Nur leere Schränke, kahle Wände standen; —
Doch, seine Großmuth wurde nicht zu Schanden,
Er sah mein letztes Hemd — und lieh darauf!

Sieh', Mauschel! dieser Zug — er war zum Rühren!
D'rum soll dir Lob — unsterblich Lob gebühren,
Du warst mein Retter, warst mein treuer Freund!
Nein, Mauschel nicht, ich will dich Engel nennen,
Und jeder Edle soll den Wackern kennen,
Nach dem der Teufel Sehnsuchtsthränen weint.

J. Sendtner.

Almanachs-Literatur.

Obgleich dies kriegerische Jahr den Almanachs-Freunden eben keine reichlichere Ausbeute versprach, als in den vergangenen Jahren, so scheint sich doch die Zahl derselben eher vermehrt als vermindert zu haben. Kotzebue gibt uns statt Eines, zwey Taschenbücher und Haug beginnt einen Almanach poetischer Spiele *), die in mancher Rücksicht wohl über den Lustspielen des Hrn. Kotzebue zu stehen verdienen. Wenigstens scheinen sie uns beynahe mehr Stoff zum Lachen darbieten zu wollen, als diese. Weder der Kosak und der Freywillige, noch die Rückkehr der Freywilligen, weder der schelmische Freyer noch Bäbbel enthalten einen Tropfen gesunden Witzes, und wer weis, wozu das gut ist? ist wenigstens sicherlich auf keine Weise zur Darstellung gut, es müßte denn der moralische Zweck der Bühne gänzlich aus den Augen gesetzt werden. Es finden sich in diesem sogenannten Lustspiele (besser Possenspiele) lauter durchaus verdorbene und unsittliche Charaktere. Die Dummheit, wenn sie sich der Thierheit nähert, kann nicht mehr belustigen; eben so wenig, wie ein Mädchen, das um bequemer als im Vaterhause sich ihrer Liebe zu dem Husaren-Lieutenant überlassen zu können, sich dem dummen Vieh zur Frau anträgt; — oder ein Vater, der bey seinem übrigens brutalen Charakter der Tochter ohne Weiters gestattet, den Schneiderjungen zu heurathen und zwey ansehnliche reiche Freyer auszuschlagen, bloß um der Sorge für die Ehre seines Hauses los zu werden ꝛc. ꝛc. — Es ist wirklich zum Eckel, dies Machwerk nur zu lesen, geschweige aufführen zu sehen. Wir möchten doch sehen, was Hr. Kotzebue sagen würde, wenn sich ein Kind oder ein unschuldiges Mädchen, die zufällig einer Vorstellung desselben beywohnte, eine Erklärung der ihnen unverständlichen Scenen von ihm ausbäten. —

Am besten ist der Schwal, gelungen obwohl auch in diesem Stückchen nichts vorkömmt, was wir nicht sonst schon in den Werken des Hrn. Verfassers gefunden hätten. Wenigstens ist ein moralischer Zweck vorhanden, wofür man Hrn. v. Kotzebue, der jezt damit so karg zu werden anfängt, wirklich dankbar seyn muß.

Nun zu Hrn. Haug's Almanach poetischer Spiele.

Es scheint unbegreiflich, wie Hr. Haug, der rüstige Epigrammschreiber seit so vielen Jahren, von dessen Thätigkeit so viele Journale, Almanache ꝛc. ꝛc. Zeugen sind, es auch noch unternehmen mag, einen ganzen Almanach mit seinen poetischen *Spielen zu* füllen. Noch unbegreiflicher scheint *uns aber* die glückliche Lösung dieser Aufgabe, denn es wird keiner das Büchlein aus den Händen legen, ohne durch den unerschöpflichen Witz des Verfassers (wenn er anders ihm manche Unart zu vergeben weiß) auf's Angenehmste überrascht und unterhalten worden zu seyn. Ein und derselbe Gegenstand gibt ihm Stoff zu hundertfältigen, stets anziehenden Witzspielen; ohne Zweifel ein Beweis, daß die Teutschen auch hierin keineswegs hinter den berühmten Franzosen zurückbleiben. — So möchten wir wohl den kennen, der ohne Kopfbrechen und ohne das Alte wieder hervorzuholen gleich fünfzig Epigramme auf Zecher und hundert auf Geschminkte zu machen weiß. Und daß Hrn. Haug der Kopf darüber nicht zerbrochen ist, beweisen seine hundert Anekdoten und zweyhundert Gleichnisse, von denen erstere ihrer Trefflichkeit halber eben so sehr empfohlen zu werden verdienen, wie leztere ihres Treffens wegen. Als Anhang finden wir noch einige schätzbare Gedichte von den vortrefflichen ältern Dichtern Cronegk, Gotter, v. Gemmningen und Kazner, nebst

*) Dieser Almanach, so wie alle hier angezeigte, sind in der Fleischmannischen Buchhandlung in München zu haben.

Räthseln, Charaden und Logogriphen. Die Kupfer sind von Hrn. Schwerdtgeburth, diesem ausgezeichneten Künstler, nach Hrn. Ramberg's Zeichnung gestochen, und erregen Bedauern, daß ihrer nur sechs sind. Solcher Bilder sähe man gern auf jeder Seite Eines. Folgende Anekdoten, die wir aus dieser Sammlung ausheben, mögen das Gesagte bestätigen und das Publikum anreizen, sich den Genuß, den es in diesen wenigen finden wird, durch die Lectüre aller zu vermehren.

Seufzer eines Ehemanns.

Vom Satanas ist meine Frau besessen.
Nun wandelt mich die Reue täglich an.
Einst wollt' ich sie vor Liebe fressen —
O! warum hab' ich's nicht gethan.

Röschen und ihr Beichtvater.

Ja! meine Kinder sind Bastart'; allein
Wie kann ich meine Sünd' bereu'n,
Da sie geachtet sind von groß und klein
Ihr Leben der Weisheit und der Tugend weih'n? —
„Nun — so bereue dein Nicht-Bereu'n." —

Gespräch zur Revolutionszeit in Paris.

Kaufmann. Wer lärmt so wüthend, Sohn?
Sohn. Papa, die Nation,
Mit Prügel und Gewehr
Zieht unsere Straße her.
Kaufm. Um Gotteswillen! Sohn
Verriegle schnell das Haus.
Sonst leert die Nation
Mir meinen Laden aus.

Der Vernunftschluß.

Ein Landesvater plagte
Die Unterthanen hart
Mit Steuern aller Art.
Ein Bäuerlein verzagte,
Starb Hungers, flog empor,
Eilt' an ein offnes Thor
Wo Peter saß, und fragte;
Wird hier gesteuert? — Nein!
O, rief das Bäuerlein,
Hier muß der Himmel seyn!

Klaus am Rheinstrom.

Nun hab' ich das Wasser, gottlob, erschauet,
Woraus man den guten Rheinwein brauet.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Tübingen, Cotta.

Wenn auch das ganze Taschenbuch nur aus 8 oder 9 Seiten bestünde, und auf diesen Seiten Göthes Epilog aus Essex und Jean Pauls Zeitbetrachtungen im Wonnemonde Europas stünden, so möchte es schon des Thalers werth seyn, den man dafür hingibt. Und wirklich, betrachten wir das ganze Taschenbuch, so ist es auch nur dieses, was den Käufer anziehen kann. Lafontaine tischt in einer neuen Erzählung: Das Haus im Walde oder Försters Aennchen, eine alte von ihm selbst schon verbrauchte Romanenintrigue auf. Hubers Erzählung: der arme Jude, befriedigt nur halb, und das Gelungenste unter den prosaischen Aufsätzen, möchte noch der Frau von Pichler entwendeter Schuh seyn, der wenigsten das Interesse des Lesers zu reitzen und die gespannte Erwartung zu befriedigen weiß. Die Gedichte von Haug, Wyß, Conz, Schreiber ꝛc. und einem Hrn. Schwab scheinen auch nur so Ueberbleibsel aus ihren Portefeuilles zu seyn. Die Kupfer von Autenrieth sind unter aller Kritik, so steif, so ohne alle Grazie. Wenn man sie einmal gesehen hat, ist man satt, und Almanachskupfer sollte man alle Tage im Jahr sehen können. Die von Schenk nach Riepenhausen sind besser, doch befriedigen sie den nicht, der die früheren Arbeiter dieser Künstler kennt und bewundert.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet, auf das Jahr 1815 herausgegeben von St. Schütze. Dieser gemüthvolle und witzige Schriftsteller fängt an, unserm Publikum mehr zu behagen, als die Hrn. Lafontaine, Spieß und Consorten. Es lernt einsehen, daß die Arbeiten desselben, und wären es auch bloß Almanachs-Aufsätze, etwas tiefer und fester gegründet sind als diejenigen der genannten Romanenschreiber und noch einer Legion anderer, die uns eben nicht einfallen wollen. Zudem belustigt und unterhält dieser lebendige und gemüthliche Witz mehr, als die Spinnstubenweisheit, die man in den gewöhnlichen Romanen findet. Es ist nicht zu läugnen, daß die Romanen-Schrift-Steller in Teutschland einen großen Einfluß

auf den moralischen Zustand der erwachsenen Jugend, in's Besondere des weiblichen Geschlechts haben. Lafontaines, Cramers und Spieß Romane sind hauptsächlich im nördlichen Teutschland zu Volks-Büchern geworden, ungeachtet sie weit weniger in's wirkliche Leben eingreifen, als vielmehr dazu beytragen, es herabzuwürdigen. Dies sollte aber nimmermehr schehen, sondern das Leben, wie es ist, sollte in seinen Erscheinungen aufgefaßt und veredelt auf eine Weise dargestellt werden, die den Lesern den möglichsten Grad der Vollkommenheit anschaulich machte, ohne daß er deßhalb nöthig hätte, seinen Gewohnheiten und Sitten zu entsagen und der Welt Feind zu werden, oder gar seine ganze menschliche Natur umzuwenden und zu verkrüppeln; denn es ist anerkannte Wahrheit, daß: reizten diese Romane, besonders Lafontaines jemals zur Nachahmung, das Wesen des Menschen jederzeit einer Verkrüppelung erlitt, die keineswegs heilsam genannt werden darf.

Von diesem Gesichtspunct ausgehend, finden wir in Hrn. Schütze's Aufsätzen und Erzählungen gerade das, was sie zur Lieblingslectüre des Publikums eignen wird, wenn es von den Abwegen zurückkehrt, auf die es der herrschende Geschmack geführt hat. Schon in den frühern Jahrgängen dieses Almanachs bemerkten wir jene gediegnere Sprache, jenes Ineinandergreifen des Inhalts, in Allem, was von dem Herausgeber herrührte, welches als der sicherste Beweis anzusehen ist, daß der Verfasser tiefer und philosophischer über die Gegenstände nachgedacht hatte, die er sich bald zur humoristischen, bald zur ernsthaften Darstellung auswählte, als bisher bey den gewöhnlichen Romanschreibern der Fall war, die nur unterhalten, selten belehren wollen, wenigstens beynahe nie auf eine überzeugende und bleibende Weise. Es möge daher dem Taschenbuche für Liebe und Freundschaft nicht wenig zur Empfehlung dienen, daß gerade der Schriftsteller, der beydes, Liebe und Freundschaft, so sinnig und herzlich aufzufassen weiß, nicht wie es eine überspannte Phantasie schildert, sondern wie die wirkliche Welt hie und da noch Beyspiele aufstellt, daß gerade St. Schütze es den Liebenden und Freunden darbietet. Wir haben auch wirklich nichts darin gefunden, was nicht der Auswahl des Herausgebers Ehre machte. Das Fragment von Schiller, ein bisher noch ungedrucktes Gespräch zwischen Wallenstein und Seni ist ganz des großen Dichters würdig. Die schöne Helene, nach Bandello, von Beauregard Pantin ist eine recht herzliche Erzählung und erregt Interesse. Unter den Gedichten von Hrn. v. Thümmel gefiel uns vor Allem das Epigramm, das Petschaft. Der Nebenbuhler von Friedr. Kind ist eine freundliche Dichtung, die gewiß Gefallen erregen wird. St. Schützes Liebe und Edelmuth ist herrlich. Die sanfte Louise Brachmann gibt uns auch einige liebliche Gesänge zum Besten. Am gelungensten möchte wohl der Abend nach der Schlacht seyn. Die Torte und das Halstuch von Fried. Kind ist eine komische Erzählung von Werth. Die Kiems, und der Student und die Bauern von Langbein tragen gewiß das Ihrige zur Erheiterung einer Gesellschaft in den langen Winterabenden bey und in dem Staatsgefangenen von einem Unbekannten erkennen wir nicht minder eine gewandte Feder. Unter den lieben Gedichten von St. Schütze sind uns die Mädchengedanken am liebsten. Sie erinnern uns an den trefflichen Ehrenberg, der uns auch dergleichen in seinen weiblichen Sinn :c. :c. wiewohl in Prosa gab. Man könnte die des Hrn. Schütze wohl als ihre Fortsetzung betrachten. Die Heurathsphilosophie des Hrn. Eberhardt ist eine prosaische Wahrheit im poetischen Gewande. Die Geschichten vom Rübezahl, von La Motte Fouqué, zeigen, wie sehr sich dieser Schriftsteller zum Volksdichter eignet. In ihm finden wir das eigenthümliche Leben der Teutschen wieder. Er schreibt ohne fremden Zusatz, weder von Paris, noch von England oder Schottland, oder Italien hergeholt. — Es ist Alles, wie Gedanke so Sprache, gediegen und vollendet au ihm, ohne daß er einer fremden Hülfe nöthig gehabt hätte. Wohl dem, den seine Geschichten und Romane anheimein! (um uns eines Schweizer-Ausdrucks zu bedienen.) Die übrigen Kleinigkeiten sind als solche nicht werthlos, und das Ganze verdient gewiß seine Stelle auf den Toiletten teutscher Frauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 29. Oktober.

Zur Feyer der Schlacht von Hanau.

Auch uns, auch uns die heil'ge Freyheitsfahne,
Wie sie auf Leipzigs Au'n
Geschwungen hoch der muthige Germane,
Dem Gallier zum Grau'n!

Nah' deiner Gränze, heil'ge teutsche Erde,
Auf Hanau's ebner Flur,
Dort tilgten wir mit Gott und unserm Schwerte
Des Feindes letzte Spur.

Dort strömte heiß aus tapfrer Krieger Wunden
Auch Baierns Heldenblut,
Dort haben sie den schönen Tod gefunden,
Die Fürsten jung und gut. *)

Dort war der edle van der Steckh gefallen,
Ein Held so kühn als treu,
Den Führer selbst, den teutschen Mann vor Allen,
Traf dort ein feindlich Bley.

Dort floß das Blut — das Blut von unsern Söhnen,
Und floß für Freyheit hin;
Es war ein Tag, ihn wird die Nachwelt krönen,
D'rum feyert heilig ihn!

An deinen Ufern, Isar, mag entbrennen
Die Flamme hoch und frey;
Wir Baiern dürfen auch uns Retter nennen
Von fremder Sklaverey!

Von Bergen lodre hoch empor die Flamme,
Sie lodre himmelhoch;
Der Baier auch gehört zum teutschen Stamme,
Und brach das schnöde Joch.

Wie wir die Hand den andern Brüdern reichen,
Zum treuen Freundschaftsbund,
So thu' an unserm Ehrentag ein Zeichen
Auch unsre Freude kund.

Denn wo den Busen Hochgefühle heben,
Da reißt die Allmacht fort,
Die ganze Seele tritt heraus in's Leben
Und wird zu That und Wort.

Auf! zeigt euch denn als biedre, teutsche Baiern,
Bewährt den ächten Sinn!
Laßt uns den Tag des Ruhmes heilig feyern —
Ja heilig feyern ihn!

Zu Ihm, in dessen Hand die große Wage
Des Weltgerichtes ruht,
Erhebe sich an diesem heil'gen Tage
Der Andacht fromme Gluth.

Er, der der Völker Schicksal mächtig lenket,
Hat über uns gewacht,

*) Der Major Prinz Oettingen Wallerstein, vom 3ten Chevauxlegers-Regiment Kronprinz und der Adjutant des kommandirenden Generals Rittmeister Prinz Oettingen Spielberg vom 4ten Chevauxlegers-Regiment König.

Hat unsern Waffen seinen Schutz geschenket
Und Baiern frey gemacht.

Ein süßer Duft von Festaltären walle
Zum Opfer ihm empor,
Und hehr, wie seiner Engel Harfen, halle
Des Dankes Jubelchor.

Der Baiern Herz bleib' ewig teutsch und bieder,
Und kühn und gut ihr Schwert,
So sind wir Eurer, ihr gefallnen Brüder,
Und so der Rettung werth!

J. *Sendtner*.

Almanachs-Literatur.

(Fortsetzung.)

Penelope, Taschenbuch für das Jahr 1815, der *Häuslichkeit* und *Eintracht* gewidmet. Herausgegeben von *Theodor Hell*. Mit dem Bildniß der Arria, 10 Kupf. und Landschaften ꝛc. Leipz. Hinrichs. *)

Es war uns, als wir dies Taschenbuch öffneten, als müsse uns etwas fehlen, was wir in den frühern Jahrgängen desselben gefunden. Und so ist es auch: Theodor *Körners* gediegene, kraftvolle Arbeiten, die es sonst hauptsächlich zierten, mangeln diesem Jahrgang und sind durch nichts ersetzt worden. Wäre nicht der Herausgeber so gefällig gewesen, diese Sammlung meistens prosaischer Aufsätze mit seiner Geschichte der *Arria* und dem, übrigens *sehr einfachen* Mährchen *Liliaronte* zu würzen, so wäre sie für den Gebildeten wahrlich eine durchaus ungenießbare Speise geblieben. Dem *Egoismus der Liebe* von *Laun* kann nur der Geschmack abgewinnen, der die sonst so anmuthigen und humoristischen Arbeiten dieses Schriftstellers nicht kennt und übrigens Geduld genug hat, sich durch all' das Unwesentliche hindurch zu lesen, um zu einem, sehr alltäglichen Ende zu gelangen. Die *beste Wahl* von dem Verf. der Heliodora wäre wenigstens nicht unsre Wahl. Es hätte nicht so viel Geredes bedurft, um die alte Wahrheit zu wiederholen, daß Schönheit der Seele vorzüglicher sey, als Schönheit des Körpers; — daß sie aber dessen ungeachtet im gewöhnlichen Leben selten den verdienten Vorzug finde, es müßte denn ein mächtigerer Hebel, Geld oder sonst ein irdischer Vortheil, sie unterstützen, wollen wir hiemit dem Verfasser gesagt haben, damit er ein andermal die Wahrscheinlichkeit etwas mehr in Bedacht nehme. Denn fehlte nur *diese* seinen Erzählungen nicht, oder wären sie wirklich so *romantisch*, daß sich die Wirklichkeit darüber vergessen ließe, so wäre wenig an ihnen zu tadeln, da der Verfasser übrigens eine schöne Sprache hat und ihm Charakterschilderungen nicht übel gelingen.

Folgt nun: *der arme Gärtner*, von Ludwig von *Germar*, eine überaus romantische Geschichte. Wir wissen nicht, sollen wir die *Belesenheit* des Verfassers oder sein gutes *Gedächtniß*, welches das *Gelesene* so *passend* zu benützen weiß, oder gar seine eigne *überschwenglich kühne* und *lebhafte Phantasie* mehr bewundern. Anfänglich wollte es uns vorkommen, diese interessante Erzählung sey im *Traum* geschrieben worden und der Verfasser geselle zu seinen übrigen erstaunlichen Anlagen auch die, im Traume *schreiben* zu können, wie der Nachtwandler *wandelt*. Es lassen sich wirklich viele Puncte finden, die unser Vermuthung zu bestätigen scheinen. Es findet sich viel Analoges zwischen dem Gang eines Nachtwandlers auf der Höhe des Hausdaches, oder am Rande des tiefen Brunnen und dem Gange dieser wunderbaren Erzählung, die bald in die Höhen des Himmels steigt, um Novalis blaue Blume unter den Sternen zu suchen, bald ein Liebesgeständniß im Spiegel eines klaren Bächleins macht. Auch ist die Sprache dem wundersamen Inhalt angemessen, wir finden da unter andern, eben so neuen Metaphern, „*den überperlenden Schaum der Liebe*." Ferner heißt es: „ihr Busen strebt hochwallend, unter dem Flohr, einem klopfenden Herzen entgegen, willig geben, die

*) Die sämmtlichen, hier angezeigten Almanache, sind in der *Fleischmannischen* Buchhandlung in München zu haben.

bescheid'nen Veilchen, die ihn zieren, ihre sonst gebognen Häupter, der stürmischen Umarmung preis ꝛc. ꝛc." — Ferner: „des Lebens buntgeschäftiger Zug, ging die erste Zeit unbemerkt, an dem nur mit seinem Schmerze beschäftigten Jüngling vorüber, so wie glänzende Masken, dem erleuchteten Ballsaal, zueilen, unvernommen von dem bangen Seher, den höhere Gewalten zwingen, sein Bett zu verlassen, um den bald diesen Weg wandelnden Leichenzug, im Voraus vorbeygehen zu sehen." Welche Gedankenfülle! Welch' ein Genie von Verfasser, der sich so zu erheben weiß über die populäre Verständlichkeit, über die ersten Prinzipien der Logik. — Und die Erhabenheit der Sprache, wie strahlt sie hervor aus hundert, den folgenden ähnlichen, Stellen:

„Er sah blinzelnd auf den Stöhrer seines Glücks ꝛc. ꝛc.
wo ein wildes, von den dürren Freudenstämmen, seines Lebens, sich nährendes Feuer lodert ꝛc. ꝛc."

Es ließen sich wirklich keine edlern und bezeichnendere Ausdrücke finden. Auch hat der Hr. Verfasser ein ganz besonderes Mittel gefunden, die Aufmerksamkeit der Leser auf die Künstlichkeit seiner Perioden zu lenken. Nach jedem Worte, das ihm besonders Mühe und Schweis gekostet hat, setzt er gar passend ein Komma oder zuweilen gar ein Semikolon, damit der Leser Zeit gewinne, die Vortrefflichkeit desselben recht zu überdenken und den Zusammenhang zu errathen, der denn oft so überaus künstlich verborgen ist, daß es schwer halten würde, ihn zu finden, hätte uns die Großmuth des Verfassers auch Millionen Gedankenstriche, statt dieser Komma's erlaubt. Man verwöhnt sich eben mit den Schriften der Herren Göthe, Schiller ꝛc. ꝛc. so, daß man am Ende für solche Erhabenheiten gar keinen Verstand mehr hat.

Der gemüthliche Sänger Kind hat wohl geglaubt, seine Beyträge dem Werthe der übrigen Aufsätze dieser Sammlung anpassen zu müssen; denn wir finden den nicht an ihm, der uns sonst so unterhaltend zu rühren verstand. Sein Gedicht: des Mädchens Winternacht sowohl als Waldesstille sind gänzlich ohne Begeisterung geschrieben, bloß ein leeres Klingeln von Reimen, deren Sinn selten paßt. So heißt es z. B.:

„Nun kommt die liebe stille Nacht
Wo Käuzchen nur und Unhold schweift."

Ey, welche liebe stille Nacht!

„Die Sternlein funkeln rein und klar,
Der Schnee liegt hoch wie Bergeswand —
So wär's denn wirklich, wirklich wahr
Was Gottwald rühmt von meiner Hand (!!)"

Und wieder wie edel!

„Wie wohl ist mir so ganz allein
Wenns draußen schneyt und saußt und dreht (?)"

Und wie verständlich:

„Dort auf den frischgemähten Wiesen,
Seh' ich schon Nebel sich ergießen,
Schon prellt auch hier das Grab."

Was Hr. Kind unter dem Prellen versteht, können wir nicht begreifen. Soll es von Prallen, prallig hergeleitet werden, was so viel bedeutet als elastisch, so wäre es wenigstens eine ungeschickte Metapher, indem man wohl sagen kann, der elastische Rasen des Grabes, aber nicht das elastische Grab.

Wenn Hr. Hell nicht will, daß uns künftiges Jahr die verständige Penelopeia als eine absolute Gans erscheinen soll, mit der Niemand etwas zu thun haben mag, möge er eine bessere Auswahl in dem treffen, was er uns mitzutheilen hat, oder lieber das ganze Taschenbuch mit seinen Arbeiten füllen, die gewiß den Ruf von dem Geiste der Griechin aufrecht erhalten. Auch möge der Hr. Verleger in's künftige auch für die äußere Form etwas mehr thun, den schlechtere Kupfer sind uns seit Jahren nicht mehr vorgekommen.

Eine erfreuliche neue Erscheinung ist de la Mot-

te Fouqué's Frauen-Taschenbuch für 1815 *). Dasselbe ist Ihrer Maj. der Königin von Baiern dedizirt und der Name dieser verehrungswürdigen Fürstin erscheint gleich einem Glückssterne dem sinnigen Leser: denn was unter solchen Auspicien sich zeigt, hat den schönsten Ruhm schon zum Voraus. — Der Herausgeber richtet ein schönes Sonett an die erhabene königliche Musenfreundin und ihr ist auch in's Besondere Theudelinde, eine dramatische Bearbeitung einer Geschichte aus den Vorzeiten Bojariens, die jeder Gebildete hinlänglich aus Pallhausens trefflichem Werke über Garibald den Ersten kennt, gewidmet. Die sittige Tugend der schönen Königstochter, ihr Ahnungsgefühl, das heilige Prärogativ der teutschen Frauen jener Zeit, die Heldengröße des jungen Autharies, ihres fürstlichen Bewerbers, müssen jeden für den Verfasser vortheilhaft einnehmen, wüßte er auch nichts von dem Rühmlichen, was dieser schon geleistet mit Arm und Kopf für Teutschlands Freyheit und Ehre.

Es wäre zu wünschen, daß die Arbeiten dieses Schriftstellers durch ganz Teutschland gelesen würden, von Jungen und Alten, von Höhern und Niedern. Sie passen für Alle, erfreuen, begeistern Alle für ihr schönes, herrliches Vaterland, in dessen eigenthümlich angestammten Geist Hr. Baron de la Motte Fouqué so tief eingedrungen. Mit welchen Zauberfarben schildert er uns die Treue, die Innigkeit, die fromme Liebe, die ritterliche Religiosität und die religiöse Ritterlichkeit, die unsere Vorzeit so rühmlich auszeichnen. Sein origineller, unübertrefflicher Zauberring, seine Erzählungen, seine Undine, sind wie eine Reihe altteutscher Gemälde anzusehen, die durch ihre Wahrheit, Gemüthlichkeit und frischen wunderbaren Glanz noch Jahrhunderte hindurch die Bewunderung aller gefühlvollen und frommen Gemüther seyn werden. — Wohl uns, daß den ritterlichen Sänger nicht das Loos des ihm geistesverwandeten Körners getroffen, als er an seiner Seite für Teutschlands Freyheit gekämpft!

*) Nürnberg, Schrag.

Dies Gefühl der Freude über seine Erhaltung wird auch die Frauen erfüllen, die das, ihnen von dem gemüthvollen Dichter gewidmete Büchlein zu Händen nehmen. Eine Sammlung herrlicher Gedichte, von denen auch nicht eines zur Mittelmäßigkeit gezählt werden könnte, von dem Herausgeber, Kerner, Gottwald, Rehfues, Kind, Hesse rc. rc. einige auserwählte, prosaische Aufsätze von Franz Horn (von diesem die diamantne Kutsche, ein altteutsches Mährchen, an Sprache und innerm Gehalt Tieks besten Arbeiten dieser Art an die Seite zu stellen.) Karoline de la Motte Fouqué, Gottwalt und Fanny vollenden den duftenden Blühtenstrauß, der den teutschen Frauen in diesem Taschenbuche dargeboten wird. Nicht ohne Bedauern sehen wir uns auf diese kurze Anzeige beschränkt. Wir wählen, um unsern Lesern eine Idee von dem Geiste zu geben, der das Ganze belebt, zwey Gedichte, von Gottwalt und la Motte Fouqué unter den vielen, ihnen gleichkommenden aus, und werden sie in einem der nächsten Blätter nachfolgen lassen. — Hier nur noch ein paar Worte über die trefflichen Kupfer, die meist von den vorzüglichsten Künstlern gezeichnet und gestochen nicht wenig dazu beytragen, uns in die Heldenjahrhunderte unsers Vaterlandes zurückzuführen. Die ersten drey, ohne das Titelkupfer, welches eine allegorische Darstellung des teutschen Ritterthums und der teutschen Poesie ist, sind aus dem Zauberring genommen: die Scene, wo Lisberta, abermals in ihrer Erwartung betrogen, die gefälligen Ranken, ihre Briefträgerinen, mit schmerzlichem Gefühle, das ihr Brief noch daran hängt, an sich zieht; dann wie Bertha, dieses herrliche Ideal teutscher Frauenhaftigkeit, des Kreutzes Stamm umfassend, die wilden Räuberhorden durch ihre Begeisterung schreckt und zurücktreibt, endlich wie Zelotes auf den greisen Herr Hugo von Trautwangen seine Bußmahnungen hindonnert, während Otto ihm abwehrend herzueilt, der Vater aber in dumpfer Erstarrung dasitzt. — Die übrigen Kupfer sind aus dem Inhalt genommen und glücklich ausgeführt, vorzüglich das zu der diamantnen-Kutsche gehörige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsblatt

für gebildete Stände.

München 1814. 2. November.

Des Ritters Abschied.

Nun geh', mein Knapp, du warst mir treu ergeben,
Nimm diesen Kuß von mir, mein Streitgeselle;
Häng' auf mein Schwert in Sanct Georgs Kapelle,
Helm, Schild und meinen Namen auch daneben!

Es rauscht der Wald, die Winde Gottes weben,
Mein Grab ist dicht gebaut an meiner Schwelle,
Es glänzt das Crucifix hier in der Zelle,
Das aller Welten Gut mag überleben.

Wein' nicht, mein Sohn! geheilt sind meine Wunden,
Mir schweigt im Herzen jedes Weh's Getümmel,
Wohl einen süßern Frieden hab' ich funden.

Mein Aug' ist schwach, und innen wird es lichte,
Die Erd' ist eng und weiter ist der Himmel,
Schaun seh' ich paradiesische Gesichte.

Gottwalt.

Fromme Liebe.

Die Hexe. Gib' ein Löckchen
Gib' ein Liebchen
Spende mir dein Gold auch frey,
Und ich zaubre dir dein Liebchen
Noch in dieser Stund' herbey.

Der Knabe. Ach, ich spende gern mein Leben
Für der Liebe Lust und Schmerz!
Aber kannst du mir auch geben
Liebchens Minn' und Liebchens Herz?

Die Hexe. Thor! nicht meist're mein Beginnen;
Sollst in ihrem Arm ja ruhn.
Doch mit Herzensnoth und Minnen
Hab' ich nimmermehr zu thun.

Der Knabe. Nein, du sollst mir nichts bescheeren.
Laß mich hier im Wald allein!
Fließt nur, fließt, ihr lieben Zähren,
Endlos quille, süße Pein.

La Motte Fouqué.

Aus dem Frauen-Taschenbuch für 1815.

Almanachs-Literatur.

(Fortsetzung.)

Urania. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Mit 9 Kupfern, darstellend Scenen aus Göthes Faust, Egmont und Tasso. Leipzig, Brokhaus.

Der Verfasser des Kommentars zu den Kupfern, die dieses Taschenbuch schmücken, hat ganz Recht, wenn er sagt, eine Erklärung derselben sey wenigstens zweydeutig; für den, welcher nur einen Blick auf das Titelkupfer, (Faust mit Gretchen in dem Garten der Nachbarin Marthe) wirft, geht eine Welt von Gefühlen auf, die nicht ausgesprochen werden können und sollen. Es geht einem, indem

man diese Bilder schaut, wie nach der Lektüre dieser göttlichen Dichtung — man verstummt, versinkt in das Nachempfinden all' der Herrlichkeiten und das Wort, das man darüber spricht, profanirt das heilige Gefühl, das uns begeistert. Somit hat freylich der Verfasser des Aufsatzes über die Regel der Charakter-Darstellung bey Erklärung einer Reihe Kupfer aus Göthes dramatischen Werken eine ziemlich undankbare Arbeit unternommen, doch müssen wir gestehen, daß er eingedrungen ist in den Geist des großen Dichters, von dem er spricht, und daß seine Erklärung auch für den, welcher keines Kommentars bedarf, um diese Bilder zu verstehen, nichts Störendes hat. — Obgleich es hier an seiner Stelle wäre, diese bildlichen Darstellungen aus den genannten dramatischen Meisterstücken des größten der teutschen Dichter zu beschreiben, so fühlen wir doch nur zu sehr das Unzureichende unsrer Kräfte, um es ausführlich thun zu können. Wohl uns, wenn der sinnige Leser an den Umrissen, die wir zu geben vermögen, beyde: den Dichter und den bildenden Künstler, erkennt.

Das Titelkupfer stellt, wie schon gesagt, Gretchen mit Faust in Marthens Garten vor, wie sie die prophetische Sternblume zupft. Erwartungsvoll steht hinter ihr, sie mit der Rechten umfassend, Faust, und schaut auf die niedlichen Finger, wie sie die Blätter zierlich fassen. Gretchen, ein holdes Bild der reinsten Liebe steht da, angthan mit allem Glanze der höchsten Schönheit. Süß lächelnd treibt sie ihr deutungsvolles Spiel; es ist keine Unruhe über das Resultat in ihr sichtbar; sie ist so überzeugt von dem, was ihr Herz wünscht! — Minder ruhig ist Faust; das innere Behagen, die glühende Liebeslust, mit der Geliebten in einer so erfreulichen Lage zu seyn, leuchtet zugleich mit der Aufmerksamkeit, die er auf das Spiel wendet, aus seinen Zügen. Es liegt eine Sinnlichkeit in der Beugung seines Körpers, in seinen Augen, die erschreckt. — Höhnisch lächelnd blickt Mephistopheles im Hintergrunde auf das Paar; die an seinem Arme wandelnde Martha, mit einer Art gutmüthiger Freude, die die Lust des Bösen mehr heraushebt und charakterisirt. Das ganze Bild ist an Zusammenstellung, Zeichnung und Ausführung eines der vorzüglichsten, die uns zu Gesichte gekommen.

Ihm gleich erscheint uns das zweyte, eigentlich das erste, aus Faust. Gretchen von der Kirche kommend, geht mit niedergeschlagenen Augen, nicht achtend der Menge des Marktplatzes nach Hause. Der Unschuld süßer Frieden, der Tugend erhabene Würde leuchten aus den schönen Zügen. Da spricht sie Faust, dem ihre Schönheit aufgefallen ist, an:

> Mein schönes Fräulein darf ich wagen,
> Arm und Geleit Ihr anzutragen —

Und sie erwiedert empfindlich ob der unwillkommnen Störung:

> Bin weder Fräulein, weder schön
> Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Im Hintergrunde lauscht wieder der Böse mit inniger Schadenfreude über das Gelingen seines boshaften Anschlags. — Obgleich hier die zu starken Schattenmassen der Harmonie des Bildes Eintrag thun, so findet man im Einzelnen dennoch die Ausführung vortrefflich. Vorzügliches Lob verdienen Gretchens und Mephistopheles Gestalten.

Weniger spricht uns die Darstellung Gretchens vor dem Bilde der Mater dolorosa im Zwinger an. Auch hier sind die starken Schlagschatten vorhanden und stören bedeutender als auf dem ersten Bilde. Wir hätten gewünscht, das Ganze in einer andern Beleuchtung zu sehen. Das Licht hätte mehr von oben her auf das Antliz der betenden Margaretha fallen sollen, die übrigens, rechnet man den gerügten Fehler ab, wirklich wohlgelungen und von viel Ausdruck ist. — Diese drey Kupfer zu Faust sind von Nake gezeichnet und von Schwerdtgebuhrt gestochen. Dieser Kupferstecher hat nur eines der drey Kupfer zu Egmont geliefert. Die andern beyden sind von Jury ganz in der trocknen, etwas steifen Manier dieses Künstlers gestochen. Seine Arbeiten erinnern an Marmorbilder und ermangeln aller Freyheit. In Darstellung komischer, karrikaturmäßiger Gegenstände ist Jury ein vorzüglicher

Kupferstecher und verfehlt sicher niemals seine Wirkung, aber seine Manier eignet sich nicht zu höhern Vorstellungen. Klärchens Staunen, als sie den Orden des Vließes an ihrem Geliebten sieht, der übrigens dasteht, als entledige er sich des Mantels nur, um ihn ihr zu zeigen, ist nicht zwanglos, wie man sich Klärchen überhaupt vorstellen muß. Der Traum Egmonts im Gefängniß ist dem Künstler besser gelungen, vermuthlich, weil es ein stilles Leben ist, das diese Scene erfüllt. Das Kupfer von Schwertgebuhrt ist nicht übel; doch gefällt uns Klärchens Gesicht nicht, nachdem wir die himmlische Margaretha bewundert haben. Die Gruppe, Egmont, wie er sich in traulichem Gespräche zu dem, bey ihm auf einem Schemmel knieenden Klärchen beugt, ist innig und voll Liebesausdruck. So mag auch dem Künstler der verfehlte Ausdruck der Gesichter vergeben seyn.

Tasso ist die dritte der Göthe'schen Dichtungen, zu der bildliche Vorstellungen geliefert worden. Es gehört eine eigne Begeisterung dazu, diesen, in seinen Werken, wie in seinem Leben und Handeln gleich liebenswürdigen Dichter zu verstehen — so sich in ihn hinein denken zu können, um ihn redend anzuführen und bildlich darzustellen. Tasso hat uns in seiner Dichtung eine Idee von sich selbst gegeben, die wir durch Göthes Drama so wenig widersprochen finden, wie durch des Bildners Schöpfungen. Uebereinstimmend mit unserer innern Vorstellung sehen wir den liebenden Jüngling selig zu den Füßen der reizenden Prinzessin, die ihm auf des Vaters Geheiß den wohlverdienten Kranz auf das lockichte Haupt setzt. Behaglich schaut Alphons zu und freut sich seines Werkes — entzückt klatscht Lenore in die Hände. — Die Ahnung trüber Tage herrscht in den schönen Zügen der Prinzessin auf dem zweyten Kupfer, dem 8ten in der Reihe. — Beglückt, nur die Beseligung der erwünschten Unterredung fühlend, spricht Tasso:

So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Aber nun kommt die gefürchtete Katastrophe, Tasso überschreitet die Schranken, die ihm sein Glück gestellt hat — er erklärt der Prinzessin seine Liebe, — sie flieht bestürzt — und der Unglückliche bleibt den Händen des strengen Vaters und des verrätherischen Freundes Antonio überlassen. — Die Darstellung dieser drey wohlgewählten Scenen ist höchst gelungen zu nennen. Sie sind von Hrn. Dähling gezeichnet und das erste und letzte von Heß, das mittlere von Meyer gestochen. Beyde Kupferstecher haben ihren Gegenstand wacker behandelt; nur will es uns bedünken, Heß habe, und mit Recht, Tasso jugendlicher gehalten, als Meyer. Auch liegt in der Stellung desjenigen, welchen Hr. Meyer gestochen, etwas theatralisches, der französischen Schule entsprechendes, was uns nicht gefallen will. Doch ist dies ein Fehler, der nur dem Zeichner zu Schulden kommen kann. Uebrigens gehören diese Kupfer zu denjenigen, welche der sinnige Freund der dichtenden und bildenden Kunst wohl in seinem Kabinet möchte hängen haben, damit er sich wechselweise an der geistigen und plastischen Darstellung erfreuen könne.

Wir haben uns so lange bey dem Kupferschmuck dieses Taschenbuchs aufgehalten, daß es nöthig seyn wird, unsere Leser um Verzeihung zu bitten, wenn wir über diejenigen Stellen des Inhalts, die uns am besten gefallen, etwas weitläufig seyn sollten. Das Gute kann nie genug gewürdigt werden.

Zuförderst also heben wir Messerschmidts Vorlesung über das gegenseitige Verhältniß der Geschlechter in der alten und neuen Welt aus. Dieser treffliche Aufsatz handelt über einen Gegenstand, der den Frauen, für die er bestimmt ist, in's Besondere wichtig seyn sollte. Der Verfasser zeigt im Verfolge seiner, mit historischen Belegen versehenen Abhandlung, wie es in der Beschaffenheit der Cultur der Griechen und Römer gelegen, daß bey ihnen die Frauen weniger Ansehen und bürgerlicher Rechte genossen als späterhin, wo die heilsame Lehre des Christenthums das Reich des Plastischen und Sinnlichen vernichtet und mit der Herstellung einer übersinnlichen Lehre, auch das geistige Leben der Menschen in

allen seinen Verhältnissen zum Himmel und zu einander geweckt und ihre Gefühle gereinigt und potenzirt habe. — Wir können diese Gelegenheit nicht vorbeygehen lassen, ohne einen Irrthum oder vielmehr eine Doppelsinnigkeit zu rügen, womit einige neuere Schriftsteller aus der romantisch-mystischen Schule die Idee von der durch die christliche Religion empor gehobenen, oder, nach ihnen, diese bedingenden Liebe zur Anschauung gebracht haben. Ohne es anscheinend zu wollen, gesellen sie die muthwilligen Eroten des Heidenthums zu den Heiligen, sprechend, die einen sollen die andern entsündigen; so Schlegel, Tieck ꝛc. ꝛc. Nothwendig geht aber daraus eine Halbheit der Gesinnungen hervor, welcher zu Folge sie weder für den Himmel, noch für die Erde taugen; doch denken wir, daß wer einmal den ersten recht innig angeschaut habe, der könne nimmermehr der Erde angehören, wie in irdischen Dingen dem reinern Geschmack nie das Unedlere behagen wird. Somit will es uns scheinen, als gäben diese Herren dem Himmel nur zum Scheine seinen Theil, während sie das Ganze der Erde zuwenden.

Das Christenthum war es also hauptsächlich, das die Frauen wieder in ihre Rechte einsetzte und die ursprüngliche schönere Weiblichkeit durch das Ideal zum Himmlischen steigerte, welches es von allen weiblichen Tugenden der Milde, Liebe, Sanftmuth, Geduld, Aufopferung in dem Wesen der Gottesmutter Maria gab. Die zweyte Quelle jener reineren Ansicht des weiblichen Geschlechts und seines Verhältnisses zu dem stärkern muß man in dem Ritterthum suchen, das vom 11ten Jahrhundert an im nördlichen und südlichen Europa, in der höchsten und üppigsten Blüthe aber in Orient auftrat. Wetteifernd thaten sich die Ritter im Dienste der Frauen hervor, und ihre, man kann sagen, religiöse Begeisterung stieg immer mehr, als von der Provence, wo er erwacht, der milde Geist der Poesie bis in das Herz von Teutschland drang und das rohe Gemüth der kriegerischen Söhne dieses Landes dem Gefühl für weibliche Schönheit und Frauenwürde aufthat. Ja, es läßt sich behaupten, daß Europa ohne diesen wohlthätigen Geist der Chevalerie, der gekommen war, die Welt auf einen neuen Tag vorzubereiten, nur stets tiefer und tiefer in Barbarey und Unwissenheit versunken seyn würde. — Indem nun der Verfasser das Allgemeine verläßt und ins Besondere eingeht, spricht er sehr gründlich von dem Einfluß der platonischen Philosophie auf die Werke und die Handlungsweise einiger berühmten Frauen, Dichter und Philosophen jener Zeit. So sind ihm Dantes lyrische Gedichte sowohl als seine göttliche Komödie ein Wiederschein platonischer Ideen. In Petrarka findet er eine Verbindung provencalischer Poesie mit Platonismus. — Es würde zu weitläufig seyn den Verfasser weiter zu verfolgen, wie er die endliche Auflösung der Chevalerie in Galanterie und den mit ihm verbundenen Epicureismus darthut. Von nun an kann er nicht mehr die Gesammtheit der europäischen Cultur in Hinsicht auf diesen Gegenstand umfassen: die Ansichten von Liebe und dem Verhältniß der Geschlechter zu *einander* spalten sich und gestalten sich in jedem *Lande* zu einer seinen Sitten, seiner Verfassung und seinem Clima, angemessenen Eigenthümlichkeit. — Wir empfehlen diese treffliche Abhandlung allen Frauen, für die die Geschichte ihres Geschlechts Interesse hat.

Die Silberlocke im Brief. Schauspiel in drey Akten, frey nach Calderon von Helmina v. Chezy, ist ganz im Geiste des Originals verfaßt; jedoch mit Weglassung mancher schwülstigen Metapher, für die der Teutsche keinen Sinn hat, und die die hohen Schönheiten in Calderons Werken oft wirklich verdunkeln. Die Versifikation ist leicht und harmonisch, und gereicht den Talenten der berühmten Verfasserin nicht wenig zur Ehre.

Von dem, leider den schönen Wissenschaften zu früh entrissenen Theodor Körner lesen wir in diesem Taschenbuche, 6 bisher noch ungedruckte Gedichte von vorzüglichem Werth. Besonders rühren die zwey ersten Sonette die Seele auf eine wunderbare Weise. Solche Sonette kann man nicht Geklingel nennen.

(Der Beschluß folgt.)

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 5. November.

Feyerliche Scene am 18. Okt.

Der Vater. Hörst du, wie der Gruß der Friedensweihe
Feyerlich sich rings vernehmen läßt?
Komm' heraus mit wir, o Sohn, in's Freye!
Groß und hehr beginnt das Völkerfest.

Wie so heilig rings die Glocken läuten!
Wie Gesang und Jubelruf erschallt!
Komm' und laß uns zu den Bergen schreiten,
Wo hinan die Schaar der Pilger wallt!

Feyrend liegt die Erde im Gebete,
Und am hohen, weiten Firmament
Schimmert lodernd eine Purpurröthe,
Die aus Opferflammen hell entbrennt.

Sohn, so wie du jezt des Himmels Bogen
Hoch geröthet schau'st von Feuers Gluth,
Sieh', so war der Kampfplatz überzogen,
Wo die Völkerschlacht entschied, mit Blut.

Viele, die den Siegeskranz erstritten,
Sind gefallen in des Todes Nacht,
Fühlen nicht mehr, wie in Friedenshütten
Uns so mild der Freyheit Sonne lacht.

Und die noch den Blick zum Himmel wenden,
Fallen freudig, an der Heimath Heerd,
Brust an Brust sich, weih'n mit frommen Händen
Jenem Retter dort ihr tapfres Schwert.

Weit umher, wo teutsche Berge ragen,
Steigen Feuersäulen heut empor,
Und wo immer teutsche Herzen schlagen,
Tönt der Freude lauter Jubelchor.

Hoch hinauf zu jenen sel'gen Hallen,
Wo die Schaar der Helden sich erfreut,
Die im Kampf für's Vaterland gefallen,
Steigt der Rettung Dankesopfer heut.

Sohn. Vater, wie ergreift mich ein Verlangen,
Wie empfind' ich Kraft in mir und Muth!
Heißer, als des Himmels glüh'nde Wangen,
Lodert mir im Busen Heldengluth.

Vater, Vater! gib' ein Schwert! ich bitte,
Gib' den Segen deiner Liebe mir!
O! sie war so schön der Alten Sitte,
Und der frommen Väter werth sind wir!

Vater. Sohn, ich reiche dir die heil'ge Wehre,
Sie vererbt ein hohes, altes Recht;
Führe sie zu deines Namens Ehre,
Und zum Schutz des Landes im Gefecht.

Nimm' des greisen Vaters besten Segen;
Gott mir dir! in deinen Adern rollt
Teutsches Blut, d'rum laß es frey sich regen
Und dem Vaterlande sey's gezollt!

Teutschland ist nun frey; an seinen Gränzen
Wacht der Völker sichre, treue Hut,

Aber rein wird Teutschlands Stern erst glänzen,
Flammt in jeder Brust auch teutsche Gluth.

Sohn, bewährt hat sich in tapfern Streitern
Alter Heldengeist, doch muß der Sinn
Erst im Leben allgemein sich läutern,
Sonst versagt der Ausgang den Gewinn.

Vorurtheile und Gewohnheit ketten
Noch so viele an das fremde Land; —
Hier denn gilt's, den teutschen Geist zu retten
Von der Gallier Nichtigkeit und Tand!

Herrscht auch Eintracht fest in unserer Mitte,
Wird, was noth thut, kräftig auch erkannt; —
Sind doch fremder Laut und fremde Sitte
Noch nicht ganz aus unserm Kreis verbannt!

Eigne Sitte, eigne Tracht und Sprache
Zeugen einzig nur von teutscher Art;
Kraft und Ernst nur fördern schnell die Sache,
Scheu und furchsam zögert der Bastard.

Doch hier feuchtet nicht des Schwertes Feile;
Wirken muß, von edler Gluth erhitzt,
Hier die Sprache mit dem Donnerkeile,
Und ein Geist, der Flammen Gottes blitzt.

Diesen Geist — o mög' ihn Gott dir schenken,
Und der Rede Feuer und Gewicht,
Um die Herzen groß und stark zu lenken,
Denen es an teutscher Art gebricht.

Sieh', was strömt am Völkerfeste heute
So begeistert von der Redner Mund?
Sag', was thut das heilige Geläute
Und das Feuer auf den Bergen kund?

Fühlst du wohl im Herzen, was dort lodert?
Sieh' mir ist's, als wär' ich Jüngling noch;
Muth und Kraft in mir sind aufgefodert:
Sohn, mein Sohn! du fühlst ein Gleiches doch?

Wie du weinst? — o! ich versteh' die Zähre,
Die dem zarten Jugendalter fällt,
Das dich ausgeschlossen von der Ehre,
Mitzustreiten in dem Kampf der Welt!

Sieh', er konnte nicht sein Blut dir geben
Dieser Jüngling hier, o Vaterland!
Nimm' die Thränen, die ihm heiß entbeben,
Sie sind künft'ger Thaten Unterpfand!

Laß uns, Sohn, nun auf die Berge gehen,
Wo hinan die Schaar der Pilger steigt,
Laß zu Gott uns im Gebete flehen:
Bleib', o Herr! dem Vaterland geneigt!

J. Sendtner.

Almanachs-Literatur.

(Beschluß.)

Der glückliche Unfall, eine Erzählung von Vitalis, behandelt einen bisher wenig bearbeiteten Gegenstand: die Neigung zweyer Personen verschiedenen Geschlechtes, die schon über die Blüthenjahre der Liebe hinaus sind. — In Frankreichs schönster Literar-Periode findet man Beyspiele von dergleichen Verbindungen, wo Männer, die die Schale der Sinnlichkeit bereits übersättigt, sich nun auch am geistigen Genuße laben wollen, den Herz und Verstand einer Frau ihnen darbieten, die reich an Erfahrung da noch zu fesseln weiß, wo die Schönheit einer Phryne es nicht mehr vermag. So die Deffant, die Geoffein ꝛc., welche, obgleich alt und häßlich sie waren, noch Schaaren von sogenannten Anbetern zählten, obgleich sie gewöhnlich nur Einen besonders begünstigten, und auf dem Fuß vertrauter Freundschaft mit ihm lebten. Aber diesen berühmten Weibern gleicht wohl die Amalie des Hr. Vitalis nicht; wenigstens vermißen wir den Geist an ihr, der jene so rühmlich auszeichnete und ihre körperlichen Mängel vergessen machte. Dagegen ist sie schöner und vermag so, obwohl ihr Freund ein Philosoph, ein über Alles ruhiger und besonnener Mann ist, der außer einer Neigung zu einem 13jährigen Mädchen,

noch niemals eine zärtliche Verbindung knüpfte — ihn dergestalt an sie zu fesseln, daß er zuletzt ein Liebhaber wird, wie die gewöhnlichen Liebhaber, empfindlich, eifersüchtig — und somit kommt die Entdeckung ganz gelegen, daß die Freundin die ehemalige Geliebte des philosophischen Liebhabers ist, und ihrer Verbindung jezt nichts mehr im Wege steht. Obgleich wir gegen die Haltung der Charaktere Vieles haben, so können wir doch nicht umhin, die gute Sprache des Verfassers und manche glückliche Ideen zu loben, die er im Verfolge der Geschichte äußert. Sein Philosoph erscheint wirklich zwar nicht als solcher, doch als Mensch in einem sehr liebenswürdigen Lichte, und das ist Alles, was man in einem Damen-Almanach verlangen kann.

Es blieben uns nun noch unter den größern Aufsätzen, die dieses Taschenbuch zieren, einige Worte über Werners 24. Februar übrig, der übrigens der Lesewelt schon hinreichend bekannt ist. Kein Werk des Verfassers kann seinen Riesengeist, seine erhabene Originalität besser kund thun, als gerade der 24. Februar, diese düstre, grauenhafte Dichtung. Man könnte sie eine griechisch-christliche Tragödie nennen; denn wie bey den Alten die Nemesis, das dunkle Fatum, den Knoten schürzt und löst, so waltet hier eine entsetzliche, doch gerechte Drohung des höchsten, unsichtbaren Richters und Rächers: Heimsuchen will Ich der Väter Missethat an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!

Daß einst der Sohn Hand an das greise Haupt des Vaters legte, wird an Kindeskindern auf die schrecklichste Weise gerächt. — Zwar scheint die Idee von einem rächenden Gott aus dem Judenthume auf uns herübergekommen, nicht wohl mit dem milden Geiste des Christenthums vereinbar; das Fortwirken einer Strafe auf die schuldlosen Nachkömmlinge des Strafbaren scheint dem Allgütigen nicht angemessen. Aber Alles erwogen, findet sich dennoch ein Gesichtspunct, von dem ausgehend, sich unsre Vorstellung von dem allervollkommensten Wesen konsequent bleibt, auch wenn wir das Vorhandenseyn einer solchen göttlichen Rache annehmen. Hatten die weisen Alten ihre Rachegöttinnen, die Eumeniden, die Wohlwollenden *) genannt, so darf man sich wohl auch den höchsten Gott der Christen als Rächer des Unrechts vorstellen, das durch seine Schändlichkeit selbst schon fortwirkt auf das nächste Geschlecht. Der Gedanke: dies Schauderhafteste aller Verbrechen, Mißhandlung des Erzeugers, beging einst der Meinige, erregt, indem er das Kind vor der That erzittern macht, auch zugleich einen Abscheu vor dem Thäter, dessen sich die Seele in unbewachten Augenblicken nicht ermächtigen kann. So fällt hier auch die Schuld all des Elends, das über Kuruth und sein Haus gekommen ist, zurück auf den Vater desselben, der den seinigen mißhandelt hat. Wir finden ihn entschuldigungswürdig, ja bedauern ihn bis zum letzten Augenblicke — selbst da, wo er in ungeheurer Verblendung den eignen, unerkannten Sohn ersticht. — Ueber den Werth dieser Tragödie herrscht nur eine Stimme: sie ist unerreichbar.

Der Raum gestattet uns nicht, auch der übrigen, auserlesenen Arbeiten unserer besten und beliebtesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu erwähnen, welche dieses Taschenbuch füllen. Wir erlauben uns nur noch, dem Herausgeber, Hrn. Brokhaus, unsern innigen Dank für die gute Auswahl, die er im Inhalt getroffen, und für die Eleganz zu danken, womit er das Aeußere dieses Taschenbuchs ausgestattet hat. Ein so erfreuliches Neujahrgeschenk möchten wir allen unsern Mitbürgerinnen gönnen!

München im Oktober 1814.

Betty Gendner, geb. Wolf.

Der Gottesacker.

Es war am Tage aller Seelen, Nachmittags, wo ich auf den Kirchhof ging. Der Himmel war in Nebel gehüllt, und alles herum stimmte zu stiller, ernster Betrachtung. Auf den Gräbern, an den Kreuzen und Denkmälern lagen und hingen halbzer-

*) Ἐυ, wohl, gut, μενος das Gemüth — Ἐύμενος, wohlwollend, gutmüthig.

rissene Kränze und Guirlanden, einzelne Menschen standen ferne in einer Ecke, wo man so eben jemand eingescharrt hatte — sonst war alles öde und einsam. Da schritt ich einen Hügel hinan, der über die weite Grube aufgeworfen steht, in welche die Rebellen Bauern nach dem Treffen bey Sendling, vor hundert Jahren, hineingeworfen wurden, und über welchem nun vieles Gesträuch empor wächst, das im Winde gar schauerlich flüstert. Hier stand ich, liebe Freundin, und dachte keineswegs hinaus in die graue Väterzeit, sondern vor meinem Geiste stand das Bild von gestern, stand die volle wimmelnde Menschen-Menge, wie sie am Verabende aller Seelen den Gottesacker in wogender Fülle bedeckte. Liebe Freundin! ein gar einziges Bild, in der That! den Kirchhof plötzlich in einen Ort verwandelt zu sehen, wohin — um zu sehen und gesehen zu werden, die galante und ungalante Welt, bloß zum Zeitvertreib wallfahrtete! Ich könnte wohl darüber eine rechte Jeremias-Klage anstimmen, wie weit es doch mit den Menschen, wenn einmal die Gemüthlosigkeit und Flachheit unter sie eingerissen, zu kommen pflegt, doch ich moralisire und predige nicht gerne; aber die Kanzelredner unsrer Zeit dürften Stoff daraus schöpfen, um ihren Worten desto mehr Anwendung zu verschaffen.

Und wie es jezt so still war und öde! Kein Bild der Eitelkeit, das, vielleicht um besser gesehen zu werden, gestern den Platz behauptet haben mochte, wo ich heute in ernster Betrachtung weilte, spähte nach Eroberung umher; ich blickte von dem Todtenwalle auf lauter einsame, verlassene Hügel herab, die still für sich trauerten, und sah, wie mit dem welken Blumen-Schmucke der herbstliche Wind sein Spiel trieb. Ich suchte mit weinenden Augen die Gräber meiner Freunde, und verließ sie, denen ich, als sie noch lebten, bey jedem Weggehen sonst brüderlich die Hand zu drücken pflegte, mit einem traurigen: Requiescant in Pace!

Und als ich zu den Hügeln derer kam, die noch voriges Jahr an diesem Tage mit mir die Wallfahrt zu den Gräbern gemacht, da war mir's, als säh' ich den Strom der Zeit in seinem schnellen, rauschenden Sturze, als gewahrt' ich mein Lebensschifflein auf dahineilenden Fluthen und wie im Fluge dahin getragen nach dem verschleyerten Hafen, wo der graue Pilote Charon uns an Bord nimmt; da sah ich hinaus in die Zeit, wo auch ich nicht mehr seyn werde, und hing diesem Gedanken mit so viel Ernst nach, daß es mir war, als stünd ich Lebender schon an meinem Grabe und libirte so meinen Gebeinen, ehe sie noch zur Asche geworden.

Wirklich, wenn etwas geeignet ist, mit dem Tode recht vertraut zu machen, so ist es der Kirchhof einer großen Stadt, wo auf einer weiten Fläche eine ganze Generation begraben liegt, und wo man annehmen kann, daß durch das öftere Umwenden und Aufackern der Gräber die ganze Oberfläche schon mehrmal das Unterbett von vielen Tausenden gewesen, deren Asche jezt zu Blumenstaub hervorgetreten, um auf dem Wege der Vegetation wieder in das Reich der animalischen Wesen überzugehen. Man kann daher immer nur mit einem gewißen Schauer eine Blume von einem Grabhügel pflücken, weil Niemand weiß, ob er nicht einer ehrwürdigen Magistrats-Person ein Haar ausreißt, vielleicht in einem Veilchen den süßen Athem eines frühverwelkten Mädchens einathmet, oder wenn er an einem Distelstengel sich verlezt, die stechende Zunge eines muthwilligen Witzlings empfindet. Sie kennen ja das Gleichniß im Shakespear, wo er den Fall sezt, daß es mit dem großen Alexander in dem langen Laufe der Zeiten leicht dahin gekommen seyn kann, daß er nun ein Spuntloch an einem Fasse verstopfe. Mir gewährt es aber eine angenehmere Idee, meine Todten sich in Gras und Blumen verwandeln, statt ihre fettigen Bestandtheile so grob vom Zufalle verarbeiten zu lassen.

Sehen wir hundert Jahre, liebe Freundin, und diese Erddecke mit ihren aufgeworfenen Hügeln liegt wieder zu unterst, wo die Särge mit den Menschen-Leichen in die Wette vermodern, und das Geschlecht, das jezt noch darauf herumwandelt, liegt in einem Schlafe in sie eingehüllt, aus dem es nach Jahren die Schaufel des Todtengräbers herauswirft, ohne es indeß zu erwecken, da solches nur allein die Gerichtsposaune am jüngsten Tage vermag.

Sehen sie, so kehrt der Tod recht eigentlich das Unterste zu Oberst und das Oberste zu Unterst, wie ihm solches große Neuerungshelden aller Zeiten nur mit dem Unterschiede nachgemacht, daß er sein Geschäft, durch eine unendliche Praxis, ohne alles Geräusch zu machen versteht, die Weltstürmer aber alle Trommeln und Trompeten ihrer Heere, alle Federn ihrer fanatischen Schmeichler und alle Schätze derer, die sie mit ihren Experimenten beglücken wollen, in Bewegung und Thätigkeit setzen, bis ihnen zulezt der Tod mit seinem Experiment eine Lection gibt, über deren Richtigkeit sie voll Erstaunen verstummen.

Jezt gute Nacht, liebe Freundin! Wenn ich Ihnen wieder etwas vom Kirchhofe schreibe, will ich Ihnen doch einige Inschriften, so wie auch eine Beschreibung der vorzüglichsten Kunstdenkmäler mittheilen, deren derselbe bereits eine ziemliche Anzahl aufweisen kann. Für heute bin ich so unstett, daß ich mich wundre, wie die Feder so lang in meiner Hand gehalten hat! Ich sage deßwegen so kurz wie möglich: Leben Sie wohl!

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 9. November.

Nachtgesang.

1.

Harfentöne hör' ich klingen,
Aus der Ferne kommen sie:
Werden sie den Schmerz bezwingen,
Enden dieses Lebens Müh?
Ach die Schmerzen
Bleiben treu dem liebenden Herzen!

2.

Holde Sternlein seh' ich blinken,
Mild und tröstend ist ihr Licht.
Wie sie freundlich nieder winken,
Bringen sie doch Ruhe nicht:
Ach da druben
Wohnet all mein Leben und Lieben!

3.

Jener Lenz, der mir beschieden
Meines Lebens schönstes Glück,
Ist in kalte Nacht geschieden,
Kehret nimmermehr zurück:
Ach allein
Steh ich mit meines Herzens Pein!

4.

Süße Laute muß ich hören,
Holde Sternlein grüßen mich,
Findet dort in jenen Sphären
Wieder treue Liebe sich?
Ach wie gerne
Wär' ich bey euch ihr goldenen Sterne!

K. L. — e.

Zweyter Nachtgesang.

Wenn in Dunkel sich die Wälder hüllen,
Dämmrungs-Schauer mich umweh'n,
Geister über stillen Gräbern spielen,
Alte Wunder aufersteh'n,
Stimm' ich gerne meiner Saiten viele
Zu der Liebe sehnsuchtsvollem Spiele.

Ahndungsvoll betracht' ich jene Sterne,
Ihren ew'gen Jugendtanz,
Und es strahlt von hoher Ferne
Mir ein freundlich milder Glanz!
Meine Laute laß' ich fragend klingen,
Ob die Töne zu den Sternen dringen?

Und sie scheinen freundlich mich zu grüßen,
Meine Töne zu versteh'n,
Heil'ge Strahlen seh' ich niederfließen,
Und vernehm ein leises Weh'n:
Bist es du, mit dem sich freundlich gatten
Meine Töne, o geliebter Schatten?

Ach! was mich an diese Welt gebunden,
Glänzt mir fern in hoher Pracht,
Meines Lebens Sonne ist verschwunden,
Mich umhüllet finstre Nacht —
Dort wo jene goldnen Sterne tagen
Enden meiner Liebe Klagen. —

K. L. — e.

Sonett.

Sie nannte Freund! mich — schlug ihr Auge nieder,
Worin nicht eine milde Thräne strahlte;

Wohl Purpur Ihre zarte Wange malte —
Ach nicht Aurorens Purpur gleich, wenn wieder
Sie leben bringt auf rosigem Gefieder;
Nein, wie der Abendstrahl der letzte kalte,
Der sterbend seine Schuld dem Tage zahlte.
Verstummet meiner Liebe süße Lieder! —
O Freundschaft feindlicher als Hasses Triebe!
O Hülle du für grausames Versagen! —
Doch Ihre Freundschaft ists! — nichts soll entreißen
Mir auch dich kalten Lohn für heiße Liebe.
Dich Freundschaft will ich nur in trüben Liedern klagen,
Das Leiden Freundschaft, Tod selbst — Freundschaft heißen.

J. E. Mielach.

Merkwürdigkeiten. Vor einiger Zeit starb in dem Dorfe Difouguin bey Aire, in der ehemaligen Graffschaft Artois, ein Mädchen, Marie Josephe Dalh, als Opfer einer unmenschlichen Härte, nach einem mehr als 11jährigen Leiden. Sie war Dienstmagd bey einem Pächter, liebte den Sohn ihres Herrn mit aller Stärke eines jungen Herzens und wurde eben so von ihm wieder geliebt. Der Vater will in keine Verbindung willigen, weil Marie arm ist. Einst zur Aerntezeit sagte er in Scherz, aber ernst sich stellend, zu ihr: „Marie, wenn du binnen hier und drey Tagen dieses Stück Feld abmähst, ohne daß dir Jemand dabey hülft, so sollst du meinen Sohn haben." Das liebende Geschöpf, diesem Wort vertrauend, beginnt das Werk; die Liebe gibt ihr ungewöhnliche Stärke, sie arbeitet Tag und Nacht; und als sie es vollendet hat und den verheißnen Lohn fodert, weißt der Vater sie schnöde mit den Worten ab: „Ho Närrchen, es war ja nur Spaß!"

Das hatte die Arme nicht erwartet. Getäuschte Hoffnung und die übermenschliche Anstrengung in den letzten Tagen und Nächten versetzen sie in einen bewußtlosen Zustand, aus dem sie auch nicht mehr erwachte; ihr Körper hatte alle Spannkraft verloren. Der berühmte Arzt Hr. Chaussier, welcher sie nach 11 Jahren sah, macht folgende schreckliche Beschreibung von ihrem unglückseligen Zustande. „Ich fand sie auf einem elenden Strohlager liegend, oder vielmehr hingekauert; ein grobes Tuch war darüber hingebreitet und mit einem ähnlichen bedeckte sie sich, denn sie selbst war ganz unbekleidet. Ihre Haut war ziemlich weiß, die Magerheit ungeheuer. Seit zehn Jahren war sie ohne Bewußtseyn, ohne Gefühl und gänzlich bewegungslos; sie hatte während dieser Zeit nichts als Wasser mit etwas Honig vermische genossen, ein Getränke, welches in der dortigen Gegend petit-lait genannt wird. Als ich sie besuchte, gab man ihr täglich zweymal einige Tropfen davon; wurde es zufällig vergessen, so bezeugte sie auch gar kein Verlangen darnach. Seit zwey Jahren hatte sie sich nicht selbst von der Stelle bewegt und kein Lebenszeichen von sich gegeben, als ein fast unmerkliches Athemholen und daß sie das dargereichte Honigwasser hinunterschluckte. Beym Genuß desselben trat jedesmal etwas Röthe in's Gesicht. Da auch die Kiefern bewegungslos und zusammengepreßt waren, so hatte man ihr drey Schneidezähne ausgebrochen, um ihr durch die dadurch entstandene Oeffnung das Getränke einflößen zu können. Weder bey dieser Operation, noch beym Anlegen von Zugpflastern und beym Setzen der Schröpfköpfe, welche zu verschiedenen Malen bey ihr angewendet wurden, beobachtete man irgend eine Bewegung an ihr, welche auf Gefühl hätte schließen lassen."

Am 22. Oktober machte Hr. Malleville zu Paris seinen Versuch mit einer Maschine, mit welcher ein Mensch, ohne Kommunikation mit der äußern Luft, unter dem Wasser sich aufhalten und daselbst Verrichtungen machen kann. Um 2 Uhr weniger ein Viertel stieg der Mechanikus in eine ovalförmige Glocke, die ungefähr 5 Fuß Höhe und 3 Fuß im Durchmesser hatte, in welcher er eine gekrümmte und beschwerliche Lage nehmen mußte; der Zustand seines Pulses, wurde durch Hrn. Pelletan untersucht, er schlug 120 Mal in der Minute; ein offenbarer Beweis einer starken Alteration, da er im gewöhnlichen Zustande nur 70 bis 80 Mal in der Minute schlägt. Sein Wärmemesser stand auf 16 1/4tel Gr. Die Untertauchung der Maschine geschah vermittelst eines Gewichts von 800 Killogrammen. Nachdem Hr. Mal-

leville eine kurze Zeit unterm Wasser gewesen, gab er dadurch Nachricht von sich, daß er zwey Schwäne, seine Reisegefährten, nacheinander losließ; auch gab er durch häufige Zeichen zu verstehen, daß er sich wohl befände. Nach Verlauf von 32 Minuten ließ er sich heraufziehen; seine Phisiognomie drückte, wenn nicht Schmerz, doch eine heftige Bewegung aus, und seine Pulsschläge vermehrten sich bis auf 164 in einer Minute; zudem konnte man sie nicht eher zählen, als bis er einige Augenblicke ausgeruhet hatte. Der Wärmemesser war nur um einen halben Grad gestiegen. Nachdem er in Eile einige neue Zubereitungen gemacht, tauchte er wieder unter, und durchging die drey Viertheile des Beckens, welches die Königsbrücke von der Brücke Ludwig XVI. trennt. (Der Raum zwischen diesen beyden Brücken mag drey bis vier hundert Schritte betragen.) Während dieser Reise, die 24 Minuten währte, ließ er zu verschiedenen Zeiten drey Enten los. Hr. Mallerille, den man trocken aus der Tiefe des Wassers heraufsteigen sah, versicherte, er habe auf dem Grunde die Trümmer eines mit Spiegeln und Eisen beladenen Schiffes gesehen, welches vor einiger Zeit unterging. Wahrscheinlich wurde die Ermüdung, die man an ihm bemerkte, durch die enge Maschine und die gezwungene Stellung, die er nehmen muß, verursacht. Nach dem kleinen Umfang der Glocke, in welcher er verschlossen ist, zu urtheilen, glaubt man, daß er das Mittel besitze, sich durch einen chemischen Prozeß die Quantität Lebensluft zu erzeugen, die er während seines Aufenthalts unterm Wasser konsumirt; doch weiß man es nicht gewiß.

Die Heldin der Vendee, Renata Bordereau, Langevin genannt, hat ihre kriegerische Laufbahn selbst beschrieben; und da ihre Geschichte an sich nicht ohne Interesse, besonders aber in dem herrschenden Geschmack des Tags ist, so wird sie allgemein gelesen. Kaum hatte das Mädchen 23 Jahre, als die Vendee, dem König und der Religion ihrer Väter getreu, sich gegen den Convent erklärte. Dieser behandelte die Widerspenstigen als Empörer; und es begann einer der abscheulichsten und blutigsten Bürgerkriege, welche die Blätter der Weltgeschichte besudeln. Die Revolutionsarmee verwüstete das Land, ermordete seine Bewohner ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, würgte den Säugling an der Brust der Mutter und tödtete den Vater in des Sohnes Armen. Alle Gräuel der schauderhaften Epoche der Revolution sah man in den mannichfaltigsten, schrecklichsten Gestalten in diesem unglücklichen Lande. Die Bewohner desselben bezahlten die sogenannten Republikaner mit gleicher Münze. Kein Verbrechen läßt sich denken, das dort nicht begangen wurde. Alle Bande der Natur waren aufgelöst; Kinder wütheten gegen ihre Aeltern, und diese gegen ihre Kinder für die Sache der — Freyheit und der Religion. Renata sah zwey und vierzig ihrer Verwandten nacheinander würgen. Da aber auch ihr Vater unter ihren Augen gemordet wurde, bemächtigte sich Verzweiflung und Raserey ihrer Seele. „Von diesem Augenblick an, sagte sie, „faßte ich den Entschluß, meinen Leib dem König und meinen Geist dem allmächtigen Gott zu weihen, und ich schwur, mich zu schlagen und zu sterben oder zu siegen.“ Sie verschafft sich ein Gewehr, übt sich im Schießen, legt die Kleider ihres Geschlechts ab und bricht mit 500 Mann aus ihrem Kirchspiel auf. Nach wenigen Tagen schon kam es zum Gefechte und die Vendeer siegten.

Renata gesteht, das Feuer habe Anfangs keinen guten Eindruck auf sie gemacht. In Verzweiflung, nicht mehr Muth in ihrer Brust zu finden, richtet sie ein kurzes brünstiges Gebet an den Himmel und wie durch ein Wunder, war ihre Seele gestärkt. „Ich habe seitdem, erklärt sie selbst, mich vor nichts mehr gefürchtet, und nie, in keiner Gefahr verließ mich, Gott sey Dank, der Muth.“ Nun sehen wir sie auf dem Felde der Ehre sich mit Löwenkühnheit schlagen und alle Beschwerden eines mühevollen Kriegs mit ausdauernder Beharrlichkeit ertragen. Selbst wenn die Umstände Waffenruhe gestatteten, war das müßige Leben ihr lästig und sie ging in die nahegelegenen Gemeinden, um die Freyheitsbäume umzuhauen. Da gab es dann manches

verwegene Abentheuer, das unsre Heldin männlich bestand. Bey dem Heere hieß sie der brave Langevin.

„Ich fand einst, erzählt sie, meinen eigenen Oheim an der Spitze einer republikanischen Kompagnie; er glaubte, wir wären von den Seinigen und näherte sich mir, ohne mich zu kennen. Halten wir zusammen, lieber Bürger, sagte er, die Räuber nahen. Die bittre Erinnerung des Mordes meines Vaters, zu dem er geholfen hatte, der Gedanke, daß durch ihn der gute Pfarrer unsrer Gemeinde vertrieben worden war, und die Gewißheit, daß er alle Königlichgesinnte gemordet haben würde, wäre es in seiner Macht gestanden, versetzten mich in eine Art von Wuth, und ich trennte ihm den Kopf vom Rumpf. Sechs andere von seiner Kompagnie hatten dasselbe Schicksal. Die Uebrigen erhielten Gnade, nachdem sie feyerlich versprochen hatten, weder Krieg gegen uns zu führen, noch als Spionen zu dienen."

Als der Friede geschlossen war mit der Vendee, lebte Renata verborgen und unbekannt in einer stillen Gemeinde; denn immer blieb sie der argwöhnischen Regierung verdächtig, der sie, ihrer Seits, auch nicht trauete. Sie ging beständig als Mann gekleidet und wurde wegen einer seltsamen Geschichte verhaftet. „Man klagte mich an," sind ihre eigene Worte, „ich hätte der Tochter eines Brigadiers Gewalt angethan. Auf der Straße fanden mich Gendarmen. Da ist auch ein Vendeetäubchen, riefen sie. Ja, erwiederte ich; aber Ihr werdet es nicht speisen." Ihre Unschuld wurde indessen erkannt, und sie in Freyheit gesetzt. Kurz darauf verhaftete man sie wieder, schleppte sie aus einem Gefängnisse in das andere und behandelte sie mit einer Härte und Grausamkeit, von der man sich nicht leicht einen Begriff machen könnte, wäre die Polizey unter Napoleon weniger bekannt. Das unerschrockene Mädchen überstand alle Qualen und Mißhandlungen; und da der König Ludwig XVIII. den Thron bestieg, saß sie auf dem St. Michaelsberge bey Wasser und Brod, das ihr sparsam zugetheilt wurde, nebst 6 Pfund Stroh alle 14 Tage.

Im verflossenen Frühjahre brach in einem Theil der Grafschaft Cornwallis eine ganz eigene ansteckende Krankheit aus, welche Doktor Cornish in dem, von dem berühmten Fothergill herausgegebenen Journal für Medizin und Physik, wo er über dieselbe Bericht erstattet, epidemische Konvulsionen nennt. Ihre Entstehung ist eben so sonderbar, als die Krankheit selbst. Während des Gottesdienstes in einer der Kapellen der Methodisten *) zu Redruth schrie nämlich ein Mensch, der eine Zeitlang sichtbar in der lebhaftesten Unruhe da gesessen hatte, zum größten Erstaunen der Versammlung: „Wie kann ich selig werden?" Sogleich wiederholten mehrere Anwesende den nämlichen Ausruf, und schienen dabey von den allerheftigsten Schmerzen gequält zu seyn. Das Gerücht von diesem Vorfall verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit; die Neugierde trieb viele Hunderte herbey, welche beym Anblick der Szene mit dem Ausruf: „Wie kann ich selig werden?" gleichfalls in die heftigsten Zuckungen verfielen. Die Kapelle blieb mehrere Tage und Nächte offen, wodurch die Verbreitung der Krankheit in die benachbarten Städte und Dörfer, und namentlich in Camborne, Helstone, Henryn und Falmouth befördert wurde. Nach glaubwürdigen Berichten sind mehr als 4000 Individuen nach und nach von derselben befallen worden. Die Aerzte haben folgende Zufälle dabey beobachtet: Frösteln und Druck in der Gegend des Herzens; spasmodische Zusammenziehung der Augen-Muskeln, worauf sogleich Starrheit dieser Organe folgte; Krämpfe in den Muskeln des Gesichts, wodurch dasselbe zum Gräßlichen entstellt wurde; ein beschleunigtes, dem Schluchzen ähnliches Athemholen; ausserordentliche Unruhe, Zittern, vom höchsten Schmerz ausgepreßtes Geschrey, welches bey Weibern dem während der Geburtswehen glich. Einige schrieen: „Die Hand des Allmächtigen ruht schwer auf mir, wegen meiner Sünden;" Andere: „ich sehe die offene Hölle vor mir; ich höre das Winseln der Verdammten." Dabey zerschlugen sie sich die Brust, und rasten so fürchterlich, daß oft 4 bis 5 starke Männer eine im Paroxismus befindliche Frau nicht zu bändigen im Stande waren. Zu bemerken ist noch, daß alle diese Zufälle nicht tödtlich und nur die obern Gliedmassen des Körpers, die untern durchaus nicht, krampfhaft ergriffen wurden; daß sowohl Kinder von 5 bis 6 Jahren, als auch 80jährige Greise von dieser Krankheit befallen worden, und daß das weibliche Geschlecht überhaupt, und junge Mädchen insbesondere, derselben am meisten unterworfen gewesen sind.

*) Eine fast gleichzeitig mit den Herrnhutern in Deutschland — gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts — in der bischöflichen Kirche in England entstandene schwärmerische Sekte.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 12. November.

Almanachs-Literatur.

W. G. Beckers Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815 *). Dieses Taschenbuch vollendet das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens nicht unter besonders glücklichen Auspicien. Der verdienstvolle Herausgeber desselben, Herr Becker, war im Laufe dieses Jahrs gestorben und die Herausgabe nunmehr dem gemüthvollen Friedrich Kind anvertraut: sicher derjenige Schriftsteller, der den Verehrern Beckers und seines Taschenbuchs, am ersten den Verstorbenen vergessen machen kann. Wenigstens bewies er seinen Beruf, in die Stelle Beckers zu treten, zur Genüge. Die in diesem Jahrgang des Taschenbuchs enthaltenen Aufsätze und Gedichte sind auserwählt und gewähren den abwechselndsten Genuß. Es beginnt würdig mit einer Biographie des verstorbenen Herausgebers, von Hasse, die von allgemeinem Interesse ist. Eine darauf folgende Erzählung von Kind: die weiße und rothe Rose, wird den schönen Leserinnen ein Räthsel seyn. Es wäre auch zuviel gefodert, wenn sie es alle begreifen sollten; aber die Zeit hat hin und wieder aufgeregt und darauf hingedeutet, daß zwischen zwey Frauen zu einem Mann jenes außerordentliche Verhältniß statt haben könne, welches nur eine schöne, in der Liebe ganz uneigennützige, und für das Höchste in derselben empfängliche Seele auffassen und begreifen kann. In der Geschichte des Grafen von Gleichen, in Jakobis Woldemar, in Göthes Stella, so wie in vorliegender Erzählung ist der wunderbare Fall beschrieben, wo zwey schöne weibliche Wesen, als gleich zärtlich liebende Freundinnen einem edlen Manne unzertrennlich angehören und unter sich dieses Verhältniß auf eine so zarte Weise erhalten, daß der Gedanke an Sünde, an Verletzung sittlicher Pflichten nicht dabey aufkommen kann. Was die stumpfsinnige Philisterwelt in ihrer Befangenheit dagegen einwenden möchte, kann hier nicht berücksichtigt werden, da das Gemeine nun einmal Alles, was die Schranken des Herkommens oder der zur bloßen Form herabgewürdigten Gesetze übersteigt, für unerlaubt und verboten erklärt, während sie sich den vielerley Ausschweifungen, die sie auf bekannten Wegen sich unter zierlichen Namen erlaubt, unter Begünstigung eines humanen Zeitgeistes hingibt. Nur das sinnlich Rohe, wofür der große, allgemeine Pöbel entbrennt, findet vor den Richterstühlen der gewöhnlichen Moral, wie sie unsre große Menschenliebe aufstellt, Duldung und Freygebung der Sünden und Gebrechen; aber der, über das Mangelhafte bürgerlicher Einrichtungen sich frey erhebende, edlere Mensch wird in seinen schönen und reinen Genüssen ohne Schonung verketzert. Indessen hat man von dieser Erzählung so wenig, als von allen, die zur Rechtfertigung von Liebe und Ehe zu dreyen, geschrieben worden sind, zu fürchten: denn unsre Damen sind noch allzu sehr befangen in ihren

*) Dieses Taschenbuch ist in der E. A. Fleischmannischen Buchhandlung in München zu haben.

Ansichten und Foderungen von Liebe und unsre Männer größtentheils zu wenig liebenswürdig und artig, als daß ein solches Beyspiel so leicht könnte nachgeahmt werden.

Die Nachbarskinder von St. Schüze ist eine so gemüthliche Erzählung, daß man nicht wieder davon wegkommen kann, hat man einmal die Lectüre begonnen. Der liebenswürdige Charakter der armen Marie ist so vortrefflich in's Licht gestellt, die der übrigen handelnden Personen so wohl gehalten, daß man dem Talent des Verfassers das größte Lob zu zollen sich bewogen findet. Es wäre zu weitläufig, hier dem Gang der Geschichte zu folgen, die eigentlich aus lauter schönen Bildern besteht, deren keines aus der Reihe genommen oder in blossen Umrissen gezeichnet werden kann.

Die Unerklärbare des Hrn. Laun soll den Wüstlingen und leichtfertigen Verächtern der wahren Reize des weiblichen Geschlechts zur Warnung aufgestellt seyn. Der Sohn eines regierenden Grafen verliebt sich, nachdem er lange die Rolle des Schmetterlings bey dem schönen Geschlecht gespielt, in allem Ernste zu Marseille in Donna Urbina, ein räthselhaftes, aber sehr schönes und geistreiches Weib. Ja er geht so weit, sie heurathen zu wollen und wirklich zu heurathen, obgleich sie dem Liebesjäger das harte Gelübde abgenommen, nie in einem andern Verhältniß zu ihr stehen zu wollen, als dem eines Bruders zur Schwester. Wie sich das leicht voraussehen läßt, den zärtlichen Ritter reut sein Versprechen schon am ersten Tage, er bestürmt die Grausame mit Bitten, denen sie stets auf eine strenge Art ausweicht, bis er endlich noch einmal und heftiger in sie dringt, und — am Morgen von seinem sogenannten Hofmeister sterbend gefunden wird. Die Donna ist verschwunden, gleich dem in Erfüllung gegangenen Verhängniß, wofür sie auch der Verfasser hält.

Der Künstlerbund, von Fouqué, gleicht zwar dem Stoff nach Tiecks Sternbald, ist aber durch die zärtere Behandlung wesentlich von ihm unterschieden. Tieck stellte das Leben des Künstlers überhaupt sehr reizend und unübertrefflich dar; Fouqué hat in seinem Künstlerbund nur das Leben des teutschen Künstlers aus jener Periode gezeichnet, in welcher Tiecks Sternbald handelt. In beyden erkennen wir die Originale wieder und lernen sie schätzen, aber Fouqué hat noch das Vorrecht, uns das Nähere und folglich auch das Liebere mit den schmeichelhaftesten Farben geschildert zu haben, wobey er denn nothwendig den Vortheil für sich gewinnen muß.

Zimpels Ehe-Chronik ist, wie die Brautfahrt des Hrn. Magisters im vorigen Jahrgang eine humoristische Skizze von dem Leben und dem Charakter dieser Menschenklasse im nördlichen Teutschland, namentlich in Sachsen, von dem beliebten Komiker Langbein, dessen Witz aber auch nach und nach zu versiegen scheint. Unter den vorhandenen Gedichten zeichnen wir aus: Grambergs Sappho, Thr. Hell, das Heimweh, Kinds schwermüthige Nonne, und: die Botschaft, endlich Schützens zweifelhafter Sieg und Freundschaft durch Mittheilung. Die übrigen sind mittelmäßig. Die Kupfer sind zierlich und die angehängten Musikstücke, Compositionen mehrerer im Taschenbuche befindlicher Gedichte, recht angenehm.

Müchlers Anekdoten-Almanach von 1815. — Wir setzen voraus, daß Hr. Müchler für Anekdotenfreunde sammelt oder wenigstens für solche, die durch gelesene und gehörte Anekdoten die Unterhaltung beleben wollen. Aber beyde dürften dießmal wenig Ausbeute finden, die erstern müßten denn in den Zeitungen und Journalen ihre Lieblings-Artikel übersehen haben und die letzteren sich der Gefahr aussetzen wollen, mit den alten Histörchen statt zu belustigen, zu ermüden oder wenigstens ausgelacht zu werden. Hr. Müchler hat sich daher dieses Jahr wohl vergebliche Mühe mit seinem Anekdoten-Almanach gemacht. Betty Gendtner, geb. Wolf.

Königliches Hof- und National-Theater.

Die Müllerin oder die Laune der Liebe, eine komische Oper in drey Aufzügen, nach dem Italienischen la Molinara. Mit Musik von Paisiello.

Der Text mag aus oder nach dem Italienischen seyn; er ist und bleibt so schlecht, daß man von Gehalt gar nicht sprechen darf. Die Liebe veranlaßt närrische Streiche, das ist wohl wahr; aber wenn es denn nun einmal drey Köpfe seyn mußten, die hier mit dem Herzen davonliefen, so begreifen wir nicht, warum nicht auch Ferdinand dem Magnet folgte, nach welchem doch Baron Felsenherz, Pistofolus und Knoll sich nolens volens gerichtet. Man denke — ein Baron steht auf dem Sprunge, seiner freyfräulichen Braut für immer und ewig zu entsagen — um eine Müllerin zu freyen, und hätte letztere nur nicht die unartige Bedingung geäußert, daß sie ihrem Anbeter erst dann Erhörung gewähren würde, wenn er sich entschließen wollte, den Kittel eines Mühlknechts gegen das Modekleid seines Standes zu vertauschen — wer weiß, ob die Baronin den ungetreuen Schäfer je wieder in ihre Gewalt bekommen hätte. Dagegen ist der Notar Pistofolus viel resoluter — er sagt den Pandekten aus Herzensgrund Valet und will in Zukunft nur für süßen Minne-Lohn Müller mit Leib und Seele seyn; aber der Amtsverwalter Knoll kömmt da mit einem barbarischen Criminalmandate angezogen, das er zu Folge einer unter civilisirten Völkern bisher keiner Patrimonialgerichtsherrlichkeit zugestandenen Machtvollkommenheit an Pistofolus Leib und Leben exekutiren lassen will. Leben geht über Liebe, denkt der egoistische Federheld und zieht sich somit aus der Schlinge, indem er seine Dame verläßt. Nun hat Knoll das Feld für sich frey — aber desto mehr das Herz des schönen Röschen gegen sich verschlossen. Unter diesen drey Liebhabern — ein Bunterley ohne Gleichen — scheint Pistofolus den Schlaukopf zu spielen, befindet sich aber wiederholtermalen in der ängstlichsten Klemme, obgleich ihm Röschen von Herzen wohl will und ihm auch am Ende die Hand reicht. Der Baron kehrt bußfertig zu den Füßen der Baronin, Knoll entschließt sich, ledig zu bleiben und Ferdinand und das Kammermädchen huschen durch's ganze Stück hin und wieder, singen und sprechen, nicken und winken — und verschwinden am Ende mit dem Ganzen, ohne daß man weiß, wie und warum. Röschen erhielt dadurch, daß Mad. Flerx diese Rolle gab, erst jene Reize, die dem artigen Kinde den Namen der schönen Müllerin verdient machen. Zwar scheint es nicht erlaubt zu seyn, zu loben, und unsre Leser würden uns vielleicht mehr Dank wissen, wenn wir uns in den tadelnden Ton schicken wollten, worauf sich ein hiesiges Journal sehr viel zu Gute thut; doch glauben wir nicht, daß der Künstler durch Kritteleyen und Ausfälle sehr belehrt, ermuntert und noch weniger gebessert werde. Ueberzeugt, daß unter dem hiesigen Theaterpersonale sich sehr viele Künstler befinden, die so viel Erfahrung und Studium miteinander verbinden, um kleine Unrichtigkeiten und Versehen selbst zu begreifen, hielten wir es immer für überflüßig, jeden ihrer Verstöße mit schulmeisterischer Strenge zu rügen; doch glauben wir da, wo Fehler von Bedeutung vorgefallen und worauf der Künstler wirklich nicht zu achten schien, zu jeder Zeit unsern Tadel laut ausgesprochen zu haben; übrigens halten wir es für gerathen, daß man ein anders Institut seinen Weg für sich gehen lasse, ohne sich um seinen Ton und seine Tendenz zu bekümmern; sollten wir uns jedoch durch solche vorlaute Aeußerungen in Zukunft veranlaßt finden müssen, unsre Sache mit Nachdruck vor dem Publikum zu vertreten, so bedauern wir zugleich, wenn sich Leute, die uns von einer gewissen Seite noch nicht recht zu kennen scheinen, dadurch in den Fall setzen, ihre Blößen von uns mit aller Strenge an das Licht hervorgehoben zu sehen. Wir bitten den schönen Gegenstand, den wir so eben nach Gebühr gerühmt, um Vergebung, daß wir ihn zur Veranlassung genommen, um auf einen, gegen uns gerichteten Ausfall (im eilften Hefte S. 328 des hiesigen Theater-Journals) zu antworten. Wir fahren fort und zwar in eben diesem Tone des verdientesten Lobes zu erwähnen — des Hrn. Mittermayer als Notar Pistoforus, der durch seinen wohlklingenden, sich aller Herzen so unwiderstehlich bezaubernden Gesang den rauschendsten Beyfall erwarb. Die Arie: „Mich fliehen alle Freuden" war ihm so außerordentlich wohl gelungen, daß das Publikum nicht eher seinen lautesten Beyfall zu äußern nachließ, bis Hr. Mittermayer mit Mad. Flerx, der man sich für diese Gefälligkeit gleichfalls sehr verbindlich zeigte, dieselbe wiederholte. Drittens müssen wir, und zwar gleichfalls nicht minder verdientes Lob dem Hrn. Muck ertheilen, diesem unermüdet thätigen Künstler, der durch Gesang und Spiel als Amtsverwalter uns neue Proben seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit an den Tag legte. — Da wir uns zwar oft von den Verdiensten unserer besten Künstler so sehr hinreißen ließen, daß unser Lob, wie nicht zu läugnen, manchmal in die feurigsten Worte und in malerische Schilderungen sogar überging, weil es uns wahrhaft Vergnügen gewährt, wenn wir uns in dem Fall, loben zu dürfen, befinden; so können wir uns dennoch fast in jeder Beurtheilung auf Stellen beziehen, wo wir einiges nach Gebühr zu tadeln und zu rügen vorgefunden hatten; ebenso können wir auch hier nicht umhin, gegen die Art, wie die Rolle des Baron Felsenherz gespielt, und noch mehr, wie sie gesungen wurde, un-

sere volle Unzufriedenheit zu bezeigen. Es hätte sich doch gerade an diesem Abende, im Wettstreite mit einem so herrlichen Gegner, das junge Talent des Sängers, der in dieser Rolle auftrat, vorzüglich angespornt fühlen sollen, die neuen Fortschritte seiner Kunstbildung zu zeigen; vorzüglich auffallend war es, ihn in einem durchgehends falschen Tone die Arie singen zu hören, welche nachher Hrn. Mittermayr einen so einstimmigen Zuruf des höchsten Beyfalls erweckte. Auch hatte sein Spiel gar wenig Feuer und Ausdruck, noch weniger aber das des Hrn. Maires, der so wenig verstanden wurde, daß er der, sich um das Publikum, wie bekannt, gar nie bekümmernden Mlle. Abel an Passivität fast gleich gekommen wäre. Von Mad. Neumann läßt sich bey einer andern Gelegenheit besseres sagen, übrigens aber würde es unbillig seyn, bey einer Gelegenheit tadeln zu wollen, wo eine Künstlerin nichts gegen ihre undankbare Rolle kann. Die Einlegung der Arie eines ital. Compositeurs darf übrigens gerügt werden: wir hätten es in der That lieber gesehen, wenn Hr. Mittermayr die von Hrn. Maurer eigens für diese Oper componirte Arie angewendet hätte: doch mag dieser Künstler, der sich, wie bekannt, bey jeder Gelegenheit dem Publikum gerne gefällig erweiset, seine Gründe dazu haben, die wir nicht wissen.

Es mag nun schon ein Jahrzehend vorüber seyn, daß diese wegen ihrer überaus artigen Musik sehr beliebte Oper hier nicht mehr aufgeführt wurde. Ihre Erscheinung wurde mit dem größten Beyfall von dem vollgefüllten Hause aufgenommen und wird jederzeit, so oft sie wiedergegeben wird, den Herren Mittermayer und Muck, und Mad. Fierz zu neuem Triumphe gereichen.

Das Band und das Halstuch, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Dieses Stückchen ist in Alexandrinern geschrieben und von leichter, gefälliger Art. Michel hat einen kleinen Strauß mit seinem Schätzchen und dieses eben so gut einen mit ihm; ein's hält das andere für wankelmüthig und ungetreu, man will sich gegenseitig rächen, und die Gelegenheit kam beyden so ziemlich erwünscht, ob sie gleich dem Zuschauer eben nicht sehr natürlich scheinen will. Die Herrschaft hat so eben das Schloß bezogen; der hübsche Junker, meint Michel, habe seinem Mädchen bereits in's Auge gestochen, dafür dürfe er nun schon sein Herz den gar schmucken Fräuleins öffnen; — vielleicht — je nun — die Damen lassen sich heut zu Tage wohl noch weit tiefer herunter! Kurz und gut, so wie er sich von Fuß bis zum Kopfe betrachtete, war er eben nicht zu verachten. Lieschen, das gute Kind, hat schon in aller Frühe ihr Herz dem Herrn Schulmeister ausgeschüttet — und dieser, ein Freund und Kenner der Menschen, hat bey sich durch einen gar heitern und wirksamen Schwank die Ausgleichung beyder beschlossen. Wie er an Michels Hütte vorbeygeht, klagt ihm auch dieser seinen Kummer über Lieschens wankelmüthiges Herz — und da kramt denn der liebe Mann seine Sächelchen aus, gibt Michel verstohlen einen modernen städtischen Anzug, und sieh' da, Lieschen erkennt ihn für den Junker; der zwischen beyden in der Mitte stehende Schulmeister trägt einem jeden die Reden des andern zu, endlich rücken sich die beyden näher, Lieschen mit hüpfendem Herzen — Michel, stampfend vor Galle, und als der Beweis von der Untreu seines Liebchens am sprechendsten wurde, wie besinnungslos davonlaufend; der Schulmeister weiß indeß sein Benehmen dem gläubigen Kinde so gut zu entschuldigen, daß es keinen Verdacht daraus schöpft. Michel hat dem Schullehrer vor Lieschens Augen das Band, jedoch verschlossen, eingehändigt, womit sie ihn noch vor Kurzem hat erfreuen wollen, doch will dieser das Geschenk vor der Hand noch nicht ausliefern. Lieschen bekommt nun vom Schulmeister Frauenzimmer-Kleider, um sich dem Junker gefälliger darin zeigen zu können, und nun kömmt Michel in seiner Bauerntracht, glaubt, eines der Fräulein vor sich zu haben und fühlt ein freudiges Zucken am ganzen Leibe, als ihm der anwesende Schullehrer erklärt, daß es ihm erlaubt sey, sich ihrer hochgräflichen Person zu nähern, indem höchselbige ihm ausnehmend gewogen sey. Er bringt nun seine Caressen auf hübsch bäuerisch an, küßt die Dame mit eleganter Dorfmanier das, wie er sich ausdrückt, 'appetitliche Händchen, expectorirt ganz handgreiflich sein ganzes Herz — und empfängt ein Präsent — das zu seinem Erstaunen — das ihm von Lieschen schon am Morgen bestimmte Halstuch ist. Er fällt wie aus einem Traume, indem sich nun die Augen ihm öffnen und er in dem vornehm geputzten Fräulein sein Lieschen erblickt. Man kann sich nun die Vorwürfe von beyden Seiten denken, da der Schulmeister nun auch das von dem vermeinten Junker für Lieschen ihm eingehändigte Geschenk, welches das versprochene Band enthält, zum Vorschein bringt: des Liedes Ende ist, daß sich beyde recht herzlich verzeihen und — einander ganz glücklich umarmen.

Des Schulmeisters schlichten, zu einem erlaubten Schwanke leicht aufgelegten Charakter, gab Hr. Kürzinger auf eine musterhafte Weise; er wußte die Linie zwischen dem gewöhnlichen Spaßmacher und dem mit aller Anständigkeit zu muntern Einfällen aufgelegten Kopfe recht gut zu beobachten; der Lehrton war gut nachgeahmt, Haltung und Kleidung passend beobachtet. — Hr. Urban gab den Michel gleichfalls recht gelungen: vorzüglich trefflich war sein Benehmen als Junker, seine Declamation sehr verständlich und richtig. — Mad. Fierz, die Grazie des Naiven, gab das Lieschen mit unbeschreiblicher Anmuth.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 16. November.

Ein Paragraphus über die Empfindlichkeit.

(Von B. S. z. W.)

Empfindsamkeit und Empfindlichkeit (Sentimentalité et Sensibilité) sind zwey unzertrennliche Schwestern, die eine die Empfindung des Großen, Schönen und Guten, die andere die Empfindung des widerlich affizirenden moralisch-Häßlichen, Bösen und Gemeinen. Obgleich es ungereimt und beynahe lächerlich scheint, ihrer heut zu Tage noch zu erwähnen, auch im Punct der Empfindsamkeit jede Berichtigung der gegenwärtigen Ansichten derselben unnütz ist, so hoffen wir doch einen glücklichen Erfolg hinsichtlich der Empfindlichkeit zu haben, die wir aus begreiflichen Gründen wieder zu Ehren bringen möchten. Der allgemeine Begriff, den man sich von derselben gewöhnlich macht, läuft auf etwas Ungeselliges, Widerwärtiges, Störrisches hinaus. Der Ruf eines Empfindlichen wird, wo möglich noch mehr geflohen, als der eines Empfindsamen. Man zöge eher vor, unempfindlich genannt zu werden. — Woher oder warum das?

Das Warum ist aus dem Zeitgeiste hervorgegangen, der, alle bürgerlichen Verhältnisse des Menschen in leere Formen auflösend und nur dem Egoismus götzendienend, nicht wohl legend etwas mehr dulden mag, was diese Verhältnisse reiner zu begründen oder herzustellen beytragen kann. Ich weiß nicht, wie man es dahin gebracht hat, dem an sich unschuldigen Wort nach und nach eine verhaßte Bedeutung unterzuschieben. Vielleicht geschah es „indem man den Tadel, den man ehemals dem Uebermaaß zuwendete, nun auf die Sache selbst warf.“ — Dem sey wie ihm wolle, ich habe mir vorgenommen zu beweisen, daß die Empfindlichkeit ihn auf keine Weise verdiene, ja daß es vielmehr für Lob gehalten werden darf, wenn man mit dem Namen eines Empfindlichen ausgestattet wird.

Mit drey Gegnern hauptsächlich habe ich es zu thun; den (Pseudo) Philosophen und Moralisten, den Bearbeitern der Chronique Scandaleuse, oder Stadtmärchenkrämern endlich den Schmarozeern und Schmeichleen. Allen deeyen bräche es den Hals, wenn sie empfindlich wären; denn sie könnten sonst nimmer die Wahrheiten und mitunter auch Derbheiten verdauen, die sie hinunterzuschlucken gezwungen werden, wollen sie sich anders an ihrem Ruf als Weise, als Intriguants oder an den vollen Tischen nichts abbrechen lassen. Die Philosophen würdigen den Empfindlichen als Menschen, die Verläumder als Gesellschafter, die Schmeichler als Liebenden und Freund herab. Alle drey verwechseln die Ansicht der Dinge, oder besser die Dinge selbst.

Die Philosophen sagen: der Empfindliche ist ein, aus

heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzter Mensch. Er als ein sichsetzendes gesetztes Ich sollte seine Umgebungen nur in sofern für wichtig halten, als sie bedeutend auf ihn, als Schöpfungen seiner geistigen Productionskraft influiren; dagegen er sich nur im Conflickte mit denselben, als Subject denken kann rc." u. s. w., was wir Alles ignoriren wollen, da wir nicht hoch genug stehen, um uns mit Philosophen in einem Streite einzulassen. Wir verstehen auch den Mischmasch nur in sofern, als wir glauben, er solle die Meinung ausdrücken, es gebreche dem Empfindlichen an der Würde, die das, durch sein Bewußtseyn sich über alles Irrdische erhebende Gemüth dem Menschen ertheilt, welche Meinung den auch von den Moralisten deutlicher ausgesprochen wird.

Die Stadtmärchenkrämer sagen: der Empfindliche ist ein Mensch, der sich in nichts zu finden weiß, zu demüthig ist für eine aktive, zu stolz für eine passive Rolle, der sich allenthalben zum Unterthan setzen möchte, um desto bequemer auf dem Königs-Thron zu herrschen, ein Bastard von Hochmuth und Erniedrigung, der die unterhaltende Intrigue haßt und die Kabale verabscheut, obgleich er sich abergläubisch bezeugt, wie ein Kabalist, aus Blicken und Mienen sein Glück oder Unglück heraus ziffert, überall geheime Beziehungen findet, wo keine sind, ein Mensch, der Alles auf die zärtesten Saiten spannt und wenn die gröbern ein rauhen Ton geben, es übel aufnimmt — kurz ein, in keine Gesellschaft taugender Mensch, der besser thäte, wenn er ein Einsiedler würde.

Die Schmarotzer sagen: Der Empfindliche kennt weder Freundschaft noch wahres Attachement oder Zärtlichkeit. Er weiß nicht mit den Launen derer Geduld zu haben, deren Freund er sich nennt, im Gegentheil ermüdet er sie durch seine eignen unausstehlichen Launen. Die Liebe erweiset sich am schönsten, indem sie die Gebrechen und Fehler der Andern verträgt, als wären es keine Gebrechen und Fehler, als hätte sie nichts zu ertragen. Zudem ist der Empfindliche Egoist und Despot, der diejenigen ohne Rückhalt beherrscht, die er mit seiner Freundschaft belästigt rc. rc.

Dies ungefähr sind die Hauptvorwürfe, die jeder nach seiner Weise der Empfindlichkeit macht. Sehen wir nun, was sich dagegen sagen läßt, oder vielmehr, da es mit dem bloßen Sagen nicht gethan ist, erläutern wir durch Beyspiele den bessern Sinn, der in dem Verfahren des Empfindlichen liegt, den wir wohl vom Hypochonder, vom Mißtrauischen und Boshaften, der die Menschen mit üblen Launen quälen will, zu unterscheiden bitten.

Der Graf L. gestattet einem bürgerlichen Frauenzimmer den Vortritt, da er sich als ächter Galant-homme gegen sie bezeigen will. Sie zögert — er befiehlt ihr gebieterisch vorauszugehen, und sie thut es nicht, ohne empfindlich zu seyn über die Weise, wie ihr diese Artigkeit erzeigt wurde. — Ah, sagt die Chronique Scandaleuse, sie wollte *gefallen*, wollte Artigkeiten, Schmeicheleyen hören, und darum mißfiel ihr der trockne Ton, der vielleicht in der Art des Grafen liegt. — Mit nichten. Mit derselben Schonung soll sich der Vornehme gegen Geringeren herablassend bezeigen, wie z. B. Yorick dem pauvre honteux zu geben verstand, ohne daß diesen die Gabe geschmerzt hatte. Hier tritt der Fall ein, daß mehr Milde, mehr Grazie verlangt wird, als beträfe es eine, gegen seines Gleichen zu beobachtende Höflichkeit. Die wahre Herablassung darf sich, um erfreulich zu seyn, weder gnädig, noch gemein bezeigen. — Ueberdieß ist das Frauenzimmer eine zartfühlende Seele: sicher würde sie lieber mit dem Bewußtseyn hintennach gegangen seyn, dem Range seine Würde gelassen zu haben, als voraus mit dem demüthigenden Gefühl, das die unartige Art der erwiesenen Artigkeit in ihr erwecken mußte.

Pantalon hat einige Freunde gebeten, wiederholt und dringend gebeten, ihn auf seinem Gute zu

besuchen. Man kommt endlich auf einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde überein, der Einladung zu folgen. Alles ist verabredet, die Gesellschaft begibt sich zur festgesetzten Zeit an den bezeichneten Ort. Der Herr ist abwesend, die Frau empfängt die Gäste mit viel Höflichkeit und fodert sie auf, sie die den Tag über dort zuzubringen, Pantalon versprochen haben, ehe sie weiter gehen, ein Frühstück einzunehmen. Natürlich, daß die Gesellschaft sich bestens entschuldigt, sie habe sich nur im Vorbeygehen nach dem Befinden der Herrschaften erkundigen wollen, und ziemlich beschämt abzieht, statt des gehofften freundlichen Empfangs, eine kalthöfliche Ueberraschung verursacht zu haben. — Ey, sagten die Widerleger, wer wird mit so ungereimten Beyspielen kommen. Der Herr Pantalon scheint gar nicht zur guten Gesellschaft zu gehören, den sein Benehmen läßt sich von allen Seiten betrachtet, wenigstens unartig finden. — Nichts destoweniger wurde die Gesellschaft doch als empfindlich verschrieen, obgleich sich für das Benehmen des Herrn kein Entschuldigungsgrund finden ließ.

Gehen wir nun zu dem Verhältniß des Empfindlichen zu Geliebten und Freunden über.

Florio schenkt seinem Mädchen einen Blumenstrauß. Die Geliebte, ohne gerade an den Werth zu denken, den dieß Geschenk für sie haben soll, gibt es gleich darauf einer Freundin hin. Florio ist empfindlich. — Der kleinliche Mensch, murmeln die Schmeichler, als ob an einer Blume die Liebe hinge. — Gewiß hängt sie nicht an der Blume, aber die Blume ist durch den Begriff mit ihr verbunden, den sich Florio überhaupt von der Liebe seiner Geliebten zu ihm und zu Allem, aus ihr hervorgegangenen macht. Die Blume soll der Geliebten ein Zeichen seiner Liebe seyn. Wenn sich aber die Liebe nicht an den Zeichen erkennt, ist sie keine wahre Liebe und deßhalb wäre dem Florio gerathen, wenn er anders glücklich seyn will, sich etwas mehr als empfindlich darüber zu bezeigen, daß die Geliebte, in der er seine andere Hälfte zu finden glaubt, so wenig zu ihm paßt, wie die Faust auf's Auge.

Alwina schreibt einen Brief an ihren Geliebten. Hast du meinen Brief erhalten? frägt sie beym Wiedersehen. Ja, Liebe, du schreibst recht schön, recht angenehme Sachen, sie rühren das Herz, erfreuen den Geliebten; — nur Schade das du manche Worte nicht richtig schreibst! — — Das Mädchen ist empfindlich. — Wohl darüber, daß der Geliebte wahr ist, daß er sich nicht von der Leidenschaft blenden läßt, alles vortrefflich zu finden, was von Ihr kommt? — Nein — es schmerzt sie, daß er gerade darin Fehler findet, wo sie so gut gethan zu haben glaubt. Daß er ihr das sagen kann, schmerzt sie. —

Aspasia läßt ihrer Busenfreundin auf eine Einladung melden, sie wäre krank, ihr Gesicht wäre geschwollen rc. rc. Die besorgte Freundin sucht sich sobald möglich von ihren Geschäften los zu machen, um die leidende Freundin, ihre liebste Freude, zu besuchen. Es ist ein kalter, nebelichter Tag. Sie eilt durch die feuchten Straßen, um desto schneller die Geliebte zu umfassen. Plötzlich hört sie ihre Stimme, sie sieht sie ihr entgegen kommen in allem Glanze der blühendsten Gesundheit, scherzend am Arme einer Bekannten einherschreiten. — Alma kehrt empfindlich und traurig um, ohne die Genesene zu begrüßen. — O die egoistische Alma, rufen die Schmeichler aus, o der mißtrauischen Freundin! — Ha, wer könnte das von Alma glauben, die nur in ihrer Freundin lebt, kein größeres Glück kennt, als das ihres Umgangs, die ihr täglich die reinsten Beweise ihrer aufrichtigen Neigung gibt. Alma weiß zu wohl, daß eine Genesene sich sobald nicht der stürmischen Witterung aussetzt, als daß sie glauben sollte, Aspasia wäre krank gewesen. Und wäre dies nicht der Fall, — welche Zartfühlende sollte es nicht empfinden, von der, so wahr und offen geglaubten

Freundin sich hintergangen zu sehen, und weßwegen hintergangen? Wegen einer Kleinigkeit, die vielleicht ein offenes Wort weit besser erklärt hätte. Aspasia kann Alma's Freundin nicht seyn.

Zwey junge Freunde, Eduard und Battista werden durch die Mißhelligkeiten, die unter den beyderseitigen Aeltern herrschen, getrennt, während sie selbst keine Ursache haben, sich abgeneigt zu seyn. Der Zufall führt sie nur selten zusammen. Dennoch denkt Battista stets mit Sehnsucht an den Augenblick, der ihm den Anblick seines liebsten Freundes wieder gönnt. — Er ist sein einziger Trost. Wenn er ihn auch nur sehen, nur flüchtig begrüßen kann; gewiß spricht sich alle Innigkeit seiner Liebe in Einem Blick, in Einem Ton aus. — Da begegnet er nach Langem dem ersehnten Freund — freudig grüßt er ihm — und, ihm dankt steif und kalt eine langsame, feyerliche Verbeugung. — Battista fühlt, es ist vorbey und geht beschämt und empfindlich vorüber. — Wer möchte nach dem Scheine urtheilen! Eduard kann Gründe haben, weßhalb er gerade jetzt seinem Freunde nicht anders begegnen darf. — Und wenn es wäre, das Auge des Empfindlichen sieht mehr, als alle Vermuthung ergrübeln kann. Ein Blick reicht ja hin, das heißeste Gefühl auszusprechen. Genug Battista fühlt sich getrennt von seinem Freunde für immer, erst seit er den Trost nicht mehr hat, ihn für das zu erkennen, was sein begeistertes Herz in ihn hineingelegt.

Diese Alle werden empfindlich genannt, und gerade ihre Empfindlichkeit ist es, die, wenn sie recht verstanden würde, das schönste und anmuthigste Verhältniß zwischen Bekannten, Freunden und Liebenden, oder auch zwischen ganz gleichgültigen Menschen zur höhern Menschheit überhaupt herzustellen geeignet wäre. Der Empfindliche verkennt nicht nur seine Würde, wie die Philosophen behaupten, nicht, sondern er fühlt sie, wiewohl nicht mit Stolz, dessen ihn die Andern beschuldigen. Er ist von Egoismus frey, denn er betrübt sich nur über den Mangel der sie ehrenden Eigenschaften, die er an Andern voraussetzt. Gegen ganz gleichgültige Menschen, gegen bekannte gemeine und rohe Geschöpfe, wird er sich auch ganz gleichgültig benehmen. Es ist wohl wahr, daß er zu lieben aufhört, sobald seiner Empfindung zuwider von dem Gegenstand seiner Liebe gehandelt wird, aber es ist überhaupt eine ausgemachte Wahrheit, daß das Herz, nicht der Kopf, den Gehalt unserer innigern Verbindungen bestimme, sobald sie wahrhaft intim sind.

Es bleibt uns nur noch etwas über die Art zu sagen, wie der Empfindliche seine Entrüstung oder Betrübniß äußert. Er bricht zuweilen etwas rasch den Umgang mit der Person ab, die ihn beleidigte. Er entfernt sich aus den Gesellschaften, die ihm nicht behagen. Rächen wird er sich niemals, man fodere ihn denn durch wiederholte Kränkungen auf, die Ursachen seines Ausbleibens, seiner Kälte auseinanderzusetzen, und auch das thut er nur, um ganz aufrichtig mit denen zu seyn, die er seines Vertrauens werth hielt. Unbeleidigt ist er der beste Gesellschafter, der treueste Freund, der sorgfältig dasjenige bey Andern vermeidet, was ihm selber unangenehm ist. Keiner ist schonender, als er, allenthalben ahndet er dieselbe zarte Empfindung, die ihn belebt.

Aber alle die Vorzüge, die wir jetzt an ihm gerühmt haben, bemerkt der nicht, der wohl einen Kopf hat, und an diesem 4 Sinne, womit er sieht, anschaut, oder einsieht, Ohren zu hören, einen Mund zum Wiedererzählen ꝛc. ꝛc. — aber kein Herz zum Fühlen, wenn er auch die Finger zum Begreifen und Betasten brauchen gelernt hat. Und somit wäre dieser Paragraphus nur zum Trost für die unglückseligen Empfindlichen geschrieben, von einem, gleich ihnen verkannten, verbannten und in allen Ecken der bösen Welt verstossenen

Mitbruder.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 19. November.

Allgemeines Volkslied
am 18. und 19. Oktober, von Göthe.

Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höhn,
Wie heilige Opferflammen?
Was umschwebt uns ahnend, wie Geisterwehn?
Und sagt: Uns sey heute was Großes geschehn,
Und führt uns feyernd zusammen? —
Wir feyern die herrliche Siegesnacht
Des Kampfs für die Freyheit, die Leipziger Schlacht.

All' unsre Ahnen der ältesten Zeit,
Aus Hermann's und Wittekind's Tagen,
Die Stauffen, und die sich ihrer gefreut,
Eugen, der bey Höchstädt die Franken gebläut,
Und die Türken bey Belgrad geschlagen —
Sie feyern mit uns die herrliche Nacht,
Das Gedächtniß der rettenden Leipziger Schlacht. —

Ihr, die ihr die bessere Zukunft geglaubt,
Drum bey Lützen und Bautzen gerungen,
Dem Franken bey Beeren den Lorber geraubt,
Bey Dennewitz durstig nach Rache geschnaubt,
Elemente am Katzbach bezwungen,
Ihr, die ihr das Heil uns näher gebracht,
Auf! feyert mit uns die Leipziger Schlacht! —

Und wer an dem herrlichen Tage sank,
Für Teutschlands heilige Sache,
Ihn preise hoch unser Jubelgesang,
Ihn ehre laut jedes Teutschen Dank,
Ihm schwöre jeder heut Rache,
Er selber schau aus der Sternennacht
Triumphirend herab auf die Feyer der Schlacht. —

Auf! all ihr Entsprossnen auf Teutschlands Flur,
Ihr der Themse und Moskawa Söhne,
Ja, alle von edler und beßrer Natur,
Vereinigt Euch mit uns zum heiligen Schwur,
Daß keiner den Wälschen mehr fröhne!
Wie das scheue Thier an die furchtbare Jagd,
Gedenke der Franke der Leipziger Schlacht. —

Wen je noch das heilige Teutschland ernährt,
Nach tausend und tausend Jahren,
Der werde schon früh von der Mutter gelehrt,
Was Gott uns für Heil bey Leipzig bescheere,
Und die Kraft unsrer heiligen Schaaren, —
Ja, wer nach Teutschlands Ehrentag fragt,
Dem sage man von der Leipziger Schlacht!

Hell lodre die Flamm' auf der Berge Höhn,
Noch heller die Flamm' in den Herzen!
In Teutschland soll jeder für Alle stehn,

Und keck dem Erbfeind in's Auge sehn,
Und errungenes Glück nicht verscherzen.
Und wenn unser Erbfeind einst wieder erwacht,
Unser Feldgeschrey sey: Die Leipziger Schlacht!

Ueber die Kunstausstellung der königl. baier. Akademie der bildenden Künste in München im Jahre 1814.

Vorerinnerung.

Die Redaktion des Gesellschaftsblattes glaubt die nachfolgenden Bemerkungen eines verdienstvollen Kunstveteranen dem Publikum nicht vorenthalten zu dürfen. Zugleich fodert sie Künstler und Kunstfreunde auf, im Falle sie Gründe hätten, die hierin ausgesprochenen Meinungen für irrig, oder die Ansichten für falsch zu halten, dieselben mit steter Hinsicht auf das wahre Interesse der Kunst, ohne Berücksichtigung der Individualität des Künstlers zu berichtigen. Die Redaktion wird mit Vergnügen dergleichen Berichtungen in ihr Blatt aufnehmen, sobald sie aus den Händen competenter Richter ihr zukommen, und gänzlich frey von Partheylichkeit sind.

Die Preisaufgabe für das Historienfach: Das Opfer Noahs nach der Sündfluth verursachte 8 concurrirende Bilder, worunter 6 Oehlgemälde und 2 Zeichnungen, welche mit den Buchstaben des Alphabets der Reihe nach im Kataloge der Kunstausstellung bezeichnet worden. Ein grau in grau gemaltes Bild, mit dem Buchstaben D hat viel Verdienstliches, besonders in den Charakteren der Köpfe. Die Gewänder sind, wie sie sich dem Manequin angefügt, gegeben, ohne daß die kleinen Zufälle im Faltenwurfe, die der Phantasie des Künstlers zu Ergänzung der Natürlichkeit zu bemerken übrig bleiben, angezeigt worden wären. Der Ausdruck der Andacht und Frömmigkeit in den Figuren ist für den Moment zu schwach, wo die einzigen, der allgemeinen Verheerung entgangenen Geschöpfe zum Erstenmale nach langer, bang durchlebter Zeit und wider ihr Erwarten, das rege allgemeine Leben schön und segensvoll beginnen sehen. Die Empfindungen, die wir hier ausgedrückt sehen, sind zu ruhig, zu sehr den, durch den gewöhnlichen Gottesdienst erregten, ähnlich.

Ein gereifteres Kunsttalent zeichnete die mit dem Buchstaben E bemerkte Scizze auf blaues Grund-Papier. Die handelnden Figuren sind hier ganz so geordnet, wie sich die Gruppe nach den verschiedenen Charakteren im Leben ordnen würde. Der Ausdruck in den Köpfen ist durchgehends edel und manichfaltig. Die Drapperien, ganz im schönen Styl des Poussin haben auch, wie bey diesem großen Maler jenes Gepräge der Wahrheit, welches die Beweglichkeit der Figuren, die sie bekleiden, voraussetzen läßt; ein Vorzug, der in den Werken mancher Künstler vermißt wird, die ihre Ausbildung längst für vollendet halten.

Im Fache der Landschaftsmalerey erschienen drey konkurirende Oehlgemälde. Die Aufgabe: Darstellung der Natur nach einer großen Bewegung, wurde von den Malern, welche die mit den Buchstaben I, und K. bezeichneten Bilder eingesendet haben, unstreitig zu zweifelhaft aufgefaßt und dargestellt. Die Art der vorhergegangenen Bewegung läßt sich auf beyden Landschaften kaum errathen. Dagegen fällt in Joseph Kochs concurirendem, mit dem Zeichen L. versehenen Gemälde auf den ersten Blick der Moment nach der Sündfluth, wo sich die Erde wieder belebt und von neuem grünt, in die Augen. — Es ist dem tiefern Kunstkenner ungemein erfreulich zu sehen, wie Koch, nach dem vor zwey Jahren aufgestellten, im Roland Sarrerischen Style gemalten Bilde allmälig wieder zur naturgemäßeren Behandlung seiner Gegenstände zurückkömmt. Bey den diesjährigen Bildern dieses Künstlers wird man, wiewohl nur ganz leise, an van Artois und Poussin verinnert, obgleich sich nicht behaupten läßt, der Künstler habe die Werke dieser Meister nachgeahmt.

Abgesehen von der Unnatürlichkeit einiger seiner Menschen und Thierfiguren hauptsächlich in dem Opfer Noahs, die an die Gestaltungen einiger der größten Meister aus einer kunstunmündigen Vorzeit erinnern, und die wir hier wie dort in Betracht anderweitiger hoher Verdienste um das Rein-Gemüthliche,

schön=Poetische mit Stillschweigen übergehen, zeigt sich in diesen Werken Kochs eine überaus reiche Phantasie, die in der Folge durch ihre unversiegbare Fülle den Mangel an gehörigen Kunststudien, der noch manche Härte in seinen Bildern bemerken läßt, ersetzen wird. -- Die Figuren in den zwey Bildern Nro. 252 und 253 geben gegründete Hoffnung zu einer bey einem so genialen und originellen Künstler für die Gesammtkunst höchst vortheilhaften Rückkehr aus der bloß kindlich=frommen Malerpoesie in die weisere, würdigere und wahrere Darstellung des Natürlichen, Heiligen und Gemüthlichen. Unter andern zeichnet sich schon die, in jeder Hinsicht sinnige und auch nach den richtigern Begriffen der heutigen Kunst vollendete Gruppe der Andacht auf dem Bilde San Francesco di Civitella aus. Ein frommer Mönch kniet, nachdem er milde Gaben für sein Kloster von den Landleuten in der Gegend zusammengetragen hat, die Geschenke in einem Korbe neben sich, vor einer Feldkapelle. In einiger Entfernung hinter ihm knien voll inniger Andacht Landleute, Männer, Weiber und Kinder. Wirklich hat die ganze moderne und alte Kunst in Haltung und Farbe und auch in Gruppirung des Ganzen nichts Schöners, wahrhaft Gemüthlicheres vorzuweisen.

Unter den, für die Aufgabe im Fache der Bildhauerkunst eingesendeten Werken zeichnet sich vor Allem dasjenige aus, welches mit dem Buchstaben P bezeichnet ist. Edle Formen, richtige Zeichnung, treffender Ausdruck, glückliche Wahl des Moments, wo Theseus, im höchsten Aufwand der Kraft, die er ohne übermäßige Anstrengung anwendet, den Stein hebt, unter dem des Vaters Schwert verborgen liegt, kündigen hier einen denkenden, gebildeten Künstler an. Doch wagen wir die Frage, warum ihm nicht, zur abermaligen Auszeichnung vor den übrigen Mitconcurrirenden, (was alle vergessen haben,) eingefallen ist, daß die Mutter des Theseus bey der Hebung des Steines zugegen war? Durch Hinzufügung dieser Figur, (die wir uns aus den Händen des Künstlers nicht anders als vollendet im Ausdruck hervorgegangen denken können) sich hätte eine der schönsten und charakteristischen Gruppen bilden lassen, welche die Bildhauerkunst alter und neuer Zeit aufzuweisen hat.

Wir schreiten nun zur Betrachtung der Vorzüglichsten unter den übrigen ausgestellten Kunstwerken. Die Landschaften von Nro. 40 bis 45 von Carl Conjola haben nebst andern reelen Kunstverdiensten, die Vollendung der Scene im charakteristisch=eigenen Moment eigen, was dem, mit Hülfe der Kunst gebildeten Naturfreund in der Landschaftsmalerey gerade das Liebste ist. Besonders sind seine Lüfte und Fernen in dieser Hinsicht mit so schöner Behendigkeit vorgetragen, daß man ihn als einen, die Natur innig verehrenden Künstler schätzen muß.

In Jakob von Dorners Landschaften (Nro. 54 bis 57) erkennt man einen Meister, der mit den ersten und wichtigsten Kunstgesetzen seines Fachs vertraut ist. Mit dem schönsten Fleiße in Ausführung einzelner Gegenstände verbindet dieser Künstler die Kunstkorrektheit, die verschiedenen Gründe, und die im Licht, Halblicht und im Schatten stehenden Massen so zusammenzuhalten, daß keine Einzelnheit die Einheit des Ganzen stört. Seine Färbung nähert sich an Frische und Glanz der von Jos. Koch, obgleich sie für den Kenner viel mehr Wahrheit hat, und überhaupt weit schneller und sicherer auf das Auge wirkt.

Nro. 78. Charitas, Basrelief in carrarischem Marmor von K. Eberhardt in Rom. Wir wissen nicht aus welcher patriotischen Absicht die Redaction der baierischen National=Zeitung sich veranlaßt gefunden hat, eine vor vier Jahren im Moniteur erschienene partheysüchtige Herabwürdigung dieses talentvollen Künstlers dem Vaterlande kund zu thun, dessen kunstliebender Regent bereits früher den Werth desselben dadurch bestimmte, daß er den hoffnungsvollen Jüngling zur weitern Ausbildung seiner bewunderungswürdigen Anlagen nach Rom mit einem Studiengehalt gesendet. Hr. Eberhardt hat sich wie vor zwey Jahren, so auch jezt dieser Gnade keineswegs unwürdig bewiesen. Das ausgestellte Basrelief trägt das Gepräge der Kindlichkeit des Künstlers, seines reinen schönen Sinnes, der von jedem Unpartheyischen an den Werken desselben schon lange geschätzt wurden.

Nro. 107. Die Trojanerinnen von Max Frank, Eleve der Akademie. In diesem Bilde erkennt man ein glückliches Streben nach dem Style Poussins und überhaupt nach dem Höhern in der Malerey. Nach Beurtheilung der Gesammtzahl der Bilder dieses Künstlers, (von Nro. 107 bis 118) dürfte demselben die Warnung nicht unnütz seyn, sich vor dem Zusammen- und Nebeneinandersetzen stark-verschiedener Lokalfarben zu hüten.

Nro. 162. David als Sieger über Goliath. Statue in Gips in natürlicher Größe von J. Haller aus Innsbruck, Eleve der Akademie. Dieser Künstler zeigt sich hier als ein wahrer Verehrer der Antiken, ohne sie, besonders in den Drapperien knechtisch nachzuahmen. Der Kopf dieses Hirtenjünglings und seine ganze Gestalt bezeichnen jugendliche Heldenkraft. In den Statuen unter Lebensgröße, Nro. 163 eine stehende Hebe und Nro. 164 eine sitzende Sappho, erkennt man den, die Schönheit in ihren verschiedenen Erscheinungen tief fühlenden Künstler. Die erste, mehr jugendlich schöne, die zweyte, reifere, vollendetere, stimmen in Wahrheit des Ausdrucks und der Charaktere vollkommen überein. Die Drapperie ist, ohne weder an irgend einen modernen Künstler, noch an die Antiken zu erinnern, durchgängig nach den strengsten Kunstfoderungen schön und richtig. Auch verdienen und halten diese Werke die Nachbarschaft des ausgeführten Modells zu einem Pan in carrarischen Marmor (Nro. 686) aus, der von dem hochverdienten Kunstveteranen Peter Lamine, für den Nymphenburger-Schloßgarten in Lebensgröße bestimmt, in seinem 8ten Jahrzehent mit all' der Energie und dem schönen und reinen Kunstsinn vollbracht worden, welche diesen Künstler in seinem vierten, so rühmlich ausgezeichnet.

Nro. 176. Das Abendmal.

Nro. 177. Die Sendung des heiligen Geistes, von Prof. J. Hauber. In diesen 2 großen Altarblättern bemerkt man viele wohlgelungene Köpfe in Hinsicht auf Charakter und Ausdruck. Auch ist dem Auge die Zusammenhaltung von Licht und Schatten und von Farbe zur Einheit des Momentes in Zeit und Raum so angenehm, wie die Arbeiten dieses verdienstvollen Künstlers meistens für das Auge alle sind. Aber sicher würden diese Bilder den Kenner noch mehr befriedigen, wenn die Drapperien nicht alle von demselben dünnen Zeuge wären, und die Falten etwas abwechselnder, nicht so in die Länge gezogen und in mehr oder minder ausgedehnten Flächen Zwischenbeugungen enthielten.

Nro. 184. Die Jungfrau von Orleans von Martin Hegele. Diesem vielversprechenden jungen Künstler dürfte der warnende Wink nicht überflüßig seyn, die Kleidung seiner Figuren besser dem angezeigten Lebensberuf anzupassen. Diese Junfrau als Schäferin kann in ihrem langen Rocke kaum 6 behende Schritte thun, was doch einer Schäferin leicht nothwendig werden dürfte.

Nro. 203, 204. Kriegsscenen von Peter Heß. Diese Bilder sind mit der lebhaftesten Phantasie und mit bewunderungswürdiger Korrektheit dem Auge vorgetragen. Bedenkt man, daß in allen Scenen des menschlichen Lebens die Momente der Gegenwart nirgends so schnell verdrängt werden, als gerade in solchen Erscheinungen einer flüchtig vergehenden Zeit, so kann man nicht umhin, sich zu wundern, daß hier mehr Richtigkeit in den Einzelheiten als solchen und im Zusammenhang des Ganzen sich findet, als oft Darstellungen aus dem höhern und heiligen Leben, die bloß der Phantasie und dem Gemüth des Künstlers überlassen bleiben, der nach Willkühr alle Hülfsmittel in seiner Werkstätte benützen kann, um das in der Vorstellung lebendige Bild auf die Leinwand zu heften.

In den jüngstvergangenen Jahren sahen die Bewohner von beynahe ganz Teutschland eng zusammengereihte Heere aus den verschiedensten Nationen, und haben daher mehr, als sonst einmal in frühern Zeiten Gelegenheit gehabt, ihre Charakterphysiognomien kennen zu lernen. Diese Physiognomik äußert sich hier mit weit entscheidenderer und überzeugenderer Wahrheit als in Lavaters System der wissenschaftlichen Physiognomik. Nebst diesem nationellen Charakter-Ausdruck, ist auch noch der Individuelle eines jeden der dargestellten Krieger in diesen Bildern deutlich sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 23. November.

Die Preußen in den Feldzügen von 1813.

(Geschrieben im September 1813.)

Wer kämpft, und wer besiegt mit immer neuer
Gewalt, mit nie geseh'nem Feuer
Das große, Drachenhaupt'ge Ungeheuer?
Borussier, ihr seyd es, Heldensöhne!
In eurer Brust erklangen alle Töne
Verjährten Ruhms; es schwebt' um euch die Schöne
Des Strahlenkranzes eurer Ahnenschaft,
Und jede Regung ward zur Heldenkraft!

Hochherzige! kühn brecht ihr Teutschlands Bande,
Befreyet es von unverdienter Schande,
Und schüttet Segen über seine Lande.
Ihr habt der Alten Muth in euch gefunden,
Durch ihn den neuen Python überwunden,
Und schon ist tausend Weh um uns verschwunden.
Von Teutschlands Völkern führtet ihr den Reihn,
Die Welt von ihren Qualen zu befreyn.

Erkämpfet ihr den schönsten Kranz der Ehre:
Vertilgt ihr ganz die wilde Kriegsmegäre,
Daß Friede, Recht und Ordnung wiederkehre;
Sind Kunst und Wissen von euch eingeladen
Zu wandeln auf besonnten Blumenpfaden,
Und blüht der Handel an den Meergestaden;
Hebt, der die Fessel der Erniedrung trug,
Der Genius sich hoch, im Himmelflug;

Dann sollen strömen meines Busens Quellen,
Der Leyer Saiten auch sich höher schwellen,
Wie sich die Seelen des Gesanges hellen!
Zur Flamm' entglüh' in mir der Götterfunken,
Mein Busen fühle sich der Weihe trunken,
Und in der Heldentugend ganz versunken,
Verkündige der höhern Ode Ton —
Unsterblichkeit dem tapfern Heldensohn!

Zugefügte Nachricht von C. H. W.

(Zugleich Probe einer neuen Schreibart.)

Di Verfassin des vorstehenden Gedichts ist die echte Deutschin und edle Inwonin des jetzt Freiheitfrohen Hamburgs, Christine Westphalen geb. v. Axen, bekannt durch drei Bände gemütlicher Gedichte und durch di beiden bünlichen Darstelle (Fr. drames): Charlotte Corday und Petrarca.

Ueber die Kunstausstellung der königl. baier. Akademie der bildenden Künste in München im Jahre 1814.

(Fortsetzung.)

Nro. 215, 216 und 217. Portrait des Hrn. Hofmusikus Legrand; Christus, wie er das Brod bricht; ein Schweizermädchen von Hrn. Jos. Kellerhoven. Das erste dieser Bildnisse hat in Stellung, Zeichnung und Aehnlichkeit entschiedene Verdienste. Nur die Idee, den Kopf im Schatten hell vom Grunde abzusondern, ist dem übrigen schönen Effect nachtheilig. Selbst auf dem dunkelsten Grunde, wenn er auch, was man annehmen muß, nur einige Schritte vom Kopfe entfernt ist, sondert in der Na-

tur sich die Schattenseite des vorzüglich-hell beleuchteten Kopfes dunkel vom Grunde. Nur wenn ein sehr heller Gegenstand den Schatten im Widerschein erhellt, kann dieses Helle gerechtfertigt werden. Aber dann müßte man die Ursache des Widerscheins im Bilde wahrnehmen. Wenn sich die Kunst eine Ausnahme von den allgemein bekannten Regeln erlaubt, muß sie auch Rechenschaft darüber zu geben im Stande seyn. — Das Portrait des Schweizermädchens, welches mit viel Geschmack geordnet und überhaupt ein schönes Bild ist, hat wenig Farbenreiz fürs Auge. Es zeugt wirklich zum Vortheil des Künstlers, daß er nicht auf dem Wege ist, die Palletten-Technik der natürlichen Farbwahrheit vorzuziehen.

Nro. 243, 44, 45, 46. Portraite von Matthias Klotz. Diesen 4 Bildnissen wäre zum Vortheil der Kunst und des Künstlers zu wünschen, daß sie beysammen gesehen würden. Man kann sich kaum enthalten, den Ausspruch: die Färbung dieses Malers ist matt! für geltend zu halten, sieht man das mattgefärbte Portrait eines Mannes von blässer Gesichtsfarbe und schlichtem Ansehen neben den feurigen Jünglingsköpfen der Söhne des starkfärbigen spanischen Gesandten Fernan-Nunez, von Hrn. Director Langer. Warum wohl diese vier Bilder Eines Künstlers und Einer Größe, zusammen eingeschickt so weit auseinander ihre Stelle fanden?!

Nro. 248 — 249. Landschafts-Zeichnungen von Franz Kobell. Der Künstler von vorzüglich poetischem Gehalt ist darin nicht zu verkennen. Ohne irgend einen Annäherungspunct mit den Werken der höhern Landschaftsmaler Claude Lorrain und Poussin darzubieten, bemerkt man in den Arbeiten des Hrn. Kobell die erhabnere Natur gleichsam außer aller Beziehung auf menschliche Bedürfnisse. Von ihnen läßt sich sagen, es sind Darstellungen vom Zustand der Erde vor dem Sündenfall unsrer Stammältern. Dennoch sieht man ihnen an, daß der Künstler die Natur eben so wohl, wie die, auf hundertjährigen Erfahrungen und vielfältige Prüfung gegründeten Kunstgesetze bey ihnen zu Rathe zog und nicht gleich Andern sein vorzügliches Talent nur dazu benutzte, um mit Vernachläßigung aller Natur und Wahrheit, dem flüchtigen Geist der heutigen Mode zu fröhnen.

Nro. 251. Die Schlacht bey Hanau: Oehlgemälde von W. Kobell. Dieses große Bild ist ungeachtet des für die Kunst so ungünstigen Schauplatzes in höherer Hinsicht von klassischem Werthe. Da die Natur wenig Abwechselung in die Ansicht der Gegend gelegt, so hat der richtige Sinn des Verfassers ihn geleitet, der Harmonie durch die Darstellung großer Luftwirkungen in dem vom Geschütz erzeugten Rauch keinen Abbruch zu thun. Mit ungesuchter Wahrheit wogen die Rauchmassen in ruhiger Luft. Es schwebt ein ängstliches Erwarten, ein dumpfes Brüten über dem Schlachtfeld, daß in weiter Ebene ausgebreitet den Contrast des hitzigen Kampfes um Leben oder Tod trefflich darstellt. Was wir bereits früher von Heß Gemälden in Beziehung auf nationelle und individuelle Wahrheit der Physiognomien der Streiter sagten, gilt auch aufs Genaueste hinsichtlich dieses Bildes. Die Weisheit der Kunst überwand die Schwierigkeit des bedingten Schauplatzes, und was der Taktiker auch gegen seine Positionen einzuwenden haben mag, wir schätzen die Schönheiten aller Art, die des Künstlers Kunsterfahrung in dies Bild gelegt, zu sehr, als daß wir dergleichen Fehler rügen sollten.

Ueber Joseph Kochs Werke haben wir schon bey Gelegenheit der preisbewerbenden Landschaft gesagt, was wir darüber zu sagen für nöthig hielten.

Nro. 261 — 270. Landschaften von Joseph Kogels aus Brüssel. Die Werke dieses schätzbaren Künstlers gewähren jedem Kenner den schönsten und ungetrübtesten Kunstgenuß. Sie sind ohne Unterschied vortrefflich.

Nro. 283 — 297. Werke des Hrn. Director J. P. Langer. Das Erste derselben, Bildniß Ihrer königl. Hoh. der Frau Kronprinzessin von Baiern ist in Hinsicht der Komposition, des Vortrags und der Harmonie der Farben wahrhaft classisch zu nennen; nur möchte man wünschen, in den halben und wirklichen Schatten an Kopf, Bu-

sen und Händen mehr die schöne, zartweibliche Hautfarbe einer Teutschen wieder gegeben zu sehen, wie der Künstler sie in so hohem Grade in der Natur vor sich hatte. Doch vermißt man außerdessen noch besonders in den Zügen dieses Bildnisses jenen Ausdruck milder Güte und liebreicher Huld, der das erhabene Original so sehr verschönert und Ihr alle Herzen zu eigen macht.

In dem Karton zu dem Altarblatte für die Kirche der Studien-Anstalt: Lasset die Kindlein zu mir kommen (die Figuren in kolossaler Größe) findet man viel Verdienstliches, den erfahrnen Künstler Beurkundendes in Zeichnung und Anordnung der Drapperien. Aber, warum der, fast finstere Ernst im Antlize des göttlichen Kinderfreundes? Warum endigt sich der Christuskopf oben in eine so unangenehme Fläche? Warum tritt Christus mit einem großen Schritt hervor, während er die liebevollen und ruhigen Worte sagt, lasset die Kleinen zu mir kommen? Läßt sich nicht aus diesen Worten schließen, daß sie Christus eher sitzend als stehend, oder gar im Gehen gesprochen? Warum wendet sich der, unmittelbar vor Jesu stehende Knabe mit der Gebärde von Furcht und Schrecken von dem liebevollen Segner und scheint erst beym Anschmiegen an seine Mutter wieder beruhigt zu seyn? Oder soll sich das ängstliche Benehmen des Kindes auf die, mit dem heftigsten Unwillen begleitete drohende Stellung des Apostels beziehen, der sich gleichzeitig mit dem Moment, wo Christus segnend die Hand auf das Kind legt, auf eine so rauhe Weise gegen dasselbe wendet? Man lese den im Kataloge angezeigten Text: Markus X. — 13. Deutlich geht daraus hervor, daß das Segnen erst, nachdem die Jünger sich der Zurechtweisung Christi gefügt haben, vor sich ging. Warum in diese schöngemüthliche Handlung Jesu Episoden einflechten, die ganz im Widerspruch mit derselben stehen? Dahin gehört auch die hastige Flucht der Pharisäer rechts. Sie eilen gleichsam in convulsivischem Haß und Groll hinweg, und gerade als wenn sie von Jesu im Augenblick eine übermächtige Strafe zu fürchten hätten. Im Texte ist dieser Pharisäer gar nicht erwähnt. So stellte Wilhelm Tischbein sie auf seinem Gemälde seitwärts, hochmüthig dem Meister den Rücken zugewendet und über die sonderbare Christenlehre streitend; so Professor Simon Klotz bey der Kunstausstellung vor zwey Jahren. Ganz am Rande seines Bildes bemerkt man zwey dieser Feinde Christi, deren tückische Gesinnungen und hämischer Hohn gegen die Handlung des Gottmenschen in ihren Gesichtern ausgedrückt ist. — Ueberhaupt ist der Ausdrucke im Gesichte und dem ganzen Wesen des Gottmenschen mehr der einer offiziel pontifikalischen Handlung, als einer, durch augenblickliche Veranlassung und menschenfreundliche Gemüthlichkeit Entstandenen. Die einzeln, außer allem Zusammenhange mit irgend einer andern Figur im Bilde stehende weibliche Gestalt, die sich uns im Verhältniß mit den andern Figuren als unerwachsenes Mädchen charakterisirt, ist, wenn man sie abgesondert betrachtet, ihrem eigenen Maaßverhältniß zu Folge beynahe 9 Köpfe lang. Dies ist um so auffallender, da diese Figur mehr als Individualität zur Schau ausgestellt scheint, als in Verbindung mit dem Ganzen vorgetragen ist.

Unter den Studien zu einigen Köpfen in Pastell findet sich Unkorrektheit der Zeichnung und ein so vieldeutiger Ausdruck, daß der Künstler vielleicht besser gethan hätte, sie zu seiner besondern Leitung in seinem Portefeuille zu lassen.

Eben so finden wir im Ausdruck der Scizzen auf blaues Grundpapier, besonders in denen des Herkules, wie er die lernäische Hydra bekämpft und der, die Diana schlagenden Juno, sehr viel tadelhaftes.

Nro. 299. Christus öffnet einem Blinden die Augen. Altarblatt zur Kirche des Krankenhauses in München von Professor Robert Langer. — Es würde nicht gegen die Wahrheit der Geschichte seyn, wäre der Blinde, an dem sich so eben das Wunder wirksam erweist, von minder unangenehmen, widerlichem Charakter. Diese magere Figur läßt wohl den Gedanken aufkommen, als ob es sich für den Rest der Jahre, die der Unglückliche noch zu

leben habe, der Mühe nach lohne, ein Wunder an ihm zu verrichten. Ohne Zweifel würde das Wunder in unserm Gemüthe an Heiligkeit gewinnen, erregte des Blinden Gestalt in höherm Grade unsere Theilnahme.

In dem, aus so vielen Figuren bestehenden Zusammenhange des Bildes ist nicht genug Harmonie in dem Schatten der verschiedenen Lokalfarben; daher der Anschauer mehr suchen, als wirklich sehen muß, was der eigentliche Inhalt des Bildes ist. — Der Hintergrund ist, außer daß er von wenig Landschaftgeübtheit zeugt, auch im Geiste des Roland Caterry-Kochischen Styl gemalt. Die Härte in den geschmacklosen Gebäuden, unnatürlichen Felsen und einfältigen Wolken macht, daß man das Ganze als solches nicht leicht im Ueberblicke erkennt.

Zum Glück für den Ruf dieses Künstlers sind zugleich mit diesem Altargemälde die 7 Worte der Barmherzigkeit ausgestellt. Ein edler Styl ist in Allen sichtbar. Von ausgezeichnet gemüthlicher Einfachheit ist, gleichsam eine heilige Vision des Künstlers, das feyerliche Leichenbegängniß Christi, in einer ausgeführten Crayonzeichnung dargestellt. Selbst die größten Maler haben Gegenstände der Art nicht immer mit so viel religiöser Weihe, so viel erhabener Würde vorgetragen. — Es bleibt uns daran nichts zu wünschen übrig, als daß der Künstler bey der Ausführung darauf Bedacht nehme, den göttlichen Leichnam nicht als steif erstarrt nur am Kopf und an den Füßen tragen zu lassen. Schon die ganze schöne Lage desselben widerspricht dem. So kann er nur getragen werden, wenn der ganze Körper keine Biegsamkeit mehr hat, was sich von dem Leichnam eines Gottmenschen, des bald erstehenden Heilands nicht denken läßt. Uebrigens würde durch eine Vermehrung der Träger diese Gruppe sich auch mehr als Hauptmasse der ganzen Scene charakterisiren.

Nro. 362 bis 369. Gemälde des Hr. J. M. Muxel. Diesem Künstler sind Anlagen für die höhere Malerey nicht abzusprechen. Seine Anbetung der Hirten ist von guter Anordnung. Die Köpfe und Figuren voll angemessenen Ausdruckes. Seine braven Portraite lassen hoffen, daß er bey weiterm Fortschreiten auch in historischen Compositionen mehr auf Naturwahrheit in Farbe und Haltung als auf Palletentechnik achten werde.

Nro. 406. Die Anbetung der heiligen drey Könige von Overbeck in Rom. Dieses kleine, preziös-gemalte Bild ließe sich als vollendet ansehen, wenn man den Fall setzte, daß ein Liebhaber aus großer Vorliebe für Pietro Perugino, von dem er ein sehr gelungenes Bild besitzt, bey einem vorzüglichen Maler einen, in Styl und Vortrag bis zur Täuschung ähnlichen Pendant bestellt hätte. Diese Aufgabe ist denn auch Hrn. Overbek meisterhaft gelungen, obgleich sie nur schülerhafte Kräfte erfoderte. Die Farbe der meisten Gewänder ist so naiv gemay vorgetragen, wie man sie in bunten Kupferabdrücken der Engländer zuweilen sieht. Ausser den Köpfen der Madonna, des heil. Josephs, des alten Königs im goldgelben Talar, und des jungen, mädchenhaften sind, alle mehr oder weniger so unschuldig gezeichnet, als wären die Ideale derselben von Kritzeleyen auf dem Umschlag der Schreibhefte kunstsinniger Schulknaben hergenommen. Aus dem ganzen Bilde geht hervor, daß Overbek geflissentlich den allgemein anerkannten, auf Natur und Wahrheit gegründeten Kunstgesetzen ausgewichen sey. Nur in der weitern und nähern Ferne ist er der neuern Landschaftsmalerey treu geblieben, gleichsam als wenn er die Zweifel der Nachwelt über das Alter des Bildes dadurch heben wollte.

Bey Menschen aus der großen und schönen Welt, bey den sogenannten Tonangebern findet dieser kindische Styl seinen Beyfall, so wie auch bey den Geringern, die ihren politischen und pekuniären Vortheil damit zu befördern denken. Sie fühlen und sehen, daß sie so malen könnten, wären sie einigermaaßen im Pinsel-Handwerk geübt. Daß junge Künstler, deren frühere Werke dem tiefern Kenner Freude und sogar Bewunderung erregten, jezt diesem Modestyl ihre früher mit Anstrengung erworbenen höhern Verdienste aufopfern, läßt sich nur mit der Eitelkeit entschuldigen, die sie veranlaßt, um Glück in der schönen Welt zu machen, ihre bessere Ueberzeugung zu ersticken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 26. November.

Teutschlands Fest 1).

(Am 18ten Oktober 1814.)

An heil'ger Stätte hatt' ich heut gesprochen,
(Der Dank von Tausenden stieg himmelan)
Wie Gott das Schwert des Uebermuths zerbrochen,
Was teutsche Helden, teutsches Volk gethan;
Wie sie die schwergefühlte Schmach gerochen,
Den Feind geheilt von seinem eit'len Wahn:
Als ob nur Macht und List — der Welt gebiete,
Kein höh'rer Schutz der Völker Freyheit hüte!

Und als in lauten innigen Gebeten
Ergossen sich der Menge Dankgefühl:
Und nun des Landsturms Freudenfahnen wehten,
Und rings die Jugend sich zu Tanz und Spiel
Versammelte — (hell klangen die Trompeten
Von Flur zu Flur), aus fröhlichem Gewühl,
Eilt ich in meines Eichenhaines Stille,
Hier auszuathmen der Empfindung Fülle.

Und stand — in Freud' und Hofnung ganz verloren:
Wie anders, als der Klügler Sinn gedacht,
Es Gott gefügt! wie, frisch und neugeboren,
Aus langem Schlaf das Vaterland erwacht!
Wie seine Fürsten Eintracht sich geschworen,
Und Recht und Treu zu ihrem Schild gemacht!
Da weckte weit ertönend in den Räumen —
Mich neuer Glockenhall aus frommen Träumen.

Es war, als hört' ich Engelstimmen singen,
Wie's Hirten einst vor alter Zeit geschah;
Es schien ein Ton dem andern zuzuklingen.
Ein neuer Tag des Völkerheils sey da!
Und von dem Thal herauf drang Vivatbringen,
Es jubelte das Volk Viktoria,
Und gegen Osten, donnernd aus dem Himmel,
Antwortete der Blitz dem Festgetümmel! 2)

Und höher klimmt' ich aus dem dunkler'n Haine
Zum Berg, der rings beherrschet Näh' und Fern';
Schon sank die Nacht im rothen Dämmerscheine,
Es funkelten der Mond, der Abendstern.
Still lagen, wie im seligsten Vereine,
Umher die Ström' und Länder. O wie gern
Ruht' jetzt der Blick auf diesen weiten Massen,
Die all' in Fried' und Freundschaft sich umfassen!

Und sieh' — auf einmal lodern hundert Flammen
Auf nahen Hügeln, wirbelnd hoch empor;
Wie Gluthen, die aus einem Lichtmeer stammen,
Wie Sterne treten aus des Himmels Thor;
Und weit und weiter brennt es jetzt zusammen,
Die fernsten Berge blitzen in dem Chor; 3)
Es ist kein Punkt, so weit das Auge reichet,
Wo nicht die Nacht am Feuersaum erbleichet!

Euch sah' ich all', ihr Buchenhügel, brennen,
Wo Winfried einst des Glaubens Funken schlug; 4)

---

1) Der Verf. wohnte auf einem Punkte des hohen Rhön-Gebirgs, welches gewissermaaßen den Mittelpunkt zwischen dem nördlichen und südlichen Teutschland bildet, der nächtlichen Feyer bey. Dieses Gebiet bietet eine Aussicht nach Franken, Hessen, Sachsen, dem preuß. Eichsfeld u. s. w. dar.

2) Ein Gewitter im Osten verherrlichte in unserer Gegend den Abend.

3) Der Verfasser konnte deutlich mehrere hunder Feuer zählen, ohne die unzählbaren, die am Horizonte in einen Glanz zerflossen.

4) Buchonia.

Auch weite Strecken um den Berg der Hennen; 5)
Dich Inselsberg, mit deinem Länderzug;
Hin bis zum Brocken konnt' ich es erkennen,
Bis mich zurück das trunk'ne Auge trug,
Wo hell, im Doppellicht, die Wartburg glühte,
Um rings Thüringens stolzes Waldgebiete.

Und nun auf's Neu vom fernsten Horizonte,
Wo mir das Brennenreich ein Glanz erschien,
Zum Land der Katten, das im Licht sich sonnte
Vom Meißner bis zum Melibocus hin;
Und hier im West und Süden — o wer konnte
Sie zählen, diese Fackeln, die ein Sinn
Vom Rheine, bis wo sie die Ostsee bindet,
Zum Dank- und Siegesopfer angezündet?

Und einsam blickt' ich in die Tief' und Höhe
Und staunte so der niegeseh'nen Pracht;
Da war's als ob mich Geisterhauch umwehe,
Im Thale schlug die Glocke Mitternacht;
Ein Unbekannter trat in meine Nähe,
Verhüllt, in alter ritterlicher Tracht;
Und freudig wies er auf die Flammenzeichen,
Stand lange so im feyerlichen Schweigen.

Dann sprach er: „diese mitternächt'gen Gluten
Sind Morgenroth von einer besser'n Zeit;
Doch still und unvermerkt reift Saat des Guten,
Nicht plötzlich folgt der Müh' die Herrlichkeit.
O wenn sie je von ihrem Eifer ruh'ten,
Zu bleiben, was der inn're Ruf gebeut:
Ein Volk, bewahrend in sich selbst den Frieden!

„Entweichen muß der Hang nach fremder Sitte,
Sie war's, die euch in schnöde Fesseln schlug;
Entflieh'n der Geist aus freyer Völker Mitte,
Der fremde Sprach' und Art herübertrug;
Und Gottesfurcht — sie kehre zu der Hütte
Wie zum Pallast; denn außer ihr ist Lug
Und List und nur wer Göttliches erkennet
Ist wahr und treu und für das Recht entbrennet!

„Schwer trägt die Zeit. Doch Keiner wolle klügeln,
Was seine Fürsten rathen jetzt und thun;
Die Weisheit muß der Menge Meinung zügeln,
Gewonnen ward's, zu sichern gilt es nun.
Nur möge stete Treu den Bund besiegeln,
Den Völker schlossen, daß die Waffen ruh'n!
In Herzenseintracht haltet euch zusammen
Weh' euch wenn diese Feuer nicht mehr flammen!

Und als ich so das ernste Wort vernommen,
Rauscht's in den Eichen flüsternd um mich her;
Der Unbekannte ging, wie er gekommen,
Bald hört' ich seines Fußtritts Spur nicht mehr.
Und tiefe Stille ward's, die Berge glommen
Im Morgenstrahl, die Thäler wurden leer;
Und klar entwölket sah der Himmel nieder,
Und segnete versöhnt die Erde wieder.

Stadt Lengsfeld. Dr. Chr. Schreiber.

---

5) Das alte Henneberg.

Ueber die Kunstausstellung der königl. baier. Akademie der bildenden Künste in München im Jahre 1814.

(Beschluß.)

Nro. 409 — 414. Werke der Herren Angelo und Domenico Quaglio. Die Arbeiten dieser beyden Künstler beweisen, wie vortheilhaft überhaupt es für große Talente ist, ihre Kunstjugend unter den Augen eines weisen Künstlers, der obendrein ihr Vater ist, zugebracht zu haben. Es ist wirklich im vollen Sinne des Wortes noch nichts kunstcorrecteres im Fache der Architectur im malerischen Geschmacke vorgetragen worden. Das Kirchen-Concilium von Angelo Quaglio gehörte schon vor zwey Jahren unter die Juwelen der Ausstellung. Dort schon beurkundete die Anordnung der Figuren und die Ausführung jeder einzelnen eine, zur herrlichsten Reife sich entfaltende Kunstblüthe. So sind auch dieses Jahr die gothischen Tempel mit aller Pracht ihrer Verzierungen, die feyerlichen Kirchgänge und die Versammlung einer andächtigen Menge mit der größten Kenntniß der Optik und Perspective und mit der geübtesten Genauigkeit und Fertigkeit vorgetragen.

Nro. 470 — 496. Werke des Hrn. Andreas Rhomberg. Mit wahrer Kunstfreude bemerkt man in den Arbeiten dieses jungen Künstlers jene allumfassende Kunstliebe, die sich Alles, was ihr Vorzügliches in der Kunst zu Gesicht kömmt, derge-

stalt anzueignen weiß, daß man sieht, der Künstler sey mehr durch dieses Studium und das der Natur überhaupt, als durch Schule das geworden, was ihn rühmlich auszeichnet.

Nro. 553. Eine Madonna mit dem Kinde, Mignatur von Speth, Prof. Dies interessante Bildchen trägt in keiner Hinsicht das Gepräge des Dillentantism. Geehrte Maler von Profession haben selten den Styl Raphaels mit so viel Gelingen nachgeahmt. Es ist wirklich zu bedauern, daß nicht die Kunst des Mannes Beruf ist, der sich hier als Künstler gezeigt.

Nro. 570. Bildniß Sr. Maj. unsers allergnädigsten, unsers eben so kindlich geliebten, als tiefverehrten Königs von Karl Jos. Stieler aus Mainz. Die schöne Seele des erhabenen Urbildes prägt sich lebendig in den ganz ähnlichen Gesichtszügen, in dem natürlich edeln Anstand der ganzen Figur ab. Alle, zum Geiste des Hauptgegenstandes sehr wohl passenden Umgebungen desselben sind mit dem schönsten Fleiß und der genauesten Kenntniß der Wahrheit ihrer Darstellung ausgeführt. Vielleicht dürfte aber der strengere Kunstkenner jenen Zusammenhang des Ganzen vermissen, der durch die wenigere Deutlichkeit der Gegenstände im Verhältniß ihrer Abnahme an Licht bewirkt wird. In dem richtigen Abwägen von Gestalts- und Farbeigenheit mit der stufenmäßigen Lichtabnahme besteht das, was man in der Malerey unter dem Worte: Harmonie verstehen sollte.

Nro. 571. Bildniß Ihrer Maj. unserer huldreichen Königin. Dieses Portrait hat das schöne Verdienst, daß wir in demselben unbeschadet der bescheidensten Ehrfurcht, die erhabenste und schönste Weiblichkeit mit Muße beschauen und unserm Herzen zu Genüge huldigen können. Sogar die schöngezeichneten Hände scheinen hier mit dem so graziösen Ausdruck der Seelenphysiognomie übereinstimmend und sogar zusammenhängend zu seyn.

Für die Ausstellung und für das Publikum ist zu bedauern, daß die zwey Gruppen der sechs königl. Prinzessinnen in Lebensgröße von demselben Künstler nicht auch ausgestellt werden konnten. Der schöne und naive Ausdruck der Kindlichkeit, der Unschuld und frohen Jugendlichkeit ist hier auch für den entzückend, der in diesen Bildnissen nicht auch die Kinder so vortrefflicher und geehrter Aeltern erblickt.

Nro. 572. Bildniß Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Charlotte von Baiern, Brustbild. Von diesem Bilde gilt auch das oben über Aehnlichkeit und das Schön-Gemüthliche der Gemälde dieses Künstlers Gesagte. Die beschriebenen Bildnisse in Lebensgröße und in ganzer Figur beweisen, daß der Künstler geflissentlich alle, zur vollständigen höhern Maler-Technik erfoderlichen Studien durchgemacht habe. Von ihm ist zu erwarten, daß er Gegenstände, worinnen weibliche Tugend, Würde und höhere, ernstere Grazie die Hauptrollen spielen, so darstellen wird, daß sie die Menschheit überhaupt verschönern und veredeln. Doch dürfte er wohl kaum einen Gegenstand finden, wo der Ausdruck aller dieser Tugenden auf eine so rührende und verklärte Weise sich zeigte, als gerade in den Zügen dieser erlauchten Prinzessin, dem Ebenbilde himmlischer Güte und Milde.

Nro. 661 — 674. Arbeiten von Clemens Zimmermann. In den Gemälden, wie in den Zeichnungen dieses Künstlers erkennt man deutlich ein gediegenes Talent, das der größten Anstrengung aller mühsamen und vielfältigen, der Kunst nothwendigen und nützlichen Studien, gewachsen ist. Da er mit so schönem Kunstsinn in seinen Porträten, besonders in denen des Hrn. Baron v. Freyberg und des Hrn. Grafen v. Seinzheim, die Urbilder in ihren schönsten Gemüthsmomenten auffaßt und mit so viel Achtung für die Natur die richtigste Aehnlichkeit verbindet, läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß er in der Geschichtsmalerey mehr durch Verschiedenheit der individuellen Physiognomien und nicht durch harten Contrast von gewöhnlicher Gleichgültigkeit und übertriebenen Ausdrücken von Empfindung oder Leidenschaften (die in der Malerey bey längerer Beschauung eben so Grimasse werden, wie die zu viel lächelnde Freundlichkeit in einem Porträt) den Kenner mehr zu befriedigen als zu überraschen trachten wird. Auch wird das Porträtmalen ihn vertrauter mit den unbestimmbaren Unterschieds-Modifikationen der menschlichen Hautfarben machen und ihn bewahren, statt eines auf Natur sich gründenden Colorites seine eigene bloße Paletten-Routine zu beobachten.

Nro. 597 — 598, zwey Landschaften von Max Wagenbauer. Diese beyden Bilder zeugen von richtiger Ausbildung eines entschiedenen Talents und organischer Uebung im Sinn der Natur jedes Gegenstandes jede Lokalfarbe für ihre Lokalität und für das mindere oder stärkere Licht modifizirt vorzutragen, wodurch das Ganze in Einigkeit (Harmonie) gesetzt und die Eigenthümlichkeit des Künstlers charakterisirt wird.

Nro. 600 — 601. Landschaften von Simon Warenberger. Dieser Meister vereinigt mit schönem, behenden, markichten Vortrag, eine eben so reizende als wahre Färbung. Die Liebhaber der Nachwelt werden Bilder von diesem Künstler zur Kompletirung des Landschaftsfaches, als nothwendig ansehen.

Nro. 690 — 692, von August Graf v. Seinsheim. Daß in der Musik Dilletanten es bis zur Virtuosität gebracht, haben wir viele Beyspiele. In der Malerey ist es nicht so. Um so erfreulicher ist es für die Kunst und für den wahren Künstler von Profession, vorzüglich in der Madona Nro. 690 nicht nur große Fertigkeit im Malen überhaupt, sondern sogar das vorzüglich Edle und Schöne des Raphaelischen Styls in so hohem Grade erreicht zu sehen.

Daß dieser hochachtungswerthe Dilletant durch die Leitung des Professors der bildenden Künste in Landshut, Simon Klotz, in der Kunst, nebst seinen ernstern Studien, sich diesem Style und nicht einem allgemeinern oder gar dem sogenannten altteutschen Modestyl ergeben, widerlegt zur Genüge den (sogar dem gesunden Verstand widrigen) ohne eine Sylbe des Beweises, (was doch die Kritik der Vernunft unerläßlich bedingt) vorgebrachten Machtspruch eines unberufenen Kunstkritlers über Simon Klotz: Der Künstler müsse von Natur, Zeichnung und Farbgebung, so auch von allen andern Theilen der Kunst, ganz andere Begriffe haben, als alle andere Menschen. M. s. Allg. Zeit. 1812.

Was ist denn die Natur für den Maler, wenn Zeichnung, Farbgebung und alle andere Theile der Kunst als von ihr getrennt angesehen werden?

Ohne Zweifel ließe sich noch weit mehr über die dießjährige, in jeder Hinsicht reiche Kunstausstellung sagen, allein Referent bescheidet sich damit, des Vorzüglichsten Erwähnung gethan zu haben. Da die Kenntnisse des Referenten in Hinsicht auf Baukunst nur oberflächlich sind, muß er die Bemerkungen über das Viele, ihm in diesem Fache schön und gut dünkende einem Eingeweihten überlassen. Uebrigens glaubt er folgende Nacherinnerung auf die Voreinnerung des Redacteurs folgen lassen zu müssen, worin dieser sagt, er erbiete sich Berichtigungen der hierin ausgesprochenen irrigen Meinungen und falschen Ansichten aufzunehmen, sobald sie aus den Händen kompetenter Richter ihm zukommen. Da die Redaction aber nicht erklärte, welche Richter sie für kompetent halte, so dürften sich vielleicht auch Nichtkompetente in die Sache mischen, und diesen erklärt Referent, daß, da seine Absicht bey den voranstehenden Bemerkungen keine andere war, als der vaterländischen Kunst, (die, wie die Ausstellung es deutlich beweist, die stolzesten und kühnsten Erwartungen zu hegen berechtigt ist) nützlich zu seyn, er nicht eine Sylbe zur Beschämung oder Widerlegung irgend eines mit dem imposanten Stempel der Competenz ausgesprochenen Einwurfes erwiedern wird: dagegen aber, als Mensch seine Beschränktheit im unübersehbaren Gebiethe der Kunst tieffühlend verspricht, wo die Zurechtweisungen das Gepräge richtiger Kunstkompetenz haben, in diesen Blättern im Namen der Kunst förmlich zu danken und Alles noch hinzufügen, was diese Zurechtweisungen ihm Anlaß geben, Nützliches zu sagen.

Preise-Ertheilung der königl. Akademie der bildenden Künste in München.

Es dürfte vielleicht für unsere auswärtigen Leser, die nicht Gelegenheit haben, das Program der Akademie über die Preiseverthellung zu lesen, von Interesse seyn, die Namen der preisgekrönten Künstler zu erfahren, wie wir es überhaupt auch für eine Pflicht halten, sie, soweit in unsern Kräften steht, zur Publicität zu bringen.

Den, für die vollendetste Darstellung der Opfer Noahs nach der Sündfluth ausgesetzten Preis wurde Hrn. Joseph Anton Rhomberg aus Dornbirn im Vorarlbergischen für eine Zeichnung auf blaues Grundpapier zuerkannt.

Einer öffentlichen Belobung wurde würdig erkannt Hr. Joh. Nep. Muxel, ebenfalls für eine Crayon-Zeichnung.

Diese Künstler haben sich unter 9 Concurrenden rühmlich ausgezeichnet.

Im Landschaftsfache waren nur drey concurrirende Stücke eingesendet worden. Zwey schienen den Sinn des in der Aufgabe bezeichneten Momentes, Beruhigung der Natur nach einer großen Bewegung wohl nachgestrebt aber nicht erreicht zu haben. — Der Preis wurde dem Urheber des Gemäldes, Darstellung der Erde nach der Sündfluth, Hrn. Joseph Koch, korrespondirendem Mitgliede der Akademie in Wien, zuerkannt.

Der Preis für das Fach der Bildhauerkunst: Theseus, wie er den Stein hebt, unter dem seines Vaters Waffen liegen, wurde Hrn. Haller aus Innsbruck zuerkannt.

Folgende Druckfehler in dem Aufsatz über die Kunstausstellung bitten wir zu verbessern:

Nro. 92. S. 732. Z. 4. lies Entwurf, st. Skizze. Z. 6. l. Gruppen st. Gruppe, Z. 7. l. würden st. würde. Z. 35 l. erinnert st. vorinnert. S. 735. Z. 9. setze zu vor stark: verschiedener. Nro. 93. S. 739. Z. 24 lies starkfärbigen statt feurigen. Z. 25. muß starkfärbig ausgelassen werden.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 30. November.

Die Anbetung der heiligen drey Könige*).

Schöpfung, wie so glänzend deine Tempelhallen!
Welches hohe Fest begehest du?
Strahlenkränze auf die Hügel fallen,
Feyerlich ist deine Abendruh.
Düfte schweben süß von Blumenauen
In die milde Aether-Luft hinauf,
Und ein Stern steigt, wunderbar zu schauen
Lichten Glanzes dort im Osten auf.

Schon dehnt Däm'rung ihre dunklen Flügel,
Heller strahlt des Sternes Wunderschein,
Und ein langer Zug verläßt die Hügel,
Lenkt nach dieser Hütte forschend ein.
Was die Fremdlinge hier alle sollen,
Was sie suchen unterm niedern Dach?
Ob sie gütig reiche Spende zollen,
Schützend vor der Armuth Ungemach?

Sieh' den Stern, der in so lichter Helle
Nieder auf die stillen Fluren blitzt,
Weilet plötzlich ob der Hütte Schwelle,
Wo mit ihrem Kind die Mutter sitzt.
Und ein Greis im lichten Silberhaare
Naht sich ihr jezt mit demüth'gem Sinn,
Kniet, als ob ein Heil ihm widerfahre
Freudig vor dem süßen Kinde hin.

Hohe Weisheit strahlt aus seinen Blicken,
Edel ist, und würdig die Gestalt
Und er fühlt so gläubiges Entzücken —
Heitre Lust sich in den Zügen mahlt.
Ehrfurchtsvoll beut er die reichen Gaben,
Gold und Edelstein und Opferrauch,
Hin dem lieben, freundlich hohen Knaben,
Nach des Morgenlands geweihtem Brauch.

Seine Gaben hält nun hin der König
Aus der Mohren heißem, fernen Land.
O! er achtet was er gibt so wenig,
Und er reicht es mit so frommer Hand!
Welche Güte strahlt aus seinen Mienen!
So vertraulich blickt der Glauben nur.
Aber ihm ist auch ein Glück erschienen,
Ein so schönes, auf der fremden Flur!

---

*) Anmerk. Möge hier der schwache Ausdruck der Gefühle einen Platz finden, die mich beym Anblick des auf der Ausstellung befindlichen Gemähldes von Overbeck ergriffen. Ich vermochte es nur dem Geiste nach zu beurtheilen, der auf eine so zarte Weise darin waltet, und die Form schien mir zu innig mit dem Zusammenhang des Ganzen verwebt, als daß ich sie allein zum Maaßstab eines Urtheils hätte machen können. Anders sind aber die Ansichten des Profanen, anders die des Künstlers, und man möge es meinen wenigen artistischen Kenntnissen zu Gute halten, wenn ich hier im Widerspruch mit der ausgesprochenen Meinung des leztern auftrete. — Doch — Verse sind ja keine Kritiken, noch weniger Widerlegungen, und ich bringe meine Ansichten nicht aus Sucht, den Ton anzugeben, oder niedriger Vortheile willen zum Vorschein; — lediglich zum Troste irgend eines Einfältigen, der meine Gefühle theilt, und um die Ehre des lieben Bildes nach meinen geringen Kräften zu retten.

Wer vermag, und hätt' er Engelszungen
Auszusprechen jenes Jünglings Lust!
Ach ihm ist der höchste Wunsch gelungen!
Kaum erfassen kann die ird'sche Brust
Aller Liebe Ströme, die durchdringen
Sie beym Anblick des ersehnten Glücks.
Ha! er hört der Engelchöre singen,
Fühlt sich werth des sel'gen Augenblicks.

Das Gefolge kniet in Andacht nieder;
Knaben, reich mit Stoffen angethan!
Und erschallen lassen ihre Lieder
Hirten, die dem Jesukind sich nahn.
Seine Strahlen gießt aus Himmelshöhen
Auf das Kind der goldne Wunderstern
Und die Sel'gen all', die ihn sehen
Und erfassen, preisen laut den Herrn.

Und Madonna, sie kann's nicht verstehen
Was ihr Herz so wundersüß erhebt.
Wie ward die Einfält'ge ausersehen
Zu dem Heil, das keine noch erlebt!
Liebend blickt sie auf ihr Kind hernieder —
Den gefey'rten hohen Gottessohn! —
Und in ihrer Seele hallt es wieder:
Solches ist der frommen Demuth Lohn!

Betty Sendtner, geb. Wolf.

Reise-Scenen an E. v. R.

Sie haben mich am Vorabende meiner Abreise aufgefodert, Ihnen einige Scenen aus meinem Reise-Journal mitzutheilen und ich wage es, von der gütigen Einladung einer eben so geistreichen Dame als liebenswürdigen Freundin, Gebrauch zu machen, indem ich jene schonende Nachsicht wiederholt in Anspruch nehme, die Sie mit ihren gründlichen Urtheilen jederzeit zu verschmelzen pflegen. —

Die ernsten Gestade des Chiemsee hab' ich wieder betreten, und das stille Frauenkloster, das auf der friedlichen Insel liegt, und seit einem Jahrtausend wohl manche unglückliche Herzen aufnahm, zerriß, — und in das öde Grab legte. —

Noch erhält sich die Kloster-Sage aus der grauen Vorzeit, daß einst zwey Liebende, deren Verbindung die Aeltern aus Familien-Haß nicht bewilligen wollten, die beyden Klöster: „Herren- und Frauen-Chiemsee" zu ihrem Aufenthalte wählten; gleich dem Leander schwamm er oft in dunkeln Nächten zur harrenden Hero; und durch entzückende Momente belohnt, kehrte er neugestärkt noch vor dem ersten Grau des anbrechenden Tages zurück; doch einst, da der Regen in Fluthen herunterstürzte, und die Wogen, wie Kolosse, über die beyden Inseln zusammenrauschten, verfehlte er den gewöhnlichen Weg, verwickelte sich in aufgestecktes Fischfang-Zeug, und endete so ein Leben, dessen Wonnen er mit gebrochenen Eiden kaufen mußte. —

Als die Kunde seines Todes in die Zelle der liebenden Nonne scholl, da preßte der Wahnsinn mit seiner eiskalten Hand ihr Gehirn, daß der Verstand von ihr wich und sie frühe dem Vorausgegangenen folgte. —

Viele hundert Jahre lang wollen die Fischer der beyden Inseln gesehen haben, wie in heiligen Festtags-Nächten eine rothe Flamme, gestaltet wie ein menschliches Herz, von Herrenchiemsee bis zur Stelle, wo der arme Mönch ertrank, auf der Seefläche flatterte, und dort unterging, während am Rande der Frauen-Insel ein Nonnenschleyer, hell leuchtend, an den Steinwänden hinschlich und allerley unbekanntes Gevögel schrillend überhin zog. —

An den Eingang zur Gruft, schrieb ich eine Stelle aus dem Zauberringe unsers herrlichen de la Motte Fouqué.

„Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Graus in Wonne,
Aus Tod in Leben ein." —

An einem schönen Herbstmorgen — es war am 26. October — faßte ich plötzlich den Entschluß, Sie

in Neuötting zu überraschen. Vom Schloße Schedling aus machte ich diesen Ausflug, wie gewöhnlich, allein und zu Fuß, jedoch mit einem Buche versehen; ich wählte William Lovell von L. Tiek, in der neuesten Ausgabe von 1813. —

Ueber Garching und Neukirchen kam ich nach Altenötting, das Ihnen zwar selbst bekannt ist, da Sie den größten Theil des Jahres in seiner Nähe zubringen, jedoch halte ich eine kleine Schilderung desselben um so weniger für überflüßig, als ich es meinem gegebenen Versprechen gemäß, als eine Merkwürdigkeit Ihnen notiren muß. —

Altenötting, in der Mitte einer fruchtbaren Ebne, wurde zu den Zeiten der Römer Pons oeni, auch ad Pontes und Ponthus, sonst aber in der teutschen Sprache auch Oding und Ottingew, genannt. —

Die uralte Kapelle zu Altenötting, auf einem großen, freyen Platze stehend, einst ein alter, den sieben Planeten gewidmeter Götzentempel, ist als eine Rotonda erbaut, und wurde vom heiligen Ruprecht, Bischof zu Salzburg, zu Ehren der Mutter Gottes eingeweiht, die nun seit eilf Jahrhunderten zur öffentlichen Verehrung ausgestellt ist. —

In diesem langen Zeitraume wurde sie nur zweymal vor feindlichem Raube und Muthwillen in Sicherheit gebracht; zuerst im dreyßigjährigen Kriege über Burghausen nach Salzburg, als im Jahre 1632 die schwedische Armee in Baiern einbrach, und im Jahre 1648 wegen ähnlichen Kriegs-Gefahren. —

Ursprünglich war das Bildniß der Mutter Gottes, als es im Jahre 696 vom heiligen Bischof Rupert, nach einer Sage, in diese Kapelle gegeben wurde, aus Holz gearbeitet, nicht zu groß, und von einem Maler gefasset. —

Gegenwärtig sind nur mehr die Köpfe und Hände der Mutter Gottes, und des Jesus-Kindes, welche schwarz anstatt fleischfärbig, unbedeckt. —

Ueber die äußere und innere Form der Kirche, die Schilderung ihrer Kostbarkeiten, die Namen ihrer vorzüglichsten Gutthäter aus allen Zeiten und allen Nationen, gibt die mit diplomatischer Genauigkeit von unserm verdienstvollen königl. baierischen Kreisrathe F. J. Lipowsky geschriebene Geschichte von Altenötting, so wie die Geschichte der uralten heiligen Kapelle U. L. Frauen zu Altenötting vom Doctor Kopolt, genügenden Aufschluß. —

Zwey Seiten-Altarblätter, vom Maler Schinnagel auf Zinn gemalt, verdienen eine auszeichnende Erwähnung; das erste stellt Maria mit dem Leichname ihres Sohnes auf dem Schoose; das zweyte aber die heilige Anna vor. —

Einer sehr einfachen und natürlichen Sache, der Bemerkung des Schattens an der Wand, und der Umziehung seines Umrisses mit Kohlen, haben wir die erste Veranlassung zur Erfindung der Malerey zu verdanken. Ardices aus Korinth und Telephon aus Sicyon, sollen die ersten gewesen seyn, die durch Schraffirung der innern Theile mehr als den bloßen Umriß darstellten, und Schatten und Licht andeuteten. —

Die ersten griechischen Gemählde wurden auch nur mit Einer Farbe verfertigt und hießen deßwegen μονοχρώματα, zu welchen man sich vorzüglich der rothen Farbe bediente, wahrscheinlich weil sie der Fleischfarbe des menschlichen Körpers am nächsten zu kommen schien. —

Den Gebrauch mehrerer Farben soll Bularchus zuerst eingeführt haben, der etwa 730 Jahre vor Christi Geburt zur Zeit des lydischen Königs Kandaules lebte. —

Einzelne Gemählde wurden auf Holz und zwar vorzüglich vom Lerchenbaum (larix) gemalet, seltner wählte man Leinwand; von dieser Art war das kolossische Gemählde des Nero, dessen Plinius erwähnt. Die Mahlerey auf Kalk, die wir jezt al fresco nennen, auf nassem sowohl, als auch auf trocknem Grunde, war am gewöhnlichsten, unge-

wöhnlicher auf **Marmor** und **Elfenbein**; die eigentliche Behandlungsart der **Glasmahlerey** der Alten aber, ist uns leider nicht mehr bekannt; ihre Mahlereyen auf Glas altern, so zu sagen nie, und behalten bis zu ihrer Zerstörung eine unnachahmliche Frische der Farben durch alle Jahrhunderte. —

Ob die Alten auch Gemählde auf **Zinn** entwarfen, ist mir unbekannt, und ich kann mich nicht erinnern, in den Vorlesungen über Archäologie der Kunst hievon etwas gehört zu haben. —

Einigen Resten eben dieser Vorlesungen, haben Sie, liebenswürdige Freundin! diese geringen Notizen über die Mahlerey im Allgemeinen zuzuschreiben; denn es ist jezt bon ton geworden, im Gespräche, wie im Texte, jedes zufällige Wort von einiger Bedeutung, als ein auffoderndes **Thema**, zu betrachten, woüber man die Fülle seiner Ansichten entfalten müsse, — indem man einen Nimbus der Gelehrtheit sich anzukünsteln sucht. —

In den neueren Zeiten hat die Mahlerey auf **Porzellain**, außerordentliche Fortschritte gethan. Wir haben vor einigen Wochen durch den Tod, in der Mitte der Lebensbahn, den ersten Porzellainmahler Baierns, und vielleicht von ganz Teutschland, den Hrn. **Auer**, einen Baier von Geburt, verloren, einen eben so liebenswürdigen Mann, als glücklichen Familien-Vater. —

Se. königl. Hoheit, der Kronprinz von Baiern, der große Kenner und Protector der Künste und Wissenschaften, geruhten dem Hrn. **Auer** die Anfertigung eines Porzellain-Service aufzutragen und jene Meisterstücke in der hiesigen Gallerie selbst zu wählen, die er darauf copiren sollte. —

Ueber den Werth der Arbeiten des Hrn. Auer's, hat das Morgenblatt schon rühmlichst gesprochen, da er noch **lebte**; — sein **Rubens** auf einem Teller, seine **Maria** von Guido Reni auf einer Vase, seine Amazonen-Schlacht, und die Eroberung einer Stadt in Brabant durch einen französischen König, von Wouvermann auf Porzellain-Platten in der Form länglichter Vierecke, nebst vielen andern, werden als Meisterwerke die Bewunderung der Kenner ärnten, und seinen Namen verewigen.

Leider erfolgte sein Hintritt **vor** der Lösung der Aufgabe, denn die bestimmte Zahl der Teller, Vasen und Platten, ist noch bey weitem nicht erreicht. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen von Dr. Gruithuisen in München.

Vorläufig melde ich, daß ich diesem Winter hindurch, auf Begehren mehrerer Freunde des Selbststudiums, populare Vorlesungen über die Natur des Menschen halten und das Nähere bald öffentlich bekannt machen werde.

Ich habe den Leichnam des am 26. Nov. Geköpften besichtigt und muß erklären: daß der allererste Hieb so vollkommen tödtlich geführt worden war, das die übrigen Streiche, sie möchten auch irre gegangen seyn wie immer, dem Hingerichteten keinen beträchtlichen neuen Schmerz mehr verursacht haben würden.

Die unlängst erschollene Nachricht, daß in Italien im October Vulkane in der Sonne gesehen worden seyen, reduzirt sich nur auf die individuelle Ansicht, die von der Herschel'schen abgeht und auf den neugewählten Ausdruck der Herren Beobachter; da diese Krater nur eben nichts weiter, als die gewöhnlichen schwarzen Sonnenflecken waren, die ich auch gesehen habe.

Statt daß in meiner, im Berliner astronomischen Jahr-Buche eingerückten Correspondenz durch den Setzer (S. 187. Z. 6.) der Artikel **der** in **mein** umgeändert wurde, wird man veranlaßt, zu glauben, ich hätte **für mich** den Riesen-Refractor von 12 Zoll Oeffnung bestellt, während ich im Brief bloß sagen wollte, daß, wenn jenes Fraunhofer'sche Instrument fertig ist, ich die Urtheile aus meinen Beobachtungen damit rectificiren werde. Es läßt sich schon von einem 6 Fuß 4 Zoll langen und fünfthalb Zoll Oeffnung habenden Utzschneider-, Reichenbach-, Frauenhofer'schen Achromaten eine außerordentliche Wirkung erwarten, von welcher Größe ich in einigen Wochen einen aus Benedictbeuern zu erhalten hoffe.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 3. Dezember.

Der Winter.

Wie so spät beginnt der Tag zu grauen,
Und wie schnell auf stürmischem Gefieder
Senkt der lange Abend sich hernieder
Auf die dunkeln, schneebedeckten Auen!

Mag es stürmen, Freunde! oder thauen;
Glücklich, wer im Kreise wackrer Brüder
Sich erfreut des Weines und der Lieder,
Und was mehr noch ist, der süßen Frauen.

Doch wenn funkelnd an bereiften Zweigen
Bebt des Mondes Strahl in heitern Nächten,
Und die Sterne hell und klar sich zeigen:

O dann eilet auf der Andacht Flügeln,
Huldigend den reinen Himmelsmächten,
Zu der Todten feyerlichen Hügeln.

J. Sendtner.

Reise-Scenen an E. v. N.

(Beschluß.)

Um das Grab des berühmten Tilly zu schauen, begab ich mich in die Stiftskirche, die mit schönen Gemählden von Münchens ersten Künstlern geziert ist. —

Unter den herrlichen Altargemählden sprach mich am meisten die Hochzeit zu Kanaa in Galiläa von dem ausgezeichneten Künstler, Hrn Hauber, Professor an der königl. Akademie der bildenden Künste in München, auf eine seltsame Weise an. —

Nie sah ich, weder im Leben noch in Gemählden, ein zarteres, reineres und unschuldvolleres Antliz, als das der Braut, die sich über den Tisch neigt, um sich von der Verwandlung des Wassers in Wein im Kruge zu überzeugen, die ein Diener des Festes durch die sprechende Miene der Ueberraschung im rückwärtsgekehrten Blicke, schweigend zu bestättigen scheint, — während eine, durch den festen Glauben auf die Macht und Herrlichkeit des Vaters, erzeugte ruhige Verklärung, die anspruchlose Miene des Christus umleuchtet. Licht und Schatten sind mit tiefer Einsicht vertheilt. —

Das Abendmal auf dem ersten Seitenaltare links, verdankt sein Daseyn dem Meister-Pinsel des königlich-baierischen Gallerie-Vicedirectors in München, Hrn. Jakob v. Dorner, des Vaters. —

Mit dieser Kirche steht durch mehrere Korridor's die von Heinrich Kemnater von Ach erbaute St. Peter- und Pauls-Kapelle in Verbindung, die jezt die Benennung: Tillysche Kapelle, erhalten hat, weil nach dem Aussterben der Familie der Kemnater, der baierische General Graf von Tilly, für sich und seine Familie sie zur Ruhestätte wählte. —

Johann Tserclas, Graf von Tilly, im dreyßigjährigen Kriege durch seine Tapferkeit, Kriegs-Talente und schnellen Märsche, ein Schrecken der Protestanten, war ein eifriger Verehrer des Gnaden-

Bildes zu Altenötting, das er im Jahre 1624 auf seiner Reise nach Wien, und 1630 während des Reichstages zu Regensburg, besuchte. —

Tilly starb 1632 an einer tödtlichen Wunde, die er in der letzten Schlacht gegen Gustav Adolph von Schweden am Lechfelde bey Rhain erhalten hatte, zu Ingolstadt; sein Leichnam, der gegen 20 Jahre in der Gruft bey den Jesuiten zu Ingolstadt lag, wurde im Monat October 1653 in seine Familien-Ruhestätte nach Altenötting gebracht: — in der heiligen Kapelle daselbst ist sein Herz beygesetzt. —

Ich folgte einer alten, gesprächigen Sakristanerin, die mir voranleuchtete, in die Tilly'sche Kapelle. Beynahe in der Mitte derselben liegt ein breiter Stein, auf welchem ich las:

Monumentum Tillyanum.
1632.

Mit Hebeln wurde der Stein von Arbeitsleuten weggehoben, über eine Leiter, die man in die Gruft senkte, mußte ich zur Wohnung jenes Heiden hinabsteigen, den einst Tausende bewunderten und verfluchten; öde Grabesstille war um mich; nur die Tritte der fortgehenden Taglöhner hallten dumpf von oben; ich stand am Sarge des großen Verfechters der katholischen Religion; die Sakristanerin hob den zinnernen Deckel, und — ich sah ihn. —

Bey dem bänglichen Schimmer der rothen Kerze, erblickte ich den fleisch- und hautlosen Schädel eines in schwarzen Damast gehüllten Menschengerippes; von balsamischen Ingredienzen schwarzgebräunt, zeigt er noch viele Spuren eines starken Schnurrbartes; der Schädel, der seine weiten, schwarzen, leeren Augenhölen dem Beobachter furchtbar entgegen reckt, neigt sich auf die linke Seite; vom Knie bis zum Knöchel ist keine Bedeckung mehr, denn viele Neugierige nahmen ganze Stücke Damast mit sich, zum Andenken an den Mann, der einst rachedürstend den Mordbrand nach Magdeburg trug; zwischen den Knöcheln und Zehen der beyden Füsse herrscht keine Verbindung mehr; zerbröckelt liegen diese Theile umher, und bilden eine zähe, conhärirende Materie, die durch den Balsam vor der Fäulung gesichert ist. —

Stumm lehnte ich an dem Mauerwerk, und starrte das Skelett an, indem ich leise einige Stellen aus Schubarts Fürstengruft recitirte; den Armen wie den Reichen ist der Tod gewiß, und Horaz tröstet, wenn er dem Consular Lucius Sestius sagt:

„Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas,
Regumque turres: —"

und bey einer anderen Gelegenheit:

„— Sed omnes manet una nox,
Et calcanda semel via leti."

Wohl aber demjenigen, auf dessen Grabhügel die Thränen dankbarer Menschen, wie Thautropfen des Himmels, fallen; dessen Andenken Wohlthaten unvergeßlich machen, dessen Ruf die Nachwelt rein erhält, weil ihr kein Verbrechen die gerechte Ursache seiner Antastung in die Hände gibt; ihm werde die Decke leicht, die ihn birgt! Wer aber Wittwen und Waisen drückte, sein Ohr der Stimme der Gerechtigkeit verschloß, kalt blieb bey den Leiden seiner Brüder, dem werde eingemessen, wie er ausmaß! —

Wehe dem Eroberer, der Strömme Blutes seiner Habsucht heidnisch opfert, der mit Leichen würfelt, und auf blutrauchenden Schlachtfeldern lacht, der Verzweifelnde ruhig anschaut, als wären sie künstliche Mimiker, — ihm stürzen Heere von Flüchen und Verwünschungen bis zu den Verdammten nach, und geben ihn selbst dort nicht frey! —

General Tilly rühmte sich einst 1) nie Wein getrunken, 2) nie ein Weib berührt, und 3) nie eine Schlacht verloren zu haben. —

Als Magdeburg, wie Troja, in Flammen stand, und Mord und Plünderung in allen Quartieren der Stadt eine so gräuelvolle Einheit erreicht hatten, daß selbst die Stürmenden sich entsetzten, sollen mehrere Adjudanten dem Tilly hierüber dringende Vorstellungen gemacht haben. —

Und was antwortete Tilly? —

„Kommt in einer Stunde wieder; — dann will ich mich besinnen." —

Auf dem Sarge des Tilly sind folgende Worte zu lesen:

„Illustrissimus comes Joannes Tillius

Generalis, post bella in pace quiescit, et post tot ultimam exspectat tubam. 1632."

In der nämlichen Gruft liegen die bis jezt noch uneröffneten Särge des Werner, Grafen von Tilly, Statthalters zu Ingolstadt, seiner Gattin Franziska Barbara, Gräfin von Tilly, geborne Fürstin von Lichtenstein, seiner Tochter Franziska, und eines Söhnchens Colmann. —

Eine ergreifende Wahrheit verkündet die Schrift auf dem Sarge des Werner:

„Infantiam transegi in lacrymis et risu; adolescentiam in laboroso sudore. Virilis aetas toga et saga inclaruit. Nunc quid sim, rogas? Putredo et esca vermium." —

Die Grabschrift der Franziska Barbara, Gräfin von Tilly enthält ein Wortspiel:

„Tillia dum quamvis genus immortale dedissem
Mortalem jussit mors tamen ire viam." —

Erlauben Sie mir, liebenswürdige Freundin! meine Merkwürdigkeiten von Altenötting mit einem Zuge aus dem Leben Maximilians des Ersten, Churfürsten von Baiern, zu schließen, der als ein rührender Beweis seines vorzüglichen Vertrauens, seiner kindlichen Liebe zur Maria, des Erlösers Mutter, einen schwärmerischen Sinn für Religiosität beurkundet. —

Als dieser Fürst am 27. September 1650, in eine bessere Welt überging, von der Nation um so untröstlicher beweint, weil sie Maximilian IV. und sein Haus noch nicht ahndete, wurde sein Herz, wie er es verordnet hatte, in einem silbernen Herzen verschlossen, nach Altenötting gebracht. —

Hier fand man im silbernen Tabernakel, unter den Füßen des Gnadenbildes, eine mit dem kurfürstlichen Siegel zweymal verschlossene, von seiner Durchlaucht mit einer in das eigene Blut getauchten Feder, eigenhändig geschriebene Aufopferung in lateinischer Sprache, welche im Teutschen also lautet:

„Ich schenke und opfere mich Dir als Leibeigenen,
Heilige Jungfrau Maria!
das bezeuge ich mit meinem Blute und mit meiner Handschrift
Maximilian
der größte unter den Sündern." —

Worüber von dem Stiftsdechant eine Urkunde errichtet und an das geheime Haus-Archiv nach München gesandt wurde. Schon begann die Sonne in die Tiefe des Occidents zu steigen; noch lagen ihre Strahlen wie Gold-Aehren versöhnend auf dem Nordfelde, auf welchem Herzog Arnulph mit seinen Baiern, und mit Beystand seiner mütterlichen Oheime Erchanger und Berchtold die Hunen i. J. 912 gänzlich schlug, als ich nach der — nur eine kleine halbe Stunde entfernten Stadt Neuötting, mit der Hoffnung eilte, Sie, meine liebe Freundin! überraschend zu begrüßen. —

Ich eile durch das Thor, ich frage nach Ihrer Wohnung; ein rundbäckichter Knabe lächelt mich mit seinen schönen blauen Augen an; er ist beschäftigt, ein Stück Kuchen zu kauen, und bemüht sich vergebens, mir die Straße und das Haus zu nennen; er läuft also voran, und zufällig an Ort und Stelle löst sich das Band seiner Zunge, um für ein kleines Geschenk zu danken. —

Im Erdgeschoße seh' ich durch's Fenster; ach! auf dem Tische stand das mir so wohlbekannte Strickkörbchen, das außer der künstlichen Arbeit immer auch das Meisterwerk irgend eines teutschen Schriftstellers, und den herrlichen Horaz, den wir so oft schon in der Ursprache miteinander lasen, gütig beherbergt; — ich wage lange nicht zu läuten, weil ich zu fragen fürchte; das Fenster öffnet sich, und ein freundlicher Frauen-Blick kömmt mir theilnehmend entgegen. —

„Wohnt hier nicht F. v. R. *?"

„„Jezt nicht mehr, sie ist schon vor vierzehn Tagen nach München gereiset."" —

Meinen Unmuth bergend, wend' ich mich rasch mit einer höflichen Verbeugung, und suche ein Hôtel. —

Ich war sehr zu beklagen, daß ich Sie nicht traf, liebe Freundin, mein Leben zählt nun um einen geistvollen Abend weniger; einige Tage noch, dachte ich, tröstend, und du stehst wieder in ihrem Zirkel, wo sie die Bewunderung ausgezeichneter Männer und Frauen ärntet.

Im Gasthofe traf ich einen Privatdocent von Jena, und drey Kaufleute, die von Wien kamen. Wir sprachen zuerst von der Nothwendigkeit, mehrere Sprachen zu verstehen, von dem Werthe der Sprachen unter sich, und da wir in der teutschen, lateinischen, französischen, italiänischen und spanischen Literatur uns so ziemlich bewandert fanden, so blieb der Stoff immer unerschöpft, besonders da der Privatdocent als Philolog glänzend und doch bescheiden auftrat. Das Griechische, sagte er, sey sein Hauptstudium; jezt beschäftige er sich mit den orientalischen Dialecten. Dies führte mich auf die verschiedenen Arten der griechischen Dialecte; wir sprachen von ihren Vorzügen, und kamen so auf die Stärke des Gedächtnisses; als Muster recitirte er mir die ersten drey hundert Verse aus dem zweyten Gesange der Iliade, und ich antwortete mit der Hälfte des ersten Buches der Aeneide. —

Wir schritten in das Gebiet der Philosophie; Kant, Leibniz, Locke, Mendelssohn, Spinoza, Feder, Fichte, Schelling, Jakobi, und der tiefe Denker Gruithuisen wurden berührt; selbst die Alten Griechenlands: „Aesop, Pythagoras, Xenophon, Plato, Aristoteles, Epiktet, Plutarch, Lucian und Antonin," so wie Roms: „Cicero, Seneka und Plinius der Aeltere," entgingen der Erörterung des Privatdocenten nicht, dem, wie mich dünkte, bey der Geburt schon, Hermes die Lippen geöffnet hat. Auf dem Felde des philosophischen Richters brach ich ritterlich meine Lanze. Wir schloßen mit den deutschen Dichtern. —

Plötzlich warf ich die Frage auf, was er für das erste Meisterstück der deutschen Sprache halte? —

Er wich aus, indem er sagte, der Fächer seien zu viele, um einem Werke, das nur Eines derselben umfaße, den Preiß unpartheiisch geben zu können. Die Bedeutung des Wortes „Sprache" in der Frage, muß ihm wahrscheinlich entgangen seyn; er gab sich gefangen. —

Ich nannte ihm den Zauberring des Friedrich Baron de la Motte Fouque, der auch Sie einst so sehr entzückte —

Von dem sanften, leisen Gange, und dem weichen Umtausche der stillsten und süßesten Regungen liebender Herzen, bis zu der Donnerkraft entzügelter Leidenschaften, dem Sturm-Geheule der Verzweiflung — ist die Sprache sein Sklave; noch hat ihren Atlas-Nacken kein deutscher Mann so gebeugt und bezwungen, als er, der selbst ein Deutscher ist, und für Deutschlands Freyheit den Kampf auf Leben und Tod bestand. —

An Eleganz und Reinheit, an gramatikalischer Korrektheit, übertrifft er Alles, was wir kennen, in diesem Werke; seine Phantasie ist glühend, wie eine Sonne, aber fleckenloser; er weiß Männerherzen zu rühren, ohne Weiberthränen zu begehren; er schreibt malerisch, und manche Scenen drücken sich wie Gemälde in die Seele. —

Ihm ist der Himmel offen, und alle Gräßlichkeiten der Hölle schleppt er an sein Pult; manche Momente schildert er, daß Entsetzen die Haare bäumt, und Schauer alle Nerven rüttelt. —

Der Privatdocent und seine Begleiter stimmten bey; und wir trennten uns erst, als von der Thurm-Glocke zwey dumpfe Schläge fielen. —

Als der Tag anbrach, waren die Reisenden mit ihrem Abgange beschäftigt; wir nahmen herzlichen Abschied; noch einmal ging ich an *Ihrem Hause* vorüber, und als ich das Thor im Rücken hatte, da dachte ich an die Prinzessin im Torquato Tasso des Herrn von Göthe, wo sie sagt:

„Wohl ist sie schön, die Welt! in ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um Einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl, und wissens nicht zu schätzen! —

Diese Stelle, die mich so sehr trifft, habe ich gewählt, um auf eine mittelbare Weise mich in Ihrem Andenken zu erhalten; verzeihen Sie diese List; sie ist unfehlbar, weil ich weiß, daß Scenen aus Göthe's Schriften Ihre Erinnerung zu fesseln vermögen. —

Leben Sie recht wohl, liebe Freundin! längstens in acht Tagen werde ich Ihnen mündlich sagen, wie innig ich die Fortdauer Ihrer Freundschaft und Gewogenheit wünsche. —

Friedrich Bruckbräu.

Gesellschaftsblatt für gebildete Stände.

München 1814. 7. Dezember.

Jahns Turnkunst.

Herr Bornemann hat ein Lehrbuch der von Friedrich Ludwig Jahn unter dem Namen der Turnkunst, wiedererweckten Gymnastik herausgegeben, das in jedes Lehrers und Familien-Vaters Händen seyn sollte. Es wird darin alle Uebung beschrieben, die auf dem Berliner Turnplatz mit der Jugend vorgenommen wird. Zu größerer Faßlichkeit sind Kupfer beygefügt. Die zweckmäßige Beschäftigung der Jugend in den Freystunden (damit sie nicht mit Steinwerfen Gefahr sich und den Vorübergehenden drohen) und die so nöthige Uebung des Leibes, sollte jedem mit der Erziehung Beschäftigten ein Sporn seyn, daß man kommendes Frühjahr überall dergleichen Anstalten besitzt. Der Verfasser ist am besten der Lobredner der Sache und wir wollen sein Urtheil über die Gebrechen aller Stände hören, die aus der Unterlassung dieser Uebungen herrühren. Er beginnt:

„Wie lebt im Allgemeinen der Bauer? Sein Tagewerk ist: träge Arbeit, stumpfsinniger Schlaf; seine Sonn- und Festtags-Erholung: Kartenspiel und Branntewein. Vielen und leicht den Meisten kostet der Sonntag den ganzen Wochenerwerb und noch mehr. Langeweile und Spiel, Roheit und Trunkenheit, gehen immer verschwistert Hand in Hand. Die Jugend thut nach Möglichkeit den Alten es nach. In der Schenke tummelt der Herr und der Knecht; vor der Schenke, die Schaar der Jungen, und dörrt beym Kegelspiel mit aufgetrockneten Baumblättern, statt des zu theuern Tabaks, die Lungen sich aus. Die angetrunkenen oder wie sie es nennen, beschwuddderten Knechte, schleppen den Fiedler und die Mägde herbey. Zum sittenlosen Tanze sind Zoten die Würze, Raufen und Unzucht schließen den Reigen.“

„Darauf käme es an, die Sonn- und Festtage auf dem Lande so zu gestalten, daß sie Unterhaltung, Erholung und Erheiterung gewährten für Jung und Alt, und eine Schule der Moral und der Regsamkeit würden. Wie sie jezt sind, jezt gefeyert werden, verschlechtern und verbärenhäutern sie Klein und Groß heut und immerdar.“

„Dem Landmann liegt ob, die Erzeugnisse der Natur hervorzubringen oder einzusammeln; dem Bürger, das Erzeugte zu verarbeiten, den Ueberfluß auszuführen und einzuführen, was der heimathliche Boden nicht erzeugt. Einfach ist der Wirkungskreis des Landmanns, unendlich vielfach der des Bürgers. Gleichsam gefesselt am Grund und Boden, muß der Landmann der natürlichste Freund und Verfechter des Vaterlandes seyn, wenn nur irgend von Oben das Recht und die Milde über ihn schaltet und waltet. Wachsen muß mit der Größe seines Besitzthums die Vaterlandsliebe. Daher nannte und erkannte von jeher alle Welt in dem Adel die vorzüglichste Stütze des Throns. Muth und Tapferkeit bestätigen durch viele Jahrhunderte diesen ehrenvollen Rang.“

„Weiter greifen die bürgerlichen Gewerbe. Lockerer ist das Band des Bürgers im Staate. Die

wenigsten haben und bedürfen zu ihrem Betreiben eines festen eigenthümlichen Wohnsitzes. „Miethlinge sind die Meisten, vorzüglich in den größern Städten. Mit Nadel und Scheere ist aller Orten an seiner Stelle der Schneider. So können viele schnell von hinnen ziehen mit leichtem Gepäck. Das Verarbeiten, Zersetzen und Zersetzen, Handeln und Verhandeln der Erzeugnisse bringt im Bürgerstande den Gewinn, führt auf Uebervortheilung auf Neben- und Schleichwege. Da weicht denn unmerklich die Rechtlichkeit, und bereitet wird die Stätte für Uepigkeit und Verzärtelung. Eingeschlossen in den Ring-Mauern der Städte, ist der Bürger, gefesselt an seiner engen Werkstatt, stehend oder sitzend; mit mehr oder weniger, aber doch immer einseitiger, Bewegung des Körpers treibt er seine Geschäfte. Mit eintretenden Jünglings-Jahren beginnt die Lehre. In dieser ist nun seine Welt und abgeschlossen in der Regel seine Rechnung mit allem, was außer derselben liegt. Nun führt er die Nadel, den Pfriem, das Beil, den Hobel, die Feile, den Hammer, die Elle. Für die Ausbildung seines Geistes, so viel er zur gewählten Bestimmung nothdürftig bedurfte, hat mehr oder minder die Schule gesorgt. Er kann, hat er Lust und Willen, auch weiter sich helfen. Hören und Sehen, schiebt von selbst einiger Maaßen fort. Aber die Pflege des Körpers, blieb und bleibt einzig der gütigen Natur überlassen. Zur Erholung und Erheiterung gibt der Lehrherr dem Lehrling, zum Theil oder ganz die Sonn- und Festtage. Sie werden verlebt im mütterlichen oder väterlichen Hätscheln und Tätscheln, im Klagen und Verklagen des Herrn und Dieners, des Meisters und Gesellen; oder schlimmer noch verbracht in den Schenken, in den Freudenhäusern und Winkelwirthschaften, Seele und Leib vergiftend. So der Geselle, der Diener. Fehlen die Mutterpfennige oder reichen sie nicht hin, zu zahlen für Zeche und Ausschweifung, für Flegeley und Stutzerey, woher kömmt und wird genommen der Bedarf? Die Straf- und Besserungs Anstalten mögen Zeugniß geben. Aber wie und wo anders, soll auch die Jugend sich finden und sammeln, im Bessern zum Bessern die Feyerstunden zu verleben. Jung gewohnt, alt gethan."

„Gleichsam als Schlußstein beyder Stände, des erzeugenden und verarbeitenden, stehet der Lehrstand im weitesten Sinne des Wortes. Wir wollen darunter begreifen alle, welche Aemter und Würden im Staate bekleiden, im Großen und im Kleinen die öffentliche Belehrung und Verwaltung führen. Wissenschaft ist hier unentbehrlich, sitzendes Leben unzertrennlich."

„Klöster waren die frühern Lehr- und Bildungs-Anstalten; klösterlich Zucht und Form. Erdrückung statt Entwickelung des Körpers und seiner Kräfte. Erst mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts traten Männer auf, welche auch für die Pflege und Erziehung des Körpers sprachen und handelten. Ihr Wort klang den Ohren, wie die Stimme in der Wüste; im Thun und Treiben erscheinen sie wie die Verkehrten, und es lief denn auch viel Verkehrtes mit unter."

„Von den Knabenschuhen bis zum Sterbehemde ist die Lebensweise des Lehrstandes hinter dem Lern- Lehr- und Schreibetisch. Selten mehr als den Geist und Hand und Zunge bedarf dieser Stand zu seinem Thätigseyn. Sitzend und stehend beginnt und vollendet Knabe, Jüngling und Mann das Tagwerk. Doch zwey Tage in der Woche sind für die Jugend nur halbe Werktage, die Mittwoche und Sonnabende. Im Dunkel der Zeit verliert sich der Ursprung dieser Einrichtung. Aber es deutet wohl darauf hin, daß man einsah und fühlte, die ewig sitzende Jugend bedürfe gewisser Abschnitte, wo sie sich regen, bewegen, dehnen und recken könne. — Waisenhäuser und sonst in sich abgeschlossene Lehr- und Erziehungs-Anstalten, pflegen an diesen Nachmittagen ihre Zöglinge in das Freye zu schicken. Aber es hat mit diesem Ausschicken, an und für sich schon ein ermüdendes Einerley, nicht viel mehr auf und hinter sich, als daß die Jugend ein wenig sich verschnaufet in frischer Luft. Denn will und kann der zugführende Aufseher nicht kindlich seyn mit den Kindern; versteht er nicht zu unterscheiden jugendlichen Muth und böswil-

chen Sinn; steht nur Alltagszwang und knechtische Zucht in seinem Kalender: dann ist es das Ausführen der Schafheerde zur Winterszeit, daß die Horde den Schnee lecke, den Fuß vertrete und die Lungen entlade von dumpfen Stalldünsten. Dann wird er thun wie der Schäfer, der den Philax hetzt, wenn ein lustiges Böcklein seitab springt, um den Muthigen mit schreckendem Klaffen, oder blutigen Bissen, einzuregeln und zu strafen. Dabey ist für die Jugend keine Freude, für den Zeitverbrauch kein Gewinn."

„Den Eltern und Kindern selbst sind und werden die Nachmittage der Mittwoche und Sonnabende zur Last, und die Sonntage und sonstigen Schulferien dazu. Gefährlich aber besonders sind sie den Jünglingen, welche zum Theil oder ganz sich selbst überlassen, von entfernten Orten auf Schulen gebracht werden, wenn keine Stätte vorhanden ist, wo die Jugend an solchen Tagen sich finden und sammeln kann zu nützlichen und erweckenden Beschäftigungen. Dann gestalten sich daraus Lungertage, Loddertage, Verführungstage."

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr! so sagen wir: aber wenn Hänschen ein Hans geworden, dann ist es nicht mehr paßlich und möglich, noch für den Leib etwas zu thun, wollte Hans auch wohl gern. Was hier geschehen soll, gehört in die Jugendjahre, späterhin ist Geschick und Gelegenheit dazu vorüber."

„Auffallend ist es denn doch, wie unter den Gelehrten ein gesundes scharfes Auge nach und nach immer seltener wird. Mehr Knaben in den Hauptstädten, wo Lernen und Lehren zu Hause, bedürfen der Brille, als Greise der Kleinstädte und des platten Landes. Nicht anders kann es seyn, denn es gleitet ja der Blick von Papier und Büchern nur auf Wände und Dächer. Da können von Natur schon schwache Sinnes-Werkzeuge sich nicht erstärken und verbessern, und die vollkommneren müssen erstumpfen und erkranken."

„So überall straft sich versäumte Sorge für den Körper, es mag von den Sinnen, den innern Theilen, oder den äußern Gliedern die Rede seyn, nur daß nicht so schnell und so sichtbar wie bey dem Auge, der Vernachläßigung bittere Wehen sich offenbaren."

„Darum werde der Leib nicht ganz vergessen; es werde nicht verworfen, wenn auch für diesen die Stimme sich erhebt. Jedem das Seine nach Nothdurft und Gebühr. Eben der Lehrstand bedarf eines starken Körpers, nicht zum Schaffen, sondern zum Erdulden, daß er zuzusetzen habe, und aufrecht sich halte, wenn das Mannesalter an Stuhl und Tisch gekettet wird."

„Aus dem erzeugenden, verarbeitenden und lehrenden Stande gehet hervor der Wehrstand, wie denn alles zur Zeit der Noth für Thron und Vaterland im Wehrstande seyn soll und wirklich vor Kurzem war, als die Noth es gebot."

„Aeußere Wohlbildung des Körpers erfordert die Zierde; innere Kraft und Abhärtung, die Bestimmung des Wehrstandes. Zur Nothwendigkeit wird hier, was für die übrigen Stände Manchem nur wünschenswerth erscheinen könnte."

„Weniger bedurfte der Staat seiner eigenen Söhne, als noch die Heere aus aller Welt Zungen unnatürlich genug, zusammen gerafft wurden. Fast als eine Strafanstalt bekundete sich in dem Sinnspruch: „Wer nicht hören will, muß dem Kalbfell folgen!" damals der Wehrstand. Minder mühselig und schwer war sonst das Feldleben, denn gleich den nomadischen Volkszügen folgte Geräth und Obdach den Kriegsheeren, und hoch waren sonst nur die Tage des Sommers für Gefechte und Schlachten bestimmt, im Winter ruhete Soldat und Waffe. „Anders ist das jetzt."

„Gegen den Wetterschlag — schützet der Ableiter; gegen Feindes Anfall — die Rüstung. Feindes Hohn und Bedrückung entflammt zur Begeisterung; die Begeisterung zu Wunderthaten. Aber bald löset sich Ueberspannung auf in Erschöpfung. Vaterlands-Liebe und Heldensinn müssen, gleich den zehn Geboten, im Herzen und in der Seele, Kraft und Ausdauer im Körper seyn. Darauf hinzuarbeiten im Volk, ist nothwendig, dann wird nimmer Gefahr drohen dem Thron und dem Vaterlande."

„Mit dem kühnsten Muthe, mit unbesiegbarer

Tapferkeit, trat die zum Kampf aufgerufene begeisterte Jugend in die Reihen der Krieger. Aber die körperlichen Kräfte, können sie durch Begeisterung auch für Augenblicke zur Riesenstärke erhoben werden, erliegen in der Ausdauer nur zu vielfältig den unsäglichen Mühseligkeiten. Die Krankenanstalten wissen das am besten. Daher lasset uns doch sorgen für die Erkräftigung des Körpers in Zeiten, wie man kauft in der Zeit, damit man habe in der Noth."

Der Verfasser zeigt hierauf, wie die Leibesübungen bey den Griechen, Römern und Teutschen zur Zeit der Selbstständigkeit in Blüthe gewesen. Er sagt von den Turniren:

„Mit Anfang des zehnten Jahrhunderts führte Heinrich der Vogelsteller, Teutschlands ruhmvoller Kaiser, ein mannlicher, hochsinniger, waffenkundiger Herrscher, diese Ritterspiele auch den Teutschen zu. Nun galt es von Neuem, das Schwert und die Lanze zu Fuß und zu Roß eifrig zu üben, und Stärke dem Körper, für die schwere Rüstung, Kraft und Gewandtheit dem Arm, zur geschickten Führung der Waffen zu geben. Kaiser und Fürsten und Ritter feyerten solche Waffenspiele, zu denen aus allen teutschen Landen Fürsten und Edle ritterlich zogen. So umschlangen diese Spiele, durch das Versammeln der Fürsten und Edeln der teutschen Lande, mit unsichtbarer Kette Teutschlands Völker, zu einem Volke in Gemeinsinn und Gemeingeist und gründeten ein Volksthum."

Dann zeigt er deren Verfall in dem allgemeinen Verfall des Reichs, und geht dann auf die neuere Gymnastik, auf Jahns Unternehmungen und auf die Beschreibung der Sache selbst über.

Die Worte und die Wörter.

Jenen Unbekannten, die neulich in der SchauBühne darüber in freundschaftlichen WortWechsel geriethen, ob man zur Geliebten sagen müsse: „vertrauen sie meinen Worten," oder „— meinen Wörtern?", wiedmet Verf. folgende Bemerkungen.

Ist Ihnen, als biedersinnigen Teutschen, immer Ihr Wort (Versprechen, Zusage) heilig, so vertrauet auch die Welt, so wie die Geliebte, selbst wenn sie ein Mal Unerhörtes erzählen, Ihren Worten (Behauptungen); und wenn dagegen edele Freundinnen Ihnen Liebe zuschwören, so dürfen auch Sie ihren Worten (Zusicherungen, Schwüren) Glauben beymessen. Formen Sie ferner zugleich, vielleicht als Schriftsteller —, um etwa manche Gedanken neu, lebendiger und schöner zu dar zu zeichnen, — auch neue und richtige WortGebilde (,einzele Geforme), z. B.: „der alte Kaltsinn der Teutschen gegen ihre herrliche Sprache, ist endlich durch neuen WarmSinn, FeuerSinn, GlutSinn (Enthusiasmus) dafür, recht glücklich vertrieben worden", dann wird man Ihren Wörtern wol eben so vertrauen, wie Ihren Worten. Formten sie aber; das Unwahrscheinliche angenommen, unglückliche und geschmacklose GedankenBilder, z. B. wie ehemals Arzt Saiffert zu Paris, Ober-Regrath anstatt Consul; oder ein Anderer: PfaffenBlendling anstatt Abbé: man würde dann freylich Ihre sonstigen Worte in Ehren halten, nur nicht gerade auch Ihre Wörter. Denn, gäben Sie der denkenden Welt sogar gute Worte darum, daß sie jene MisGeschöpfe doch annähme, sie würde Ihnen immer, und mit Recht erwiedern: geben Sie uns dafür bessere, nehmlich gute Wörter. Sie würden überdieß viele Personen, meist langweilige Schwätzer, die über jede Kleinigkeit, viele Worte machen, und dennoch, ihr ganzes Leben hindurch, nur wenig Wörter; dagegen aber auch Schriftsteller, besonders sprachschöpferische, die, so oft sie uns Neues schildern, viele Wörter machen (, formen, erbilden), und doch nur wenig Worte (,den Gegenstand) in Kürze darstellen.

Ihr freundschaftlicher Wort-, und hier richtiger WörterStreit beweiset übrigens laut, daß Männer von Geist und Bildung, doch nur in Ermangelung der mildern, mitunter harte (unwohl klingende) Wörter gegen einander gebrauchen, doch niemals, gleich den Ungebildeten, auch harte Worte (Ausdrücke); sollten sie jedoch auch hierüber noch einige Worte wechseln wollen, gewiß verwechseln Sie dann aus Liebe zum Wohllaute, mistönende Wörter, wie Freundschaft und Feindschaft, zuweilen mit der sanfteren Freundsal (Freundseligkeit), Freundheit, und mit der Feindsal unserer biederen Alten.

R — f.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 10. Dezember.

Die Jungfrau von Orleans.
(Nach diplomatischen Quellen.)

Die berühmtesten Literatoren verschiedener Nationen haben der Jungfrau von Orleans, Leben, Thaten und Ende, einer gründlichen Untersuchung gewürdiget; aber abweichend, und nicht immer zu entschuldigen, bleiben die verschiedenen Darstellungen der aufgefundenen Resultate. —

Wenn ein Genie dem Drange des Wizes keine Schranken zu sezen weiß, so springt dieser furchtbare Gast auf Alles, was ihm begegnet, und tastet das Heiligste an, mit gleicher Gier sich im Schlamme wälzend.

Dieser sträflichen und entehrenden Geistes-Verirrung, gab sich Shakspeare im ersten Theile seines Heinrichs VI. hin, indem er die Jeanne d'Arc als eine wollüstige und eitle Dirne mit dem Adlerfluge seines Genius schilderte, um dem englischen Nationalhaße ein Opfer zu bringen.

Ihm folgte Voltaire, der im Jahre 1757 seine Pucelle d'Orléans der Publizität übergab, ein Werk, dessen vollendete Unsittlichkeit den eifernden Mercier zu dem Urtheile bewog: es sey ein Verbrechen gegen die Nation, und sein Dichter ein unmoralischer Verläumder.

De l'Averdy, Ehrenmitglied der Pariserakademie der Inschriften und Literatur, hat mit außerordentlicher Genauigkeit und Mühe, aus 28 Manuscripten die sich über den Verdammungs- und Lossprechungs-Prozeß der Jeanne d'Arc, theils in der königl. Bibliothek, theils in den Sammlungen von St. Germain und St. Victor vorfanden, Auszüge gemacht, welche fast ausschließlich den dritten Band der: Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. Paris 1790," einnehmen.

Friedrich Schlegel, der vortreffliche teutsche Schriftsteller, schrieb eine Geschichte der Jungfrau von Orleans aus altfranzösischen Quellen, Berlin, 1802, der Britte Robert Southey, ein Helden-Gedicht: Joan of Arc, zur Verherrlichung der Jungfrau, und Lenglet Dufresnoy eine Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge, Heroine.

Jedoch dem herrlichsten Gestirne am Horizonte der teutschen Literatur, dem unsterblichen Schiller, war es vorbehalten, durch seine, mit religiösem Ernste geschriebene Tragödie, die Ehre der Jungfrau auf immer zu retten, und ihrem Namen die himmlische Glorie der Reinheit, — einst durch frivole Zungen entweiht, — wieder zu erringen.

Schon vor geraumer Zeit wollte ich eine Skizze des Lebens der Jungfrau von Orleans, nach diplomatischen Quellen bearbeitet, in diesem Blatte niederlegen; immer hielt mich der Drang meiner Berufsgeschäfte, und die sich aufdringende Ueberzeugung ab, daß nach Vorgängern, wie Schiller und Schlegel, meine Feder bescheiden schweigen müsse; wie ich aber kürzlich den Vorsatz aufgab, meine eigenen Ansichten und Urtheile über die damalige

Lage von Frankreich, vergleichend mit jener zur Zeit des Rheinüberganges der Alliirten im Laufe des gegenwärtigen Jahres, mit dem historischen Vortrage zu verbinden, so sah ich alle Rücksichten aufgehoben, welche diesem Unternehmen entgegen standen, denn jezt erscheine ich nur als Dolmetscher veralteter Sprach-Formen, während ich in einer geschichtlichen Parallele, meinen Urtheilen so lange nicht die allseitige Reife, die nothwendige, gleich einem Vollendungs-Siegel, hätte aufdrücken können, als es wahr bleibt, daß die Jugend leicht Parthey nimmt, und in großen Sachen oft vergißt, daß nichts klein ist.

Johanna d'Arc wurde geboren im Dorfe Domremy, an der alten Gränze von Lothringen, im heutigen Departement der Vogesen, nahe bey Vaucouleurs, von ehrlichen, rechtschaffenen Aeltern. — Ihr Vater hieß Jakob, die Mutter Isabeau.

Mit einer außerordentlichen Schönheit des Körpers verband sie eine sehr feine Organisation, die nebst einer gespannteren weiblichen Reizbarkeit, bey ihrer frühen und täglichen Andacht in einer Wald-Kapelle vor dem Bilde der göttlichen Mutter, sie auf jene Höhe der Begeisterung führte, welche sie zur Seherin stempelte, und zu Thaten entflammte, die ihren Namen in die glänzenden Hallen des Tempels der Unsterblichkeit gruben.

Orleans war bereits im siebenten Monate von den Engeländern belagert, und Frankreich in der äußersten Gefahr; alle menschliche Hilfe schien fruchtlos, nur ein Wunder konnte es retten, und sieh! dieses Wunder geschah.

Bey Beaudricourt, Prevôt von Vaucouleurs, erschien ein Mädchen von herrlicher Bildung. — „Ich bin von Gott gesandt, begann sie, und von der heiligen Jungfrau Maria, die mir im Walde bey der Vieh-Huth befahl, Frankreich vor dem nahen Untergange zu retten. Führe mich zum Könige!" — Dieses Mädchen war — Johanna. Der Prevôt lächelte zuerst; doch ihre vernünftigen Reden, ihre tiefen Einsichten in die Verhältnisse Frankreichs, stimmten ihn anders; er führte sie nach Chinon zum Dauphin, wo sie am 6. März 1429 in Männer-Kleidern ankam.

Der König stellte sie auf die Probe. Er kleidete sich als Bauer; doch Johanna, obwohl sie ihn nie gesehen hatte, begrüßte ihn doch sogleich als ihren Herrn und Gebieter, mit einem Anstande, dessen Feinheit nur eine Erziehung am Hofe geben konnte. Als sie ihren wunderbaren Beruf vor dem Könige wiederholte, sprach sie mit solchem Feuer, mit solcher Begeisterung, daß eine unerklärliche Hoheit ihr Antlitz überleuchtete.

Den gelehrtesten Theologen im königlichen Gefolge, wurde dieser Gegenstand, zur Abgabe ihrer Meinung, vorgelegt, welche erklärten, daß die Vorsehung Gottes, in extremen Unglücks-Lagen, sich ungewöhnlicher Hilfs-Mittel bediene, und durch Frauen — muthlose Männer beschämen lasse. —

So habe Gott in den kümmerlichen Zeiten der Kinder Israel, die Debora — Judic. 4. — zur Unterweisung des Volkes, und die Abigail — 1. Sam. 25. — zum Untergange eines rasenden Tirannen auserseben, die Judith aber — Jud. 13 — einen gefährlichen Feind in seinem eigenen Lager zu tödten. —

Die Noth also, welche kein Mittel unversucht läßt, bestimmte den König zur Annahme des gewagtesten, einem unbekannten Mädchen das eigene Leben, und die Rettung von ganz Frankreich anzuvertrauen. —

Ihr Wesen war voll Würde, freundlich, höflich und tapfer; ihr Umgang sittsam, keusch: ihre Feld-Plane verriethen Bescheidenheit, Verstand, und tiefe Denkkraft. So oft sie jedes Mahl den Präsidial-Siz nach geendigter Kriegs-Session verließ, ging sie im Geleite einer Hof-Matrone schnell und züchtig nach ihrer Wohnung.

Nun ersuchte sie den König, daß man sie nach Orleans, welche Stadt damals von den Britten eng eingeschlossen war, bringen möchte, um das große Werk zu beginnen.

Ihr wurde ein Schwert, das man nach ihrer An-

gabe zu Touraine, an einem Orte, St. Katharine Fierbois genannt, suchte, und fand, zum ausschließlichen Selbstgebrauche überreicht; Louis de Cullant, Admiral von Frankreich, und Jacques de Rieux, Marschall, wurden ihr beygegeben. —

Mit 5 — 600 Mann zog sie am 12. April von Chinon ab, nachdem sie den König im Namen Gottes getröstet hatte; in der Mitte ihrer beyden Begleiter, auf einem stattlichen Streitroße, defilirte sie im Angesichte der bestürzten Engeländer, bey ihren Redouten vorbey, und brachte so Sukkurs und Proviant in die hart gedrängte Stadt.

Da aber beydes für diese große Stadt nicht hinreichte, so ward beschlossen, aufs Neue nach Blois zu gehen; vor ihrem Auszuge aber, schrieb die Jungfrau an die Häupter des englischen Lagers folgenden Brief, dessen antike Originalität ich, so sehr als möglich, beybehalten habe:

„König von Engeland! gebt Red' und
„Antwort dem Könige des Himmels
„wegen seines königlichen Geblütes!
„gebt der Magd die Schlüßel aller
„guten Städte, die ihr überwältiget
„habt, wieder. —

„Sie ist von Gottes wegen gekommen,
„das königliche Blut aufzurichten,
„und ist geneigt, Friede zu machen, so
„ihr Rechenschaft geben wollt, euch
„unterwerfen, und wiedergeben, was
„ihr genommen habt.

„König von Engeland! ich bin das
„Haupt dieses Krieges, so ihr nicht
„thut nach meinem Begehren, so will
„ich es euerm Volke entgelten lassen,
„gleichviel, an welchem Orte Frank-
„reichs, und die Jungfrau wird euch
„ein Spiel machen, dergleichen die
„Christenheit seit tausend Jahren
„nicht gesehen hat.

„Gehet in Gottes Namen in euer ei-
„genes Land, und entschlaget euch die-
„ses sträflichen Vorhabens, denn ihr
„werdet dem Könige des Himmels,
„dem Sohne der heiligen Maria,
„Frankreich nicht vorenthalten, son-
„dern Carolus, der König und ächte
„Erbe, dem es Gott gegeben hat, wird
„es besitzen, und in Paris einreiten
„als gebietender Herr. —

„Und ihr, Guillaume von Poule-
„leck, Graf von Suffolk, Jean
„Herr von Talbot, Thomas Herr
„von Escalles, Lieutenant des Her-
„zogs von Berhford; ihr selbst auch,
„Herzog von Bethford, der ihr euch
„Regent des Königreiches Frank-
„reiches nennet, verschonet das un-
„schuldige Blut, lasset Orleans in
„Freyheit. So ihr denen, welchen ihr
„Unrecht thut, keine Rechenschaft ge-
„bet, werden die Franzosen das herr-
„lichste Werk anrichten, das jemals
„auf der Erde geschehen.

„Vernehmet dieses Neue von Gott,
„und von der Jungfrau!" —

Ueber diesen Brief spotteten die englischen Generäle, als enthielt' er Possen, und wollten den Parlamentär, der ihn überbracht hatte, wider alle Völkerrechte, im Angesichte von Orleans verbrennen, welche Gräuelthat nur durch den plötzlichen Angriff der Jungfrau abgewendet wurde.

Renauld de Chartres, Kanzler von Frankreich und Erzbischof zu Rheims, hatte zu Blois neue Verstärkungen für Orleans bereitet, und Proviant-Magazine angelegt; die glorreichen Thaten der Jungfrau, und ihr glänzender Ruf, begünstigten seine Bemühungen; 7 — 8000 Mann warfen sich nach Orleans, und brachten Lebensmittel im Ueberfluße mit.

Die Grafen von Dünois, Pothon und Saintrailles, baten nun die Jungfrau um ihre Meinung, was weiter zu thun wäre; sie rieth einen unverzüglichen Ausfall.

Graf Dünois, der kühne Bastard von Orleans,

griff mit 15,000 Mann das Fort St. Loup, vor dem Thore Bourgogne, an; die Jungfrau, an der Spize der tapfersten Soldaten, erstieg zuerst die Wälle, und pflanzte ihre siegreiche Fahne auf. Ein ungeheures Siegsgeschrey riß die ganze Armee, wie einen verheerenden Orkan ihr nach, und das Blut der Engeländer kühlte den Zorn der rachedürstenden Sieger. — Dieses geschah am vierten May, am ersten Tage der Erlösung von Orleans, und der Wiedereroberung von ganz Frankreich.

Doch der siegreiche Einzug der Jungfrau in die Stadt, übertraf an Größe des Jubels alle Triumph-Züge des alten Roms. —

Mit Lorbern waren die Straßen bedeckt und die Dächer mit jauchzenden Menschen. — Ein gränzenloser Triumph-Jubel schlug an die Wolken; Greise, Männer, Mütter mit Säuglingen an der Brust, kleine Kinder, schauten, lobten Gott. Mit Freuden-Thränen im Auge riefen Tausende: „Gesegnet sey die Jungfrau, die uns zu erlösen kömmt! Aber sittig ritt die Jungfrau, unter dem Donner der Kanonen, und dem Geläute aller Glocken, in der Mitte der Generalität, durch die Stadt; dankend hob sie ihre Blicke zum Himmel, und vertrauend, — oder demüthig zur Erde; denn sie glaubte ja nur das Werkzeug der Vorsehung zu seyn, und bekannte sich als eine Magd des Herrn.

Talbot, der Achilles von Albien, und Suffolk, hielten Feuerreden an ihre Heere; die Jungfrau aber meinte, man dürfe der Trunkenheit des Sieges nicht unthätig sich hingeben, sondern sie mit Energie die möglichst-größten Vortheile aus der Verwirrung des geschlagenen Feindes zu ziehen suchen.

Sobald die Morgenröthe über die Blutfelder dämmerte, sah man das Fähnlein der Jungfrau durch die Stadt gehen; sie setzte glücklich über das Wasser, zwischen der ruinirten Schanze von St. Loup, und dem neuen Thurme; nach Befreyung des Walles, ließ sie die Schanze von St. Jean le Blanc, männlich angreifen, erobern, und die Besatzung niederhauen, ging nach Porterau, wo die größte Bastian „London" war, und erstürmte, nach der verzweifeltsten Gegenwehr, auch diesen Ort; dieser Sieg war doppelt: die Feinde wurden überwunden, und viele gefangene Franzosen befreiet. Nun waren noch die Tournelles, (kleine Thürme) und der Brückenkopf übrig, der mit der größten Wuth vertheidiget wurde. Den Soldaten wurde ein Tag Ruhe gegönnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachricht.

Endesgesetzter benachrichtiget seinen Freunden und den Liebhabern der Naturforschung, daß am Sonntag den 18. Dezember früh um 11 Uhr die erste Privatvorlesung über Entstehung, Natur, Handlungsart, Denkweise und Bestimmung des Menschen gehalten wird, das Uebrige ist bey Hrn. Buchhändler Lentner zu erfragen.

Dr. Gruithuisen.

An den Herausgeber des Theater-Journals.

Die Erklärung, welche Hr. Dr. Pfeilschiffter im 11ten St. des hiesigen Theater-Journals erließ, daß er die Redaction dieser Zeitschrift völlig in Händen habe, veranlaßte die Redaction des Gesellschafts-Blattes zu glauben, daß er dieselbe auch in Zukunft behalten werde. Die Proben, welche Hr. Dr. Pfeilschiffter in zwey Heften des Theater-Journals von seiner Einsicht und Unpartheylichkeit ablegte, waren von der Art, daß die Redaction des Gesellschafts-Blattes einen Ausfall nicht ungeahndet lassen durfte, welcher im 11ten Hefte des bes. Journals gegen dieselbe gerichtet ward. Nun aber Hr. Carl sich wieder als Redacteur des Th. Journals im 12ten St. desselben anmeldet und unsere geschehene Aeußerung in Bezug auf den im 11ten Hefte des Th. Journals gemachten Ausfall, zurecht weiset (!?), müssen wir erklären, daß wir mit Hrn. Carl ganz und gar nichts zu thun haben können, indem es im höchsten Grade abgeschmackt und lächerlich seyn würde, gegen ein Journal ein Wort zu verschwenden, dessen Redacteur selbst Schauspieler, Regisseur und Verwandter eines Theils des Theaterpersonals, mithin zugleich Richter und Parthey in seiner eignen Sache ist. Ueberhaupt muß Hr. Carl nicht glauben, daß er den Begriff, den er einmal von der Redation eines Journals, und über die Verhältnisse zwischen Redacteur und Mitarbeiter aufzustellen beliebte, auch Denkenden aufschwätzen könne! So viel im Ernste!

Die Redaction des Gesellschaftsbl. f. g. St.

Gesellschaftsblatt
für
gebildete Stände.

München 1814. 17. Dezember.

Die Jungfrau von Orleans.
(Fortsetzung.)

Am 6. May, an einem Sonnabende, gab die Jungfrau Befehl, den Brückenkopf mit Sturm zu nehmen.

Die Vertheidigung desselben war dem verwegensten Manne des ganzen englischen Heeres, dem Grafen von Glacidas übertragen, der seine Krieger zum fürchterlichsten Eide beredet hatte, eher zu sterben, als ihre Position zu verlassen. —

Pfeile, Kugeln und Steine hagelten auf die Stürmenden herunter, an deren Spitze die Jungfrau gleich der Bellona kämpfte, und den wankenden Franzosen beständig Worte des Trostes und Muthes verkündete. Im rechten Arme verwundet, nahm sie das Schwert in die Linke, und rief: „Das ist eine Ehren-Wunde! kämpft mu„thig fort! sie können der Hand Gottes „nicht entgehen!"

Worte und Beispiel wirkten; mit unermeßlicher Anstrengung wurde der Brückenkopf erstiegen, und das eroberte Geschüz sogleich gegen die Feinde gerichtet.

Fluchend räumte Glacidas, und Schritt für Schritt fechtend, das Feld, und zog sich zurück auf die Brücke, die, durch Feuer und Steinwürfe beschädiget, unter der Last der nachströmenden Flüchtlinge krachend zusammenstürzte, und den Glacidas mit seinen Gesellen zermalmt in die Tiefe der Loire drückte. —

In diesen drei glorreichen Tagen verloren die Engländer über 8000 Mann.

So groß die Freude in Orleans war über die siegreichen Thaten, mit welchen die Jungfrau ihre himmlische Sendung auf eine wunderbare Weise beurkundete, so groß war auch die Bestürzung der englischen Generäle, welche ihre Festungen an der Seite von Beausse, — eine unvermeidliche Folge ihrer Niederlagen — räumen mußten.

Als Orleans den eiligen Abzug der Feinde erfahren hatte, fielen die Einwohner in die verlassenen Forts, eine Menge Waffen und Lebensmittel zusammenraffend, dann aber demolirten sie die angelegten Werke.

Ein feierliches Tedeum für die wunderbare Erlösung wurde gehalten, auch verordnete der Magistrat jährliche Gedächtniß-Feste.

Auf der Brücke wurde ein kupfernes Krucifix zum Andenken errichtet, welches späterhin, selbst in den wüthendsten Bürgerkriegen noch zu sehen war.

Die Nachricht dieser Siege überbrachte die Jungfrau selbst nach Chinon, wo der König sich noch aufhielt, dessen Freude über die Vorfälle bei Orleans ohne Grenzen war.

Sie sprach mit dem edelsten Eifer von dem Wunsche, den König bald in Rheims zu krönen.

Also entbot Karl VII. alle seine Kräfte; der Konnetable von Richemont, wegen des verworrenen Handels von la Treimoville vom Hofe entfernt, wird durch die Jungfrau wieder ausgesöhnt, und leistet der Krone ausgezeichnete Dienste; dem Charles de Bourbon, Grafen von Clermont, wird ein Augenblick verlezter Pflicht verziehen; Jean de Bourbon, Herzog von Alencon, in der Schlacht bei Vernevil gefangen, kömmt durch Auswechslung zurück.

Die Städte in Champagne waren noch alle in den Händen der Engländer; mit jenen erlauchten Herren will die Jungfrau sie wieder erobern, während der König zu Gyen Veranstaltung zu seiner Krönung trift.

Der Graf von Suffolk ist zu Jargean, sieht die Stadt belagert, angegriffen und gewonnen. Alle Engeländer werden entweder getödtet oder gefangen. Einer von den Brüdern des Grafen bleibt auf dem Felde der Ehre, der andere ertrinkt, er selbst wird fliehend auf der Brücke gefangen.

Meung wird erobert durch Guy de la Val, wobei 7—800 Britten ihr Ende finden. Baugency kapitulirt.

Die noch übrigen Städte zu bewahren, kommandirt Herzog von Bethford Talbot und Thomas Rameston mit 4000 Mann. Da aber diese sehen, daß weder die Städte noch ihre Besazungen mehr zu ihnen hielten, so lenken sie um, werden jedoch zu Parag, einem kleinen Dorfe in Beauße, eingeholt, niedergehauen oder gefangen.

Den großen Talbot empfieng Karl, als Gefangener, freundlich. Jean Fastol wurde, wegen schändlicher Flucht, vom Herzoge von Bethford kassirt.

Dieß geschah am 20. May. Ein vollkommener Sieg! die besten Generäle der Feinde waren todt oder gefangen, 120 feindliche Fahnen schmückten die Kirchen, und eine große Menge von Kanonen und anderen Waffen fielen in die Hände der Franzosen, die sich mit Ruhm bedeckt hatten.

Durch diese glücklichen Ereigniße waren die Wege nach Rheims gebahnt, und auf den wiederholten Rath der Jungfrau, sich krönen zu lassen, theils um den verblendeten gemeinen Soldaten Engelands, denen man von einer Unrechtmäßigkeit der Krone Karl VII. etwas vorgespiegelt hatte, eine andere Stimmung zu geben, theils auch, um der Liebe der eigenen Unterthanen durch eine feierliche Huldigung zu versichern, faßte der König den Entschluß, dem Rathe der Jungfrau, als einem göttlichen Ausspruche zu folgen.

Karl begiebt sich nach Bourges, und während seine Feinde ihn spottend einen „König von Bourges" nennen, empfängt er eine Sieges-Nachricht nach der andern, und auch, daß die Herzoge von Burgund und Savoyen, die das Delphinat an sich reißen wollten, geschlagen wären.

Die Zurichtungen zu seiner Krönung waren über alle Vorstellung kostbar und schön, und wurden durch die Gegenwart der erlauchtesten Herrn verherrlichet. Denn in seinem Gefolge waren: „Jean de Bourbon, Herzog von Alencon, Charles de Bourbon, Graf von Clermont, Prinzen vom Geblüte, welche ihren König, selbst in der größten Noth, nie verlassen hatten; Artus de Bretaigne, Graf von Richemont, Connetable von Frankreich; Charles de Anjou, Sohn des Königs von Sicilien und der Königin Bruder; der Graf von Dünois, Bastard von Orleans, Charles de Albert, Graf von Perdriac, der jüngste Sohn des durchlauchtigsten Hauses von Armaignac; der Hr. von Cullant, Admiral, und die vier Marschälle von Frankreich;" die Herrn von Boussac, von Lobrac, von Lieuse und von Ladayrte; die Herrn von Tremoville, von Laval, von Chaumont, von Camesan, von Aulyn, von Serran, von St. Chaumont, und viele andere; Pothon, la Hire, und die Krone von allen — Johanna.

Ehe Karl von Bourges aufbrach, um nach Rheims zu gehen, sandte er, um gegen die Feinde gesichert zu seyn, in die Normandie seinen Konnetable, nach Guienne den Grafen von Perdriac.

Zur Feier seiner Krönung behielt er 10000 Mann Kerntruppen bei sich, und zog also gegen Rheims.

Auxerre wurde zuerst aufgefodert, sich zu ergeben; es weigerte sich, die Thore zu öffnen; aus Neigung zu la Tremoville, durch dessen frühere Vermittlung die Stadt Waffen besaß, die sie nun gegen den eigenen König gebrauchte, schonte er ihrer, und wendete sich nach St. Florentin, das sich ergab; ihm folgte Troyes, dann Chalons; am längsten widerstand Rheims; doch die Herrn von Chastillon und Savense, mit ihrem Anhange — englisch-Gesinnte — wurden durch die Ueberzahl der royalistischen Bürger bezwungen, und die Schlüßel der Stadt dem Könige nach Chalons gesandt.

Unter dem unaufhörlichen Freudenrufe: „Vive le Roi! vive Jeanne d'Arc!" zog er in Rheims, an der Seite der Johanna ein, wo er am 8ten July 1429 durch Renauld de Chartres, Erzbischof zu Rheims und Kanzler von Frankreich, gekrönt wurde.

Es war eben das siebente Jahr, daß die Konstitution des Reiches Karl VII. zur Krone berufen hatte; er ließ sich nun auch huldigen, um dem allgemeinen Wunsche zu begegnen, die Rechtmäßigkeit seiner Krone im Angesichte von ganz Europa auszusprechen.

Durch diesen Schritt wurden die Provinzen wieder geneigt, sich ihrem rechtmäßigen Beherrscher zu unterwerfen.

Der Herzog von Bethford, über den glücklichen Fortgang der königlichen Angelegenheiten bestürzt, suchte Hilfe bei Gewalt und List. Er bot Alles auf, an Geld und Mannschaft, was Engeland leisten konnte, und trachtete, die Freundschaft des Herzogs von Burgund zu gewinnen, der dem Könige Karl seinen Beistand versprach, und zu gleicher Zeit mit den Britten unterhandelte. Burgund war damals das Zünglein in der Wage des Gleichgewichtes der kriegführenden Mächte.

Den Weg des Feindes auszuforschen, zog Karl von Rheims weg durch Soissons, Chateau-Thierry, und Coussy, und kam nach Crepy und Valois. Alle diese Städte warfen das englische Joch ab. —

Bethford, mit 10000 Mann zu Senlis, foderte Karl schriftlich auf, Tag und Ort zu bestimmen, an welchem, durch Frieden oder durch eine Schlacht, das Loos der armen Franzosen entschieden werden solle, welche unter dem Szepter eines Usorpators ihm das innigste Mitleiden abgedrungen hätten. —

Karl bot ihm eine Schlacht an; zwei Tage standen die beiden Heere einander gegenüber; doch fiel nur hie und da ein einzelner Tirailleur-Schuß; einer unnöthigen Schlacht wegen, wollte die Jungfrau die herrlichsten Früchte ihrer Siege nicht auf das Spiel sezen.

Bethford nahm seinen Weg nach Paris, wohin auch Karl sich auf das Versprechen des Herzogs von Burgund, die Stadt werde ihn mit offenen Armen empfangen, begab, nachdem Compiegne, Senlis, Creil, Beauvais, die Brücke St. Maxeme, Choisy, Gournay, Remy, le Neufwille, Mognay, Chantilly, Sainchimes, und die umliegenden Orte, seiner Fahne gewonnen waren.

Allein, auf der Höhe von St. Denis, fand er nicht nur Bethford mit seiner Armee, sondern auch die Stadt zur hartnäckigsten Gegenwehr gerüstet. Bei einem plötzlichen Ueberfalle der Gräben von St. Honore entging Johanna, schwer verwundet, mit genauer Noth der Gefangenschaft; die tapfersten Soldaten deckten todt die Schlachtstätte. —

Der eigensinnige Wunsch Karl VII., den Herzog von Burgund auf seine Seite zu bringen, verzögerte den Fortgang seiner Waffen; die ganze Picardie war in gespannter Erwartung, und besonders die großen Städte Amiens, Abbeville und St. Quentin. Er versäumte diese günstige Gelegenheit, und lenkte nach Berry um; der Herzog von Bethford aber, der drohenden Gefahr ledig, brach in die Normandie ein, wo der Konnetable von Richemont bereits

Evreux, Aumale, Castrau, Gaillard und Andeln, die wichtigsten Positionen dieser Provinz, mit stürmender Hand genommen hatte.

Zu dieser Zeit hielt der Herzog von Burgund Beilager mit Isabella, des Königs von Portugal Tochter, welchem die Herzogin von Bethford beiwohnte, um bei den fröhlichen Festen dem Herzog vortheilhafte Entschlüße für die Angelegenheiten ihres Mannes abzulocken.

Dieser begleitete sie mit 4000 Mann nach Paris, wo er den Bund der Freundschaft erneuerte, welche durch die Spannung der Gräfin von Holland mit seinem Schwager etwas vermindert war; hier stiftete er auch den Orden des goldenen Vließes, gleichsam als habe er schon die Gärten der Hesperiden, als ein zweiter Jason, gewonnen. Den König wollte er im nächsten Jahre mit Ernst bekriegen, nahm auch auf der Rückreise in der Picardie gelegenheitlich Gournay und Choisy, die sich kürzlich unter den Gehorsam der Krone begeben hatten. —

Melun, Sens, Villenenfuelle le Roy, fielen dem Könige zu, aber alle die herrlichen Thaten, welche Frankreich bewundert hatte, wiegen den ungeheuern Schmerz nicht auf, den wir über das unglückliche Ende der Johanna im Innersten unserer Seele fühlen. Muß denn jedes große Werkzeug der Vorsehung, wenn sie ihren Zweck erreicht hat, weggeworfen werden? —

(Der Beschluß folgt.)

Brief aus Verona,
am 15ten November 1814.

Wie gerne auch das hiesige Publikum deutsches Kunstverdienst anerkennt, und lohnt, möge Ihnen lieber Freund! der Erfolg des Debiit des in Gesellschaft seiner Gattin auf dem Theater Filarmonico am 5ten November dahier zum Erstenmale in der Oper Adelina aufgetretenen Sängers und Hofschauspielers Weixelbaum aus München, sprechend beweisen.

Herr Weixelbaum und seine Gattin, wurden nemlich nicht nur während der Oper 10mal voran, und nach derselben 2mal herausgerufen, sondern es erwartete sie auch beym Herausgehen aus dem Hause, ein schön bespannter 4sitziger Wagen, in dem sie beym Schimmer von 25 Fackeln, von Künstlern der hiesigen Bühne getragen, und von 2 Chören türkischer Musik begleitet, unter dem lauten und unaufhörlichen Beifall-Rufe eviva! eviva! nach Hause gefahren wurden.

Sie traten seit dem 6mal in derselben Oper, mit immer gleichem und ungetheiltem Beifall auf, und wir hoffen, noch beide während der Carneval in der so beliebten Oper Die Horatier und Kuriazier zu hören.

Nachfolgendes Sonetto wurde denselben während der Oper durch 2 weiße Tauben überbracht.

Sonetto.

Mercé al favor d'Augusto Genio, il canto
Sciolgon due Spirti sull' Ausonie Scene,
Qual trae dal ciglio in cruda sorte il pianto,
Qual di tenero cor molce le pene.

Figlio dell' Iser si gradito incanto
Scende a bear la Longobarda Atene,
Già tutte anelan d'emularne il vanto
Le più vezzose armoniche Sirene.

Adige scosso al gorgheggiar canoro
Silenzio impone de' Tritoni al suono,
Fregia i due Spirti dell' Aonio coro.

Cigno Dirceo reca in omaggio il dono
A Quei che è cinto di guerriero alloro,
A Quei che onora di Baviera il Trono.

In segno di stima

UN AMICO.





